Zeitgenössische Wachstumskritik aus wirtschaftsphilosophischer Perspektive: Zur Rekonstruktion der Wachstumsdynamik als Verselbständigung cartesischen Denkens

D I S S E R T A T I O N
der Universität St.Gallen,
Hochschule für Wirtschafts-,
Rechts- und Sozialwissenschaften,
Internationale Beziehungen und Informatik (HSG),
zur Erlangung der Würde eines
Doktors der Sozialwissenschaften

vorgelegt von

Michael Heumann

aus

Deutschland

Genehmigt auf Antrag der Herren

Prof. Dr. Florian Wettstein

und

Prof. Dr. Martin Booms

Dissertation Nr. 5224

Difo-Druck GmbH, Untersiemau 2022

Die Universität St.Gallen, Hochschule für Wirtschafts-, Rechts- und Sozialwissenschaften, Internationale Beziehungen und Informatik (HSG), gestattet hiermit die Drucklegung der vorliegenden Dissertation, ohne damit zu den darin ausgesprochenen Anschauungen Stellung zu nehmen.

St.Gallen, 23. Mai 2022

Der Rektor:

Prof. Dr. Bernhard Ehrenzeller

Danksagung

Diese Arbeit ist das Resultat eines seit vielen Jahren verfolgten und auch noch weiter währenden Projektes zum Verständnis der geistigen Grundlagen des zeitgenössischen Nachdenkens über die Welt, die Ökonomie und den Menschen. Die Verschriftlichung der Gedankengänge in dieser Dissertation wäre ohne die grossartige intellektuelle, motivationale und materielle Unterstützung zahlreicher LehrmeisterInnen, sowie weiterer für den gesamten Prozess unerlässlicher Personen nicht möglich gewesen. Bei all diesen Mitmenschen aus meinem beruflichen und privaten Umfeld möchte ich mich in aller Form herzlich bedanken.

Ein Dankeschön gleich zu Beginn geht an meine beiden Dissertationsbetreuenden Prof. Dr. Florian Wettstein (Universität St. Gallen/HSG, IWE-HSG) und Prof. Dr. Martin Booms (Akademie für Sozialethik und Öffentliche Kultur, Bonn). Sie beide haben mich auch während der schwierigsten Phase dieses Projektes unterstützt. So ermöglichten sie mir die Fortführung der Dissertation auch als sich in den beiden vergangenen Jahren die zunehmende Auflösung des ehemaligen Wertefundamentes in unserer Gesellschaft klar bemerkbar machte. Als mich die Begleitumstände dieses Zeitgeistwechsels hin zu einer hoch problematischen Weltanschauung, welche ich in dieser Arbeit im Kontext der Wachstumskritik als eine Verfallsform des cartesischen Denkens mit dem Term «Cartesianismus» bezeichne, persönlich erreichten in Form der Einschränkung von Wissenschaftsfreiheit, hielten meine beiden Betreuenden gewisse Spielräume des freiheitlichen Denkens für mich offen.

Eine in ihrer Bedeutung kaum zu überschätzende wissenschaftliche Inspirationsquelle hat stets die kleine aber feine Akademie für kritische Wissenschaftskultur in St. Gallen dargestellt. All ihren Mitgliedern möchte ich ein grosses «Merci» aussprechen, nicht nur für ihre unablässige akademische Unterstützung, sondern auch für ihren ständigen persönlichen Rückhalt. Dr. Sebastian Müller, Dr. Dana Sindermann und Dr. Dietrich Wagner – ohne Euch und Eure Hilfe wäre ein solches Projekt fachlich und emotional nicht möglich gewesen und daher bin ich Euch zu grossem Dank verpflichtet!

Ein immenses Dankeschön gebührt auch den folgenden aktuellen oder ehemaligen Mitgliedern des IWE-HSG, auf welche ich mich in den letzten Jahren stets verlassen konnte entweder ein interessiertes Gespräch über die Fundamente von (Wirtschafts-)Ethik zu führen oder die mir einfach mit wertvollem Rat und Tat zur

Seite standen (in alphab. Reihenfolge): Ensari Cicerali, PhD; Prof. Dr. Pascal Dey; Henrietta Dorfmüller; Dr. Ulrich Leicht-Deobald; Dr. Thierry Ngosso; Sarah Lilian Stephen, PhD; Dr. Daniel Villiger; Monika Wissing; Kebene Wodajo, PhD. Nicht mehr persönlich im Arbeitsalltag erleben konnte ich leider die Vordenker der Integrativen Wirtschaftsethik. Der materielle Weggang vom IWE-HSG von Prof. Dr. Peter Ulrich und PD Dr. Ulrich Thielemann vor meiner eigenen Zeit trübt dabei jedoch in keiner Weise den unschätzbaren Wert des geistigen Vermächtnisses, welches diese beiden grossen Wirtschaftsethiker auch für mich hinterlassen haben. Diese Arbeit soll auch eine inhaltliche Weiterführung der Denktradition der Integrativen Wirtschaftsethik darstellen.

Auch aus der «Münchner Schule» der Wirtschaftsethik bedanke ich mich quasi «aus der Ferne» bei Prof. Dr. Christoph Lütge (Technische Universität München). Für seine unbestechliche Integrität und öffentliche Standhaftigkeit in Zeiten der Bedrohung der offenen Gesellschaft aus unterschiedlichen, längst auch an den Universitäten Einfluss ausübenden politischen und aktivistischen Kreisen gebührt ihm als damit charakterlich vorbildhaftem Wirtschaftsethiker grosse Ehre.

Bedanken möchte ich mich auch bei denjenigen weiteren Dozierenden und Lehrbeauftragten, bei denen ich im Laufe der Jahre seit dem Beginn meines Erststudiums überaus erkenntnisreiche und prägende Veranstaltungen besuchen durfte, teils immatrikuliert oder nicht, und teils auch online. Ohne das jeweils dort erworbene Wissen wäre meine eigene theoretische Entwicklung so nicht möglich gewesen. Dies beinhaltet in alphab. Reihenfolge: Prof. Dr. Emmanuel Alloa; Pfr. Markus Anker; Dr. Daniel Brühlmeier; Prof. Dr. Thomas Eberle (jeweils HSG); Prof. Dr. Michael Esfeld (Universität Lausanne); Prof. Dr. Michael Festl (HSG); Prof. Dr. Rudolf Groner (Universität Bern); Prof. Dr. Caspar Hirschi (HSG); Prof. Dr. Dietmar Hübner (Leibniz Universität Hannover/LUH); Prof. Dr. Paul Hoyningen-Huene (LUH, Universität Zürich); Prof. Dr. Margit Oswald (Universität Bern); Prof. Dr. Dieter Thomä (HSG); Prof. Dr. Torsten Wilholt (LUH); Prof. Dr. Berthold Vogel (HSG). Ganz besonders hervorzuheben ist dabei der stets sehr bereichernde intellektuelle Austausch mit Pfr. Markus Anker, Dr. Daniel Brühlmeier und Prof. Dr. Michael Esfeld, deren jeweiliger logischer Scharfsinn und akribischer wissenschaftlicher Arbeitsstil Vorbildfunktion für mich hatten und haben. In diesem Zusammenhang möchte ich mich auch herzlich bei allen Beteiligten des von Prof. Dr. Michael Esfeld organisierten wissenschaftsphilosophischen Forschungsseminars an der Universität Lausanne bedanken, deren wertvolle Inputs im Frühjahrssemester 2021

selbst noch in der Spätphase meines Dissertationsprojektes von enormer Hilfe waren, meine eigenen theoretischen Überlegungen und Argumente zu schärfen.

Ein Dank für die vielen interessanten Erkenntnisse gilt auch allen Teilnehmenden des Yaoundé Seminars 2016, der ebenfalls 2016 abgehaltenen Reise von Business, Law und Journalism Fellows von FASPE (Fellowships at Auschwitz for the Study of Professional Ethics) nach Berlin und Krakau, der Transatlantic Doctoral Academy on Business, Economics & Ethics (TADA) in St. Gallen, Boston und Berlin 2016 und 2017, sowie der 13. Zittauer Gespräche zur Wirtschafts- und Unternehmensethik 2019. Darüber hinaus möchte ich auch den sonst selten erwähnten Mitarbeitenden der Universitätsbibliotheken der Schweiz danken, welche uns Forschende eine im weltweiten Vergleich hervorragende Infrastruktur zur Verfügung stellen. Das Privileg, ständigen Zugriff auf so ziemlich alle wichtigen Werke unterschiedlichster akademischer Disziplinen aus verschiedensten Epochen zu haben, kann einem wohl erst bewusst werden, wenn man sieht, mit wieviel Aufwand hoch talentierte und fleissige WissenschaftlerInnen in materiell weniger privilegierten Ländern um jedes Stück Literatur kämpfen müssen – eine nicht hinnehmbare globale akademische Ungerechtigkeit.

Aus meinem privaten Umfeld gilt der grösste und wärmste Dank meiner treuen Begleiterin in allen Lebenslagen, Milena. Nicht nur hast Du mich bei der intellektuellen Reise der letzten Jahre voll und ganz mit stoischer Gelassenheit unterstützt. Auch hast Du stets Verständnis gehabt für meine gelegentlichen Freizeitreisen als Eishockeyfan zum Ausgleich der wissenschaftlichen Arbeit, zumindest solange diese für mich möglich waren, bis sich mit der historischen Zäsur im März 2020 leider nur allzu viele theoretische Überlegungen und Befürchtungen zur geistigen Krise unserer postmodernen Gesellschaften in praktische, unfreie Wirklichkeit verwandelt haben. Bedanken möchte ich mich auch in aller Herzlichkeit bei meinem Vater, dem Weltenbummler, durch dessen kritisches Denken in allen Lebenslagen ich schon in frühen Tagen lernte, bei gesellschaftlichen Phänomenen etwas genauer hinzusehen und Dogmen aller Art nicht einfach so hinzunehmen. Meinen Grosseltern in Moskau gebührt ebenfalls ein grosses Dankeschön für das Teilen ihrer Erfahrungen im Umgang mit unterschiedlichen Gesellschafts- und Wirtschaftssystemen. Ich hoffe sehr, dass Ihr mir meine Abwendung von den materialistischen philosophischen Schulen und meine Hinwendung zu «diesen bourgeoisen» Theorien nachsehen könnt. Auch meiner herzensguten Grossmutter in Chemnitz gilt ein besonderer Dank. Auch wenn Du meinst, aufgrund knapper Schulbildung in den damaligen Wirren der Kriegszeiten nicht viel an Andere

vermitteln zu können, so teilst Du doch das Grösste und Wichtigste, was einen Menschen überhaupt ausmachen kann: Empathie und Menschlichkeit. Zum Schluss nicht vergessen möchte ich in meinen Dankesworten meine mich stets vorbildlich unterstützenden Schwiegereltern und meine gesamte Schwiegerfamilie aus der Innerschweiz, in deren unmittelbarer geographischer Nähe ich in der Idylle der umgebenden Berge und Seen in unruhigen und global hochgradig beunruhigenden politischen Zeiten eine neue Heimat habe finden dürfen.

Ibach SZ, den 04.10.2021 Michael Heumann

Inhaltsverzeichnis

Abstract ix

Zusammenfassung xi

Abbildungsverzeichnis xiii

Abkürzungsverzeichnis xiv

1 Das ökonomische Wachstum und die Wachstumskritik: Ein wirtschaftsphilosophischer Problemaufriss 1

1.1 Wachstumsimperativ, Anti-Wachstumsimperativ und Wachstumsdynamik: Eine erste Begriffsordnung 7

1.2 Zur Notwendigkeit einer wirtschaftsphilosophischen Perspektive 11

2 Ideengeschichtliche Grundlagen zeitgenössischer Wachstumskritik 29

2.1 Griechische Antike: Ontologisch begründete Wachstumskritik 30

2.1.1 Platon 31

2.1.2 Aristoteles 36

2.1.3 Zusammenfassung und Einordnung antiker Wachstumskritik 45

2.2 Neuzeit: Wachstumskritik als Teil eines neuen philosophischen Paradigmas 48

2.2.1 Philosophische Grundlegung 49

2.2.2 Ökonomisch-wachstumskritische Grundlegung 66

2.2.3 Anachronistische Ausnahmen: Wider dem Zeitgeist 78

2.3 Moderne: Klassiker der zeitgenössischen Wachstumskritik 89

3 Systematische Grundlagen zeitgenössischer Wachstumskritik 117

3.1 Ausdifferenzierung und Lagereinteilung der zeitgenössischen Wachstumsdebatte 118

3.1.1 Erstes Lager: Wachstumsimperativ 120

3.1.2 Zweites Lager: Grüner/Sozialer Wachstumsimperativ 126

3.1.3 Drittes Lager: Anti-Wachstumsimperativ («Postwachstum») 135

3.1.3.1 Utilitaristischer Postwachstumsansatz 140

3.1.3.2 Egalitaristischer Postwachstumsansatz 146

3.1.3.3 Minimalversorgungs-Postwachstumsansatz 150

3.2 Kritik der zeitgenössischen Wachstumskritik: Stand der Literatur 156

4 Eine wirtschaftsphilosophische Systematik zur Kritik an der Wachstumskritik. 167

4.1 Cartesisches Denken versus verselbständigter Cartesianismus 169

4.1.1 Cartesisches Denkfundament und seine Verkehrung in den Cartesianismus 170

4.1.2 Zweifache Selbstwidersprüchlichkeit der cartesianistischen Reduktion 186

4.1.2.1 Widersprüchliche Reduktion auf den Materialismus 186

4.1.2.2 Widersprüchliche Reduktion auf den Relativismus 188

4.1.3 Dynamik der relativistisch-materialistischen Denkform des Cartesianismus 191

4.2 Cartesianismuskritik: Konzeptüberlappungen und -abgrenzungen 203

4.2.1 Relativismuskritik 203

4.2.2 Materialismuskritik 205

4.2.3 Szientismuskritik 209

4.2.4 Ökonomismuskritik 219

4.3 Der ökonomische Gegenstand, das Geld und der Cartesianismus 222

5 Methodik 240

6 Analyse und Diskussion 251

6.1 Widersprüche des Anti-Wachstumsimperativs 251

6.1.1 Bestimmungsdynamik des ethischen Utilitarismus der Wachstumskritik 252

6.1.2 Bestimmungsdynamik des ethischen Egalitarismus der Wachstumskritik 270

6.1.3 Bestimmungsdynamik des ethischen Minimalversorgungsansatzes der Wachstumskritik 286

6.1.3.1 Suffizienzbegriff: Analyse 288

6.1.3.2 Suffizienzbegriff: Synthese (Methodischer Exkurs) 297

6.1.4 Die Aporie des Imperativs der Nicht-Überschreitung planetarer Grenzen 306

6.1.4.1 Wirtschaftsphilosophische Rekonstruktion des Selbstwiderspruchs 307

6.1.4.2 Transzendentallogische Rekonstruktion des Selbstwiderspruchs ... 322

6.2 Zusammenfassung und Diskussion 332

7 Mögliche Lösungsansätze: Die Zukunft der Wachstumskritik 348
7.1 Rückkehr in ein prä-wissenschaftlich-philosophisches Denken? 349
7.2 Rückkehr in das erste Paradigma der prima philosophia 352
7.3 Cartesische Wiederbesinnung im zweiten Paradigma der prima philosophia 356
8 Ausblick: Zur Notwendigkeit einer Transzendentaltheorie des Wachstums..... 361
Literaturverzeichnis..... 367

Abstract

The research objective of this work is to provide an integrative perspective of a Philosophy of Economics on the epistemic, ontic and moral preconditions of the concept of economic growth and thus elucidate the contemporary debate on growth. For that matter, the focus here is the critique of the intellectual foundations of today's criticism of growth. For this, the two-part Hypothesis (Hyp.) states that the different versions of growth criticism by and large all respectively cannot develop plausible alternatives to the prevailing growth imperative (Hyp. 1a). In accordance with that and beyond that, the different versions of growth criticism even turn out to be also constituting the actual growth dynamics (Hyp. 1b). In the philosophical historical part of this work, the varying relevant preconditions of the respectively taken worldviews are compared between the ontologically-metaphysically founded criticism of money and growth in ancient Greece and the classical works of (early) modern growth criticism, each in the face of the transition from the first to the second paradigm of the *prima philosophia* (K.-O. Apel). The systematic foundations of the contemporary debate on growth are displayed in the context of the three factions of growth advocates (imperative of growth), growth adaptationists (imperative of green/social growth), and degrowth/growth opponents (imperative of anti-growth). The here proposed systematic perspective of a Philosophy of Economics is based on the thesis that the inversion of the relationship between the *res cogitans* and the *res extensa* leads to a deficient, reductionist interpretation of Cartesian thought. Precisely that self-contradictory, cartesianistically decoupled attempt of the replacement of the absolutist and idealistic foundations of the subject of perception turns out to be the actual cause of a dominant, self-perpetuating dynamics between relativism and a form of quantified materialism. This postmodern idealistic dynamics strives to dissolve the boundaries of all qualitative categories and spans across scientific thought, as well as in analogy to that across the thinking in terms of pure monetary categories (G. Simmel). Methodically on the theoretical basis of that, a *reductio ad absurdum* is presented as to show that the implicit cartesianistically decoupled premises of the contemporary criticism of growth are the root cause that growth criticism, even in its strongest form of degrowth, always inevitably reverts back to the economic concept of growth and thus continually perpetuates the real dynamics of economic growth. As for the preferred approach to resolve this issue, a reconsideration of and return to the dualistic Cartesian legacy is outlined, in order to lay the foundations for a future

transcendentally philosophical growth criticism, a project that is though yet to be systematically spelled out in detail.

Zusammenfassung

Das Erkenntnisziel dieser Arbeit ist es, einen integrativen wirtschaftsphilosophischen Beitrag zu leisten zu den epistemischen, ontischen und moralischen Bedingungen des ökonomischen Wachstumsgegenstandes und damit zur Aufklärung der zeitgenössischen Wachstumsdebatte. Im Fokus steht dabei die Kritik an den geistigen Grundlagen heutiger Wachstumskritik. Die zweiteilige Hypothese (Hyp.) hierzu lautet, dass es die verschiedenen Strömungen zeitgenössischer Wachstumskritik jeweils weitestgehend verpassen, plausible Alternativen zum vorherrschenden Wachstumsimperativ darzubieten (Hyp. 1a). In Zusammenhang damit und darüberhinausgehend lassen sich die verschiedenen Strömungen zeitgenössischer Wachstumskritik sogar selbst als mitkonstituierend für die eigentliche Wachstumsdynamik erweisen (Hyp. 1b). Im ideengeschichtlichen Teil der Arbeit werden die unterschiedlichen weltanschaulich relevanten Voraussetzungen zwischen antiker, ontologisch-metaphysisch begründeter Geld- und Wachstumskritik und den Klassikern neuzeitlicher Wachstumskritik je vor und nach dem Übergang vom ersten zum zweiten Paradigma der *prima philosophia* (K.-O. Apel) verglichen. Die systematischen Grundlagen zeitgenössischer Wachstumskritik werden im Kontext der drei Lager der Wachstumsbefürwortung (Wachstumsimperativ), der Wachstumstransformation (grüner/sozialer Wachstumsimperativ) und des Postwachstums/der Wachstumsablehnung (Anti-Wachstumsimperativ) dargestellt. Die eigene systematische wirtschaftsphilosophische Perspektive basiert auf der These, dass die Umkehrung des Verhältnisses zwischen der *res cogitans* und der *res extensa* zu einer defizitären, reduktionistischen Interpretation cartesischen Denkens führt. Dabei stellt sich eben dieser selbstwidersprüchliche, cartesianistische Versuch der Nivellierung absoluter und ideeller Grundlagen des Erkenntnissubjekts als eigentliche Ursache einer virulent gewordenen Verselbständigungsdynamik zwischen Relativismus und (Zahlen-)Materialismus dar. Diese postmoderne, alle qualitativen Kategoriengrenzen auflösende Eigendynamik umfasst sowohl das wissenschaftliche Denken, als auch analog dazu das geldförmige Denken (G. Simmel). Methodisch wird auf Basis dessen mittels des indirekten Widerspruchsbeweises aufgezeigt, dass die impliziten cartesianistischen Prämissen zeitgenössischer Wachstumskritik ursächlich dafür sind, dass die Wachstumskritik selbst in ihrer ausgeprägtesten Form des Postwachstums immer wieder unweigerlich auf den ökonomischen Wachstumsgegenstand zurückfällt und die reale Wachstumsdynamik damit stetig perpetuiert. Als präferierter Lösungsversuch dieser Problematik wird die

Wiederbesinnung auf das dualistisch-cartesische Erbe vorgeschlagen, um zukünftig eine transzendentalphilosophisch fundierte Wachstumskritik zu begründen.

Abbildungsverzeichnis

Abbildung		Seite
1	Archetypische Lagereinteilung der zeitgenössischen Wachstumsdebatte (eigene Darstellung)	120
2	Die Eigendynamik des verselbständigten Cartesianismus (eigene Darstellung)	192

Abkürzungsverzeichnis

a.a.O.	am angegebenen Ort
Abs.	Abschnitt, Teilabschnitt
Abt.	Abteilung
aktual.	aktualisiert(e)
alphab.	alphabetisch(e)
Anm.	Anmerkung
Aufl.	Auflage
Bd.	Band
bearb.	bearbeitet
BIP	Bruttoinlandsprodukt
bspw.	beispielsweise
bzw.	beziehungsweise
ca.	circa
CO_2	Kohlenstoffdioxid
d.h.	das heisst
ders./dies.	derselbe/dieselbe(n)
Dr.	Doktor/Doktorin
ebd.	ebenda
Einl.	Einleitung
erw.	erweitert(e)
et al.	et alii
etc.	et cetera
exkl.	exklusive
f.	folgende Seite
FASPE	Fellowships at Auschwitz for the Study of Professional Ethics
ff.	folgende Seiten
Fn.	Fussnote
ggf.	gegebenenfalls

hrsg.	herausgegeben
Hrsg.	Herausgeber
HSG	Universität St. Gallen
Hyp.	Hypothese
IM	Interpretationsmöglichkeit
inkl.	inklusive
insb.	insbesondere
IWE-HSG	Institut für Wirtschaftsethik, Universität St. Gallen
Kap.	Kapitel, Unterkapitel
LUH	Leibniz Universität Hannover
MAUSS	Mouvement anti-utilitariste dans les sciences sociales
n. Chr.	nach Christus
Nr.	Nummer
OECD	Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung
PD	Privatdozent
PhD	Doctor of Philosophy
Prof.	ProfessorIn
rev.	revidiert(e)
S.	Seite
TADA	Transatlantic Doctoral Academy on Business, Economics & Ethics
u.a.	unter anderem
überarb.	überarbeitet(e)
übers.	übersetzt
US	den Vereinigten Staaten zugehörig
USA	United States of America (Vereinigte Staaten von Amerika)

usw.	und so weiter
verb.	verbessert(e)
vgl.	vergleiche
vs.	versus
WHO	Weltgesundheitsorganisation
z.B.	zum Beispiel
zit.	zitiert

1 Das ökonomische Wachstum und die Wachstumskritik: Ein wirtschaftsphilosophischer Problemaufriss

Was taten wir, als wir diese Erde von ihrer Sonne losketteten? Wohin bewegt sie sich nun? Wohin bewegen wir uns? Fort von allen Sonnen? Stürzen wir nicht fortwährend? Und rückwärts, seitwärts, vorwärts, nach allen Seiten? Gibt es noch ein Oben und ein Unten? (Nietzsche, 1955, S. 126)

Anfang der 2020er Jahre jährt sich die Veröffentlichung zweier Standardwerke zeitgenössischer Wachstumskritik zum jeweils 50. Mal. Sowohl die aus physikalisch-thermodynamischer Perspektive begründeten Grenzen der ökonomischen Ressourcennutzung (Georgescu-Roegen, 1971), als auch die vom Club of Rome durch ein mathematisches Weltmodell prognostizierten materiellen Grenzen ökonomisch-exponentiellen Wachstums (Meadows, Meadows, Zahn & Milling, 1972) stehen nach einem halben Jahrhundert wegweisend für den immer noch vorherrschenden Ausgangspunkt der Problematisierung ökonomischen Wachstums: «[A]uf einem begrenzten Planeten kann es kein unbegrenztes Wachstum geben, von dieser Einsicht geht die Postwachstumsbewegung aus» (Le Monde diplomatique, 2015b, S. 10).

Die Persistenz dieser äusserst vorannahmebehafteten Herangehensweise an eine Kritik am ökonomischen Wachstumsgegenstand ist erstaunlich. Denn obwohl sich auf Ebene der schier unantastbaren Prämisse der Unvereinbarkeit von materieller Begrenztheit und unbegrenzten ökonomischen Wachstums innerhalb der zeitgenössischen Wachstumskritik nichts geändert hat, ist die Welt, in der wir heute leben, in wesentlichen Punkten von derjenigen vor 50 Jahren zu unterscheiden. Der vorläufige Siegeszug des uns in der westlichen Welt spätestens seit dem Ende des Kalten Krieges vollständig umgebenden politisch-wirtschaftlichen Systems (Fukuyama, 1989; 1992), welches landläufig wie wohl kein anderes mit *ausufernden Wachstumsraten* und der *Gier nach ‹immer mehr›* in Zusammenhang gebracht wird, scheint nach zwischenzeitlich aufgekommenen, ersten ideologischen Zweifeln im Zuge der globalen Finanzkrise von 2008/2009 (Fukuyama, 2012; 2014, S. 4f.) keinesfalls mehr ungebrochen. Im Rahmen der Coronakrise 2020/2021 wird nun auch, zumindest auf dem ersten Blick, sogar ganz ernsthaft in weiten Kreisen ein Ende des bisherigen (Wachstums-)Systems angedacht und diskutiert (vgl. z.B. der normativ gemeinte Aufruf zu einer «Neuen Normalität», Autorenkollektiv/Le Monde tribune, 2020).

Mit den genannten Umwälzungen und Erschütterungen des Systems sind aber keinesfalls nur die sich radikal veränderten und weiterhin verändernden globalen *materiellen* Macht- und Wirtschaftsstrukturen zu benennen, welche für ökonomische und ökologische Analysen zum Zustand des Planeten Erde ohne Zweifel von praktischer Relevanz sind. Die Veränderungen greifen tiefer, spielen sich auf einer *ideellen* und damit keinesfalls weniger relevanten Ebene menschlichen Daseins ab. Sie prägen eine Zeit, welche für tiefgreifende gesellschaftliche Verunsicherung, aber auch gleichzeitig für ausgeprägte Polarisierung in zunehmend emotional ausgetragenen öffentlichen Debatten steht, sei es zum Klimawandel, zum Coronavirus, zur Migration, zur Censor Culture, zur Abtreibungsfrage oder zur Identitätspolitik, um nur einige Beispiele von Vielen zu nennen. Kaum eine vor 50 Jahren zumindest in der breiten Gesellschaft noch als weitestgehende Selbstverständlichkeit angesehene Tatsache kann guten Gewissens aufgezählt werden, welche in ihrer Faktizität seitdem nicht erheblichen und grossflächigen Akzeptanzverlust erlitten hat. Ehemalige, schier in Stein gemeisselte Fakten werden oftmals nicht mehr als solche anerkannt. Ob der normative Sonderstatus des menschlichen *Subjekts* in der Natur (Latour, 2004, vgl. dort insb. Kap. 2), das Konzept von Willensfreiheit (z.B. Libet, 1985[1]) oder auch starre, statische Geschlechter-Kategorien (z.B. Butler, 2006), kaum ein ehemals tragendes konzeptuelles Fundament für früher gemeinhin als legitim betrachtete und konsensfähige Weltanschauungen hat die sozial- oder naturwissenschaftlichen «Dekonstruktionen»[2] aus einstmaligen akademischen Nischen heraus konsensuell überlebt, ohne zumindest mit erheblichen Rissen im Gefüge einer in vielen Belangen ethisch, ontologisch und epistemologisch zunehmend orientierungslosen Gesellschaft einherzugehen. Nietzsches Einsicht und Voraussicht zum Zustand der (post-)

[1] Hiermit sind in erster Linie die Nachwirkungen für die Philosophie des Geistes gemeint. Libet vertrat für den bewusstseinsphilosophischen Status menschlicher Willensfreiheit in seiner eigenen Interpretation der Ergebnisse seiner empirisch-experimentellen Versuche einen differenzierteren Standpunkt, als im populärwissenschaftlichen Nachgang oftmals üblich (vgl. Libet, 1999).

[2] Der Dekonstruktionsbegriff wird von mir in diesem Zusammenhang ganz gezielt kontraintuitiv zur Lesart gegenwärtiger Relativismuskritik (vgl. z.B. Boghossian, 2006/2013) auch auf nicht-sozialwissenschaftliche, naturwissenschaftlich begründete Relativierungen bisheriger Erkenntnisgegenstände ausgedehnt. Hintergrund ist die von mir abgelehnte Unterscheidung zwischen Natur- und Sozialwissenschaft *in der strikten Form*, jedenfalls unter den spätestens seit dem 19. Jahrhundert prävalenten weltanschaulichen Vorzeichen, wie sie z.B. bei Max Weber (1904/1973) vorzufinden sind mitsamt der im deutschsprachigen Raum prominent gewordenen Unterteilung unterschiedlicher Erkenntnisarten von Verstehen und Erkennen. Die Begründung für diesen Schritt leitet sich aus den Prämissen meines eigenen Gesamtwirklichkeitsverständnisses ab (vgl. hierzu Kap. 4, dort insb. Abs. 4.2.3), unter welchen es eine «reine Naturwissenschaft» ohne einem der sozialen Sphäre zugehörigen Erkenntnisprozess gar nicht geben kann, ja sogar der Glaube daran, dass naturwissenschaftliche Fakten für sich selbst sprächen bereits problematisch ist – und sogar mit dem Problem der Wachstumsdynamik assoziiert ist.

modernen Gesellschaft, welche sich von ihren Gewissheiten trennt, sich von ihren absoluten Bezugspunkten wie den eben *damit getöteten* Gott löst, ist in ihrer Relevanz zur Selbstreflexion aktueller gesellschaftlicher Probleme bedeutender denn je. Ein kritischer Beobachter der nun nicht mehr nur neuzeitlich-modernen, sondern der sich in ihren Verständigungsgrundlagen im Auflösen befindenden neuzeitlich-*post*modernen Gesellschaft, kommt tatsächlich nicht mehr um die Frage des zunehmend wackelig gewordenen wissenschaftlichen Erkenntnisbodens umhin: Gibt es noch ein Oben und ein Unten?

Dabei wäre es jedoch gleichermassen ein relativismuskritisch allzu verkürzter Schluss anzunehmen, dass *jegliche* Gewissheiten in der Postmoderne in einem postfaktischen Wahrheitsbildersturm eliminiert worden sind. Denn wo es noch potentiell ein Oben und ein Unten gibt, um in der metaphorischen Sprache Nietzsches zu bleiben, gibt es immer auch ein bereits vorausgesetztes Koordinatensystem, hier konkret zumindest entlang einer materiell und zahlenmässig erfassbaren Vertikalen, welche in der nach Orientierung ringenden und eben doch nicht als radikal nihilistisch zu entlarvenden Frage nach dem Oben oder Unten immer bereits vorausgesetzt werden muss. Eine Paradoxie der skizzierten Diagnose zum aktuellen Zustand unserer postmodern gewordenen Gesellschaft ist ja gerade die damit einhergehende obsessive öffentliche Beschäftigung mit dem Realitäts- und Wahrheitsbegriff.[3] Eine derartige Denkarbeit, welche in früheren, ideologisch sichereren Zeiten allenfalls von «verschrobenen» Philosophen[4] vorgenommen worden wäre, hat als allumfassende Krise der Wahrheit spätestens seit der Diskussion um *Fake News* und *alternative Fakten* über Philosophie und Academia hinaus die Feuilletons und sogar die Stammtische erreicht (vgl. Booms, 2018, S. 35-41; Neiman, 2017). Diese mit der kontroversen US-Präsidentschaft Donald J. Trumps aufgekommenen Begriffe in der politischen Debattenkultur verweisen auf die Relativierung und Dekonstruktion von Wahrheitsansprüchen und Realitätsbildern – meist natürlich immer der Anderen aus dem feindlichen Lager – vor dem Hintergrund der eigenen Weltanschauung. Letztere muss für die konsistente Aufrechterhaltung des Geltungsanspruchs der eigenen Kritik aber eben doch als irgendwie «gewiss» vorausgesetzt werden. Wer ausserhalb dieses

[3] Bei seiner Vereidigung zum 46. Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika am 20. Januar 2021 proklamierte etwa Joseph «Joe» R. Biden, Sr., dass es die Pflicht eines jeden US-Bürgers/einer jeden US-Bürgerin sei, «die Wahrheit zu verteidigen und die Lügen zu bekämpfen» (zit. in Frank, 2021).

[4] Aristoteles (1981, Politik) als einer dieser Philosophen wehrte sich gegen diesen schon zu seiner Zeit existierenden Vorwurf der Verschrobenheit anhand einer Anekdote über den Vorsokratiker Thales von Milet, anhand derer er zu zeigen versuchte, dass die vom Volk belächelten philosophischen Überlegungen nur scheinbar weltfremd seien und eben doch gesellschaftliche, ja sogar handfeste wirtschaftliche Relevanz hätten (vgl. 1259a).

moralischen, epistemischen und ontischen Hintergrundrahmens der eigenen Wirklichkeit argumentiert, ist dann entweder ein feindseliger Lügner (er oder sie erzählt *Fake statt Fakt*, um angeblich irgendwie Macht, Geld, usw. anzuhäufen) oder schlichtweg ein verrückter Spinner (er oder sie schwadroniert etwas von «alternativen» Fakten, d.h. *glaubt* an einen anderen Hintergrundrahmen und *weiss* nicht, dass ein solcher Hintergrundrahmen doch nur ganz und gar absurd, eben nur verrückt sein könne). Mit der scheinbar stets bescheidenen Toleranzdevise[5] der «Anything goes»-Beliebigkeit postmoderner und angeblich Pluralismus-fördernder Wissenschaft ist es dann sofort vorbei; der Diskursausschluss scheint für solche Fälle von Lügerei und Narrentum legitimiert. Das eigentlich Paradoxe ist somit, dass mit der in postmodernen oder auch sogenannt postfaktischen Gesellschaften konstanten Relativierung vorgetragener Wahrheitsansprüche und sogar des Wahrheitsbegriffs selbst nicht etwa die Polarisierung abgenommen, sondern im Gegenteil, womöglich verstärkt durch Ökonomisierung, Digitalisierung und «Soziale» Medien, sogar zugenommen hat. Innerhalb dieser weltanschaulich-strukturellen Vorzeichen gibt es folglich bspw. in der Diskussion zum anthropogenen Faktoren zugeschriebenen Klimawandel, welche ja aus der Perspektive der zeitgenössischen Wachstumsdebatte nur ein zurzeit prominent diskutiertes Wachstumsthemen*teilgebiet* zur Zukunft von Mensch und Natur auf dem Planeten Erde darstellen kann,[6] ein eben scheinbar klar definiertes Lager von (meist wachstumskritischen) «KlimaschützerInnen» und dem gegenüber das Gegenlager der «Klima*leugner*Innen», in welches dann alle möglichen Nicht-KlimaschützerInnen vermeintlich eingeteilt werden können, unabhängig davon, ob sie dem Klimaschutz einfach weniger Gewicht beimessen als die KlimaschützerInnen oder weil sie eine anthropogene Ursache des Klimawandels verneinen. Gewisse Fakten, Tatsachen und/oder Wahrheiten werden also weiterhin, vielleicht mehr als je zuvor, als unverrückbar, ja gar nicht diskussionswürdig angenommen. Diese verschwinden damit unter der Oberfläche des bewussten Reflexionszugangs und bilden den Ausgangspunkt um Anderen ihre «Lügen», «Machtstrukturen», «Narrative», usw. zu dekonstruieren, wie z.B. eben den Glauben, dass Wachstum etwas Gutes oder Schlechtes sei.

[5] Für eine Darstellung der eigentlichen Unvereinbarkeit eines Toleranzgebots mit dem hier relevanten Relativismus-Subtyp des moralischen Relativismus, vgl. z.B. Hübner (2014, S. 66).

[6] Rockström et al. (2009a; 2009b) bspw. identifizieren neben (1) climate change noch acht weitere, quantitative planetare Grenzen innerhalb ihrer Erdsystemforschung, nämlich: (2) rate of biodiversity loss, (3) global phosophorus and nitrogen cycle, (4) stratospheric ozone depletion, (5) ocean acidification, (6) global freshwater use, (7) change in land use, (8) atmospheric aerosol loading und (9) chemical pollution.

Mit der eingangs skizzierten Axiomatik zeitgenössischer Wachstumskritik von der materiellen Begrenztheit der Erde und der damit scheinbar zwangsläufig einhergehenden (auch normativ gesollten) Maxime der Begrenzung ökonomischen Wachstums scheint es sich nun derart zu verhalten: Das weltanschauliche Fundament der seit über 50 Jahren dauernden Wachstumsdebatte fällt scheinbar nicht in den Erfassungsbereich (post-)moderner Relativierungen und Dekonstruktionen, sondern bildet einen konstitutiven, für die Wachstumsproblematik *definitorischen* Ausgangspunkt unverrückbarer Erkenntnis und darauf aufbauender Kritik. Die zahlenmässige Bemessung und damit auch Erschliessung der materiellen Wachstumsgrenzen ist demnach paradigmatisch für die zeitgenössische Wachstumskritik, ihre daraus hervorgehenden Lager[7] und der zwischen diesen Lagern ausgetauschten sozialen, ökologischen und ökonomischen Argumente. Wer ausserhalb dieser weltanschaulichen Schablone argumentiert, sich daher auch nicht in ein bestimmtes Lager einordnen lassen möchte, da er oder sie ja vielleicht die Lagerbildungs*grundlage* bereits zur Disposition stellen möchte, läuft somit Gefahr, sich trotzdem oder sogar gerade deswegen als eine Art *WachstumsleugnerIn* zu outen. Diese Zuschreibung wäre aber ein fundamentaler Fehlschluss, da sich wirkliche Wachstums- und Wahrheitskritik die *skeptische* (nicht gleichzusetzen mit *relativistische*) Hinterfragung der Argumentationsgrundlagen im besten philosophischen Sinne zur Aufgabe machen sollte, um sich eben nicht in einer *Petitio Principii* zu verfangen. Es ist daher unabhängig von Akzeptanzfragen und etwaig heraufbeschworenen Anfeindungen stets legitim und aus philosophischer Sicht sogar geboten zu fragen: Was ist nun *wirklich* das genaue Problem des Wachstums? Macht die bisherige Konzeptualisierung des Wachstumsgegenstandes in der zeitgenössischen Wachstumsdebatte überhaupt Sinn oder lassen sich bestimmte darin enthaltene Kernargumente sogar als letztinstanzlich selbstwidersprüchlich und damit in der sozialen, ökonomischen und ökologischen Konsequenz als kontraproduktiv für eine nachhaltige (Post-?)Wachstumspolitik erweisen? Und was sagt die Art und Weise, Wachstum heutzutage zu betrachten, und wie wir es gemeinhin im Vergleich dazu früher betrachten, über uns selbst aus, im besten Sinne der hier adaptierten kantischen Frage: Was ist der [postmodern gewordene] Mensch?

[7] Wie ich im weiteren Verlauf der Arbeit zu zeigen werde versuchen, gilt dies im weiteren Sinne sogar für viele WachstumsbefürworterInnen, also bspw. auch die neoklassischen ÖkonomInnen, auch wenn sich diese Prämisse aus Sicht der Ökonomik mit einem anderen begrifflichen Repertoire, wie z.B. Knappheit, fassen lässt und dort auch zu auf dem ersten Blick völlig gegensätzlichen Schlussfolgerungen im Hinblick auf gesolltes ökonomisches Handeln führt, als bei den selbstdeklarierten KritikerInnen des Wachstums.

Die *quantifizierende Natur* der voraussetzungsreichen Wachstumskritikprämisse in Form der unterstellten *Unvereinbarkeit* des *unbegrenzten* Wachstums im *begrenzten materiellen* Raum ist bei näherer Betrachtung keinesfalls selbstverständlich, auch nicht aus einer ideengeschichtlichen Perspektive heraus auf frühere, vormoderne Wachstumskritik. Den heutigen Ansätzen zugrundeliegende weltanschauliche Voraussetzungen zu hinterfragen ist eine ureigene Aufgabe geisteswissenschaftlicher Aufklärung und damit Ziel dieser Arbeit. Denn das zeitgenössische Wachstumsverständnis fusst auf einer, wie ich später noch zeigen und diskutieren möchte, äusserst merkwürdigen Eigentümlichkeit (post-)modernen Denkens, gekennzeichnet von einer Dynamik zwischen einer sowohl relativistischen, als auch materialistischen Erkenntnistendenz, wie sie sich sonst auch in anderen ökonomisierten und damit scheinbar der Wachstumskritik ganz fern liegenden Denkmustern zeigt. Sich dieser Dynamik nicht mehr bewusst zu sein, und daher auch die damit assoziierten Paradoxien nicht mehr zu erkennen, ist damit der eigentliche Problemgegenstand einer philosophisch, hier insbesondere wirtschaftsphilosophisch, möglichst aufgeklärten Kritik. Es ist von ungemeinem erkenntnistheoretischem Interesse, diese am Schnittfeld von Ökonomie und Philosophie vorfindliche paradoxe Dynamik zu beleuchten, gerade um sich einer Aufklärung zum genuinen Wachstumsproblem anzunähern. Die Implikationen sind dabei jedoch nicht nur auf das Literaturfeld des ökonomischen Wachstums und der Kritik daran begrenzt, sondern werfen auch ein allgemeines Licht auf unseren heutigen, nicht nur materiellen, sondern auch ideellen Umgang mit unserer *Umwelt*.

Insofern uns also die zentralen Prämissen zeitgenössischer Wachstumskritik, aus welchen heraus wir heutzutage gemeinhin meinen, ökonomisches Wachstum kritisieren zu können, uns nicht nur etwas über den Wachstumsgegenstand selbst sagen, sondern auch darüber, wie wir uns als Menschen in Bezug zu der von uns kritisierten Welt sehen, dient ein *wirtschaftsphilosophisches Programm*, welches sich auf ethischer, epistemologischer und ontologischer Ebene dem ökonomisch-philosophisch verwobenen Themengegenstand nähert. Dieses Programm wird im letzten Teil dieser Einleitung (Kap. 1.2) ausgelegt und im Verlauf der Arbeit ausgeführt. Für diese wirtschaftsphilosophische Einbettung und (Aussen-)Kritik der zeitgenössischen Wachstumsdebatte, insbesondere ihrer in den Fokus zu rückenden heutigen Wachstumskritik, dient zuvor im Folgenden eine kurze terminologische Einführung (Kap. 1.1). Dieses Unterkapitel nähert sich der Wachstumsdebatte in einer ersten systematisch-begrifflichen Auseinandersetzung unter explizitem Einbezug der skizzierten Paradoxie des brüchig gewordenen wissenschaftlichen und

gesellschaftlichen Erkenntnisbodens bei gleichzeitiger absoluter Setzung der quantitativen Erschliessung der materiell(-begrenzt)en Welt. Diese begriffliche Annäherung geschieht mittels der folgenden drei Termini: (1) Wachstumsimperativ, (2) Anti-Wachstumsimperativ und der ausserhalb der weltanschaulichen Annahmen eines bipolaren Spektrums stehenden (3) Wachstumsdynamik.

1.1 Wachstumsimperativ, Anti-Wachstumsimperativ und Wachstumsdynamik: Eine erste Begriffsordnung

Unter *zeitgenössischer Wachstumsdebatte* verstehe ich die seit den 1960er Jahren andauernde und am Schnittfeld von Ökonomie, Ökologie, Politik, Moral und Gesellschaft befindliche wissenschaftliche und populärwissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Gegenstand des Wirtschaftswachstums. Die zentrale Auseinandersetzung in dieser Debatte spielt sich entlang zweier idealtypischer Argumentationspole ab: dem (1) Wachstumsimperativ und dem (2) Anti-Wachstumsimperativ.

Der erste Argumentationspol liegt bei den BefürworterInnen des Wachstums, welche in der Verwirklichung des ökonomischen Wachstums einen ökonomischen Mehrwert sehen, und dieses damit z.B. aus sozialer Sicht für vorzugswürdig halten. Diese Vorzugswürdigkeit drückt sich in einem moralischen Imperativ aus, dem (1) *Wachstumsimperativ*: *‹Wachse, denn Wachstum ist gut!›* oder auch abstrakter *‹Mehr ist besser!›* Dieser bspw. akademisch in der Ökonomik oder gesellschaftlich in der Wirtschaftspolitik[8] vertretene Standpunkt mag nun zu Recht oder zu Unrecht als ein «Dauerzustand moderner Wirtschaften […] seit ungefähr 200 Jahren» (M. Binswanger, 2019b, S. 23) bezeichnet werden. Entscheidend hier ist, dass dieser Standpunkt erst mit dem Aufkommen einer dezidierten Gegenpositionierung konstitutiv als *ein eigener Standpunkt* entlang eines Argumentationsspektrums, nämlich der kontroversen Debatte um mehr oder weniger Wachstum (d.h. der Wachstumsdebatte), aufkommen konnte. Als moderne Klassiker innerhalb dieser

[8] Ob dabei bspw. eine neoklassische oder keynesianische ökonomische (Wachstums-)Theorie zugrunde gelegt wird, und welche Rolle damit einhergehend dem Staat bei der Steuerung des Wirtschaftswachstums zukommen sollte (vgl. z.B. Galbraith, 2014/2016, S. 61-77), ist für die hier sehr vereinfachenden Zwecke erstmal völlig unerheblich. Erheblich ist jedoch die idealtypische Annahme, dass die Wirtschaft weiter wachsen könne und gleichermassen sollte. Dieser in der Literatur auch bspw. als «Wachstumszwang» konzeptualisierte Grundzug der von mir «Wachstumsimperativ» genannten moralischen Wachstumsforderung wird in ihrer modernen volkswirtschaftlichen Theoriebildung z.B. von M. Binswanger (2019b) nachgezeichnet (vgl. S. 37-65).

Gegenposition sind die eingangs erwähnten Georgescu-Roegen (1971) und Meadows et al. (1972) zu benennen, deren Referenzcharakter Form und Inhalt der zeitgenössischen Wachstumsdebatte geprägt haben und weiterhin prägen.[9] Diese Gegenbewegung identifiziert sich idealtypisch anhand eines moralischen (2) *Anti-Wachstumsimperativs*, wobei dieser Gegenimperativ zumindest in seinen expliziten Formulierungen komplexer zu sein scheint als sein dargestelltes Gegenüber, und das vielleicht nicht nur aufgrund der vielschichtigen und heterogenen Lagerbildung, welche ich im nächsten Unterkapitel (Kap. 1.2) skizzieren und in Kapitel 3 (dort Kap. 3.1) genauer präsentieren werde. Statt nämlich eines simplen Gegenappells in Form eines archetypischen *‹Wachse nicht, denn Wachstum ist nicht gut!›* oder auch abstrakter *‹Weniger ist besser!›* finden sich hier auch Bekenntnisse zu einem Prinzip des besseren (grüneren, sozialeren, etc.) ‹Mehrs›: «*Weniger wird mehr!*» [und damit auch besser] (z.B. Le Monde diplomatique, 2015a) oder «*Weniger ist mehr!*» [und damit auch besser] (Muraca, 2014, S. 71). In gewisser Weise ist die Wachstumskritik, welche im Fokus dieser Arbeit stehen soll, die antreibende Kraft dieser zeitgenössischen *Wachstums*debatte, denn ohne diese Gegenposition gäbe es ja lapidar gesagt überhaupt gar keine Debatte in der bisherigen Form.[10]

Diese zuerst einmal holzschnittartige und bisher aus Gründen der besseren Veranschaulichung noch relativ undifferenzierte Gegenüberstellung der beiden Argumentations(gegen)pole innerhalb der zeitgenössischen Wachstumsdebatte lässt nun eine dialektische Analysemethodik auf zwei verschiedenen Abstraktionsebenen zu. Auf der ersten Abstraktionsebene könnte man hier beide Argumentations«extrem»punkte als materialistische Anker respektive fixe Endpunkte auf einem vorgefertigten Kontinuum fassen und aus These (Pro Wachstum) und Antithese (Contra Wachstum) für sich eine Synthese formen. Diese Synthese mag nach Abwägung der vorgebrachten Argumente irgendwo als Punkt auf diesem Argumentationskontinuum liegen, z.B. in der neu geformten Ansicht, dass der Anti-Wachstumsimperativ schon weitestgehend stimme, aber es schon auch noch ein wenig

[9] Dieser wirkmächtige Einfluss der ideellen Grundlagen dieser Werke erstreckt sich dabei nicht nur auf die verschiedenen Lager dieser Debatte, sondern auch perspektivenübergreifend auf die verschiedenen akademischen Disziplinen als Teil dieser Debatte, wie z.B. die Ökonomik, aber auch auf weitere Human- und Gesellschaftswissenschaften wie die Soziologie, die Ethik oder die Naturphilosophie, welche sich selbst diese Annahmen zu eigen machen.

[10] Wenn also Wachstum ökonomisch-theoretisch und wirtschaftspolitisch, von wenigen zu vernachlässigenden Ausnahmen abgesehen, unhinterfragt als implizit befürworteter Status Quo betrachtet wird, wie in vielen Teilen der westlichen Welt in den ersten beiden Jahrzehnten nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs (vgl. Galbraith, 2014/2016, S. 39-60), gibt es wissenschaftssoziologisch und gesellschaftlich empirisch gesehen keine feststellbare, wirklich ausgetragene Debatte zum normativen Status von Wachstum. Wachstum wäre dann schlichtweg *selbstverständlich*. Dies ist heute offensichtlich seit über einem halben Jahrhundert nicht mehr der Fall.

Wachstum brauche, vielleicht kein unbedingtes mehr, aber zumindest ein nach gewissen Kriterien bedingtes Wachstum (z.B. auf Basis umweltfreundlicher Technik). Auf dieser Abstraktionsebene spielt sich die bisherige Dynamik in der bisherigen zeitgenössischen Wachstumsdebatte weitestgehend ab.[11] Aufgrund der fehlenden Reflexion der ontischen, epistemischen und eng damit auch verknüpft der moralischen Grundlagen des rekurrierten Spektrums betrachte ich eine Beschränkung der Dialektik auf diese erste Abstraktionsebene als ungenügend. Mit dem dritten Begriff der *Wachstumsdynamik* möchte ich daher nicht einfach eine binnenstrukturelle Argumentationsdynamik zwischen den beiden moralischen Maximen von mehr oder weniger Wachstum bezeichnen, sondern auf einer zweiten, tiefergehenden Abstraktionsebene ein zu explizierendes dynamisches und weltanschaulich bedingtes Problem in Zusammenhang mit dem Wachstumsphänomen selbst. Damit problematisiere ich u.a. auch *erstens*, die Nicht-Hinterfragung der vorgefertigten Annahmen der bisherigen zeitgenössischen Wachstumsdebatte und postuliere *zweitens*, dass das womöglich fehlerhafte, da reduzierte oder verzerrte Realitäts- und Wahrheitsverständnis auch auf der Seite der WachstumskritikerInnen, welches es im Zuge dieser bisher weitestgehend nicht hinterfragten weltanschaulichen Vorannahmen in den Blick zu nehmen gilt, womöglich gerade konstitutiver Teil der *eigentlichen Wachstumsdynamik* sein könnte.

Deshalb bezeichne ich mit der zu eruierenden (3) Wachstumsdynamik ein zwar an dieser frühen Stelle der Arbeit noch vage bleibender, aber im Zuge des Voranschreitens der Arbeit, für die LeserInnen hoffentlich klarer werdendes ganzheitliches Wachstumsphänomen, an welchem die WachstumsbefürworterInnen, aber auch die WachstumskritikerInnen partizipieren, indem die Gesamtdebatte zwischen Wachstumsimperativ und Anti-Wachstumsimperativ sich vor dem eigentlich problematischen, als wachstumsdynamisch zu entlarvenden Hintergrundrahmen abspielt. Der Wachstumsgegenstand lässt sich hier weder auf seine materiellen (kein unbegrenztes Wachstum auf einem begrenzten Planeten), noch auf seine relativen bzw. relationalistischen (mehr oder weniger Wachstum sei besser oder schlechter) Grundlagen reduzieren. Die für die wachstumsdynamische Analyse von mir *vorgeschlagene wirtschaftsphilosophische Perspektive setzt notwendigerweise sowohl ideelle (statt nur materielle), als auch absolute (statt nur relative) Erkenntnisgrundlagen voraus* (vgl. Simmel, 1907/1989, S. 107, S. 112f., S.

[11] Selbstverständlich handelt es sich hier auch um eine vereinfachte These. Insbesondere nicht betroffen von meiner Kritik sind diejenigen Debattenteilnehmenden, welche selbst sehr konsequent aus einer eigenen Meta-Ebene und damit höheren Abstraktionsebene heraus argumentieren, wie später noch zu zeigen sein wird (vgl. hierzu Kap. 3.2).

120f.). Sie beleuchtet im integrativen Wechselspiel die normativen, epistemologischen und ontologischen Grundlagen zeitgenössischer Wachstumskritik und versucht gerade dadurch die eigentliche Wachstumsdynamik nachzuzeichnen.

In diesem Zusammenhang gilt es *zwei mögliche Missverständnisse* bezüglich des hier wirtschaftsphilosophisch orientierten Programms möglichst früh auszuräumen. *Erstens*, die von mir unterstellte und später nachzuzeichnende Reduktion der bisherigen zeitgenössischen Wachstumsdebatte auf den vor allem moralisch konnotierten Wachstums- und Antiwachstumsimperativ ist zum einen nicht als eine derartige Behauptung aufzufassen, dass die bisherige Debatte gar keine epistemischen und ontischen Grundlagen besitzt. In der für die Wachstumskritik zusammenfassenden Annahme, dass es «[a]uf einem begrenzten Planeten […] kein unbegrenztes Wachstum geben [kann]» (Le Monde diplomatique, 2015b) sind ja gerade zahlreiche epistemische und ontische Ansichten über die Beschaffenheit der Realität, und wie wir zu Erkenntnissen über diese Realität kommen können, immer schon enthalten. Jedoch würde eine prüfende Epistemologie, die sich mit faktisch vorfindlichen und ungeprüften Epistemen beschäftigt, und eine prüfende Ontologie, welche sich mit faktisch vorfindlichen und ungeprüften Ontiken beschäftigt, zwingend Eingang in eine ganzheitliche, hier Wachstumsdynamik-kritische Analyse finden müssen, wenn man nicht in den bisherigen weltanschaulichen Vorannahmen verhaftet bleiben möchte. Gleichermassen wie eine Ethik faktisch vorfindliche Moral prüft (vgl. Pieper, 2007, S. 42-49), ist also eine integrative wirtschaftsphilosophische Perspektive von Nöten (vgl. Kap. 1.2), um überhaupt die Möglichkeit zu eröffnen, um zu analysieren und zu diskutieren, ob in den bisherigen Vorannahmen selbst der wachstumskritischen Seite bereits der eigentliche Kern des wachstumsdynamischen Problems angelegt sein könnte. Ein solches Vorgehen beinhaltet damit auch zwingend eine nicht nur rein relativistisch-materialistische, sondern auch dezidiert eine geistige Evaluierung absoluter Bezugspunkte und eine Neubestimmung der Verhältnisse von Mensch und Natur, Subjekt und Objekt, sowie Ökonomie und Ökologie in der bisherigen wachstumskritischen Literatur. Zum anderen gilt es ein *zweites Missverständnis* ebenfalls zu entkräften. Mit diesem Vorgehen strebe ich nicht an, durch eine Art sophistischen Trick eine etwaig mir fälschlich unterstellte, von Beginn an vorhandene Unterstützung einer Strömung der Wachstumsdebatte wie derjenigen der WachstumsbefürworterInnen argumentativ den Rücken zu stärken. Dieser Verdacht könnte ja in einer von Polarisierung gekennzeichneten Atmosphäre potentiell aufkommen, da sich der Hauptfokus meiner eigenen Kritik auf die Wachstumskritik und damit auch den Anti-Wachstumsimperativ richtet. Allerdings geht es mir durch

die begriffliche Neuausrichtung der Wachstumsproblematik anhand des Terms Wachstumsdynamik nicht etwa um eine Schwächung der Notwendigkeit bisheriger Wachstumskritik, sondern vielmehr um die Stärkung der Argumentationsgrundlagen einer neu zu bestimmenden Wachstumskritik, welche sich ihrer geistigen Grundlagen bewusst ist und ihre Kritik hervorgehend aus diesen Grundlagen widerspruchsfrei zu formulieren vermag.

1.2 Zur Notwendigkeit einer wirtschaftsphilosophischen Perspektive

Mit der folgenden Arbeit beabsichtige ich, die zeitgenössische Wachstumsdebatte in eine wirtschaftsphilosophische Perspektive einzubetten. Diese Einbettung bedeutet gleichermassen eine wirtschaftsphilosophische Kritik an der bisherigen Wachstumsdebatte, allen voran an ihren Prämissen, sowohl der WachstumsbefürworterInnen, als auch der hier im Fokus stehenden WachstumskritikerInnen. In diesem Unterkapitel möchte ich zunächst einmal programmatisch für die Notwendigkeit einer solchen wirtschaftsphilosophischen Einbettung und Kritik argumentieren, wobei ich einen ersten skizzenhaften Ausblick auf die theoretische Fundierung und die methodische Umsetzung in der restlichen Arbeit tätige.

Die wirtschaftsphilosophische Einbettung und Kritik der zeitgenössischen Wachstumsdebatte soll durch eine systematische Sichtung, Darstellung, Analyse und Bewertung der innerhalb dieser Debatte vorgebrachten Kernargumente mitsamt derer Prämissen erfolgen. Mein Fokus liegt dabei zumeist auf der Wachstumskritik als ein Antreiber (vgl. Kap. 1.1) dieser Wachstumsdebatte. Durch die *integrative Kritik an der Wachstumskritik* soll der eigentliche Erkenntnisgewinn zur Wachstumsdebatte und zum Wachstumsgegenstand bewerkstelligt werden. Dadurch möchte ich das zentrale Erkenntnisziel dieser Arbeit umsetzen, nämlich einen *wirtschaftsphilosophischen* Beitrag zu leisten zur Wachstumsdebatte und im Kern auch zum ökonomischen Wachstumsgegenstand selbst. Mit diesem Vorhaben beabsichtige ich nichts weniger als die Art und Weise, wie wir gemeinhin über Wachstum und Ökonomie innerhalb der zeitgenössischen Wachstumsdebatte und auch innerhalb der verschiedenen Lager der Wachstumskritik nachdenken, fundamental herauszufordern, d.h. argumentativ zu entkräften und zu revidieren und damit letztlich auf ein neues, sich als notwendig zu erweisendes Denkfundament zu stellen. Es geht hierbei um eine Transformation der Kritik am Wachstumsimperativ, bisher verkörpert in dem in der heutigen Wachstumskritik vorherrschenden Gegenströmung des Anti-Wachstumsimperativs,

zu einer wirtschaftsphilosophisch ganzheitlichen Kritik an der Wachstumsdynamik (vgl. ebd.). Ein solches Unterfangen setzt das Ernstnehmen des nun wirtschaftsphilosophisch sukzessive aufzuklärenden Problemgegenstandskern des Wirtschaftswachstums voraus, wobei diese Kernproblematik der Wachstumsdynamik unter der eigentlichen, sichtbaren Oberfläche der stattfindenden zeitgenössischen Wachstumsdebatte zu vermuten und zu suchen wäre. Es geht in diesem Zuge darum, den Untersuchungsgegenstand eben nicht «rein wirtschaftlich» zu betrachten, sondern diesen immer schon als das Sublimat einer tiefergehenden geistigen Strömung zu verstehen, eben wirtschafts*philosophisch* (vgl. Booms, 2013; Hoffmann, 2009; Simmel, 1907/1989) aufzuklären. Die sonstige Fokussierung der zeitgenössischen Wachstumsdebatte auf die unerwünschten *materiellen Konsequenzen* des Wachstums lässt sich dadurch als die missliche Verengung respektive *Reduktion* einer eigentlich notwendigen integrativen Gesamtdebatte verstehen. Diese weltanschaulich voraussetzungsreiche Reduktion der bisherigen Debatte und die damit einhergehende fehlende Reflexion der ideellen *Grundlagen* der Kritik am «ungebremsten» Wirtschaftswachstum gilt es als ein konkret-lebensweltlich greifbares Symptom einer problematischen Erkenntnistendenz zu rekonstruieren. Diese weithin verbreitete und wirkmächtige allgemeine Erkenntnistendenz in Form eines sich verselbständigten, d.h. sich seiner eigenen denknotwendigen Grundlagen nicht mehr bewussten Denkens, wäre eigentlich auch ein Gegenstand der (allgemeinen) akademischen Philosophie und müsste keinesfalls auf einer Kritik innerhalb der Grenzen der Wachstumsdebatte begrenzt bleiben. Es ist meine Vermutung, dass sich dieses tieferliegende *Verselbständigungs*problem des Denkens in der (Post-)Moderne in einer Vielzahl von weiteren Problembereichen auch ausserhalb der Wachstumsdebatte und sogar ausserhalb des gängigen ökonomisch-wissenschaftlichen Gegenstandsbereichs äussert. Diese von mir systematisch herauszuarbeitende bewusst oder unbewusst wirksame Erkenntnistendenz, welche ich im weiteren Verlauf der Arbeit als eine *relativistisch-materialistische Denkform*, manchmal auch je nach genauer Fokussierung innerhalb dieser eigentlich *dynamischen* Denkform als *Zahlenmaterialismus* oder *Zahlenmetaphysik* klassifizieren und problematisieren werde, nenne ich gesamthaft «Cartesianismus»[12]. Dieser Cartesianismus stellt sich als eine eigendynamische Form eines von seinen geistigen, einstmals *cartesischen* Grundlagen entkoppelten Denkens dar, nämlich als einer nicht mehr reflektierten, und

[12] Diesen Begriff werde ich, mitsamt seinen eigenen (wirtschafts-)philosophischen Grundlagen, später in Kapitel 4 systematisch erläutern und im darauffolgenden Methodenkapitel (Kap. 5) für die eigentliche Analyse der zeitgenössischen Wachstumskritik methodisch ausdeuten und damit operationalisieren.

eben dadurch zur Verfallsform verkommenen, verselbständigten *cartesianistischen* Denkform. Diese sucht im quantitativen Realitätsgehalt von Zahlen ihren einzig verbliebenen *materiellen Halt* bei der Beantwortung prinzipieller Fragen nach dem Wahren und dem Guten. Alle anderen Möglichkeiten, derartige existentielle Fragen ausserhalb der Zahlenperspektive auf die materielle Welt zu beantworten, werden hingegen im Zuge *eines ansonsten objektive Wahrheit und Moral negierenden Relativismus*[13] ausgeschlossen.

Die Verwirklichung des Erkenntnisziels einer wirtschaftsphilosophischen Durchdringung der zeitgenössischen Wachstumsdebatte kann zwar damit auch als ein Gedankenanstoss zu den allgemeinen philosophischen Kontroversen zu Relativismus und der Postmoderne betrachtet werden. Die alte Frage nach (den Bedingungen) der Möglichkeit zur Geltung von Wahrheitsansprüchen kann in einem derartigen Projekt gleichwohl nicht beantwortet werden. Dies wäre ohne Zweifel eine Überforderung der Ansprüche an dieses Projekt und würde die erkenntnistheoretischen Grenzen dieser Arbeit sprengen. Gleichwohl äussert sich die in den letzten Jahren emotional in Wissenschaft, Politik und Öffentlichkeit ausgetragenen Debatten über «alternativen Fakten» ja auch in Kampfbegriffen wie *KlimaleugnerIn* oder *Fake News* im weiten Feld der Zuständigkeit einer Wachstumskritik. Daher ist es allein schon zur Verwirklichung des auf die zeitgenössische Wachstumsdebatte und die Wachstumskritik bezogenen Erkenntnisziels dieser Arbeit unerlässlich, die (wirtschafts-)philosophisch zu reflektierenden Grundlagen von Anfang an mit einzubeziehen, um eben zu einem gehaltvollen integrativen und eben nicht zu einem die Wirklichkeit und Wahrheit reduzierenden respektive verzerrenden Ergebnis zu gelangen.

Durch das Zusammenbringen philosophischer und wirtschaftlicher Grundlagendebatten anhand der Wachstumsfrage, ein genuin integrativ *wirtschaftsphilosophisches*[14] Unterfangen, beabsichtige ich, den aktuellen

[13] Damit handelt es sich beim relativistischen Moment des Cartesianismus definitionsgemäss schon nicht um einen strengen globalen Relativismus im Sinne von «Wahrheit ist immer nur relativ» (Irlenborn, 2016, S. 10f.), sondern nur um einen *nahezu* globalen, letztlich aber im strengen Sinne nur lokalen Relativismus (ebd.) vor dem Hintergrund eines hier vorausgesetzten, als wahr angenommenen zahlenmaterialistischen Paradigmas. Ich werde in Kapitel 4, dort insbesondere in Unterkapitel 4.1, ausführlicher zu diesem Punkt zurückkehren.

[14] Was ich genau unter Wirtschaftsphilosophie und spezifisch unter einer wirtschaftsphilosophisch-integrativen Methode verstehe, wird im weiteren Verlauf sukzessive klarer gestellt werden, allen voran in den Kapiteln 2, 4 und 5. Grundsätzlich sei jedoch bereits an dieser Stelle gesagt, dass ich mich vor allem auf die deutschsprachige Denktradition der Wirtschaftsphilosophie stütze, welche im Sinne Werner Sombarts (1930) eine kulturphilosophische Perspektive enthält, aber auch eine Ontologie und eine Ethik als disziplinäre Elemente umfasst (S. 294f.). Bei der Kulturphilosophie lege ich den Schwerpunkt auf die ideengeschichtliche Perspektive, vgl. hierzu z.B. das Standardwerk

Wachstumsdiskurs insgesamt aus seiner von mir als cartesianistisch überformt erachteten – nicht zu verwechseln mit einer cartesisch (gut) begründeten[15] – Hülle zu befreien. Dies ist kein akademischer Selbstzweck, sondern eine meines Erachtens notwendige Aufgabe, um im Rahmen des Erkenntnisziels dieser Arbeit die bei näherer Beschäftigung mit der gleichermassen wachstumsbefürwortenden und wachstumskritischen Literatur zu Tage tretenden, und später noch detailliert zu explizierenden Widersprüche aufzulösen.[16] Dass es aus meiner Sicht bisher noch kaum eine wirkliche systematische Auseinandersetzung sowohl mit den ideengeschichtlichen, als auch mit den epistemischen, ontischen und moralischen Grundlagen des kontrovers diskutierten Wachstumsimperativs *anhand* der eigentlichen Wachstumsdebatte gibt, ist daher zwar kein unwichtiger, aber letztlich nur ein nebensächlicher motivationaler Faktor zur Verschriftlichung dieser Arbeit. Es geht mir also nicht um die in der heutigen akademischen Welt fast schon zwanghaft und sehr marktförmig anmutende Suche nach irgend einer «Forschungslücke», sozusagen einer eigenen «Unique Selling Position» im «Wettbewerb der Ideen» des Wissenschaftsmarktes.[17] Als viel entscheidender für die Verschriftlichung erscheint mir, dass die hier vorgestellte *formale* wirtschaftsphilosophische Herangehensweise *untrennbar* mit der *inhaltlichen* These einhergeht, dass es gerade die unreflektierte und selbstvergessene funktionale Herauslösung und Abtrennung der zeitgenössischen

---

Thomas Sören Hoffmanns (2009) für eine ideengeschichtliche Strukturierung wirtschaftsphilosophischer Ideen. Die Ontologie und Ethik ergänze ich ferner durch eine Erkenntnistheorie (Epistemologie). Diesen Dreiklang von Epistemologie, Ontologie und Ethik, welchen ich als den *systematischen* Anteil von Wirtschaftsphilosophie bezeichne und unter dem Begriff der Weltanschauung zusammenfasse, betrachte ich – im Übrigen im Gegensatz zu Sombart (1930) – als integrativ zur sinnvollen Bearbeitung wirtschafts- und gesellschaftswissenschaftlicher und damit meines Erachtens bereits immer auch inhärent geistig vorannahmebehafteter, letztlich metaphysisch durchtränkter Probleme (vgl. S. 288). Ein derartiges integratives Vorgehen wird in der heutigen philosophisch untermauerten Wirtschaftsethik vor allem durch die St. Galler Schule der Integrativen Wirtschaftsethik vertreten (Ulrich, 1993; 2008). Methodisch halte ich jedoch – ganz im Sinne und keinesfalls entgegen des von Ulrich konzipierten integrativ-wirtschaftsphilosophischen Programms – die von Georg Simmel (1907/1989) herausgearbeitete philosophische Geldwertetheorie respektive Geldtheorie für die konsequentere integrative wirtschaftsphilosophische Ausarbeitung (vgl. hierzu programmatisch Heumann, 2016, S. 54ff.). Daher werde ich für die systematische Analyse später (Kap. 6) in vielen Teilen auf Simmels wirtschaftsphilosophischen Denkansatz (vgl. hierzu Kap. 4, insb. Kap. 4.3) rekurrieren.

[15] Für eine detaillierte Erläuterung dieser systematischen Unterscheidung, vgl. Kapitel 4 (dort insb. Kap. 4.1).

[16] Das systematische Explizieren der Widersprüche ist der Kernauftrag für den späteren Analyseteil (Kap. 6).

[17] Ohnehin wäre es wohl enorm zu bezweifeln, dass durch eine solche Lagergrenzen-auflösende Arbeit mitsamt ihrer geringen axiomatischen Anschlussfähigkeit an die bisherige von Lagerbildung geprägte Diskussionskultur innerhalb der zeitgenössischen Wachstums- und Wirtschaftsdebatte ein persönlicher, aufmerksamkeitsökonomischer «Mehrwert» im Wissenschafts- und Publikationsmarkt zu erwarten wäre.

Wachstumsdebatte aus ihren sowohl kulturphilosophischen, als auch systematisch-denknotwendigen Voraussetzungen ist, welche symptomatisch für *die im menschlichen Geiste liegende, eigentliche Ursache der zu kritisierenden Wachstumsdynamik* steht. Anders formuliert: Ich möchte mit dieser Arbeit zeigen, dass die zeitgenössische Wachstumsdebatte einem nicht mehr hinterfragten Verselbständigungsprozess unterliegt, welcher *eo ipso* die eigentliche Wachstumsdynamik repräsentiert und sogar aktiv mitkonstituiert. Diese eigentliche, nicht nur auf die materiellen oder relativen Aspekte des Wachstums reduzible Dynamik vermag ohne die zur Erkennung des Verselbständigungsprozesses notwendige Selbstreflexion aber überhaupt gar *nicht* sinnvoll thematisiert und konsistent kritisiert werden. Sogar im Gegenteil: Mit meiner *zweiteiligen Gesamthypothese* geht die Vermutung einher, dass die Art und Weise, wie die zeitgenössische Wachstumsdebatte aktuell ohne Hinterfragen der Lager entlang der BefürworterInnen des Wachstumsimperativs, der AnhängerInnen einer Wachstumstransformation und der BefürworterInnen eines Anti-Wachstumsimperativs geführt wird, nicht etwa zu einer Aufklärung der Wachstumsfrage beiträgt, sondern den Problemkern, d.h. die eigentliche, dahinterstehende Wachstumsdynamik, selbst verschärft.

Der dabei besonders interessante und daher auch im Fokus stehende Teil der wirtschaftsphilosophischen Analyse wird sein darzulegen, wie dies paradoxerweise nicht nur für dasjenige Lager der Wachstumsdebatte zutrifft, welche den Wachstumsimperativ eher *bedingt* kritisiert, dabei aber an der Wachstumsausrichtung festhält und das Wachstum dabei vielmehr transformieren möchte, entweder indem die Gesellschaft Wachstum sozialverträglich (z.B. Pressman & Scott, 2017) oder auf grüne Art und Weise (z.B. Becker-Boost & Fiala, 2001; Ekins, 2017; Fücks, 2013) umgestalten solle. Sondern über dieses Lager der WachstumstranformatorInnen hinaus gilt es sogar zu prüfen und letztlich darzulegen, wie diese Hypothese auch auf das Lager der WachstumsablehnerInnen zutrifft, welche den von ihnen (weitestgehend) unbedingt kritisierten und abgelehnten Wachstumsimperativ anhand des Anti-Wachstumsimperativs einer Postwachstumsökonomie[18] ganz überwinden

[18] Mit dem Term Postwachstumsökonomie, welcher im deutschsprachigen Raum gebräuchlich ist, soll keinesfalls eine eigene inhaltlich-kulturelle Präferenz für oder gegen einen bestimmten Ansatz des unbedingten Anti-Wachstumsimperativs impliziert werden. Die im angelsächsischen und frankophonen Raum verbreiteten Begriffe «Degrowth» und «Décroissance» werden hier in diesem Kontext und im weiteren Verlauf für die Zwecke dieser Arbeit meist vereinfachend allesamt als synonym betrachtet (die einzige Ausnahme stellt Unterkapitel 3.1 dar, in welchem der Postwachstumsansatz näher vorgestellt wird), auch wenn die einzelnen Denktraditionen natürlich in ihren durchaus auch sehr heterogenen Ausarbeitungen Unterschiede sowohl im Vergleich zueinander aufweisen, als auch durch unterschiedliche Ausarbeitungen innerhalb eines

möchten (z.B. T. Jackson, 2016/2017b; Latouche, 2007/2015; Muraca, 2014; Paech, 2018). Damit *würden es die verschiedenen Strömungen zeitgenössischer Wachstumskritik jeweils weitestgehend verpassen, plausible Alternativen zum vorherrschenden Wachstumsimperativ darzubieten* (Hyp. 1a). Eng damit zusammenhängend, aber gleichermassen auch in den gesamtgesellschaftlichen Auswirkungen darüberhinausgehend, würden *sich die verschiedenen Strömungen zeitgenössischer Wachstumskritik sogar selbst als mitkonstituierend für die eigentliche Wachstumsdynamik erweisen lassen* (Hyp. 1b). Statt den Wachstumsimperativ zu überwinden respektive diesem eine plausible Alternative in Form eines in sich konsistenten Argumentes eines Anti-Wachstumsimperativs gegenüberzustellen, würde genau die versuchte «Überwindung» respektive Ablehnung des Wachstumsimperativs in der zeitgenössischen Debatte auf just jener von mir postulierten und noch zu erklärenden relativistisch-materialistischen Denkform fussen und diese Denkform mitsamt der Wachstumsdynamik zementieren. Im weiteren Verlauf ist nämlich genau diese Denkform als ursächlich zu entlarven für das Entstehen und Befördern der Wachstumsdynamik in (post-)modernen Gesellschaften.

Die im Kontext des oben beschriebenen Erkenntnisziels stehende Überprüfung der Gesamthypothese 1 mitsamt ihrer eng verwobenen Hypothesenbestandteile Hypothese 1a und Hypothese 1b wird im weiteren Verlauf dieser Arbeit detaillierter ausgearbeitet. An dieser Stelle sei daher das Vorgehen nur grob umschrieben: Durch eine (transzendental-)logische Konsistenzprüfung der unterschiedlichen Kernargumente der WachstumskritikerInnen werde ich die jeweiligen Argumente entlang ihrer eigenen Prämissen einer *reductio ad absurdum* unterziehen. Der Kern meines eigenen (positiven) Argumentes, welches sich entlang dieser logischen Widerlegung, so hoffe ich, zu entfalten vermag, wird zugleich darin bestehen, dass eine zeitgenössische Wahrnehmung der Wachstumsproblematik in Form der äusseren *materiellen* und *relational-quantitativ* fassbaren Grenzen des Wachstums und der (daraus scheinbar folgenden) normativen Forderung *aus ‹weniger› ‹mehr› zu machen* nicht nur aus wirtschaftskulturphilosophischer Perspektive eine hochgradig voraussetzungsreiche und problematische ideengeschichtliche Reduktion der

Sprachraumbinnenvergleichs auffallen (vgl. z.B. Lorenz, 2016; Schmelzer, 2015). Die spätere Hauptanalyse (Kap. 6) wird sich diesen verschiedenen Spielarten thematisch nur insoweit differenziert widmen, dass diese durch ihre unterschiedlichen Herangehensweisen und kritischen Tiefen eine mögliche Relativierung oder sogar Widerlegung der hier präsentierten Hypothesen darstellen könnten, indem zumindest ein einziger sauber vorgetragener Postwachstums- (oder Degrowth-, oder Décroissance-)Ansatz bereits hinreichend wäre, die geübte Generalkritik an der zeitgenössischen Wachstumskritik in eben ihrer generalisierten Form zu entkräften.

Wachstumsfrage im historischen Kontext (vgl. Kap. 2[19]) darstellt, sondern auch aus systematischer wirtschaftsphilosophischer Sicht letztlich unhaltbar ist, weil sie logisch selbstwidersprüchlich ist zu dem eigenen Anliegen, das Wirtschaftswachstum irgendwie zu «überwinden». In der Sprache der bisherigen Wachstumsdebatte möchte ich darlegen, dass sich bei näherer Betrachtung der geistigen Grundlagen zeitgenössischer Wachstumskritik der entgegengebrachte Anti-Wachstumsimperativ – meist vermutlich ungewollt – wieder zu einem Wachstumsimperativ verkehrt (Gesamthypothese 1, inkl. Hyp. 1a und Hyp. 1b). Hierzu bedarf es jedoch einer integrativen Perspektive, nämlich derjenigen der Wirtschaftsphilosophie, welche zuerst einmal das idealtypische Lagerdenken in der Wachstumsdebatte von WachstumsbefürworterInnen, WachstumstranformatorInnen und WachstumsablehnerInnen auf die denknotwendigen epistemischen, ontischen und moralisch-normativen Grundlagen (vgl. Kap. 1.1) hin hinterfragt und aufbricht.

Warum bedarf es hierzu jedoch einer problematisierenden *wirtschafts*philosophischen Perspektive? Wäre eine allgemein-philosophische Perspektive, solange diese integrativ ist, d.h. die skizzierten Dimensionen epistemologischer, ontologischer und ethischer Gesamtanalyse umfasst, nicht ebenfalls ausreichend? Ich meine Nein, da es zu einer Analyse und einer Auflösung der *Wirtschafts*wachstumsdynamik einer Durchdringung des ökonomischen Gegenstandes in einer sachlichen Tiefe und einem kritischen Abstand bedarf, welche nur ein reflexionsermöglichendes Instrumentarien-Repertoire aufbietet, welches den ökonomischen Gegenstand *in seinen philosophischen Grundlagen* systematisch ernst nimmt. Moderne und postmoderne[20] politische und praktische Philosophie hingegen fällt meines Erachtens in diesem von Ökonomisierung im Handeln und im Denken geprägten Zeitalter nur allzu oft auf unreflektierte ökonomische, d.h. ökonomistische, Voraussetzungen zurück. Dieser Verdacht betrifft bspw. nicht nur einschlägige (ökonomisch-)vertragstheoretische gesellschaftliche Konzeptualisierungen wie bei John Rawls (vgl. Ulrich, 2008, S. 264ff., vgl. dort insb. S. 273f. für eine Kritik hieran), sondern lässt sich bis zu einem gewissen Grad auch der dem eigenen Anspruch nach

[19] Insbesondere die völlig andere metaphysische Begründungsstruktur präneuzeitlicher, antiker «Wachstums-» Kritiken wird in Kapitel 2.1 von Interesse sein (vgl. auch Abs. 2.2.3 für anachronistische, ebenfalls systematisch nicht-neuzeitlich oder nicht-modern anmutende Ausnahmen nach dem Beginn der Epoche der Aufklärung).

[20] Unter Postmoderne verstehe ich im Gegensatz zur Moderne, dass die Verselbständigung einer relativistisch-materialistischen Erkenntnistendenz im Sinne des Cartesianismus (vgl. Kap. 4.1) vollständig erfolgt ist, nicht mehr breit reflektiert wird und zum durchschlagenden philosophischen und gesellschaftspolitischen Paradigma mutiert ist. An dieser frühen Stelle der Arbeit bleiben jedoch die Termini ohne weitere theoretische Erörterung des Cartesianismus vorerst auf einem alltagssprachlich-naivem Niveau stehen und daher natürlich noch vage.

deontologisch geprägten Diskursethik, insbesondere in ihrer Habermas'schen Variante nachsagen (vgl. Thielemann, 1997, S. 272-281). Diesen unter anderem von der St. Galler Schule der Integrativen Wirtschaftsethik als *Ökonomismus*[21] bezeichneten Sachverhalt (Ulrich, 2008, S. 137ff.) gilt es von vornherein zu vermeiden, da es ja gerade der *ökonomische* Gegenstand ist, welcher im problematisierten Zentrum der Wachstumskritik steht und den es kritisch in seinen (immer auch geistigen) Grundlagen zu reflektieren gilt, um eine aufgeklärte Kritik an der Wachstumskritik zu ermöglichen.

Die bisherigen Ausführungen lassen sich auch konkret in einer ersten systematischen Problemannäherung der zeitgenössischen Wachstumsdebatte im Einklang mit Gesamthypothese 1 dieser Arbeit veranschaulichen. Nämlich scheinen sämtliche vorfindliche Lager der heutigen Wachstumsdebatte (keineswegs gleichzusetzen mit allen real vorhandenen und/oder auch möglichen Lagern in der Ökonomik oder der Wirtschaftsphilosophie) argumentationslogisch in einem ersten Schritt folgendermassen vorzugehen und sich in dieser Form auch lager-übergreifend auf folgende Grundaussage einigen zu können:

[21] Peter Ulrich (2008) definiert den Ökonomismus als die (1) Verselbständigung der ökonomischen Rationalität, die (2) Verabsolutierung des Kosten-Nutzen-Denkens und die (3) normative Überhöhung der Logik des Marktes (S. 137-140). Die Pointe der Ökonomismuskritik ist diejenige, dass sich die Verselbständigung, Verabsolutierung und normative Überhöhung des Ökonomischen in sukzessive mehr Teilbereiche des gesellschaftlichen Handelns und Nachdenkens über das gesellschaftliche Leben eingeschlichen hat, nicht davon ausgenommen auch das philosophische Nachdenken über das gesellschaftliche Leben. In der Sprache der damit einhergehenden integrativ-wirtschaftsethischen Ökonomismuskritik lässt sich die Gesamthypothese dieser Arbeit derart umformulieren (vgl. hierzu auch Abs. 4.2.4), dass zeitgenössische Wachstumskritik einem nicht mehr hinterfragten eigenen Ökonomismus unterläge und daher am eigentlichen Ziel, nämlich der integrativen Kritik des *Wirtschafts*wachstums, vorbeiginge (Hyp. 1a) und sogar durch den eigenen Ökonomismus die Bedingungen des Wirtschaftswachstums beförderte (Hyp. 1b).

Obersatz: Der ökonomische Gegenstand[22] trägt zum Wachstum[23] bei.[24]

Mit diesem grob skizzierten Verhältnis zwischen dem ökonomischen Gegenstand und dem Wachstumsgegenstand in seiner kritisierten Form ist gleichermassen noch keine genaue Verhältnisbestimmung zwischen eben jenem spezifisch ökonomischen Gegenstand – was immer das auch ist und/oder sein sollte – und dem Wachstum – was immer das wiederum ist und/oder sein sollte – vorausgesetzt. Erst unter Einbezug der unterschiedlichen epistemisch, ontisch und moralisch vorgeprägten Auslegungen dessen, was unter dem ökonomischen Gegenstand und dem Wachstumsgegenstand überhaupt verstanden werden kann, lassen sich im Rahmen des Erkenntnisziels dieser Arbeit die unterschiedlichen Strömungen innerhalb der Wachstumsdebatte rekonstruieren. Wer beispielsweise das Wirtschaftswachstum normativ ganz grundsätzlich als normativ wünschenswert bewertet – aus welcher Hintergrundtheorie auch immer folgernd sei zumindest an dieser Stelle noch egal, gleichermassen ob eine

[22] Mit ökonomischem «Gegenstand» fasse ich sämtliche real von der Wachstumskritik hervorgebrachten Konzeptualisierungen des Ökonomischen zusammen, unabhängig davon, ob man von der Disziplin der Ökonomik spricht oder von den beobachtbaren ökonomischen Motiven, Maximen, Handlungen, Institutionen usw. des Menschen und/oder der Gesellschaft. Dieser etwas umständliche Überbegriff ist daher explizit generell genug gehalten, um z.B. neben *materiellen* Repräsentationen des Ökonomischen wie dem Wirtschaftssystem «Kapitalismus», der marktgetriebenen Globalisierung in Form empirisch feststellbarer Handelsströme, grösseren Unternehmen, usw. auch *ideelle* Auffassungen nicht *ex ante* auszuschliessen, wie die Identifikation des eigentlich Ökonomischen mit dem ökonomischen Denken, welches dann seinerseits definiert werden müsste. Andernfalls würde ich mit der Prüfung meiner Hypothese anhand der zeitgenössischen Wachstumskritik bereits vor Prüfungsbeginn per reduzierter Definition ausschliessen, was eigentlich in der folgenden Arbeit erst noch gezeigt werden sollte, nämlich, dass tatsächlich eine reduziert-fehlerhafte, da selbstwidersprüchliche Auffassung des ökonomischen Gegenstandes in der zeitgenössischen Wachstumskritik real vorliegt und diese «ökonomische Auffassung» das eigentliche Problem der Wachstumsdynamik mit konstituiert, indem es die Auffassung selbst ist, welche die Wachstumsdynamik und damit schliesslich auch den Wachstumsimperativ entscheidend bewirkt (vgl. Hyp. 1b).

[23] Mit dem Begriff «Wachstum» bleibt an dieser Stelle noch offen, ob es sich um den in der Literatur kritisierten Wachstumsimperativ oder das von mir herauszuarbeitende Konzept von der auch die geistigen respektive ideellen Grundlagen berücksichtigende Wachstumsdynamik handelt (vgl. Kap. 1.1). Im Folgenden werde ich die beiden Begriffe «Wachstum» und «Wachstumsgegenstand» analog verwenden

[24] Dies schliesst selbstverständlich nicht-kausal zurückführbare Zusammenhänge (reine Assoziationen respektive Korrelationen) oder auch umgekehrt kausale Feedbackschleifen eines verselbständigten Wachstumsimperativs auf den spezifisch ökonomischen Gegenstand nicht aus, egal ob dies durch materielle ökonomische Strukturen und/oder durch das menschliche Denken mediiert wird. D.h. damit soll auch nicht der Vorwurf erhoben werden, dass z.B. die Postwachstumsliteratur selbst tatsächlich einem solchen rein monokausalistischen Verständnis von ökonomischem Gegenstand und dem Wachstumsimperativ unterliegt. Die Ergründung des genauen Zusammenhangs zwischen dem spezifisch ökonomischen Gegenstand und dem eigentlichem Wachstums(problem)gegenstand, in meinen Worten der Wachstumsdynamik (und nicht nur dem Wachstumsimperativ), also die wirtschaftsphilosophische Durchdringung des Wirtschaftswachstums als Gesamtproblem, ist ja gerade die beabsichtige Aufgabe dieser Arbeit im Rahmen des Erkenntnisziels.

solche Position argumentativ konsistent durchhaltbar ist – wird eher darum besorgt sein, dass das Ökonomische im menschlichen und gesellschaftlichen Denken und Handeln zu kurz kommt: Mehr Wirtschaft z.B. durch mehr Markt ist dann die gebotene, wachstumsrettende Devise (WachstumsbefürworterInnen). Wer das Wachstum jedoch ambivalent und nur unter gewissen Voraussetzungen als normativ wünschenswert betrachtet, beispielsweise Wachstum nur dann als problematisch erachtet, wenn es gewisse Grenzen überschreitet, seien es die planetaren Grenzen der Erde, oder sei es der nicht mehr steigende Grenznutzen ab einem gewissen Punkt des durch den ökonomischen Gegenstand angetriebenen Wohlstands, wird den ökonomischen Gegenstand dahingehend «grün» oder «sozial» transformieren wollen, so dass diese Grenzen wieder eingehalten würden und somit das Wachstum wieder in seine normativ erwünschte Form zurückkehrte (WachstumstransformatorInnen). Wer das Wachstum ganz generell und bedingungslos ablehnt – auch hier sei erstmal offen, aus welchen Gründen auch immer und ob eine solche Position ihrerseits argumentativ konsistent durchhaltbar ist –, wird den hierfür ursächlichen, spezifisch ökonomischen Gegenstand zumindest in der bisher konzeptualisierten Form ganz ablehnen und fundamental umgestalten respektive «überwinden» wollen (WachstumsablehnerInnen, z.B. auch semantisch anschaulich verkörpert im Begriff der *Post*wachstumsökonomie). Daraus entsteht für ein funktionierendes postwachstumsökonomisches Programm auch eine Beweispflicht, dass der neue postwachstumsökonomische Gegenstand wirklich ganz anderer Art ist als der bisherige ökonomische Gegenstand und durch eben jene Andersartigkeit *kein* Wachstum verursacht.

Welche Instanz bürgt dann aber für den Beweischarakter der behaupteten, angeblich erfolgreichen «Überwindung» der bisherigen Ökonomie respektive auch der Ökonomik in ein Postwachstumsprogramm? Wer bestimmt nun eigentlich anhand welcher Realitäts- und Geltungskriterien vorgelagert über die jeweilige *epistemologische* und *ontologische* Beschaffenheit des ökonomischen Gegenstandes und des Wachstumsgegenstandes, sowie der genauen Art der Verbindung zwischen diesen beiden Gegenständen? Wer bestimmt anhand welcher *normativen* Kriterien über die ethische Legitimität dieser Annahmen und/oder der daraus abgeleiteten Handlungsanweisungen? Ich werde später im eigentlichen Analysekapitel dieser Arbeit (Kap. 6) die unterschiedlichen expliziten und impliziten Antworten zu diesen Fragen, so wie sie von innerhalb der zeitgenössischen Wachstumskritik gegeben werden, mit den Hilfsmitteln der Wirtschaftsphilosophie analysieren und bewerten. Die generelle Notwendigkeit der *wirtschaftsphilosophischen* Analyse leitet sich neben

dem bisher in diesem Einleitungskapitel Gesagten auch aus der grossen Uneinheitlichkeit und vielleicht sogar einer Verunsicherung ab, welche in der zeitgenössischen Wachstumsdebatte zum ökonomischen Gegenstand vorzuherrschen scheint. Diese epistemische und ontische Verunsicherung verweist dabei über das Feld der Wachstumsdebatte hinaus auf eine generell problematische Erkenntnistendenz in der Postmoderne zurück. Erst nach einem reflexiven Rekurs auf diese postulierte, im Denken verankerte, geistige Problematik lässt sich somit auch die kohärente Grundlage für eine saubere Analyse der Wachstumskritik, der Wachstumsdebatte und der Gegenstände des spezifisch «Ökonomischen» und des Wachstums legen.

Was heisst dies nun genau für die spätere Analyse? Ohne an dieser Stelle bereits zu früh etwas vorwegnehmen zu wollen, sei hier zumindest ein mögliches Argumentationsbeispiel schon mal skizziert, um die spätere analytische Herangehensweise dieser Arbeit an die Wachstumsdebatte methodisch anzudeuten. Wenn bspw. auf Seiten der WachstumsablehnerInnen der ökonomische Gegenstand in Form der beabsichtigten Maximierung des Bruttoinlandsproduktes (BIP)[25] konzeptualisiert wird, einem makroökonomischen Mass für die wirtschaftliche Leistung einer Volkswirtschaft, und als Folge zur Erreichung des Ziels einer Wachstumsrücknahme die Verminderung oder die gänzliche Überwindung des BIPs als Mass eingefordert wird, um damit gleichermassen den bisherigen ökonomischen Gegenstand durch eine Postwachstumsökonomie (vermeintlich) auszutauschen, so wäre trotz logisch schlüssiger Argumentation noch nichts gesagt darüber, ob der ökonomische Gegenstand *tatsächlich* in erster Instanz überhaupt hinreichend plausibel und legitim durch das BIP konzeptualisiert wird, und nicht etwa durch ein alternatives Konzept wie das in der Mikroökonomik verankerte Pareto-Prinzip[26], welches ohne interpersonal gültige, *objektive* Nutzwertberechnungen wie im BIP auskommen möchte und stattdessen auf (dann eigentlich gleichermassen noch zwingend wachstumsinduzierende?) subjektive Präferenzordnungen rekurriert. Es könnte also bspw. sein, dass in einer gegebenen wachstumskritischen Argumentation der eigentliche ökonomische Gegenstand gar nicht richtigerweise durch das Kriterium des

[25] Hier belasse ich es bei einer groben Vereinfachung, da es natürlich einen erheblichen Unterschied macht, ob man den ökonomischen Gegenstand mit dem BIP oder mit der beabsichtigten Maximierung des BIPs identifiziert. Ersteres würde eher in den Bereich positiver Ökonomik fallen, letzteres eindeutig in die normative Ökonomik, hier jeweils verstanden als Volkswirtschaftslehre. Erst über die Erklärung meiner eigenen zentralen theoretischen Perspektive im Rahmen der Kritik an der cartesianistischen Erkenntnistendenz der (Post-)Moderne (vgl. Kap. 4) wird jedoch spätestens in der Analyse (Kap. 6) deutlich werden, dass eine kategoriale Trennung zwischen Quantifizierung in positiver und Maximierung in normativer Hinsicht gar nicht so einfach möglich ist.

[26] Für eine ökonomismuskritische Darstellung des Prinzips, vgl. Ulrich (1993, S. 207-211; 2008, S. 203-207).

beabsichtigten Ansteigens des BIP identifiziert wird, d.h. schlichtweg fehldefiniert wird, und damit am eigentlichen Problemgegenstand vorbeiargumentiert wird. Damit wäre auch durch die Überwindung des alternativen und potentiell fehlerhaft herausgesuchten (schein?)«ökonomischen» Konzepts keinesfalls eine Überwindung des ökonomischen Gegenstandes gesichert (vgl. Hyp. 1a), sondern, im schlimmsten Fall sogar durch den neu eingebrachten «postwachstums»ökonomischen Gegenstand eine Perpetuierung des eigentlichen – gar nicht erkannten – ökonomischen und damit eben nicht postwachstumsökonomischen Gegenstand erfolgt, nämlich dann, falls sich dieser dann nur scheinbare «postwachstums»ökonomische Gegenstand eben doch bloss als typisch ökonomischer, wachstumsinduzierender Gegenstand erweisen lässt (vgl. Hyp. 1b).

Daher ist jegliche Begründung einer – aus wachstumskritischer Sicht zu transformierenden oder zu überwindenden – kausalen Verbindung zwischen (mehr) Ökonomie und (mehr) Wachstum stets auf die Plausibilität und Legitimität der Prämissen hin zu prüfen, auf welchen die jeweils verwendeten Kernargumente aufbauen. Diese Prüfung ist eine genuin wirtschaftsphilosophische Aufgabe. Zum Aufdecken möglicher systematischer Fehlerquellen in den Fundamenten des Gedankengebäudes zeitgenössischer Wachstumskritik gilt es daher analytisch sauber einen falsch gefassten bzw. verzerrten ökonomischen Begriff, welcher bewusst oder wahrscheinlich vielmehr unbewusst zu einem Pappkameraden aufgebaut wird, von dem eigentlich herauszudestillierenden Kern des «Ökonomischen», d.h. dem eigentlichen ökonomischen Gegenstand, abzugrenzen.[27] Dies ist keine akademische, von der Realität entkoppelte Selbstbeschäftigung. Denn selbst eine potentiell begründete Kritik an den bisherigen Konzeptualisierungen des ökonomischen Gegenstandes innerhalb der zeitgenössischen Wachstumskritik ginge logisch keinesfalls einher mit einer Bestreitung der kausalen Verbindung zwischen der Verwirklichung des (realen) ökonomischen Gegenstandes und dem Wachstum. Diese Verbindung gehört dann allenfalls anders und neu ausgelegt als von der zeitgenössischen Wachstumskritik, wofür dann auch – in meiner im weiteren Verlauf vorgeschlagenen Perspektive – eine systematisch andere begriffliche Bestimmung notwendig wird, einer konzeptuell auf normativer, epistemologischer und ontologischer Ebene anders zu begründenden Wachstums*dynamik* anstelle des

[27] In der Integrativen Wirtschaftsethik, welche diese notwendige Unterscheidung erkannt hat, wird daher auch zwischen einer «Vulgärökonomie» wie z.B. der realen Wirtschaftspolitik, welche sich an einem Massstab der Nutzenmaximierung orientiert, und einer «reinen Wirtschaftstheorie» unterschieden (Ulrich, 2008, S. 192; vgl. dort insb. Fn. 64). Die womöglich sauberste Rekonstruktion dieser reinen Wirtschaftstheorie innerhalb der Integrativen Wirtschaftsethik gelingt dabei wohl Thielemann (1996) in seiner Kritik am «Prinzip Markt».

bisherigen (Anti-)Wachstumsimperativs. Erst dadurch lässt sich dann auch der Schritt von Hypothese 1a zu Hypothese 1b vollziehen. Der Nachweis, dass eine in ihren Prämissen bereits fehlerhaft konzipierte Wachstumskritik, die sich an einem Missverständnis der Beschaffenheit des ökonomischen Gegenstandes nicht stört, tatsächlich auch auf diesen ökonomischen Gegenstand praktisch wirksam zurückfällt, kann erst auf Basis einer Neukonzeption der Verbindung zwischen dem begrifflich neugeordneten ökonomischen Gegenstand und dem Wachstumsgegenstand erfolgen. Hierzu wird auf Basis der in den nächsten Kapiteln noch vorzustellenden theoretischen Grundlagen (Kap. 2, Kap. 3, Kap. 4) im Kapitel 6 im Rahmen der Bearbeitung von Gesamthypothese 1 der Selbstwiderspruch der zeitgenössischen Wachstumskritik analytisch[28] expliziert. Argumentationslogisch lässt sich dieser nächste Schritt zusammenfassend ausdrücken als:

Untersatz: Zeitgenössische Wachstumskritik, selbst Postwachstum, fällt wiederholt auf den ökonomischen Gegenstand zurück.

Falls zeitgenössische Wachstumskritik also zwar grundsätzlich ernst zu nehmen ist in ihrer Problematisierung des ökonomischen Gegenstandes als Wirkursache des (ökonomischen) Wachstums – etwas, was mit der Durchführung dieser Arbeit in gewisser Weise ja bereits performativ vorausgesetzt wird –, konkret also im Obersatz die kausale Verbindung zwischen dem ökonomischen Gegenstand und dem Wachstum in ihren jeweils womöglich notwendigen begrifflichen Neubestimmungen nicht negiert wird – und ich negiere dies auf Basis der jedoch von mir als notwendig erachteten begrifflichen Neubestimmungen nicht –, diese zeitgenössische Wachstumskritik aber mit ihren bisherigen Konzeptualisierungs- und Lösungsvorschlägen den Kern des eigentlichen ökonomischen Gegenstandes verpasst und dabei den in der Kritik verpassten, *eigentlichen* ökonomischen Gegenstand gleichzeitig perpetuiert (Untersatz), ergibt sich ein Paradoxon mit folgenschwerer Konsequenz. Denn in einem dritten argumentationslogischen Schritt liesse sich nämlich nun, bei Erbringung des Beweises des gerade skizzierten Sachverhaltes, d.h. im Einklang mit der noch darzulegenden Bestätigung der Hypothesen 1a und 1b dieser Arbeit schlussfolgern, dass zeitgenössische WachstumskritikerInnen, selbst die unbedingten WachstumsablehnerInnen, nicht etwa zu plausiblen Alternativen zum

[28] Genau genommen handelt es sich um eine sprachlich bedingte und streng genommen wissenschaftlich nicht korrekte Vereinfachung, wenn ich bei Kapitel 6 von einem *Analyse*kapitel spreche. Damit ist kein reines Analysekapitel im Sinne der Dichotomie Analyse-Synthese gemeint, sondern das methodische Gesamtvorgehen enthält durchaus auch einen gewissen Anteil synthetischer Schlüsse (vgl. hierzu Abs. 6.1.3.2).

Wachstumsimperativ gelangten, sondern diesen Imperativ in gewissem Sinne genauso wie durch den propagierten ökonomischen Gegenstand der von ihnen abgelehnten WachstumsbefürworterInnen mitverursachten. Zusammengefasst heisst dies:

> *Konklusio:* Zeitgenössische Wachstumskritik, selbst Postwachstum, trägt zum Wachstum bei.

Dieser für alle Strömungen der Wachstumskritik, selbst für die WachstumsablehnerInnen, keinesfalls zwangsläufig bewusst ablaufende und vermutlich sogar vehement abgestrittene Prozess ist nur vor dem Hintergrund der konsequenten wirtschaftsphilosophischen Reflexion und Durchdringung des tatsächlichen ökonomischen Gegenstandes, d.h. des wirklich spezifisch «Ökonomischen», möglich. Aber was ist nun dieses «Ökonomische» (*ontologische Ebene*), wie kommen wir zu gesicherten Erkenntnissen über ökonomische Tatsachen (*epistemologische Ebene*) und was bedeutet das für moralische Bewertungen des Ökonomischen (*ethische Ebene*)? Ferner, und für die beiden Hypothesen 1a und 1b in dieser Arbeit entscheidend: Wie hängt die Beantwortung dieser Fragen mit der Wachstumsdynamik und damit zusammenhängend und gleichzeitig darüberhinausgehend generell mit der in der (Post-)Moderne problematisch gewordenen Erkenntnistendenz genau zusammen?

Diesen Fragen werde ich mich im Verlauf der weiteren Arbeit widmen, wobei ich theoretisch immer wieder auf das vorhandene Begriffs- und Reflexionsrepertoire bestehender Ökonomismuskritik der Integrativen Wirtschaftsethik (Thielemann, 1996; Ulrich, 1993; 2008) zurückgreifen werde. Dennoch werde ich trotz aller theoretischen Verdienste der Integrativen Wirtschaftsethik im Hinblick auf die Ergründung wichtiger Aspekte des ökonomischen Gegenstandes, wie z.B. die Herausarbeitung des ökonomischen Sachzwangs im und am Markt von Ulrich (2008, S. 159ff.), vor allem auf einen adaptierten wirtschaftsphilosophischen Ansatz zurückgreifen, der zwar das Reflexionsanliegen des integrativen Ansatzes teilt, aber in der Bestimmung und Kritik des Ökonomischen die Voraussetzung des Geldes, und damit auch die *philosophischen Voraussetzungen des Geldes* und des Denkens mit Geld (Simmel, 1907/1989), in den archimedischen Fokus rückt. Damit soll über die bisherigen Ausarbeitungen des wirtschaftsphilosophischen Programms innerhalb des Ansatzes der Integrativen Wirtschaftsethik hinaus die epistemologische und ontologische Analyse- und Reflexionsebene neben der ethischen Ebene gestärkt

werden.[29] Ein ganzheitliches Ernstnehmen der Grundlagen des ökonomischen Gegenstandes und des (ökonomischen) Wirtschaftswachstumsgegenstandes in diesen drei integrativ zu betrachtenden Analysedimensionen würde also bereits radikal, d.h. von der Wurzel weg, am Kern des ökonomischen Denkens, dem Geld ansetzen.[30] Einer der wichtigsten wirtschaftsphilosophischen Denker der Moderne erscheint mir hierbei Georg Simmel (1907/1989) zu sein (vgl. hierzu auch Heumann, 2016, S. 23ff.), da er in seinen theoretischen Grundlagen das integrativ-wirtschaftsphilosophische Programm systematisch auf das Geld und das geldförmige Denken richtet, dem vermutlichen Kern zum Verständnis des ökonomischen Gegenstandes mitsamt seinen genuin (wirtschafts-)philosophisch aufzuklärenden Grundlagen (vgl. hierzu Kap. 4.3). Die integrative Durchdringung des Wachstumsimperativs in einer solchen wirtschaftsphilosophischen Perspektive läuft damit, so die Hoffnung, weniger Gefahr, auf einer auf die Ethik reduzierten und erkenntnistheoretisch sowie ontologisch blinden Analyseperspektive zu verharren, wie es mir selbst in den weit ausgearbeiteten

[29] Die Ökonomismuskritik bei Ulrich (2008) als Kritik an der Verselbständigung, Verabsolutierung und Überhöhung des ökonomischen Gegenstandes (vgl. in diesem Unterkapitel Fn. 21) wird meines Erachtens in ihrem ökonomischen Ausgangspunkt vor allem über ideengeschichtlich-empirisch festgestellte Markt-, Wirtschafts- und Wettbewerbszusammenhänge begründet, stützt sich also ab auf kulturphilosophische Analysen von Soziologen und Wirtschaftshistorikern wie Max Weber und Karl Polanyi (vgl. Ulrich, 2008, S. 147ff.), jedoch nicht auf die aus integrativer Sicht vermutlich stringentere epistemologisch-ontologisch-ethische Gesamtdurchdringung des Geldes als Kern des ökonomischen Gegenstandes. Dieser von mir stattdessen mit Simmel (1907/1989) aufgeworfenen Kernfrage nach dem ökonomischen Gegenstand, nämlich der Frage nach der relativistisch-materialistischen Dynamik des Denkens mit Geld, welche *als Dynamik* ein Erkenntnisproblem *sui generis* darstellt, folgt einem integrativ-wirtschaftsphilosophischen Anspruch, der mir im direkten Vergleich zwischen Ulrich und Thielemann innerhalb der Integrativen Wirtschaftsethik am ehesten von Thielemann (1996) verkörpert wird. Thielemann rekonstruiert das Programm des reinen Ökonomismus transzendentalphilosophisch als «sozusagen knapp unterhalb von echtem Zynismus und Nihilismus» liegend (S. 273) und ist damit meines Erachtens konsequenter als Ulrich in der Identifizierung der erkenntnistheoretischen (wenn auch wohl weniger ontologischen) Grundlagen des ökonomischen Gegenstandes. Dies ist beispielsweise auch daran erkennbar, dass die moralisch-ökonomischen Problemgegenstände und allgemeinere epistemologisch und ontologisch relevante Ausführungen, beispielsweise zur Erkenntnisform des Relativismus und des Skeptizismus bei Ulrich (2008) separat gehalten werden (vgl. S. 40ff.), respektive nur über den Umweg der hier herausgelösten (Wirtschafts-)*Ethik*, fragmentarisch rückgebunden werden. Mit anderen Worten: Es geht mir um eine Stärkung der integrativ wirtschaftsphilosophischen, nicht nur des integrativ-wirtschaftsethi(zisti)schen Reflexionsprogramms. Eine detaillierte Auseinandersetzung innerhalb dieser intra-schulischen Frage kann diese Arbeit zwar nicht leisten und daher muss meine These an dieser Stelle leider ohne weitere Begründungen stehen bleiben. Jedoch findet später innerhalb einer Begriffsabgrenzung zwischen Cartesianismus und Ökonomismus eine für die Zwecke dieser Arbeit notwendige Erörterung der Gemeinsamkeiten, aber auch der Unterschiede zwischen dem hier verfolgten Ansatz und der (klassischen) Integrativen Wirtschaftsethik statt (vgl. hierzu Abs. 4.2.4).

[30] Ich werde später zeigen, wie vor der Zeit des Beginns der funktionalen Herausdifferenzierung einer Disziplin der Ökonomik, also in der Vor-Moderne, z.B. bei einem antiken Philosophen wie Aristoteles (1981, Politik) in seiner Geldkritik (vgl. 1256a-1258b), geradezu selbstverständlich das Nachdenken über Geld mit einem sinnvollen integrativen Nachdenken über den ökonomischen Gegenstand verbunden war (vgl. Abs. 2.1.2).

Varianten der bisherigen Ökonomismuskritik (vgl. hierzu Abs. 4.2.4) zumindest teilweise der Fall zu sein scheint. Stattdessen erweitert sich damit die Gesamtanalyse auch auf die notwendige ontologische Ebene und epistemologische Ebene.

Zusammengefasst ist das wirtschaftsphilosophische Bestreben dieser Arbeit also die Voraussetzungen, auf deren Basis wir gemeinhin über Wachstum nachdenken, fundamental herauszufordern, zu revidieren und auf ein neues theoretisches Denkfundament zu stellen. Hierzu gilt es vor dem Hintergrund eines immer brüchigeren Wahrheitsbodens in der Postmoderne (vgl. Einl. in diesem Kapitel 1) eine Explikation und Erörterung der in der zeitgenössischen Wachstumskritik liegenden, von mir postulierten relativistisch-materialistischen Erkenntnistendenz vorzunehmen, welche in ihrer reduzierten respektive verzerrten Konzeptualisierung des ökonomischen Gegenstandes den eigentlichen ökonomischen Gegenstand nicht überwinden, sondern sogar zementieren würde, und damit paradoxerweise zu einer Perpetuierung der Wachstumsdynamik beitragen würde (vgl. Hyp. 1a und 1b). Die Brüchigkeit des Wahrheitsbodens geht demnach einher mit der Relativierung und letztlichen Ablehnung aller anderen Wahrheitsansprüche (Relativismus), ausser den als einzig gewiss «real» und als «richtig» akzeptierten, rein zahlenmässig messbaren Eigenschaften, den Quantitäten, der materiellen Aussenwelt (Materialismus, bzw. hier genauer gesagt Zahlenmaterialismus). Eine solch wirklichkeits- und realitätsreduzierte Erkenntnistendenz ist jedoch als geistige Grundlage inhärent instabil und untauglich für einen neuen (epistemisch-ontisch-moralischen) Wahrheitsboden. Auf dessen Grundlage kann man das ökonomische Wachstum nicht sinnvoll erfassen, geschweige denn «überwinden». Stattdessen erweist sich die Instabilität dieser Weltanschauung als das eigentliche geistige Kernproblem der immerwährenden, nicht auf materiell-äusserliche und relationalistisch-relativistische Aspekte reduzierbaren Wachstums*dynamik*. Die mit dem Wachstumsimperativ in der zeitgenössischen Literatur assoziierten Konsequenzen für Mensch und Natur, bspw. die anthropogenen, ökonomischen Ursachen zugeschriebene Klimaerwärmung, der Verlust von Biodiversität, Müllakkumulation, Gewässerverschmutzung, Trockenheit, soziale Ungleichheit, menschliche Entfremdungserscheinungen, usw. können damit folglich nicht etwa *als voraussetzungslose Konsequenzen* ethisch, epistemologisch und ontologisch einfach hingenommen und erst nachranging in einer verkürzten ethischen Konsequentialismuskritik analysiert und bewertet werden – obwohl dieser ethische *Aspekt* der normativ zu bewertenden Konsequenzen ohne Zweifel *ein* wichtiges Element der kritischen Gesamtbetrachtung ist. Sondern diese Konsequenzen sollten in ihrem inneren *wesentlichen* (ontischen), *erkenntniszugänglichen* (epistemischen) und

normativ nicht rein konsequentialistischen (moralischen) Bezugskern auch gesamthaft auf die bisher vernachlässigten geistigen Voraussetzungen durchleuchtet werden, ganz im Sinne einer integrativen Gesamtperspektive. Die von mir noch zu explizierende Tendenz zeitgenössischer Wachstumskritik, den attestierten Problemkern des Wachstumsimperativs an den *materiell-quantitativ* fassbaren äusseren (planetaren) Grenzen des Wachstums (Naturebene) oder dem sich scheinbar ins Negative verkehrenden *relativen* Nutzen bei zu viel Wachstum (Sozialebene) festzumachen, und daraus automatisch normative Lösungen glauben ableiten zu können, welche strukturell der Devise aus *‹weniger›* wieder *‹mehr›* zu machen folgen, fusst ihrerseits bereits auf meist impliziten, nicht reflektierten und eben gerade deshalb problematischen, da – so die Hypothese – paradoxerweise wachstumsinduzierenden (cartesianistischen) Vorannahmen.

Im Folgenden werde ich zuerst die wachstumskritischen Klassiker aus der Antike, der Neuzeit und der Moderne vorstellen, um aus dieser ideengeschichtlichen Darstellung heraus die Grundlagen zeitgenössischer Wachstumskritik zu legen (Kap. 2). Die aktuelle, d.h. die zeitgenössische Wachstumsdebatte selbst mitsamt ihrer sich herausgebildeten drei Lager in WachstumsbefürworterInnen, WachstumstransformatorInnen und WachstumsablehnerInnen werde ich in Kapitel 3 präsentieren. In Kapitel 4 werde ich meine Theorie mitsamt Prämissen grundlegen, insbesondere unter systematischen Rückgriff auf die entscheidende paradigmatische Weichenstellung nach Descartes und die daraus resultierende, analytische Unterscheidung zwischen begründetem cartesischem Denken, in welchem das Subjekt den Realitätsanker bildet, und dem Cartesianismus als eine sich verselbständigte, relativistisch-materialistische Verfallsform, in welcher kein solcher Realitätsanker möglich ist. Erst durch diese Systematik wird eine fundierte Kritik an den weltanschaulichen Grundlagen zeitgenössischer Wachstumskritik möglich. Aus der hieraus abzuleitenden Methodik nicht nur formaler, sondern transzendentaler Logik (Kap. 5) sollen die Hypothesen in Kapitel 6 geprüft und diskutiert werden. Vor dem Hintergrund des Erkenntnisziels dieser Arbeit lassen sich in der Folge Schlussfolgerungen für die (wirtschafts-)philosophische Wachstumsdebatte in der (Post-)Moderne ziehen. Dabei sollen auch drei mögliche Lösungsansätze zu einer Wieder- oder Neubegründung einer auf soliden Realitätsprämissen fussenden und gesellschaftlich ganzheitlich umsetzbaren Wachstumskritik skizziert werden, welche sich zum intendierten wachstumskritischen Ziel nicht widersprüchlich verhalten (Kap. 7). Ein in Zukunft noch auszuarbeitender kritischer Ansatz basierend auf einer Transzendentaltheorie des Wachstums, welche auf der dritten der drei in Kapitel 7

vorgestellten Lösungsansätze beruhen würde, wäre dabei aus meiner Sicht zu präferieren (Kap. 8).

Zur Einlösung des Erkenntnisziels dieser Arbeit soll dieser Aufbau dahingehend dienen, dass durch eine hermeneutische, im weiteren Verlauf der Arbeit Schritt für Schritt tiefer zu fundierende Durchdringung des Forschungsgegenstandes des ökonomischen Wachstums die eigentliche, unter der Oberfläche liegende wirtschaftsphilosophische Problemhaftigkeit am Schnittfeld Ontologie, Epistemologie und Ethik greifbar und damit analysierbar und auflösbar wird. Dies geht einher mit einem relativ umfangreichen, zuerst ideengeschichtlichen (Kap. 2), und nach und nach zunehmend systematischeren Theorieteil (Kap. 3, Kap. 4), bevor erst methodisch sauber (Kap. 5) die Hypothesen in der Analyse (Kap. 6) verfolgt werden können.

2 Ideengeschichtliche Grundlagen zeitgenössischer Wachstumskritik

> *In methodischer Hinsicht kann man diese Grundabsicht so ausdrücken: dem historischen Materialismus ein Stockwerk unterzubauen, derart, daß der Einbeziehung des wirtschaftlichen Lebens in die Ursachen der geistigen Kultur ihr Erklärungswert gewahrt wird, aber eben jene wirtschaftlichen Formen selbst als das Ergebnis tieferer Wertungen und Strömungen, psychologischer, ja, metaphysischer Voraussetzungen erkannt werden.*
> (Simmel, 1907/1989, S. 13)

Der Zweck dieses Kapitels ist die Darstellung der Klassiker der Wachstumskritik der Antike (Kap. 2.1), der Neuzeit (Kap. 2.2) und der Moderne (Kap. 2.3) aus ideengeschichtlicher Perspektive. Dieser noch nicht streng systematische, sondern vor allem kulturphilosophisch geprägte Blick (vgl. Kap. 1.2, dort Fn. 14) auf die Theoriegeschichte der ökonomischen, philosophischen und wirtschaftsphilosophischen Analyse und Kritik des ökonomischen Gegenstandes und des Wachstumsgegenstandes steht somit im Fokus dieses zweiten Kapitels. Es wird hier zu zeigen sein, dass die sich im Laufe der Zeit erheblich verändernden weltanschaulichen, philosophisch-paradigmatischen Voraussetzungen zu jeweils in der Konsequenz auch systematisch *völlig abweichend begründeten* Wachstumskritiken geführt haben. Diese ideengeschichtlich begründete Einsicht ist zum Verständnis der geistigen Grundlagen von Wachstumskritik, auch zeitgenössischer Wachstumskritik, von enormer Bedeutung. Das Nachzeichen von unterschiedlichen kulturellen Kontexten und paradigmatisch verschiedenen Begründungsformen von Wachstumskritik beabsichtigt etwaige, ideell verankerte Selbstverständlichkeiten im Hinblick auf die Akzeptanz weltanschaulicher Prämissen heutiger Wachstumskritik zu explizieren und damit der Möglichkeit von Kritik zuzuführen, indem u.a. zuerst einmal die Möglichkeit der *historischen* Relativierung zeitgenössischer Perspektiven eröffnet wird. Damit werden Reflexionsräume geschaffen, welche auch und gerade für heutige *systematische* Analysen zeitgenössischer Wachstumskritik (vgl. Kap. 3, Kap. 4, Kap. 5, Kap. 6) hochgradig relevant bleiben.

Ideengeschichtlich lassen sich wachstumskritische Ansätze in der griechischen Antike (Kap. 2.1) von neuzeitlichen (Kap. 2.2) und damit einhergehenden modernen Ansätzen (Kap. 2.3) nicht nur aus rein historischen Gründen chronologisch

voneinander abgrenzen. Parallel zu dem historischen Zeitverlauf lässt sich zwischen Antike auf der einen Seite, und Neuzeit und Moderne auf der anderen Seite, auch ein kulturphilosophischer Wandel in Form einer Wende in den Grundlagen des Denkens und damit einhergehend der vorherrschenden Weltanschauung und Wertekultur feststellen. Dieser Wandel ist von derartiger gesamtphilosophischer Bedeutung, dass eine Gesamtdarstellung aufgrund der Komplexität im Rahmen dieses einzelnen, hier vorliegenden Projektes unmöglich wäre. Selbst mit ausführlichen historischen Darstellungen nur schon der gesamten Ideengeschichte des Wachstumsgegenstandes und der Wachstumskritik liessen sich eigene Forschungsarbeiten füllen. Für die Zwecke der in dieser Arbeit verfolgten Fragestellung genügt jedoch bereits eine *fokussierte Herausarbeitung der paradigmatischen Gemeinsamkeiten und Unterschiede* zwischen verschiedenen Formen vergangener Wachstumskritik vor dem historischen Einsetzen der von mir später zu analysierenden und kritisch zu diskutierenden zeitgenössischen Wachstumskritik (Kap. 3). Daher besteht in den nun folgenden Unterkapiteln der Ideengeschichte der Wachstumskritik kein Anspruch auf Vollständigkeit. Zudem beschränke ich mich auf die westliche Ideengeschichte und vernachlässige dabei etwaige historische Erkenntnisse aus anderen (wirtschafts-) philosophischen Denktraditionen.

2.1 Griechische Antike: Ontologisch begründete Wachstumskritik

Für Neueinsteigende in die Wachstumsdebatte mag es zuweilen überraschend anmuten, aber die Theoriegeschichte der Wachstumskritik reicht bis in die griechische Antike zu Platon und Aristoteles zurück. Beide setzten sich im Rahmen ihrer jeweiligen philosophischen Abhandlungen zum guten Staat und zum guten Leben bereits systematisch mit ökonomischen Gegenständen wie der Wirtschaft, dem Geld und eben auch dem «Wachstum» auseinander. Ihr Einfluss hatte das Denken in der westlichen Welt unverkennbar geprägt bis an die Schwelle der Neuzeit, in welcher eine paradigmatische Revolution im geistigen und materiellen Leben der Menschen einzusetzen begann.

Bekanntlich ragen Platon und Aristoteles in der griechischen Antike als vielleicht *die beiden grossen Philosophen* hervor. Weniger bekannt ist, dass sie eben auch überaus relevante systematische Beiträge zum ökonomischen Gegenstand und gleichermassen zum Thema Wachstum beisteuerten (Hoffmann, 2009, S. 23f.). Für die Zwecke der ideengeschichtlichen Kontrastierung der ontologisch-metaphysischen Annahmen hinter der das spätere Mittelalter massgeblich beeinflussenden antiken

Wachstumskritik und der paradigmatisch neu begründeten neuzeitlichen Wachstumskritik (Kap. 2.2), weisen die Ausarbeitungen Platons und Aristoteles' die entscheidenden theoretischen Impulse auf Seiten der antiken Denker auf.

Damit lasse ich andere Theorietraditionen der griechischen und später römischen Antike aussen vor. Die für die eigentlichen systematischen Analysezwecke in dieser Arbeit relevante, *ideengeschichtliche* Kontrastierung zwischen Antike auf der einen, und Neuzeit sowie Moderne auf der anderen Seite, lässt damit weitere antike Ansätze aus, welche aus sich selbst heraus mehr wirtschaftsphilosophische Ambivalenz in sich tragen und sich daher auch einer pauschalen idealtypischen historisch-epochenhaften Einordnung verwehren. Dies betrifft bspw. die Stoa, mitsamt ihrer Einstellung zu Eigentum, Armut und Reichtum (vgl. Hoffmann, 2009, S. 64-68), welche ich nicht weiter in diesem Kontext beleuchten werde. Obwohl der stoische (Logos-) Materialismus (vgl. Immler, 1985, S. 357-380) einen beachtenswerten Einfluss auf die viel spätere neuzeitliche Nationalökonomie (vgl. Kraus, 2000), u.a. auch Adam Smith hatte (vgl. Föllinger, 2008), und insbesondere auch das Naturbild sowie die Ethik der Physiokraten beeinflusste (Immler, 1985, S. 381-408), bleiben Platon (Abs. 2.1.1) und Aristoteles (Abs. 2.1.2) im Rahmen dieser Arbeit die beiden zentralen Identifikationsfiguren des antiken wirtschaftsphilosophischen, wachstumskritischen Denkens.[31] Somit folge ich in meiner Schwerpunktsetzung antiker Autoren im Wesentlichen auch der gleichen ideengeschichtlich-wirtschaftsphilosophischen Orientierung wie bei Booms (2013, vgl. S. 22-34) und Hoffmann (2009, vgl. S. 22-68), bevor ich die Befunde dieser antiken Form von Wachstumskritik zusammenfassen und in das entsprechende philosophische Paradigma einordnen werde (Abs. 2.1.3).

2.1.1 Platon

Platon kann wohl als der erste systematische Kritiker des ökonomischen Gegenstandes und gleichermassen als der erste Wachstumskritiker gelten (Booms, 2013, S. 22). Um ihn aber wirklich zu verstehen und mögliche anachronistische Fehlinterpretationen seiner damaligen Begründung gegen das Wachstumsstreben zu vermeiden, ist es unabdingbar, seine Kritik sowohl im Rahmen seiner Staatstheorie (vgl. Hoffmann,

[31] Damit wird auch auf den nach Platon bekanntesten Schüler des Sokrates, Xenophon, mit seiner Schrift «Oikonomikos», hier ebenfalls nicht weiter eingegangen. Dies ist ein kontroverser Schritt meinerseits, denn zur wirtschaftsphilosophischen Wirkungsgeschichte und zum systematischen Gewicht der Schrift Xenophons gehen die Meinungen auseinander. Während Hoffmann (2009) «den Rang des Aristoteles» bei ihm als nicht gegeben ansieht (S. 46), ist Sombart (1915/1967) der Auffassung, dass Xenophon eine «great influence on the development of capitalist thought» ausübte und lange Zeit «more widely read and more highly esteemed than Aristotle» war (S. 226).

2009, S. 26-35), als auch eng damit verbunden (vgl. Booms, 2015, S. 25-27; Hoffmann, 2009, S. 33-35) seiner philosophischen Anthropologie (vgl. Föllinger, 2015) zu begreifen.

Platon sieht am Ursprung der Staatenbildung ein ökonomisches Motiv (Booms, 2013, S. 23) in der «wechselseitige[n] wirtschaftliche[n] Verwiesenheit der Menschen» (ebd.): «Die Entstehung des Staates also ist meiner Meinung nach darauf zurückzuführen, daβ keiner von uns sich selbst genug ist, sondern vieler Helfer bedarf» (Platon, 1979, Politeia, 369b). Die Linderung wirtschaftlicher Not zur Befriedigung grundlegender Bedürfnisse, z.B. durch Beschaffung von Nahrung (a.a.O., 369d), und die Verschiedenheiten der menschlichen Natur (a.a.O., 370a) werden bei Platon in einem ersten Schritt (Booms, 2013, S. 23) anerkannt. In einem zweiten, unmittelbar darauffolgenden Schritt werden effizienzsteigernde Arbeitsteilung und Handel im Rahmen der Staatenbildung legitimiert, was in der Tat, zumindest auf dem ersten Blick, «durchaus modern an[mutet]» (ebd.). Bei Platon sind also «Tausch und Kauf nicht etwas der menschlichen Natur Fremdes, sondern im Gegenteil konstituierender Bestandteil des Menschen» (Föllinger, 2015, S. 416) und können und sollten sich zur «Existenzsicherung» (Hoffmann, 2009, S. 29) der BürgerInnen in einem «gesunde[n] Staat» (Platon, 1979, Politeia, 372a-372e) entfalten. Doch damit nicht genug. Platon geht auch auf den Einwand ein, dass ein solcher rein auf die Stillung von Grundbedürfnissen ausgelegter Staat ja keine «Zukost» böte. Er gesteht jedoch über das unmittelbar Überlebensnotwendige hinaus auch bspw. abwechslungsreiche Speisen und Trank zur Erreichung von Gesundheit zu (vgl. ebd./372b-372c). Im Einklang mit der platonischen Philosophie zur Erreichung eines *guten* Lebens soll ein «echte[r] Staat» (a.a.O., 372e) eben nicht nur des *Überlebens* willens existieren (vgl. Hoffmann, 2009, S. 29). Aber in diesem nächsten, dritten Schritt der Genese des Staates (Booms, 2013, S. 23) zeigt sich eine «Ambivalenz» (Hoffmann, 2009, S. 29), in welchem der «gesunde» Staat in einen «üppigen» Staat «kippt» (Booms, 2013, S. 23). In dem Wunsch nach «Ruhebetten […], Salben und Räucherwerk, Freudenmädchen und Backwerk, alles in groβer Mannigfaltigkeit» (Platon, 1979, Politeia, 373a) zeigt sich eine «*expansive Dynamik*» (Hoffmann, 2009, S. 30) des «Trieb[s] nach unbegrenztem Erwerb von Hab und Gut» (Platon, 1979, Politeia, 373d). Dies lehnt Platon ab, *weil* «die Grenzen des Notwendigen» (ebd.) damit überschritten werden. Platons guter Staat soll also nicht nur dem nackten materiellen Überleben dienen, aber eben definitiv auch *kein Wachstumsstaat* sein.

Wer nun meinen würde, dass Platon der erste visionäre Vordenker des Club of Rome gewesen wäre, irrt. Platons ökonomischer Gegenstand und auch sein

Grenzbegriff waren von gänzlich anderer Qualität als im heute gängigen Verständnis, begründet in einem besonderen Grundverständnis von Mensch und Staat und letztlich einem zu heute völlig anders gelagerten «theoretischen Gesamtrahmen seiner Metaphysik» (Booms, 2013, S. 24). Platons (1) Ethik, (2) Ontologie und (3) Epistemologie sind derart abweichend von den weltanschaulichen Grundlagen zeitgenössischer Wachstumskritik, dass sie einer genaueren Explikation bedürfen.

(1) *Ethisch*[32] beschreibt Platon (1979, Politeia) mit der von ihm normativ verworfenen Entfesselung des ökonomischen Gegenstandes zwar das Problem der territorialen Grenzüberschreitung eines üppigen Staates auf «das Gebiet der Nachbarn», so dass wir *als Folge* «den Krieg haben [werden]» (373d-373e). Aber diese Folge ist *nicht das Problem an und für sich*:

> Und wir wollen noch gar nicht davon reden, ob der Krieg Böses oder Gutes mit sich bringt, sondern uns darauf beschränken, daβ wir die Entstehung des Krieges gefunden haben in dem, was für die Staaten sowohl in Hinsicht auf die persönlichen wie auf die öffentlichen Verhältnisse jedesmal eine *Quelle des Unheils* wird. (ebd./373e; mit Hervorhebung)

Diese «Quelle des Unheils» ist aus ethischer Sicht dezidiert *nicht konsequentialistisch auszulegen*, sondern im Hinblick auf die persönlichen (d.h. anthropologisch begründeten) und öffentlichen (d.h. staatstheoretisch begründeten) inhärenten *Problemverhältnisse* moralisch relevant für Platon. Nicht das in irgendeiner möglichen Zukunft liegende Ergebnis (des Krieges) ist das moralische Primärproblem des Wachstums, sondern die gegenwärtigen staatlichen und anthropologischen Verwerfungen einer ohne das Wachstum eigentlich harmonischen und daher zu präferierenden Seinsordnung. Die abzulehnende Disharmonie des Seienden steht also mit dem Erstarken des ökonomischen Gegenstandes als solchem in enger Verbindung (vgl. Booms, 2013, S. 26). Platons Ethik weist somit zurück auf seine Ontologie.

(2) *Ontologisch* kann das entfesselte «Ökonomische […] wesensbedingt […] als Inbegriff des Sinnlich-Materiellen […] nicht gut sein» (ebd.). Für Platon liegt nämlich die Grundnatur des ökonomischen Gegenstandes im ökonomischen Antrieb der kraft des «nie still stehende[n] oder endgültig befriedigte[n]» Bedürfnisses (a.a.O., S. 24) des «begehrende[n] Teils der menschlich-seelischen Struktur» (a.a.O., S. 25) ziellos, ungerichtet (a.a.O., S. 24) und letztlich in «das Unendliche» (Hoffmann, 2009, S. 30) abgleitet. In dieser Problematisierung der «intrinsische[n] Grenzenlosigkeit» (Booms,

[32] Für eine umfangreichere Einführung in Platons Ethik, vgl. z.B. Klopfer (2008, S. 13-80).

2013, S. 24) des ökonomischen Triebs geht es Platon also nicht um die Feststellung von externen, z.B. wissenschaftlich-empirisch messbaren Wachstumsgrenzen. Es geht ihm stattdessen um die Verhinderung der Störung einer für ihn «kosmische[n], unveränderliche[n], ewige[n] Ordnung», welche sich für den gerechten, d.h. rationalen Menschen in der «einheitliche[n] Idee […] des Guten» verkörpert, welche «als oberstes Wirk-, Erkenntnis- und Seinsprinzip aller Dinge – der sinnlichen wie der ideellen – fungiert» (a.a.O., S. 25). Der unterste, ökonomische Teil der menschlichen Seelennatur ist zwar für Platon nicht *per se* negativ (vgl. Föllinger, 2013, S. 418f.), aber die «Tugend der *Besonnenheit*» (*sophrosyne*) soll dem ökonomischen Trieb in seiner «natürliche[n] Zügellosigkeit» Einhalt gebieten, in Verbindung zur seelischen Gesamtherrschaft des eigentlich rationalen Seelenteils, des Denkvermögens, dessen korrespondierende, oberste «Tugend der *Weisheit*» (*sophia*) sich an dem «wahrhaft Seiende[n]», der *absoluten* Idee des Guten, auszurichten hat (Booms, 2013, S. 25). Diese hierarchische «*metaphysische* Rahmenordnung» ist «gleichsam das Urbild für alle *staatliche* Rahmenordnung» (ebd.), denn bei Platon gibt es «einen engen Konnex zwischen äuβerer und innerer Ordnung, zwischen seelischer und politischer Verfassung […], so daβ alles, was auf politischer Ebene geschieht, bestimmten Seelenzuständen entspricht und umgekehrt nicht einfach jede beliebige Seelenverfassung auch dazu angetan ist, ein auf das Gute hin ausgerichtetes Gemeinwesen zu befördern» (Hoffmann, 2009, S. 27f.).

Platon stellt also nicht einfach auf ethischer Ebene einem Wachstumsimperativ einen Anti-Wachstumsimperativ entgegen respektive er möchte nicht einfach einen «üppigen» Staat in einen «gesunden» Staat transformieren. Diese zeitgenössischen Einordnungen wären hier fehl am Platz, nämlich aus ontologisch-metaphysischen Gründen. Stattdessen übt Platon *idealistisch und nicht materialistisch begründet*, *fernab jeglichen Relativismus* bezogen auf einen *absoluten Bezugspunkt*, nämlich der Idee des Guten im «Reich der Ideen» (Booms, 2013, S. 26), eine Kritik an der *inneren* (Wachstums-)Dynamik ökonomischen Strebens. Anhang welcher Kriterien kommt man dann aber konkret zu der Erkenntnis, ab wann der staatstheoretisch-platonisch formuliert «gesunde» Staat, welcher in einem gewissen Mass eben auch Handel und den Umgang mit Geld beinhalten darf (vgl. Platon, 2011, Nomoi, 918a-918c), in den normativ abzulehnenden «üppigen» Staat kippt? Wie findet sich ein gerechter Umgang mit der Ambivalenz des ökonomischen Gegenstandes? Hierzu ist der Blick auf den erkenntnistheoretischen Teil von Platons Philosophie zu lenken.

(3) *Epistemologisch* gilt: «Insofern die von Platon postulierte statisch-hierarchische Staatsordnung einer übergeordneten Seinsordnung entspricht und sich

insofern als die an sich ‹wahre› zeigt» (Booms, 2013, S. 26), ist es dem ««reflexiven Stand[…]› der Wächter und ‹Philosophenkönige›» vorbehalten, dem Ziel zu dienen, «den Staat und die Seelen seiner Bürger möglichst unabhängig von der Dynamik des Begehrens und des Selbstverlustes an äußere Objekte zu halten» (Hoffmann, 2009, S. 34f.). Bildlich gesprochen ist also der Aufstieg des Philosophen aus der Höhle (vgl. Platon, 1979, 7. Buch) und an die Spitze des Staates die Lösung der erkenntnistheoretischen Seite des privaten und öffentlichen (Wachstums-)Problems. Im gerechten Staat stellt der im Hinblick auf die materiellen Güter besitzlose (vgl. a.a.O., 416c-417b) Philosoph mit dem «ihm korrelierte[n] Vermögen der Vernunft» zusammen mit den Wächtern die legitime Herrscherkaste dar: «Nur der Philosoph *weiß* dabei um das Gute, das absolut Selbsthafte, das letzte ‹Worumwillen›, also auch den obersten Zweck, von dem aus alleine eine tragfähige Organisation des (individuellen wie gemeinschaftlichen) Lebens möglich ist» (Hoffmann, 2009, S. 35). In den Worten Platons:

> [N]ur eine kleine Sorte von Menschen, die ihrer Natur nach selten ist und eine hervorragende Erziehung erhalten hat, ist imstande, wenn sie in die Lage geraten, daß sie etwas brauchen oder sich etwas wünschen, die Kraft zur Mäßigung aufzubringen, und bleibt, wenn sich die Möglichkeit bietet, viel Geld zu gewinnen, nüchtern und zieht dem Vielen lieber das Maßvolle vor. Die große Masse der Menschen verhält sich genau umgekehrt wie diese: in ihren Bedürfnissen sind sie maßlos, und wenn ein mäßiger Gewinn möglich wäre, ziehen sie einen unersättlichen Gewinn vor; und dadurch sind alle mit dem Kleinhandel und dem Großhandel und der Bewirtung zusammenhängenden Berufe in Verruf geraten und mit Schimpf und Schande überhäuft. (Platon, 2011, Nomoi, 918c-918d)

Platon problematisiert die für ihn in erster Linie ontologisch-metaphysisch zu fassende und normativ abzulehnende Wachstumsdynamik in seinem gerechten Staat nicht nur, sondern löst diese auch kohärent innerhalb seines politisch-philosophischen Ansatzes auf. Die für Platon mit dem ökonomischen Gegenstand *inhärent* einhergehende expansive Wachstumsdynamik soll auf anthropologischer Ebene durch den Sieg der nach einem *absoluten Ideal* des Guten orientierten Vernunft erreicht werden, nämlich durch das Niederringen des in der Hierarchie des individuellen Aufbaus der Seele untersten und damit dem «wahren, transzendenten Sein […] am fernsten» liegenden ökonomisch-materiellen Seelenteils (Booms, 2013, S. 40). Auf politischer Ebene

spiegelt sich dies durch den geforderten Aufstieg der die Vernunft und Einsicht in das Gute mit sich tragenden Philosophen zu Königen und damit zu Herrschenden über den Rest der BürgerInnen, versehen mit der Warnung, dass es andernfalls «kein Ende des Unheils für die Staaten, ja, wenn ich recht sehe, auch nicht für das Menschengeschlecht überhaupt» gäbe (Platon, 1979, Politeia, 473d-473e).

Damit gilt es festzuhalten: Platons Wachstumskritik leitet sich aus seiner statischen und kosmisch-metaphysischen Harmonielehre von Seele und Staat ab, vor dem Hintergrund einer heute für die Meisten bei näherem Hinsehen fremd oder sogar befremdlich[33] wirkenden, zugrundliegenden Weltanschauung, die sich durch die expansive Dynamik eines ökonomischen Gegenstandes innerlich bedroht sieht. Platons Wachstumskritik ist ethisch *keinesfalls utilitaristisch, egalitaristisch oder auf eine andere Art konsequentialistisch begründet*, *sondern ontologisch fundiert*. Platon geht in seiner Problemerfassung und Problemauflösung nicht von einer wissenschaftlich-empirischen Konzeptualisierung äusserer, materieller und relational-zahlenmässig messbarer Grenzen des Wachstums aus, sondern von *den nach metaphysisch-absoluten Idealen zu bestimmenden und politisch kohärent umzusetzenden Grenzsetzungen zum Stopp der inhärenten Dynamik* des relativistisch-ökonomischen, *eo ipso* wachstumsinduzierenden Gegenstandes. Jede andere, nicht ontologisch-metaphysisch in einer statischen Harmonieordnung begründete Auflösung der Wachstumsfrage kommt für Platon indessen prinzipiell nicht in Frage und würde nur in das befürchtete persönliche und gesellschaftliche, tiefgehend metaphysische «Unheil» führen.

2.1.2 Aristoteles

Auch für Platons Schüler Aristoteles ist die ethische «Vernunftnatur des Menschen» anthropologisch zu fundieren und immer «bereits untrennbar mit seiner *politischen* Lebensform verbunden» (Ulrich, 1993, S. 55). Über Platons Verhältnisbestimmung von Philosophie und Wirtschaft jedoch hinausgehend lässt sich Aristoteles als «der Schöpfer der ersten ausgearbeiteten Wirtschaftstheorie» (Booms, 2013, S. 28; vgl. auch detailliert Polanyi, 1979) betrachten. Obwohl es sowohl in der anthropologischen Fundierung des Menschen, als auch in der staatstheoretischen Ausarbeitung seiner Philosophie zu teils erheblichen Abweichungen von Platon kommt (Booms, 2013, S.

[33] Damit ist gleichfalls noch keine eigene normative Bewertung impliziert. Nur weil etwas befremdlich erscheint, ist es noch nicht falsch. Der Wert von Platons Auflösung der Wachstumsdynamik wird in den Lösungsansätzen gegen Ende dieser Arbeit nochmals thematisiert (vgl. hierzu Kap. 7.2).

30; vgl. auch Skidelsky & Skidelsky, 2013, S. 102), gibt es in Aristoteles' Forderung nach der «Abkehr von allem Expansionismus» in vielerlei Hinsicht eine wirtschaftsphilosophische «Übereinstimmung mit Platon» (Hoffmann, 2009, S. 48). Wie kommt also Aristoteles mit anderen philosophischen Mitteln als diejenigen von Platon ebenfalls zu einem wachstumskritischen Ergebnis?

Obwohl Athen und die anderen griechischen Stadtstaaten zu Aristoteles' Zeiten noch weitestgehend eine agrarisch geprägte Gesellschaft darstellten und sich die meisten Haushalte auf das Prinzip der Selbstversorgung ausrichteten, damit eine eigenständige und von anderen gesellschaftlichen Gesichtspunkten strikt getrennte (reine) «Ökonomie» noch gar nicht existierte (Skidelsky & Skidelsky, 2013, S. 103), beobachtete der scharfsinnige Aristoteles bereits «ein neues Prinzip des Wirtschaftens», welches die bisherige Hauswirtschaftsweise immer mehr zu verdrängen trachtete (H. C. Binswanger, 2006, S. 378). Der einst sehr begrenzte Handel von Gütern tendierte für einige Stadtbürger immer mehr über die «Deckung der Lebensbedürfnisse» hinauszuwachsen. Es ging diesem neuen Typus von Händlertum nicht mehr um das Selbstversorgungsprinzip, sondern um ein «Erwerbs*prinzip*», d.h. um den «*Erwerb von Geld* beim Austausch von Waren über den Markt mit entsprechendem Gewinn» (ebd.; mit Hervorhebung). Ausgehend von dieser induktiven, empirischen Beobachtung – hier wird bereits ein wichtiger methodischer Unterschied zu Platons deduktivem Zugang zum ökonomischen Gegenstand deutlich – entwickelt Aristoteles eine grundlegende und überaus einflussreiche kategoriale Unterscheidung zweier Wirtschaftsweisen: auf der einen Seite die «‹Kunst der Haushaltsführung›, der Ökonomik» und auf der anderen Seite die «‹Beschaffungskunst›, der Chrematistik» (Hoffmann, 2009, S. 49f.). Dabei schliesst die Kunst der Haushaltsführung auch den (unmittelbaren) Tauschhandel ein (a.a.O., S. 55), welcher wie bei Platon nicht einmal in seiner vom *Mittel* Geld mediierten, gesteigerten Form *per se* verdammt wird (H. C. Binswanger, 2006, S. 378f.), nämlich dann nicht, solange ein solcher geldbasierte Tausch «zur Ergänzung und Vervollständigung des natürlichen Selbstgenügens» (Aristoteles, 1981, Politik, 1257a) dient. Ähnlich wie bei Platon geht diese Feststellung auch einher mit «einer […] Warnung vor einer Verselbständigung des Erwerbs zu einem Erwerb um des Erwerbs willen» (Hoffmann, 2009, S. 50f.), d.h. eine Warnung davor, dass die legitime Ökonomik zur Sicherstellung eines «naturgemäβe[n] Reichtum[s]» in die illegitime Chrematistik kippt (Aristoteles, 1981, Politik, 1257b). Die «‹Verzwecklichung› des Geldes» ist *das Problem* einer zur Chrematistik verkommenen Wirtschaft (H. C. Binswanger, 2006, S. 379). Empirisch rekonstruiert Aristoteles dies in seiner Kritik

folgendermassen: Nachdem der natürliche Tauschhandel sich auf «immer fernere[…] Länder[…] ausdehnte» und «das Geld in Gebrauch» kam, konnte sich ein «Händler- und Krämergewerbe» herausbilden, welches auf einen «möglichst groβen Gewinn» abzielte (Aristoteles, 1981, Politik, 1257a-1257b). Problematisch, da naturwidrig ist «dieser Reichtum, der aus dieser Art der Erwerbskunst flieβt», da er «kein Ende und keine Schranke» kennt (ebd./1257b).

Doch ähnlich wie bei Platon lässt sich damit noch längst nicht folgern, dass es sich bei Aristoteles um einen Wachstumskritiker moderner Prägung handelt, trotz seines womöglich vergleichsweise zeitgemässer anmutenden Begründungsrepertoires. Zwar rechtfertigt Aristoteles seine Wachstumskritik vor dem Hintergrund einer von Platon jeweils abweichenden (1) Ethik, (2) Ontologie und (3) Epistemologie, aber auch die spezifisch aristotelische Begründung bedarf einer ideengeschichtlich differenzierten Analyse, welche seiner eigentlichen Weltanschauung ohne das Beimischen heutiger Projektionen gerecht wird. Insbesondere von Relevanz sind dabei die beiden Begriffe vom *Glück* und vom *Geld* (vgl. Booms, 2013, S. 28), zusammengenommen für Aristoteles der eigentliche Fokus der Problemanalyse des Verhältnisses von ökonomischem Gegenstand, Mensch und Staat.

(1) Aristoteles' *Ethik*[34] widmet sich wie bei Platon der Frage nach dem Guten, aber «anders als bei Platon schwebt das Gute hier nicht gleichsam als abstraktes Prinzip über den Dingen und Geschehnissen der sinnlich-empirischen Welt» (Booms, 2013, S. 30). «Aristoteles internalisiert das Gute in die konkreten Dinge und Handlungen hinein» (ebd.), wobei er das Gute aus dem herleitet, «wonach alles [d.h. die Dinge und Handlungen; Anm. des Autors] strebt» (Aristoteles, 2019b, Nikomachische Ethik, 1094a). Aus dieser eher induktiven, empirischen Herleitung ergibt sich nun in einem ersten Schritt ein – ganz im Gegensatz zu Platon – «relativer und zugleich multipler» Begriff des Guten (Booms, 2013, S. 30). Kraft der Pluralität der Einzeldinge und -handlungen gibt es auch eine Pluralität von Zielen, anschaulich von Aristoteles (2019b, Nikomachische Ethik) beschrieben mit: «Das Ziel der Heilkunst ist die Gesundheit, das der Schiffsbaukunst das Schiff, das der Strategik der Sieg, das der Wirtschaftskunst der Reichtum» (1094a). Analog einer möglichen Fehlinterpretation von Platons Ethik wäre es aber auch hier nicht nur ideengeschichtlich anachronistisch, sondern auch systematisch grundlegend falsch, Aristoteles als einen ethischen Konsequentialisten zu betrachten und damit – entgegen Aristoteles' Intention – die Tür zur ethischen Legitimierung eines chrematistischen Begriffs von (Geld-)Reichtum weit aufzustossen. Zwar ist der Hauptgegenstand der

[34] Für eine umfangreichere Einführung in Aristoteles' Ethik, vgl. z.B. Klopfer (2008, S. 81-185).

aristotelischen Ethik tatsächlich das *Ziel*, altgriechisch *Telos*, und rein semantisch läge die Einordnung als *teleologische Ethik*, d.h. auch als eine konsequentialistische Ethik nahe (vgl. Hübner, 2014, S. 112f.). Weder eine solche moderne Interpretation, noch die nicht allzu weit davon entfernte postmoderne, mögliche *moralisch relativistische* (vgl. Irlenborn, 2016, S. 15f.) Einordnung basierend auf der von Platon ja tatsächlich abweichenden, attestierten *Pluralität* von Handlungs*zielen* und *Gütern* halten jedoch den weiteren Ausführungen des Aristoteles Stand. Denn es geht Aristoteles um eine «objektive[…], nicht willkürliche[…] Bestimmung des Glücks» (Booms, 2013, S. 31). Im zweiten Schritt fragt Aristoteles nämlich, ob es gegenüber den relativen Gütern auch ein höchstes Gut gibt, «etwas *an sich* Gutes» (a.a.O., S. 30). Er identifiziert ein solches höchstes Gut als Antwort auf seine eigene Frage mit dem «Endzweck», also einem Ziel, das «nur um seiner selbst willen» erstrebt wird und nicht «zur Erreichung anderweitiger Zwecke» (ebd.):

> Da der Ziele zweifellos viele sind und wir derer manche nur wegen anderer Ziele wollen, z. B. Reichtum, Flöten und überhaupt Werkzeuge, so leuchtet ein, daß sie nicht alle Endziele sind, während doch das höchste Gut ein Endziel und etwas Vollendetes sein muß. Wenn es daher nur ein Endziel gibt, so muß dieses das Gesuchte sein, und wenn mehrere, dasjenige unter ihnen, welches im höchsten Sinne Endziel ist. (Aristoteles, 2019b, Nikomachische Ethik, 1097a)

Ein höchstes, vollkommenstes Ziel, ein *Telos teleiotaton* (Hübner, 2014, S. 111f.) schliesst freilich aufgrund der vorausgesetzten, streng hierarchischen Güterstruktur jegliche *relativistische* Kategorisierung des ethischen Entwurfs Aristoteles' aus, trotz aller sichtbaren Unterschiede zum ideen-metaphysischen Absolutismus Platons. Auch die möglicherweise *konsequentialistische* Interpretation wäre nicht korrekt, da Aristoteles in seiner Ethik auf der Suche nach dem guten, gelingenden Leben das menschliche Handeln gemäss einer «*höchstentwickelten Vernunft*» (a.a.O., S. 115) im Auge hat, definiert durch das *Handeln aus Tugendhaftigkeit* (ebd.). Der Massstab des menschlichen Handelns liegt also «in der seelischen Verfasstheit, der es entspringt, nicht in […] herbeigeführten Handlungsfolgen» (a.a.O., S. 116). Die seelische Verfassung des Menschen lässt[35] den Menschen nach seinem ihm eigenen höchsten

[35] Das grammatikalische Passiv möchte ich hier explizit verwenden, um Aristoteles' seelische Vernunfteinsicht von einer möglichen deontologischen, gleichsam ideengeschichtlich anachronistischen Interpretation der aristotelischen Ethik abzugrenzen, welche fälschlich heutige (kantische) Projektionen beimischen würde. Bei Aristoteles wird nämlich das Tätigsein der Seele nicht aus einer freiheitlich-selbstbestimmten Haltung heraus verortet, sondern ein teleologisch-determinierender Wirkungsgesamtzusammenhang zwischen Seele und tugendhaftem Handeln

Gut, seinem ihm in der Seele innewohnenden und zu vollendenden Endzweck streben. Dieser Endzweck für den Menschen ist für Aristoteles das *Glück* (Eudaimonia); hierzu Aristoteles (2019b, Nikomachische Ethik): «Als Endziel in höherem Sinne gilt uns das seiner selbst wegen Erstrebte […], was allezeit seinetwegen und niemals eines anderen wegen gewollt wird. Eine solche Beschaffenheit scheint aber vor allem die Glückseligkeit zu besitzen» (1097a-1097b). Aristoteles liefert auch die Begründung nach, warum gerade das Glück, und nicht etwa ein anderer Zweck, das von ihm gesuchte Kriterium des Endzwecks *und damit* des guten Lebens erfüllt: «die Glückseligkeit stellt sich dar als ein Vollendetes und sich selbst Genügendes, da sie das Endziel allen Handelns ist» (ebd./1097b).

Der Mensch hat also bei Aristoteles, wie alle Lebensformen oder überhaupt die Dinge in der Welt, ein Telos. Dieses Ziel, das Telos zu erreichen bedeutet Vervollkommnung und «diese Vervollkommnung irgendeinem anderen, entfernten Ziel zu opfern», wäre widersinnig (Skidelsky & Skidelsky, 2013, S. 104). Damit verweist Aristoteles' ethische Begründung zur gebotenen Erreichung des dem Menschen eigenen Telos, der Glückseligkeit, zurück auf seine Ontologie, in welcher teleologische Erklärungen der Schlüssel überhaupt zur Erklärung der Natur eines Dinges sind. Aristoteles' Ontologie ist indessen inhaltlich gleichfalls anders als bei Platon gelagert, aber genauso wie bei Platon wird aus dem strukturellen Zusammenspiel von Ethik und Ontologie klar, warum Aristoteles aufgrund seiner eigenen Weltanschauung konsistent zu einer wachstumskritischen Haltung kommen muss. Hierbei kommt neben dem Glück der zweite wichtige Begriff für die aristotelische Problemanalyse des Verhältnisses von ökonomischem Gegenstand und Mensch ins Spiel: das Geld.

(2) *Ontologisch* ist Aristoteles nur vor dem Hintergrund seiner von Platon abweichenden Metaphysik zu verstehen, derjenigen «Wissenschaft der ersten Ursachen» (Aristoteles, 2019a, Metaphysik, 996b), welche auch als *prima*

---

postuliert. Gleichwohl möchte ich damit nicht behaupten, dass die Tugend bei Aristoteles passiv ist und der Seele gleichsam vollständig deterministisch ausgeliefert ist. Die Tugend ist zwar aktiv, aber der Mensch ist sozusagen nicht frei um über seine seelische Natur selbst zu bestimmen. Er oder sie kann nur innerhalb dieses gesetzten «teleologischen» (verstanden im aristotelischen, nicht-konsequentialistischen Begriffssinne; vgl. auch Hübner, 2014, S. 116) Rahmens möglichst tugendhaft handeln. Zwar kann der Mensch durch ein tugendhaftes Leben auch zur «Formung der Seele» (ebd.) beitragen, aber nicht jedoch zur Änderung der Natur der Seele selbst. Anders formuliert: Aristoteles' Vernunft ist abhängig vom natürlichen Telos, wohingegen viel später bspw. bei Kant die Vernunftnatur des Menschen selbst Grundlage für die Setzung eines frei zu wählenden Zwecks ist, eines selbst zu bestimmenden Telos ist. Einen Autonomiebegriff des (Transzendental-)Subjekts, welcher für die programmatisch saubere, deontologisch-ethische Interpretation der Vernunftnatur notwendig wäre, entwickelte Aristoteles nämlich nicht. Ähnlich grenzt Hübner (2014) Aristoteles' Tugendethik daher auch von einer Deontologie ab (vgl. S. 115f.).

philosophia[36] (Apel, 2011) bezeichnet wird. Diese Lehre von den letzten Ursachen bzw. Gründen ist für Aristoteles untrennbar mit der Analyse der Substanz, bzw. *des Wesens der Dinge* verbunden: «Das Wesen ist der Gegenstand unserer Betrachtung; denn die Prinzipien und Ursachen der Wesen werden gesucht» (Aristoteles, 2019a, Metaphysik, 1069a). Die Substanz ist nicht nur das «oberste Genus und nichts weiter als Genus» (vgl. Porphyrios, Isagoge; zit. in Wöhler, 1992, S. 6) und damit als archetypischer Pfeiler innerhalb der aristotelischen Kategorienlehre von Genus, Spezies, Differenz, Proprium und Akzidens unerlässlich.[37] Sie bildet überhaupt die Grundlage zum Verständnis der Natur der Lebensformen und der Dinge. Aristoteles entwickelt damit eine metaphysische Substanzontologie, in welcher vier «*Ursachen*» respektive *Prinzipien* (Aitia) herangezogen werden können, um zu erklären, warum die Dinge so seien, wie sie durch diese vier Ursachen kausal bestimmt nun mal seien: *Causa materialis*, *Causa formalis*, *Causa efficiens* und die im ethischen Teil bereits eingeführte *Causa finalis*, das Telos (vgl. Cohen & Reeve, 2020, Abs. 11). Die Analyse des Wesens der Dinge geht dabei für Aristoteles vom materiellen Stoff aus (Causa materialis), welcher geformt ist, im Sinne von einer Formursache (Causa formalis) und sowohl einer determinierten Wirkungs-/Bewegungsursache (Causa efficiens) als auch einer Zweckursache (Causa finalis, Telos) unterliegt. Für Aristoteles ist im Gegensatz zu Platon also nicht die Idee, sondern die Materie der ontologische Ausgangspunkt. Jedoch handelt es sich hier nicht um einen neuzeitlich zu verstehenden historischen Materialismus oder einen auf zahlenmässiger Erfassung basierten Materialismus[38], sondern um einen substanzontologischen Materialismus, in

[36] Vgl. hierzu auch die zusammenfassende Einordnung antiker Wachstumskritik in den grösseren paradigmatisch-philosophiegeschichtlichen Kontext (Abs. 2.1.3).

[37] Eine weitere Ausführung ist an dieser Stelle für die Zwecke der aristotelischen Kritik des Geldes nicht notwendig. Als eine empfehlenswerte Einführung in die aristotelischen Kategorien kann immer noch die in der Frühscholastik bereits Standardwerkcharakter aufweisende *Isagoge* des neuplatonischen Plotin-Schülers Porphyrios angeführt werden (vgl. Porphyrios, Isagoge; zit. in Wöhler, 1992, S. 4-20).

[38] Aristoteles (2019a, Metaphysik) weist als Nicht-Relativist (vgl. die Ethik bei Aristoteles weiter oben in diesem Abschnitt), und damit auf der Suche nach etwas Stetigem, einen an der mathematischen Entität Zahl verankerten Ursachengesamtzusammenhang ontologisch klar von sich: «Existieren aber die Ideen oder die Zahlen außer dem Sinnlichen, so sind sie Ursache von nichts oder doch nicht Ursache der Bewegung. […] Ferner, wie soll aus dem, was keine Größe hat, Größe oder Stetiges hervorgehen? Die Zahl wird ja nichts Stetiges hervorbringen, weder als bewegendes noch als formbestimmendes Prinzip. […] Aber auch von den beiden Gegensätzen wird keiner erzeugendes oder bewegendes Prinzip sein; denn dann wäre es ja möglich, daß es nicht sei. Das Hervorbringen ist ja später als das Vermögen. Also würde das Seiende nicht ewig sein. Es ist aber ewig; also muß von diesen Behauptungen etwas aufgehoben werden. […]. Diejenigen […], welche die mathematische Zahl als die erste ansehen, und so immer ein Wesen nach dem anderen, und für jedes andere Prinzipien setzen, machen das Wesen des Ganzen unzusammenhängend (denn das eine Wesen trägt durch sein Sein oder Nichtsein nichts für das andere bei) und nehmen viele Prinzipien an. Das Seiende aber mag nicht schlecht beherrscht sein. ‹Nimmer ist gut eine Vielherrschaft; nur Einer sei Herrscher!›» (1075b-

welchem Materie wesensbedingt immer bereits durch verschiedene Ursachen respektive Prinzipien metaphysisch vorstrukturiert ist.

Aus diesem substanzontologischen Materialismus heraus wird verständlich, warum es bei Aristoteles *aus ontologischen Gründen* nicht einfach möglich ist für eine Lebensform, welche ja ihrerseits ein festgeschriebenes Telos verfolgt (wie der Mensch sein Glück), ein gewisses Ding zweckzuentfremden. Es liegt im Wesen des Geldes «kein selbstzweckhaftes, in sich selbst ruhendes Gut, sondern das genaue Gegenteil» zu sein (Booms, 2013, S. 13). «Das Geld ist der Inbegriff eines bloβen Mittels» (ebd.). Das Telos des Geldes begrenzt sich «kraft Übereinkunft» nur auf eine *relationale* Bedürfnisvergleichsgrösse, und «macht […] wie ein Maβ alle Dinge kommensurabel» (Aristoteles, 2019b, Nikomachische Ethik, 1133a-1133b). Die absolut geltende Unvereinbarkeit von Glück und einem fremdverzwecklichten und damit chrematistischen Gelderwerbsprinzips wird damit aus dem Zusammenspiel von Ethik und Ontologie plausibel, denn «[n]ichts ist weniger in sich selbst ruhend, weniger durch sich selbst bestimmt als das endlos umlaufende […] Geld» und damit kann es definitiv nicht die Rolle des notwendigerweise selbstzweckhaften Glücks erfüllen (Booms, 2013, S. 13).

Die daraus folgende Ableitung, dass eine ethisch rückzubindende und der Ökonomik überzustellende Politik (vgl. Hoffmann, 2009, S. 59) keinem Wachstumsimperativ folgen darf (a.a.O., S. 51), markiert auf staatstheoretischer Ebene zumindest im Hinblick auf den gesellschaftlichen Status der Ökonomik ein ähnliches Ergebnis wie bei Platon. Die ökonomischen Kräfte sind bei Aristoteles stets zu zähmen, bspw. Wucher zu bekämpfen (Skidelsky & Skidelsky, 2013, S. 107). Damit wird die Möglichkeit des Zinserwerbs, um «Geld vom Gelde» zu nehmen, wirtschaftspolitisch verworfen (Aristoteles, 1981, Politik, 1258b). Eine etwaig kapitalistisch-zinsbasierte und expansive Wirtschaft als ein Typus von Chrematistik wäre inkompatibel mit der von Aristoteles propagierten legitimen Kunst der nicht-chrematistischen Ökonomik. Ein Wachstumsstaat stellt also nicht nur für Platon, sondern auch für Aristoteles aus ethisch-ontologischen Gründen ein Schreckgespenst dar. Festzuhalten bleibt dennoch, dass die wachstumskritische Haltung bei Aristoteles nicht wie bei Platon aus *metaphysisch-absoluten Idealen* im Kontext einer statisch-

1076a). Der nicht nur den moralischen Relativismus (Irlenborn, 2016, S. 15f.), sondern auch den normativen alethischen (Wahrheits-)Relativismus (vgl. a.a.O., S. 12f., S. 71-77) ablehnende Aristoteles (vgl. a.a.O., S. 26-28) schliesst in seiner Suche nach einem «absolute[n] Prinzip» Zahlen also dezidiert aus ontologischen Gründen aus. Es handelt sich nicht um einen Vermessungsmaterialismus wie bei Descartes und auch nicht um einen ontologischen, dynamischen Zahlenmaterialismus, wie dieser im Rahmen des verselbständigten Cartesianismus beschrieben wird (vgl. jeweils Kap. 4, dort insb. Kap. 4.1).

kosmischen Ordnung hergeleitet wird, sondern aus einem *metaphysisch-substanzontologischen Materialismus*, der gleichwohl mit einer *Ablehnung des Relativismus* verbunden ist, wie sie in der aristotelischen Kritik an der chrematistischen Überhöhung des fremdverzwecklichten, eigentlich wesensbedingt rein mittelbaren und relationalen Geldes, vertreten wird.

(3) *Epistemologisch* schreibt Aristoteles sowohl dem deduktiven, als auch dem induktiven Verfahren eine hohe Bedeutung beim Erkenntnisgewinn zu (vgl. Smith, 2017, Abs. 3.1). Damit wird ein weiterer Unterschied zu Platon deutlich. In der spezifischen Bewertung eines empirischen Einzelfalls, wann denn ein zu beobachtender Geld- oder Warengebrauch in das Untugendhafte kippt, bleiben damit Fragen offen. Trotz einer wie schon bei Platon postulierten «Analogie zwischen Seele und Staat» (Klopfer, 2008, S. 164)[39] kommt nämlich so bei Aristoteles eine Lösung durch die Einsicht in die Dinge geniessenden Philosophenkönige, welche in einer strikt hierarchisch konstituierten Gesellschaft an der Spitze stehen, nicht in Frage. Das sichere Feststellen eines naturwidrigen, d.h. hier chrematistischen, Tauschhandels kann abseits des mehr oder weniger eindeutigen Sonderfalls von (exorbitanten) Wuchergeschäften ebenfalls nicht auf Basis eines rein äusserlichen Tauschhandelsvollzugs beruhen, sondern bedarf epistemischer Zusatzprämissen, da ja selbst der durch Geld (als Mittel) mediierte Tauschhandel nicht *per se* verwerflich sei (vgl. Hoffmann, 2009, S. 55). Wie können wir aber feststellen, dass ein Erwerb zu einem Erwerb «um des Erwerbs willen» (a.a.O., S. 51) wird und damit der illegitimen Chrematistik verfällt, insbesondere, wenn wir abseits der deduktiv problematisierten Verzwecklichung des Geldes (vgl. H. C. Binswanger, 2006, S. 379) kein induktives Kriterium zur Grenzsetzung zwischen vielleicht gerade noch so und dem gegenüber eben nicht mehr legitimen Verkettungs- und Komplexitätsgraden von ökonomisch-monetären Zweck-Mittel-Reihen besitzen? Macht es beispielsweise nicht doch für eine Tugendtheorie des Ökonomischen einen hochgradig relevanten Unterschied, wenn Person A ein immenses Kapital anhäuft und nicht so genau weiss, zu welchem Zweck er/sie dies tun möchte, ausser für die Einlösung des mit König Midas geteilten Wunsches, irgendwie in Zukunft mehr Geld besitzen (vgl. Aristoteles, 1981, Politik, 1257b), und Person B äusserlich gleichermassen ein ebenfalls so immenses finanzielles Kapital anhäuft, aber ehrlicherweise davon überzeugt ist, sich damit

[39] Diese Analogie zwischen Seele und Staat ist gleichwohl nicht wie bei Platon aus einer kosmisch-metaphysischen Harmonielehre heraus zu verstehen, sondern ergibt sich u.a. aus Aristoteles' induktiverem – heute könnte man wohl auch sagen «lebensweltlicherem» – Nachzeichnen von tugendhaften Freundschafts- und Gemeinschaftsverhältnissen zwischen Menschen (vgl. z.B. Aristoteles, 2019b, Nikomachische Ethik, 8. Buch).

zielstrebig für schlechtere Zeiten (Krankheit, Krise, Klimawandeleffekte, etc.)[40] zu wappnen? Auch die überaus einflussreiche aristotelische Unterscheidung von Gebrauchswert und Tauschwert[41] (Skidelsky & Skidelsky, 2013, S. 106) kann keine abschliessende Auflösung dieser immer auch induktiv dem jeweiligen Einzelfall Rechnung zu tragenden Problematik geben. Eine auch epistemologisch auf sichereren Beinen stehende Perspektive zur Lösung dieser Frage kann wohl erst viel später Thomas von Aquin (vgl. z.B. Booms, 2013, S. 35-38) in Anschluss an Aristoteles liefern, indem er systematisch zwischen Gewinn und Gewinnstreben unterscheidet (vgl. Hoffmann, 2009, S. 93) und damit erheblich zu einer ausgearbeiteten Theorie von Tauschgerechtigkeit und dem «gerechten Preis» beiträgt (ebd./a.a.O., S. 90-96; vgl. auch Booms, 2013, S. 37). Gleichwohl bleibt die aristotelisch-thomistische Ausarbeitung einer nach epistemologischen Kriterien überprüfbaren Legitimität des Tausch- und Wirtschaftslebens in den Prämissen des substanzontologischen Paradigmas verankert, und damit auch in den engen epistemischen Grenzen dieses Paradigmas mitsamt seinem Fokus auf einen objektiven wirtschaftlichen Wertebegriff behaftet (Hoffmann, 2009, S. 90; vgl. auch Immler, 1985, S. 46f.). Eine vollumfängliche (transzendental-)epistemologische Ausarbeitung der Zweck-Mittel-Problematik des Geldes und des Wirtschaftslebens ausgehend vom neuzeitlichen subjektivistischen Paradigma der prima philosophia (vgl. hierzu Abs. 2.2.1), und damit auch ausgehend von einem subjektiven Wertebegriff, findet sich erst nochmals viel später nach Immanuel Kant in der Moderne bei Georg Simmel und seiner ausgearbeiteten Analyse der Doppelrolle des Geldes *für das Subjekt* (vgl. hierzu Kap. 4.3).

Insgesamt lässt sich zusammenfassen: Aristoteles' Wachstumskritik erschliesst sich erst über die herauskristallisierte *Unvereinbarkeit des für den Menschen höchst vollkommenen Endzwecks Glück (Eudaimonia)* mit einem *aus ethischen und* gleichermassen *ontologischen Gründen verkommenen selbstzweckhaften Streben nach dem Geld*. Ein Staat hat das Gute [d.h. hier die Tugend; Anm. des Autors] für die Menschen fürsorglich zu befördern (vgl. Aristoteles, 2019b, Nikomachische Ethik, 1160a-1161b) und damit folglich die verkommene Form des Wirtschaftens, die Chrematistik, zu verhindern. Die wachstumskritische Haltung bei Aristoteles wird

[40] Es soll hier an dieser Stelle noch nicht relevant sein, mit welchem Kriterium wir die Sinnvollhaftigkeit des Kriteriums der schlechteren Zeiten einschätzen und was passiert, wenn dieses Kriterium selbst quantifiziert und monetarisiert wird. Dieses Problem im Kern der Fragestellung dieser Arbeit wird erst im Rahmen der eigentlichen Analyse an verschiedenen Stellen angeschnitten werden (vgl. hierzu Kap. 6).

[41] Der Einfluss dieser Unterscheidung äussert sich weitreichend bis tief in die Klassiker der modernen Ökonomik hinein, wie z.B. bei Adam Smith (vgl. Immler, 1985, S. 143-145).

nicht wie bei Platon aus einer kosmisch-metaphysischen Harmonielehre von Seele und Staat abgeleitet, begründet sich also nicht aus absolut geltenden Idealen einer wahren Seinsordnung hinter den materiellen Dingen, sondern wird erst vor dem Hintergrund der spezifisch aristotelischen Verbindung von Ethik und Ontologie plausibel. Dabei kommt ein *metaphysisch-substanzontologischer Materialismus* zur Geltung, ein teleologisch durchtränkter und damit aus sich selbst heraus vorbestimmter Materialismus, in welchem den Dingen wesensbedingt gewisse Ursachen respektive Prinzipien innewohnen. Dieser Materialismus ist gleichwohl ontologisch hierarchisch strukturiert, mit einer *Ablehnung des Relativismus* verbunden und *keinesfalls mit etwaigen relativistischen, zahlenbasierten Materialismen moderner Denkweise zu verwechseln* (vgl. Kap. 2.2, Kap. 2.3, Kap. 4).

2.1.3 Zusammenfassung und Einordnung antiker Wachstumskritik

Mit Platon und Aristoteles wurden hier zwei antike wirtschaftsphilosophische Denker vorgestellt, welche sowohl dem ökonomischen Gegenstand höchst kritisch gegenüberstehen, als auch aus ihrer jeweiligen Perspektive unweigerlich damit verbunden, ein philosophisch ungezähmtes Wachstum vehement ablehnen. Eine Einordnung von Platon und Aristoteles als frühe Protagonisten eines Anti-Wachstumsimperativs (vgl. Kap. 1.1) im Sinne der modernen respektive zeitgenössischen (vgl. Kap. 2.3, Kap. 3) Perspektive wäre jedoch nicht nur anachronistisch, sondern würde auch einem unreflektierten Begriffsrealismus anheimfallen, in welchem der damalige Wachstumsbegriff mitsamt seiner ideengeschichtlich zu eruierenden Grundlagen systematisch falsch verstanden wird. Es gilt stattdessen den weltanschaulichen Prämissen, d.h. vor allem der spezifischen Ethik und Ontologie der beiden grossen griechischen Philosophen Rechnung zu tragen, auf deren Grundlage ihre jeweilige Wachstumskritik überhaupt erst *begründet* wird. Denn erst unter Berücksichtigung «tieferer Wertungen und Strömungen, psychologischer, ja, metaphysischer Voraussetzungen», um mit den Worten Georg Simmels (1907/1989, S. 13; vgl. Eingangszitat zu Beginn dieses Kapitels 2) zu sprechen, lässt sich das wirtschaftspolitisch wachstumskritische Ergebnis Platons und Aristoteles' für die Zwecke dieser Arbeit sinnvoll interpretieren, ganz ohne aus dem heutigen Zeitgeist heraus unreflektiert mit fehlgeleiteten Projektionen vermischt zu werden.

Wie lassen sich diese «psychologische[n], ja, metaphysische[n] Voraussetzungen» bei Platon und Aristoteles nun zusammenfassend plausibel

interpretieren? Platons und Aristoteles' allgemeine Philosophie, und daraus konsequent abgeleitet ihre ökonomischen Theorien, sind jeweils geprägt von einem tiefgreifenden «Misstrauen gegenüber dem Grenzenlosen und Unendlichen», einem Charakteristikum für einen Grossteil des griechisch-altertümlichen Denkens (Skidelsky & Skidelsky, 2013, S. 109; vgl. auch Hoffmann, 2009, S. 30). Es ist nun aber aus Sicht dieser antiken Wachstumskritik genau der verselbständigte ökonomische (Wachstums-)Gegenstand, welcher einem Vorantreiben des Grenzenlosen und Unendlichen gleichkommt. Das entfesselte Ökonomische, wie z.B. das chrematistisch verwendete Geld, ist daher kein Problem primär aufgrund der ethischen Konsequenzen, zu welchem ein unbegrenztes Wachstum führen könnte, sondern ein *metaphysisch-ethisches Problem an und für sich*. Aus den gleichen Gründen ist ein unbegrenztes Wachstum nicht etwa ontologisch problematisch, weil es die Grenzen eines als materiell begrenzt wahrgenommenen, geometrischen Raumes sprengen würde und daher zu mathematisch kalkulierbaren Diskrepanzen zwischen verfügbarer Erdmasse und menschlicher Ausbreitung führen würde, sondern weil entfesseltes Wachstum *aufgrund der inhärenten Unbegrenztheit* gegen eine in sich geschlossene, *ontologisch-metaphysisch* postulierte Seinsordnung verstösst. Nicht also erst in Verbindung mit einem *äusserlich-materiell* Begrenzendem wird das Wachstum für die antiken Denker problematisch.[42] Dabei spielt es interessanterweise für das wachstumskritische Ergebnis keine Rolle, ob die Metaphysik aus dem Idealismus Platons begründet wird, in welchem das eigentlich Seiende in einem transzendenten Ideenhimmel zu verorten ist (platonische Ontologie, vgl. Abs. 2.1.1), oder in einem substanzontologischen, von Wirkursachen durchtränkten Materialismus verankert ist (aristotelische Ontologie, vgl. Abs. 2.1.2). In beiden Fällen handelt es sich um weltanschauliche ontologisch-metaphysische Gesamtentwürfe, in welchen die jeweiligen philosophischen Grundlagen die Voraussetzung bilden für den ökonomischen und gleichzeitig wachstumskritischen Standpunkt.

Das ontologisch-metaphysische Begründungsfundament der platonischen und aristotelischen Philosophie, welches jeweils zu einem wachstumskritischen Ergebnis führt, lässt sich innerhalb einer Entwicklungsordnung der (Haupt-)Paradigmen der *prima philosophia*, d.h. der Perspektive der systematischen philosophischen Beschäftigung mit den letzten Gründen, als das historisch erste von insgesamt drei Paradigmen einordnen (im Folgenden ontologisches Paradigma genannt; vgl. Apel,

[42] Mit anderen Worten in moderner Sprechweise (vgl. Kap. 1) spielen die materiell und zahlenmässig erfassbaren «Wachstumsgrenzen» überhaupt gar keine entscheidende, relevante (primäre) Rolle für die Begründung antiker Wachstumskritik.

2011, S. 71, S. 166).[43] Die diesem Paradigma zugrundeliegende Metaphysik betrachtet «quasi von einem außerweltlichen Standpunkt nur das Seiende […] als primäres Thema der Philosophie» (a.a.O., S. 65). Die Frage nach den «*subjektiven Bedingungen der Möglichkeit der objektiv gültigen Erkenntnis*» (a.a.O., S. 70), d.h. damit auch der Status des «Erkenntnis-Subjekt[s]» selbst (vgl. a.a.O., S. 23), ist für dieses erste Paradigma nicht von systematischem Interesse, und tritt historisch erst mit dem zweiten Paradigma auf (im Folgenden transzendentalphilosophisches Paradigma des Bewusstseinssubjekts genannt; vgl. a.a.O., S. 166; respektive Paradigma der «transzendentale[n] Epistemologie» genannt; vgl. a.a.O., S. 71). Gleiches gilt für die zentrale Frage des dritten Paradigmas, nämlich die «Frage nach den *semiotischen Bedingungen der Möglichkeit der intersubjektiv gültigen* (d.h. primär *intersubjektiv eindeutigen) Vermittlung der intersubjektiv gültigen Erkenntnis*» (ebd./a.a.O., S. 70f.). Dieses dritte, transzendentalpragmatische Paradigma ist jedoch im Gegensatz zum zweiten Paradigma für den weiteren Verlauf dieser Arbeit von systematisch geringerer Bedeutung.[44]

Trotz der historischen Überholtheit des ersten, antiken Paradigmas der *prima philosophia* und der aus zeitgenössischer Sicht ungewohnten Art, überhaupt *Wachstum zu denken und zu kritisieren*, lassen sich jedoch auch für heute noch gültige und wichtige Erkenntnisse ziehen aus den platonisch- und aristotelisch-ontologischen Programmatiken zur Etablierung einer stabilen Seinsordnung, um jeweils der metaphysischen Problematik des Grenzenlosen (des Wachstums) zu begegnen. Für die Entwicklung eines gehaltvollen Begriffs einer Wachstumsdynamik im Sinne eines ganzheitlichen Wachstumsphänomens (vgl. Kap. 1.1) bleiben Platon und Aristoteles damit weiterhin mittelbar relevant, auch für das zweite Paradigma der prima

[43] Nach Apel unterscheidet sich seine «Konzeption einer revolutionären Abfolge verschiedener ‹Paradigmen› des Denkens von derjenigen Th. Kuhns […] darin, daβ sie eine Art Hegelsche Idee möglichen Fortschritts in der Geschichte des menschlichen Denkens impliziert» (Apel, 2011, S. 66; vgl. auch Kuhn, 1970). Dieser Fortschritt ist nicht determiniert, sondern tritt als hierarchische Ordnung mit einem normativen Anspruch auf (vgl. Apel, 2011, S. 66f.).

[44] Diesen Schritt der Eingrenzung vor allem auf das erste und zweite Paradigma der *prima philosophia* nach Apel (2011) begründe ich damit, dass sich die Problematik der Wachstumsdynamik in meinen Augen vor allem als subjektiver (und weniger inter-subjektiver) Interpretationsfehler der von Descartes geschaffenen Grundlagen des zweiten Paradigmas (vgl. Apel, 2011, S. 26f.) rekonstruieren lässt, einen Interpretationsfehler, den ich Cartesianismus nenne (vgl. Kap. 4.1). Gleichwohl tritt das Problem der intersubjektiven Einigung aus dem dritten Paradigma der *prima philosophia* zumindest sekundär auch in meiner späteren Analyse (Kap. 6) auf, nämlich in der Frage nach der *möglichen* – nicht jedoch den transzendentalsemiotischen *Bedingungen der Möglichkeit von* (denn dies würde eine vollständige Rekonstruktion des Wachstumsproblems mit den transzendentalsemiotischen Mitteln des dritten Paradigmas bedingen) – Einigung bei der Feststellung des Geltungsstatus mathematischer, nummerischer Entitäten (Zahlen) in den Natur- und Sozialwissenschaften. Für die Feststellung der Widersprüchlichkeit der Aussage, dass Zahlen der primäre Realitätsstatus im Gegensatz zum denkenden Subjekt zukommen könnte, reicht die cartesische Prüfstruktur des zweiten Paradigmas aus.

philosophia, welches den Begriff der Wachstumsdynamik nicht mehr nur auf einem rein ontologischen Fundament aufbauen kann, sondern eben auf die Epistemologie des Transzendentalsubjekts rekurrieren muss. Für mögliche nicht-transzendentalsubjektivistische Lösungsversuche, d.h. bspw. zum ersten Paradigma zurückkehrende ontologische Lösungswege aus der zeitgenössischen Wachstumsproblematik heraus, besteht sogar weiterhin eine ganz unmittelbare Relevanz (vgl. hierzu Kap. 7.2). Insbesondere die metaphysische Verknüpfung von Wachstums- und Relativismuskritik, wie sie beiden antiken Entwürfen auf jeweils unterschiedliche Art (platonisch idealistisch und aristotelisch substanzontologisch) zugrunde liegt, bleibt für die Erarbeitung der geistigen Grundlagen materiellen Wachstums, und einer fundierten Kritik an selbigen, also so oder so von herausragender Bedeutung. Gleichzeitig eröffnet die ideengeschichtliche Kontrastierung der Wachstumskritik entlang der Paradigmen der prima philosophia den Spielraum, aus den *Unterschieden* zwischen antiker und der nun im Folgenden darzustellenden neuzeitlichen Wachstumskritik (Kap. 2.2) wichtige Rückschlüsse zuzulassen. Diese *ideengeschichtlichen* Rückschlüsse verweisen auf eine Wende in den *systematischen* Grundlagen des menschlichen Denkens und damit einhergehend der vorherrschenden Weltanschauung. Durch die ideengeschichtliche Beleuchtung dieses Prozesses lassen sich somit auch bereits einige der Begründungsprobleme andeuten der später im Gefolge der neuzeitlichen Wachstumskritik auftretenden Klassiker der modernen Wachstumskritik (Kap. 2.3) und der daraus hervorgehenden Lager der heutigen, zeitgenössischen wachstumskritischen Debatte (Kap. 3).

2.2 Neuzeit: Wachstumskritik als Teil eines neuen philosophischen Paradigmas

Aus den bisherigen Erörterungen lässt sich ableiten, dass analog eines gehaltvollen Verständnisses antiker Wachstumskritik für ein ebenso angemessenes Verständnis neuzeitlicher Wachstumskritik die entsprechenden, hier neu auftretenden weltanschaulichen Voraussetzungen zuerst einmal ausreichend zu berücksichtigen sind. Ideengeschichtlich ist hier bereits die frühe Neuzeit mitsamt ihrer mittelalterlichen Vorläufer vor dem eigentlichen Start der Neuzeit, wann immer man diesen offiziell setzen möchte, in den Fokus zu nehmen. Die Umwälzungen im Realitäts- und Wertefundament der Menschen lassen sich zweifelsohne nicht mit einem einzigen Stichdatum identifizieren. In diesen stattdessen sich allmählich ändernden geistigen Voraussetzungen, welche in einem schlussendlichen Wandel vom

ersten (vgl. Abs. 2.1.3) zum zweiten philosophischen Paradigma (vgl. Abs. 2.2.1) gipfeln, gilt es die relevanten Änderungen für die darauf fussende neuzeitliche Wachstumskritik zu explizieren.

Die neuzeitliche Art Wachstum zu denken und zu kritisieren weicht demnach bereits erheblich von der altertümlichen Sichtweise ab. Diese ideengeschichtliche Entwicklungslinie der neuzeitlichen Wachstumskritik nach dem schlussendlichen Bruch mit dem antiken philosophischen Paradigma nachzuzeichnen, ist u.a. der Zweck dieses Unterkapitels. In den nächsten Abschnitten wird daher in einem ersten Schritt dieser philosophische Paradigmenwechsel in seinen unterschiedlichen Facetten nachgezeichnet (Abs. 2.2.1). Die Darlegung dieser neuen philosophischen Grundsteinlegung ist notwendig, um die sich nun auch folglich ändernden spezifisch paradigmatischen Voraussetzungen neuzeitlicher Wachstumskritik plausibel zu machen. Innerhalb dieses neuen Paradigmas wird daher in einem zweiten Schritt die Grundsteinlegung ökonomischer Wachstumskritik verständlich, nämlich in Form eines neu bewerteten ökonomischen Gegenstandes, und damit einhergehend, eines neu konzipierten Wachstumsproblems neuzeitlicher Wachstumskritik (Abs. 2.2.2). Trotz der Wucht dieser geistigen und auch materiellen Veränderungen, durch welche nun ein neues, materiell greifbares Wirtschaftssystem in das Leben der Menschen einzieht, lassen sich dennoch auch bemerkenswerte wachstumskritische Gegentrends identifizieren, welche innerhalb der nun geänderten paradigmatischen Vorzeichen einen Anachronismus zum neuen Paradigma darstellen (Abs. 2.2.3).

2.2.1 Philosophische Grundlegung

Das in der (scholastischen) Gelehrtenrezeption neuplatonisch-aristotelisch dominierte Mittelalter verinnerlichte nicht nur in seinen theoretischen Strömungen, sondern auch in der darauf aufbauenden Gesellschaftspraxis die philosophisch begründete Kritik an einem Erstarken der ökonomischen Kräfte. Trotz all seiner Verwerfungen und Unzulänglichkeiten, gegen welche die DenkerInnen der Neuzeit und Moderne später antraten, wie dem für die meisten damaligen Zeitgenossen allgegenwärtigen Mangel an täglichen Gütern zur materiellen Bedürfnisbefriedigung; einen genuin ökonomischen Wachstumsstaat mit den damit einhergehenden eigenen (z.B. Überfluss-)Problemen bildete diese Zeit nicht aus. Hierfür fehlten schlicht die akzeptierten geistigen Grundlagen, auf welchen ein wachstumsbasiertes Wirtschaftssystem, wie bspw. der Kapitalismus, sowohl theoretisch, als auch in der gesellschaftspolitischen Praxis kohärent hätte ausgebildet und akzeptiert werden

können. Gleichwohl erwuchsen in der im Mittelalter vorherrschenden Scholastik durch erwähnenswerte damalige Minderheitenströmungen bereits beachtliche Positionen, welche für die später folgende philosophische, wissenschaftliche und kulturelle Wende der Neuzeit zwar noch kein vorgefertigtes Weltbild, aber zumindest wichtige Zutaten lieferten für eben jene zukünftige Ausfertigung eines solchen paradigmatisch neuen Weltbildes.

Zum einen bildete sich im frühen 13. Jahrhundert mit Robert Grosseteste und seinen Untersuchungen zu äusserlich-materiellen Phänomenen wie dem Licht oder dem Wetter eine frühe Form von Experimentalwissenschaft heraus, welche zwar immer noch metaphysisch-theologisch durchtränkt war (vgl. Kenny, 2005, S. 57-59), aber bereits einen wichtigen Einfluss auf Gleichgesinnte wie seinen Schüler Roger Bacon ausübte (a.a.O., S. 80). Letzterer baute den Stellenwert von induktiv zu erwerbenden Experimentalwissen für seine eigene Erkenntnistheorie weiter aus. Er stellte dabei bereits recht modern anmutende geometrisch-mechanische Untersuchungen zur Optik an (ebd./a.a.O., S. 79-82). Wissenschaftstheoretisch aber womöglich am relevantesten für die Zwecke der hier vorliegenden Arbeit sind in dieser entgegen aller Vorurteile gar nicht so «finsteren» Zeit des Mittelalters die *Oxford Calculators*. Diese im zweiten Quartal des 14. Jahrhunderts am Merton College (Oxford) lehrende Schule erwies sich nicht nur einflussreich für die spätere (moderne) Physik. Die um Thomas Bradwardine und weiteren in der kollektiven Erinnerung heute meist vergessenen Gelehrten herum organisierte Schule zeichnete ich dadurch aus, philosophische und theologische Probleme durch mathematische Methoden zu lösen (a.a.O., S. 97-99). Gleichwohl setzte sich ein derartiger quantitativer Fokus zur Erschliessung und Auflösung weltanschaulicher und damit auch qualitativer Probleme noch längst nicht breitflächig durch.

Neben diesen frühen epistemologischen Annäherungen an experimentelle und zugleich mathematische Methodiken, gab es im Spätmittelalter weitere erwähnenswerte Relativierungen des damals vorherrschenden metaphysisch-ontologischen Weltbildes. Duns Scotus wich an der Wende vom 13. ins 14. Jahrhundert vom damals herrschenden Mainstream innerhalb der Scholastik ab, indem er dem menschlichen Willen bereits einen eigenen, souveränen Status zuschrieb, jedoch noch ohne Zugrundelegung des modernen Rationalitätsverständnisses moderner Selbstbestimmungstheorien (vgl. a.a.O., S. 88, S. 243f.). William Ockham, Zeitgenosse der Oxford Calculators und ebenfalls in Oxford tätig, arbeitete im frühen 14. Jahrhundert an einer erheblichen Reduktion des aus seiner Sicht aufgeblähten metaphysischen Kategorienapparates. Er entwarf dabei ein bis in die zeitgenössische

Ökonomik hineinwirkendes Prinzip der *epistemischen Sparsamkeit* («Ockhams Rasiermesser»): Die Wesenheiten der Dinge seien nicht ohne Not zu vermehren (a.a.O., S. 207f.). Ockhams spezifische nominalistische[45] Position (a.a.O., S. 91) im Universalienstreit[46], in welcher die Bezeichnungen für Allgemeinheiten in der mentalen Sprache weitestgehend keine ontologische Entsprechung in einer eigenen, aussermentalen Seinssphäre besässen, sondern eben nur (sprachliche) Zeichen seien (a.a.O., S. 90, S. 92, S. 208), ebnete den Weg für grössere Spielräume zukünftiger grundsatzskeptischer und vom damaligen (realistischen) Mainstream abweichender geistiger Projekte (ebd./S. 92).

Auch wirtschaftsphilosophisch kam es vor dem Beginn der eigentlichen Neuzeit zu ersten bemerkenswerten Begründungen für *ein neuerdings gebilligtes Aufweichen des ansonsten streng eingegrenzten Gestaltungsspielraums für ökonomische (Wachstums-)Handlungen*. Die thomistische Interpretation des Wucherverbotes zeigte sich bspw. weniger radikal als beim Urheber Aristoteles. Obwohl der Wucher als Handlung, und spezifisch der handelnde Wucherer, von Thomas von Aquin weiterhin moralisch verurteilt wurde, war es für Thomas kein moralisches Problem mehr, sich des Wucherers und seiner neu gesondert davon zu betrachtenden Erträge zu bedienen (Hoffmann, 2009, S. 95f.). Diese moralische Umfunktionierung und damit neue Legitimierung des Mehrwerts aus einer eigentlich an sich zu verurteilenden Handlung, eine «‹dialektische[…]› Umkehr einer ‹an sich› moralisch verwerflichen Institution» (ebd./S. 96), stiess die ökonomische Tür ein Stück weit auf für die spätere moderne, marktmässig orientierte Wirtschaftsweise (vgl. Booms, 2013, S. 38) und damit einhergehend für «die Abkehr vom passiven Bewahren» hin «zum aktiven Gestalten

[45] Genauer gesagt handelte es sich wohl eher um eine konzeptuelle Realismus-kritische Position (vgl. Kenny, 2005, S. 91), denn den aristotelischen Kategorien Substanz und Qualität schrieb Ockham weiterhin einen *realen* Status zu (vgl. a.a.O., S. 208). Man könnte wohl auch sagen, dass es sich hier im Gegensatz zu einem archetypischen Nominalismus, wie er bspw. Johannes Roscelin von Compiègne (ca. 1050-1124 n. Chr.) zugeschrieben wird, um einen gemässigten Nominalismus handelt (vgl. Roscelin von Compiègne, Briefe an Petrus Abaelard (Auszüge); zit. in Wöhler, 1992, S. 70-75). Für den theoretischen Hintergrund des sich hier abspielenden Universalienstreits zwischen Realismus und Nominalismus, vgl. im Folgenden Fussnote 46.

[46] Differenzen und Unsicherheiten darüber, welche *Realität wirklich wahr* ist, sind natürlich nicht erst mit den postmodernen Diskussionen zu Fake News und alternativen Fakten (vgl. Kap. 1) aufgekommen, sondern bilden einen der wichtigsten, vielleicht *den* wichtigsten Ausgangspunkt philosophischer Überlegung überhaupt. In der Scholastik entfachte sich diese Debatte anhand des Universalienstreits über das *Verhältnis des Allgemeinen* (d.h. der Universalien oder Realien), wie die aristotelischen Genera und Spezies (vgl. Abs. 2.1.2), *zum Individuellen*, wie bspw. ein Einzelding. In diesem an Porphyrios' Isagoge (zit. in Wöhler, 1992, S. 4-20) anschliessenden Streit lassen sich innerhalb des ontologischen Paradigmas (vgl. Apel, 2011) zwei archetypische Positionen identifizieren: Der Realismus, in welchem Universalien als aussersprachliche bzw. aussermentale Realitäten (ontologisch) anerkannt werden, und der Nominalismus, in welchem das Dasein der Universalien wesentlich auf die Sprache und das Denken der Menschen zurückgeführt wird (Wöhler, 1992, S. VII-XI).

der sozialen Verhältnisse» (Immler, 1985, S. 47). Dabei bleibt es wohl vor allem Spekulation, ob in dieser Frühphase erster bedeutsamer philosophischer und wirtschaftsphilosophischer Anpassungen eines eigentlich sehr ökonomisch-restriktiven weltanschaulichen Gedankengebäudes bereits eine direkte geistige Wechselwirkung bestanden haben mag zwischen den ersten Rissen in der *allgemeinen philosophischen Weltanschauung* auf der einen Seite und der *konkreten wirtschaftstheoretischen Grundlegung* auf der anderen Seite.

All diese frühen geistigen Entwicklungen sind gleichwohl höchstens als partikulare Vorläufer eines neuen philosophischen Paradigmas zu Beginn der eigentlichen Neuzeit zu werten. Ein gesamtsystematischer Zusammenhang zwischen den verschiedenen Ansatzpunkten der Hinterfragung herrschender weltanschaulicher Vorannahmen ist im Mittelalter noch nicht auszumachen. Egal ob eine zunehmende Betonung des menschlichen freien Willens (Duns Scotus), eine grössere Fokussierung auf empirische (Robert Grosseteste, Roger Bacon) und mathematische (Oxford Calculators) Methoden, oder auch eine zunehmende Skepsis gegenüber dem vorherrschenden Universalienrealismus (William Ockham) – all diese Ansätze waren noch tief im ersten, ontologischen Paradigma der prima philosophia verankert. Dies änderte sich nun allmählich mit den ersten neuzeitlich geprägten Schriften, wie denjenigen des Francesco Petrarca, dem Mitbegründer des Renaissance-Humanismus im 14. Jahrhundert. Petrarcas Abkehr von der scholastischen Methodik der Bearbeitung abstrakt-universeller und gleichsam *unpersönlicher* philosophischer Fragestellungen und seine gleichzeitige Hinwendung zum spezifischen *Menschen* als Ausgangspunkt zur Bearbeitung moralischer Problemstellungen (vgl. Saarinen, 2011, S. 51) markiert einen Schritt hin zum vernunftbegabten (menschlichen) *Subjekt* als epistemischen *Ausgangspunkt* einer neuen philosophisch begründeten Weltanschauung. Auch wenn sich bei der genauen paradigmatischen Einordnung Petrarcas die Geister daran scheiden, ob er eher einem weiterentwickelten mittelalterlichen Willensbegriff ohne einem zugrunde gelegten rationalen Subjekt verhaftet geblieben war, oder in seinen Schriften bereits ein klares paradigmatisches Kippen in die Denkweise der Renaissance zu identifizieren sei (a.a.O., S. 52) – eine philosophiegeschichtliche Partikularfrage, die hier nicht weiter interessieren soll – so zeichnet sich nun in der Folge weit über die reine Philosophie hinausreichend in diversen Künsten und Disziplinen ein Subjekt-Selbstvergewisserungsprozess (Booms, 2013, S. 13) ab, der mit einer *Emanzipation* von den scheinbaren philosophischen Gewissheiten (a.a.O., S. 11) eines statisch vorgezeichneten (ontologischen) Paradigmas einhergeht.

Ein hierfür besonders prägnantes Beispiel stellt der Arzt Paracelsus (1574/1965) dar, indem sich dieser bei seinem Plädoyer für Innovationen durch neue pharmazeutische Behandlungsstoffe vom substanzontologischen Paradigma löste: «Alle Dinge sind Gift, und nichts ist ohne Gift; allein die dosis machts, daß ein Ding kein Gift sei. […] eine jegliche Speise und ein jeglich Getränk, wenn es über seine dosis eingenommen wird, so ist es Gift; das beweist sein Ausgang» (S. 510). Eine derartig weitgehende Abwendung von einer durch spezifische (Wirk-)Ursachen vorbestimmten stofflichen Welt stellt nicht nur eine gänzlich neue Form der Betrachtung von Materie dar (hier in einer pharmakologischen Funktion). Sie knüpft sogar die nun als relevant erachtete, epistemisch zu erschliessende Bedeutungsfrage – wann ist ein Gift ein Gift? – mittels eines *quantitativen statt qualitativen* (Mess-) Kriteriums an die *materiellen Konsequenzen* für das in Frage stehende, Substanz-einnehmende *Subjekt*.

Weitere wissenschaftliche und gleichermassen weltanschauliche Revolutionen, wie diejenige des Nikolaus Kopernikus im Feld der Astronomie, kennzeichneten das 16. Jahrhundert. Neue Realitätsbilder, welche durch nun anerkannte empirische Überprüfung – wie im Falle des heliozentrischen Weltbildes später durch Galileo Galilei – gestützt werden konnten, transformierten das Wissenschaftsverständnis fundamental. Ein die Umwelt beobachtendes Subjekt konnte nun mit Hilfe von Ratio und des Instrumentes der *Mathematik* bisherige Gewissheiten zum Umsturz bringen. Durch eine zunehmend verbreitete *Skepsis* und in einer nach *neuer Orientierung* ringenden Gesellschaft stieg peu à peu die Akzeptanz für die Validität der mit dem sich neu entwickelnden philosophischen Paradigma einhergehenden Methoden. *Neue Realitäten* begannen sich anhand *neuer Realitätsbestimmungskriterien* als wahr zu erweisen. Schlussendlich war in diesem Prozess der *kopernikanischen Wende* der Boden bereitet für ein neues weltanschauliches Paradigma, und damit eine ontologische, epistemologische und ethische Neubestimmung des Menschen und seiner Rolle in der Welt.

Hervorgehend aus der parallel zu den philosophischen Umwälzungen stattfindenden theologischen Emanzipationsbewegung lassen sich auch im wirtschaftstheoretischen Feld immer stärkere Relativierungen der bisherigen ökonomischen Seinsordnung herauslesen. Der Konsens zur bisherigen, nahezu allumfassenden Begrenzung der ökonomischen Kräfte fing vermehrt an, sich aufzulösen. Der Reformator Martin Luther trachtete im Einklang mit der Idee des Renaissance-Humanismus nach einer Versöhnung des religiösen Glaubens mit weltlichen «Eigengesetzlichkeit[en]» und damit auch des ökonomischen

Gegenstandes (Hoffmann, 2009, S. 101). Nicht nur das Verhältnis zwischen Gott und Mensch wurde bei Luther neu geordnet, mit einem *grösseren Fokus auf die Freiheit und das Gewissen des individuellen* (christlichen) *Menschen*, sondern auch weitere Freiräume für Zins, Besitz und Handel proaktiv ausgelotet (ebd./a.a.O., S. 99-108).[47] Den entscheidenden Impuls für die paradigmatische Wende in der theoretischen Sphäre der Wirtschaftsethik und der Wirtschaftsphilosophie setzte aber Johannes Calvin in seiner «Umwertung alter Werte» (a.a.O., S. 112). Der Genfer Reformator liess fast alle Vorbehalte gegen die Kaufleute und den Handel fallen, da es für ihn allein auf Arbeitsamkeit, Fleiss und Sorgfalt bei der Erfüllung aller Geschäfte ankam (a.a.O., S. 113). Die Trennung zwischen substantialistisch von oben herab zu bestimmenden produktiven und nicht-produktiven Tätigkeiten wurde somit hinfällig, da nun im Ausüben eines jeden (als legitim erachtenden) Berufes eine möglichst pflichtgemässe Lebensgestaltung im Sinne der göttlichen Bestimmung anzustreben sei (ebd.). Zins- und Wucherverbot fallen bei Calvin endgültig, auch wenn die Höhe des Zinsfusses weiterhin vom Staat zu bestimmen sei (a.a.O., S. 114). Der entscheidende Schritt zur Umwertung der Werte ist dadurch dennoch gemacht, da Calvin die Kapitalbildung selbst als produktives (Wachstums-)Instrument anerkannte; *mehr Geld zu haben steht somit nicht mehr unter Legitimationsvorbehalt* (vgl. ebd.). Aus subjektiver Sicht kann nun Geld zum legitimen, hier noch asketisch motivierten Zweck werden, da in der übergreifenden, hier aber noch göttlich bestimmten (Rahmen-) Ordnung dieses Streben nach dem Geld einem guten Gesamtzweck, d.h. hier der Verherrlichung Gottes, dient (vgl. a.a.O., S. 117f.; vgl. auch Weber, 1905/2004[48]).

[47] Neben Hoffmann (2009) bilden die öffentlichen St. Galler Vorlesungen von Pfr. Markus Anker (2016; 2017; 2019) zu Grundfragen theologisch-christlicher Lebensgestaltung, zur Reformation und zur Wirtschaftsethik in theologischer Perspektive eine weitere Quelle für die zusammenfassenden wirtschaftstheoretischen Ausführungen in diesem Absatz. Es sei in diesem Zusammenhang auch darauf hingewiesen, dass es sich bei Luthers Ansatz trotz aller Anpassungen an die frühneuzeitliche Kapitalwirtschaft noch um einen aus heutiger Sicht konservativen Typus von Wirtschaftsethik handelte, welcher insbesondere sämtliche «Formen der individuellen Bereicherung» ausschliessen wollte, welche «auf Kosten des Gemeinwohls bzw. des Wohls anderer gehen» (Hoffmann, 2009, S. 107; vgl. auch Anker, 2019).

[48] In diesem Punkt folge ich Max Webers (1905/2004) Interpretation der calvinistischen Arbeitsethik. Streng genommen meine ich, dass diese von mir übernommene Teilinterpretation jedoch gänzlich ohne die darüberhinausgehend von Weber als bei Calvin so zentral gesehene Prädestinationslehre auskommt, in welcher die Akkumulation irdischer Güter wie Kapital für die Anerkennung Gottes sprechen solle (vgl. auch Hoffmann, 2009, S. 116). Für die Zwecke der Verfolgung meines eigenen Forschungsvorhabens, dem Nachzeichnen einer wirtschaftsphilosophisch rekonstruierbaren Verselbständigungsdynamik im Kontext der Wachstumsfrage, ist keine religiöse Triebkraft bei der Genese des modernen ökonomischen Geistes notwendig, sondern die Verdrehung gewisser Bestimmungsrelationen wie einer Zweck-Mitte-Relation bereits hinreichend für das Wachstumsproblem, nämlich wenn Geld subjektseitig selbstzweckhaft wird (vgl. hierzu auch Kap. 4.3) und damit eine Entfremdung von den einstmaligen, eigentlich legitimen Zwecken einhergeht (Booms, 2013, S. 12).

Dem Entfesseln weiterer, jetzt nicht mehr eng begrenzt definierter Produktivkräfte stand von nun an *prinzipiell kein absoluter Bezugspunkt mehr entgegen, welcher der Kraft der Expansion des Relativen* (hier Geld) *Einhalt hätte gebieten können*: Das selbstzweckhafte Erstreben von Geld wird nun nicht mehr wie sogar noch bei Luther (1529/1910) ganz explizit als «Abgott» (S. 133) gebrandmarkt. Damit ist die geistige Grundlage gelegt, das ökonomische Denken inkl. einer damit einhergehenden Wachstums- und Steigerungslogik aus seinem bisherig begrenzten Rahmen zu lösen. Der entscheidende Schritt hin zur *Entgrenzung des Ökonomischen* ist damit vollbracht (vgl. Abs. 2.2.2).

Der weltanschauliche Paradigmenwechsel, welcher ideengeschichtlich an der Schwelle zur, respektive nun *in der* Neuzeit durchbricht, äussert sich also in unterschiedlichen philosophischen und auch wirtschaftsphilosophischen Facetten. Das neuzeitliche Subjekt erhebt sich «als neue Autorität der eigenen Weltorientierung und -behauptung» (Booms, 2013, S. 13) gegenüber bisherigen als ontologisch gewiss betrachteten Wahrheiten, welche ihrerseits zunehmend ihre Geltung verlieren. Die zunehmende Skepsis gegenüber dem und die schlussendliche Emanzipation von dem ersten Paradigma der prima philosophia geht nicht nur einher mit einer neuen Betrachtungsweise des Menschen, sondern auch mit einer neuen Verortung seiner Weltbeziehungen. Materie wird nicht mehr aus einer vorausgesetzten platonisch-ideellen oder aristotelisch-substanzontologischen Seinsordnung heraus betrachtet, sondern subjektivistisch eingebettet im Hinblick auf die – auch ökonomischen – Wirkungen auf das erkennende Subjekt. Die Anwendung neuer wissenschaftlicher Methodiken wie ein empirisch-induktiver Zugang und ein damit einhergehend zunehmend mathematischer Welterschliessungsprozess werden damit überhaupt erst plausibel, weil sie nun im Vakuum des fallengelassenen, bisherigen philosophischen Paradigmas überhaupt erst über neue Geltungskraft für das Subjekt verfügen. Methodologie, Epistemologie und Ontologie stehen hierbei in enger Wechselwirkung zueinander: Das verschwindende Interesse an den aus der *alten Ontologie* bekannten «Was»-Fragen und das neue *Erkenntnis*interesse an den «Wie»-Fragen (Scheler, 1899/1971, S. 163) äussert sich *methodisch in neuen empirisch-mathematischen Forschungsprogrammen* und einer neuen Erhebung von (ökonomischen) einstmaligen Mitteln (wie Geld) zu einem (Selbst-)Zweck (vgl. ebd.). Plötzlich «zählen» *statt der Qualitäten* in der Welt nur noch *die Quantitäten*; sie werden zum Fokuspunkt eines neuen «Ideal[s] des Erkennens», welches danach strebt, «alle qualitativen Bestimmtheiten der Wirklichkeit in rein quantitative aufzulösen» (Simmel, 1907/1989, S. 168f.).

Die mit der Abkehr von der alten, statischen Seinsordnung einhergehende neue herrschende *Dynamik* des Denkens und Handelns erfordert jedoch auch einen neuen Realitätsboden der Erkenntnissicherheit, eine absolut geltende, vollumfängliche (Letzt-)Begründung innerhalb eines nun neuen, zweiten philosophischen Paradigmas der prima philosophia (Apel, 2011). Der alleinige Rekurs auf das (Erkenntnis-, respektive Bewusstseins-)Subjekt als neuen archimedischen Ausgangspunkt philosophischer Orientierung kann keinesfalls als eine selbstverständliche *Grundlegung* (im wahren Sinne des Wortes) gelten, sondern ist voraussetzungsreich und potentiell problematisch (Booms, 2018, S. 30f.). Es gilt dabei die für Nicht-Relativisten nicht gangbare Option einer fehlenden Fundierung des neuen Subjektivismus zu vermeiden und damit die aus eben jener anti-relativistischer Sicht berechtigte Gefahr einer vollständigen Orientierungslosigkeit des Menschen ohne einen plausiblen, d.h. in sich konsistenten und vollständigen Realitätsanker zu verhindern, so wie es im Eingangszitat dieser Arbeit von Nietzsche warnend beschrieben wird, eine Warnung vor einer Welt, in welcher sich der Mensch nicht einmal mehr des Obens und Untens sicher sein könne (vgl. Einl. in Kap. 1). Mit anderen Worten: Die Ablehnung eines alten philosophischen Paradigmas geht noch nicht automatisch einher mit der erfolgreichen Begründung eines neuen Paradigmas, sondern das neue philosophische Programm hat sich selbstwiderspruchsfrei als fundamental *wirklich neubegründend* zu erweisen. Die Skepsis gegenüber den nicht mehr anerkannten Realitäten des alten Paradigmas einer statischen Seinsordnung kippt andernfalls in der neuzeitlich herrschenden skeptischen Dynamik zur Überwindung des bisherigen Weltbildes in einen Relativismus respektive auch in einen Nihilismus[49], wie im weiteren Verlauf der Arbeit *anhand* der Cartesianismuskritik (vgl. Kap. 4) und der Analyse der zeitgenössischen Bearbeitung der Wachstumsfrage (vgl. Kap. 6) zu zeigen sein wird. Ein solches Programm der versuchten vollständigen Begründung der Philosophie aus dem Erkenntnis- respektive Bewusstseinssubjekt heraus, und der mit einem solchen programmatischen Perspektivwechsel einhergehende Paradigmenwechsel bei der Beantwortung der letzten Fragen der Philosophie, taucht nun ideengeschichtlich im 17. Jahrhundert bei René Descartes zum ersten Mal in voller Gänze auf.[50]

[49] Zwischen den beiden Begriffen Relativismus und Nihilismus wird in dieser Arbeit nicht systematisch differenziert. Jedoch wird der Begriff des Relativismus im Rahmen der Erklärung des Cartesianismus klarer ausdifferenziert als in der bisherigen Verwendung (vgl. Kap. 4).

[50] Die ideengeschichtliche Identifikation Descartes' als den wichtigsten systematisch auszubuchstabierenden Urheber des zweiten Paradigmas der prima philosophia geht mit einer gewissen Vereinfachung für den Zweck dieser Arbeit einher. Denn die auch im Einklang mit Apel (2011) stehende Einordnung Descartes' an der systematischen Wende vom ersten zum zweiten

Descartes treibt den erkenntnistheoretischen Zweifel der Neuzeit auf die skeptische Spitze. Er führt die verschiedenen, in seiner Zeit bereits gegenwärtigen Brüche der bisherigen (philosophischen) Weltanschauung zusammen und identifiziert ganz explizit im denkenden Subjekt ein neues «Fundament» der «Selbst- und Weltvergewisserung» (Booms, 2013, S. 13). Das Argument «je pense, donc je suis» (Descartes, 1637/2011, S. 33[51]), welches durch seine spätere lateinische Formulierung als Argument «cogito, ergo sum» in die Geschichte einging (Apel, 2011, S. 285), ist Descartes (1637/2011) zu Folge «als erstes Prinzip», im Gegensatz zu allen anderen bisherigen (ontologischen) Annahmen nicht in der Gefahr, durch «auch die verrücktesten Voraussetzungen der Skeptiker» erfolgreich, d.h. selbstwiderspruchsfrei geleugnet zu werden (S. 32). Damit schreibt Descartes (1641/2008) dem denkenden Ich einen *fundamentalen Begründungsanker*, einen «festen» archimedischen Ausgangspunkt (S. 24) sogar über die Annahme der Existenz Gottes hinausgehend zu (vgl. S. 21),[52] welcher «sicher und unerschütterlich ist» (S. 24). Skeptische Einwände

Paradigma der prima philosophia (vgl. S. 73, S. 193) kann natürlich entweder zu einem kleineren Grad relativiert werden, so wie bei Apel bereits selbst, nämlich dahingehend, dass epistemologische Fragen auch bereits im ersten Paradigma der prima philosophia eine gewisse (aber eben keine systematische) Rolle spielten (vgl. a.a.O., S. 65f.). Die These der Einordnung Descartes' an der Wende zwischen erstem und zweitem Paradigma kann auch zu einem noch grösseren Grad relativiert oder sogar abgelehnt werden, nämlich mit dem Argument, dass auch die transzendentalphilosophische Wende des notwendigen Einbeziehens der immer schon mit dem erkennenden Subjekt vorausgesetzten konstitutiven Erkenntnisbedingungen keinesfalls historisch-paradigmatisch neu sei bei Descartes, sondern auch bereits bei früheren Philosophen wie Aristoteles zu identifizieren sei (vgl. Wohlers, 2008, S. XXXIV, dort Fn. 24). Ich schliesse mich hier aus pragmatischen Gründen der Lesart Apels an, da es sich in dieser Arbeit nicht um ein philosophiegeschichtliches Vorhaben handelt, sondern der Anspruch letztlich ein systematischer ist. Für diesen systematischen Zweck bildet Descartes' philosophisch begründetes, vom Erkenntnissubjekt ausgehendes Realitätsverständnis das für die Beantwortung der Forschungsfrage fruchtbarste und analytisch am klarsten ausdifferenzierte Konzept. Gleichwohl ist diese pragmatische Einordnung Descartes' im Einklang mit Apel (2011) auch nicht gleichbedeutend mit der möglichen These der Vollendung des zweiten Paradigmas durch Descartes. Das philosophische subjektivistisch-erkenntnistheoretische Programm des zweiten Paradigmas wurde nach Apel (2011) erst später von Kant und schliesslich Husserl zur Gänze weiterverarbeitet und gewissermassen vollendet (vgl. S. 153f., S. 164-169). Die kantische und die späteren, auf Kant aufbauenden Weiterverarbeitungen des zweiten Paradigmas der prima philosophia werden in einem möglichen Lösungsansatz heraus aus der Verselbständigungsspirale der Wachstumsdynamik im Rahmen einer noch zu entwickelnden Transzendentaltheorie des Wachstums (vgl. Kap. 7.3, Kap. 8) ohne Zweifel relevant sein.

[51] Bei sämtlichen Zitaten aus den Werken Descartes' bezieht sich die Seitenzahl auf die Paginierung der jeweils der deutschsprachigen Übersetzung zugrunde gelegten originalen französischsprachigen oder lateinischen Referenzausgabe, auch wenn das jeweilige Zitat in der deutschsprachigen Übersetzung dargestellt werden sollte.

[52] Hierin liegt wohl auch der aus ideengeschichtlicher Perspektive revolutionäre Sprengstoff und der aus systematischer Sicht eigentliche Beitrag Descartes', der ein neues philosophisches Paradigma begründet – und nicht etwa nur im Leib-Seele-Dualismus oder auch der *zweifelsfreien* Begründung der Existenz des Ichs. Letztere Begründung wurde bereits 600 Jahre vorher von Ibn Sīnā in seinem *Argument des schwebenden Mannes* (vgl. z.B. Alwishah, 2013) und sogar über 1200 Jahre vor Descartes von Augustinus (2001) von Hippo geliefert: «Wer möchte jedoch zweifeln, daβ er lebe, sich

nimmt Descartes *aus methodischen Gründen* in seinem eigenen, radikalisierten und von *absoluter Erkenntnissuche* getriebenen Zweifel äusserst ernst, *gerade um* im Ringen nach alternativ*losen* Fakten wieder festen und Orientierung-gebenden Boden unter die neuzeitlichen Füsse zu bekommen:

> Ich setze daher voraus, daβ alles, was ich sehe, falsch ist; ich glaube, nichts von dem habe jemals existiert, was mir das trügerische Gedächtnis repräsentiert. Ich besitze überhaupt keine Sinne. Körper, Gestalt, Ausdehnung, Bewegung und Ort sind Chimären. *Was wird demnach noch wahr sein?* (ebd.; mit Hervorhebung)

Dass die unhintergehbare, da selbstwiderspruchsfreie Feststellung der «Existenz des Zweifelnden» (Booms, 2013, S. 13) als Auflösung dieser Frage nach der wahren Realität des Menschen in der Welt jedoch noch nicht hinreichend ist (vgl. Booms, 2018, S. 30f.), um wirklich in vollständiger Weise «etwas Festes und Bleibendes in den Wissenschaften zu errichten» (Descartes, 1641/2008, S. 17), ist Descartes selbst bewusst (vgl. a.a.O., S. 25). Daher möchte er auch nach diesem ersten Beweisschritt: «[…] nach anderen Wahrheiten suchen» (Descartes, 1637/2011, S. 36). In der Rückbesinnung auf die Geometrie (ebd.) rettet sich Descartes in den Nachweis der neben dem geistigen, körperlosen Bewusstseinssubjekt auch noch [nahezu; Anm. des Autors] sicheren, rein mathematischen Beschaffenheit der realen körperlichen Aussenwelt, um eben nicht doch noch im nächsten Beweisschritt[53] von einem in den

---

erinnere, einsehe, wolle, denke, wisse und urteile? Auch wenn man nämlich zweifelt, lebt man; wenn man zweifelt, erinnert man sich, woran man zweifelt; wenn man zweifelt, sieht man ein, daβ man zweifelt; wenn man zweifelt, will man Gewiβheit haben; wenn man zweifelt, denkt man; wenn man zweifelt, weiβ man, daβ man nicht weiβ; […]. Wenn also jemand an allem anderen zweifelt, an all dem darf er nicht zweifeln, daβ, wenn es all dies nicht gäbe, er an keiner Sache zu zweifeln vermöchte» (10. Buch, 10, 14; vgl. auch Augustinus, 1978, 11. Buch, 26, S. 43). Augustinus formuliert seine Begründung jedoch als partikulare Replik gegen die damaligen akademischen Skeptiker (vgl. ebd.) und begründet aus seiner reductio ad absurdum als Beleg für die Existenz des Ichs keine eigene, erkenntnistheoretische Philosophie, sondern bettet seine Argumentation in die ontologische Hintergrundschablone des ersten Paradigmas der prima philosophia ein, in seinem Fall der spezifisch christlichen Lesart. Methodisch äusserst sich dieser Unterschied darin, dass Augustinus (1972) zwar das Sinnestäuschungsargument (3. Buch, 11, 24) und das Traumargument (a.a.O., 11, 25) aufnimmt jedoch eben nicht das Argument des *Genius malignus* (vgl. hierzu Kap. 4.1, dort insb. Abs. 4.1.1).

[53] Tatsächlich handelt es sich hierbei genau genommen noch nicht um den nächsten Beweisschritt, sondern die Begründung des Realitätsstatus der Aussenwelt folgt dem Zwischenschritt des Beweises Gottes, im *Discours de la Methóde* in der Form eines psychologischen Gottesbeweises (vgl. Descartes, 1637/2011, S. 33-36) und in den *Meditationes de prima philosophia* in der Form mehrerer unterschiedlicher Gottesbeweise, nämlich eines psychologischen (vgl. Descartes, 1641/2008, S. 45-48), eines kosmologischen (vgl. a.a.O., S. 49-50) und eines ontologischen (vgl. a.a.O., S. 63-68). Für den hier vorliegenden ideengeschichtlichen Teil dieser Arbeit ist dieser Zwischenschritt aber weniger relevant. Daher komme ich erst im systematischen Theorieteil dieser Arbeit in Kapitel 4.1 wieder darauf zurück, nämlich im Zuge der Darstellung der Beweisproblematik der Verbindung von Leib (res extensa) und Seele (res cogitans), wo eine Verdrehung der cartesischen Beweisschritte den Kern der

orientierungslosen, subjektivistisch-epistemischen Relativismus kippenden, selbstzweckhaften Skeptizismus anheimgefallen zu werden, durch welchen ja konsequent jedes sich selbst und nur sich selbst erkennende Subjekt (subjektiver Idealismus; vgl. Apel, 2011, S. 67, S. 73) nur seine eigene (relative Schein-) «Wahrheit» haben könne:

> [Wir] werden […] erfassen, daβ die Natur der Materie, bzw. die Natur der im Universum vorfindlichen Körper nicht darin besteht, daβ die Materie ein hartes oder schweres oder farbiges oder auf irgendeine sonstige Weise unsere Sinne erregendes Ding ist, sondern allein darin, daβ sie ein in Länge, Breite und Tiefe ausgedehntes Ding ist. (Descartes, 1644/2005, S. 42)

Sämtlicher anderer «Qualitäten» bedarf es jedoch nicht, um zumindest zu dieser weiteren, nachgelagert gesicherten Erkenntnis über die körperlichen Dinge zu gelangen, in den Worten Descartes', «dass ihre Natur von nichts von alledem abhängt» (ebd.). *Das Wesen des Körpers* besteht in der Konsequenz nur aus Ausdehnung und Quantität (vgl. ebd./a.a.O., S. 40-42).

Die genaue Verhältnisbestimmung des denkenden Subjekts (*res cogitans*) und der rein auf quantitativ messbare Relationen reduzierten äusseren Materie (*res extensa*) ist für das Ziel dieser Arbeit, nämlich der Rekonstruktion der Wachstumsdynamik als Verselbständigung cartesischen Denkens, von höchster Bedeutung, auch und insbesondere in Bezug auf den Stellenwert des Geldes als Denkform innerhalb der zeitgenössischen Wachstumskritik. Daher wird Descartes' genaue Begründungsstruktur und die mögliche Verfallserscheinung des cartesischen Denkens – eine Umkehrung der eigentlich cartesischen Begründungsstruktur, definiert als Cartesianismus – zentral sein für den systematischen Theorieteil (vgl. Kap. 4), auf welchem die spätere Analyse der zeitgenössischen Wachstumskritik (vgl. Kap. 6) methodisch aufbauen wird (vgl. Kap. 5). Für den jetzigen Zweck der ideengeschichtlichen Nachzeichnung der paradigmatischen Wende im Denken in der Neuzeit ist relevant: Descartes' eigene Begründungsstruktur sieht zwar hierarchisch aus systematischen Gründen die *res cogitans* als *gewisser* respektive *realer* an, als die *res extensa* (vgl. hierzu detaillierter Kap. 4.1), jedoch gesteht Descartes (1637/2011) innerhalb seines Substanzdualismus auch eine umgekehrte Abhängigkeit des Geistigen vom Materiellen ein, «[d]enn selbst der Geist hängt so stark von der

---

Verselbständigungsproblematik des Cartesianismus darstellt (vgl. hierzu dort insb. Abs. 4.1.1, Abs. 4.1.3).

Leibesbeschaffenheit und der Anordnung der Organe des Körpers ab» (S. 62). Es ist kein Zufall, dass der für ein neues philosophisches Paradigma einstehende Denker just in diesen aus systematischer Perspektive ambivalenten Passagen den Weg weist für ein technologisch-orientiertes Fortschrittsprogramm der menschlich-materiellen Entwicklung: «Man könnte eine unendliche Anzahl von Krankheiten des Körpers, des Geistes und ebenso vielleicht auch der Altersschwäche loswerden, wenn man ausreichend Erkenntnis ihrer Ursachen und aller Arzneimittel hätte, mit denen die Natur uns versorgt hat» (a.a.O./S. 62f.). Diese Begründung der *Nutzbarmachung* eines neuzeitlichen, empirisch-mathematisch getriebenen Forschungs- und Welterschliessungsprogramms geht auch einher mit einer *Neubewertung eines nun quantitativ gewendeten Wertebegriffs*, von Descartes geäussert in einem moralischen, zukunftsgerichteten Fortschrittsimperativ:

> Denn so wahr es ist, daβ jeder Mensch verpflichtet ist, das Wohl der anderen zu befördern soweit er kann, und *daβ niemandem nützlich zu sein, fast schon dasselbe ist, wie ganz wertlos zu sein*, so wahr ist es anderseits auch, daβ sich unsere Sorge über die gegenwärtige Zeit hinaus erstrecken muβ. (a.a.O., S. 66; mit Hervorhebung)

An diese funktionalistische Auslegung cartesischen Denken, hier gegen Ende der Einleitung des *Discours de la Méthode* von Descartes allem Anschein nach selbst vertreten, schliessen nun zahlreiche neuzeitliche Denker an, entweder in expliziter Anlehnung an Descartes, oder auch einfach geprägt durch den neuen Zeitgeist, welchen Descartes aufnimmt und so systematisch sauber ausbuchstabiert wie keiner vor ihm. Die «Mathematisierung der Welt» (Booms, 2013, S. 13) wird in dieser Interpretation cartesischen Denkens grundlegend für ein neues Beherrschbarkeitsideal des Subjekts über die ausgedehnte Materie. Der an der Wende vom ersten zum zweiten Paradigma der prima philosophia mit sich und der Welt ringende, zu neuem Selbstbewusstsein erwachende Mensch sucht in dieser spezifischen Interpretation seinen neuen weltanschaulichen Halt in einer mathematisch-technischen Kontrolle der nun nicht mehr von Wirkursachen durchstrukturierten und von einer Seinsordnung determinierten, sondern durch den Menschen beeinflussbaren materiellen Aussenwelt.

Während jedoch Descartes' eigene historische Rolle und sein Substanzdualismus für spätere Interpretationen inhaltlich ambivalent bleiben (vgl. Kap. 4), ist dies bei den Zeitgenossen Francis Bacon und Thomas Hobbes und dem späteren Julien Offray de La Mettrie weniger oder gar nicht mehr der Fall. Den spezifischen Pfad, welchen diese

in ihrer Interpretation für das neuzeitliche Paradigma beschreiten, ist nicht mehr gekennzeichnet von einem Ringen nach Wahrheit in einer Situation des existentiellen Zweifels, sondern von *neuer epistemologischer Gewissheit der Notwendigkeit der Nutzbarmachung der Aussenwelt* für den nun aus der Neuzeit auch in die Moderne übertretenden Menschen. Die neuen erkenntnistheoretischen Instrumente wie Mathematik und empirisch-wissenschaftliche Beobachtung werden zum *Werkzeug* des sich nun durch ein kontinuierliches *Wissenswachstum* auszeichnenden Subjekts. Dieses moderne Subjekt beschäftigt sich im Gegensatz zu einem erstmal auf den Bewusstseinsidealismus reduzierten zweiten Paradigma der prima philosophia nicht mehr primär mit seiner *idealistischen* Rolle als *res cogitans*, so wie «Descartes vor seinem Versuch, die Existenz der äuβeren Welt zu beweisen» (Apel, 2011, S. 67), sondern wendet die Beziehung zwischen Subjekt und Aussenwelt sogleich im Hinblick auf den neu gefundenen Status des Subjekts als *materialistischen* Herrscher der *res extensa*.

F. Bacon (1620/1982) drückt diese von ihm explizit normativ gebilligte und propagierte Transformation von einem neuzeitlich-neuen, zuerst noch reinen Erkenntnisprogramm zu einem *Wissenschaft-nutzenden* Beherrschungsprogramm folgendermassen aus:

> [E]rstrebt nun jemand, die Macht und die Herrschaft des Menschengeschlechtes selbst über die Gesamtheit der Natur zu erneuern und zu erweitern, so ist zweifellos diese Art von Ehrgeiz, wenn man ihn so nennen kann, gesünder und edler als die übrigens Arten [des Ehrgeizes; Anm. des Autors]. Der Menschen Herrschaft aber über die Dinge beruht allein auf den Künsten und Wissenschaften. (1. Buch, 129, S. 136).

Wer oder was reguliert und begrenzt nun aber das Ausmass der Herrschaft des Menschen über die Welt und nach welchen Kriterien ist diese regulierende Grenze zu ziehen? Bei F. Bacon bilden noch die menschlichen Wünsche eine zumindest potentiell schlüssige (Ober-)Grenze[54], denn nur «[w]as normativ gewünscht ist, wird

[54] Aus materieller Sicht enden die Wünsche ja zumindest mit dem menschlichen Tod. Die antiken Philosophen Platon und Aristoteles hätten natürlich gleichwohl bereits an dieser Stelle aus ihrer jeweiligen ontologischen Sicht ihre relativismuskritischen Bedenken (vgl. Kap. 2.1). Daher wäre aus Sicht des ersten Paradigmas der prima philosophia die Massgabe der normativen Wünsche des Menschen bei F. Bacon wohl bereits hinreichend problematisch für die Attestierung eines problematischen Relativismus, welcher eben keine universell gültige Grenze mehr ziehen kann, analog des bspw. von Platon ganz dezidiert abgelehnten *Homo-mensura*-Satzes des Sophisten Protagoras zum Menschen als Mass aller Dinge (vgl. hierzu Irlenborn, 2016, S. 22-25).

technisch gemacht» (Booms, 2019, S. 65). Gute hundert Jahre später in der geistesgeschichtlichen Weiterentwicklung dieses «Bacon-Projekt[es]» (Schäfer, 1999[55]) ist die Umkehr der einstigen cartesischen Hierarchie von *res cogitans* und *res extensa* dann vorerst komplett. In La Mettries (1748) *L'homme machine* bildet die äussere, nur zahlenmässig erfassbare und funktional bearbeitbare Welt nun das Mass der Dinge: «Was technisch gemacht werden kann, ist [nun] normativ erwünscht» (Booms, 2019, S. 65). Diese Entkopplung der Technik und damit auch der res extensa von dem ideellen Begründungsanker in der res cogitans liefe jedoch auf eine vollständig entgrenzte Fortschritts- und damit auch Wachstumsdynamik hinaus, sofern sich aus der nun zum Primat erklärten Eigenlogik der res extensa kein (Wachstum-) begrenzendes Kriterium finden liesse. Im Kontext der Analyse der zeitgenössischen Wachstumskritik wird es in diesem Zusammenhang mein Ziel sein darzulegen, dass es ein solches begrenzendes Kriterium aus der Eigenlogik der zahlenmässig erfassbaren (äusseren) Materie heraus nicht gibt und auch nicht geben kann (vgl. Kap. 4, Kap. 5, Kap. 6) und dass jeglicher Versuch den Wachstumsimperativ zu überwinden, indem bspw. innerhalb dieser Eigenlogik auf die materielle Begrenztheit der Erde verwiesen wird, damit zum Scheitern verurteilt ist.

Es gilt insbesondere darauf hinzuweisen, dass das zur Gänze vertretene mechanistische Weltbild, d.h. der materialistische Monismus, für die geistige Substanz, die res cogitans, systematisch keinen Platz mehr als *Eigensubstanz* vorsieht. Stattdessen wird in dieser Sichtweise eben auch das (ehemals) «Geistige» nur noch als materielle Maschine betrachtet. Dieser moderne reduktionistische Materialismus fusst aber auf der vorgelagerten (ideellen!) Mathematisierung, wie sie bei Descartes begründend ist, um zur sicheren Gewissheit der Aussenwelt zu gelangen. Materie heisst im zweiten Paradigma der prima philosophia, egal in welcher genauen Lesart der tatsächlichen Verbindung von res cogitans und res extensa, nicht mehr von Wirkursachen durchtränkte Substanz wie bei Aristoteles (vgl. Abs. 2.1.2), sondern eben (rein) *quantitative Materie*. Das *cartesische Begründungserbe der mathematisiert-geometrisierten Materie* und *die cartesianistische Interpretation* dieser Materie im Sinne eines für sich selbst sprechenden *zahlenbasierten Materialismus* (vgl. hierzu Kap. 4.1) ist für das neuzeitlich-moderne Paradigma des

[55] Schäfer (1999) drückt dabei den Unterschied zwischen Descartes und F. Bacon folgendermassen aus: «[V]erglichen mit Bacons Wissenschaftskonzept ist Descartes traditionell, geradezu platonisch. Die Differenz von Subjekt und Objekt wird substantiell verankert in der Unterschiedenheit von res extensa und res cogitans – bei Bacon wird sie handelnd produziert. Descartes denkt über das Wissen nach als Grundlage rationalen Handelns – bei Bacon ist Erkennen selbst ein Handeln, und Fakten werden geschaffen. Wenn denn die Moderne durch die Selbstermächtigung der Subjektivität charakterisiert werden soll, dann ist Bacon eine Leitfigur von größerer Radikalität» (S. 99).

Denkens hoch relevant und sollte daher sinnvollerweise in jeder gehaltvollen zeitgenössischen Materialismuskritik, wie sie auch in der Postwachstumsdebatte angestrebt wird (vgl. Abs. 3.1.3), adressiert werden, wenn diese nicht den eigentlichen *Kern der ideellen Problematik des eben nie nur rein materialistisch zu betrachtenden Materialismus* verpassen will. Denn Materie spricht nicht für sich selbst, sondern unterliegt bereits einer *Idee*, *was Materie eigentlich ist*, in diesem Fall die Idee der vorausgesetzten Quantifizierbarkeit und Messbarkeit. Auf diesen Punkt kehre ich in meiner Kritik an der zeitgenössischen Wachstumskritik in der eigentlichen Analyse (Kap. 6) zurück auf Basis der in Kapitel 4 vorgestellten, für die Analyse notwendigen Grundlagentheorie.

In der ideengeschichtlichen Betrachtung der Grundlegung des neuen philosophischen Paradigmas und seiner möglicherweise hoch problematischen mechanistischen Weiterverarbeitung verbleibt noch die Verbindung zwischen der mathematisch-materialistischen Realitätsreduktion und dem Relativismus, welchen Descartes durch seinen methodischen Skeptizismus ja gerade vermeiden wollte. Hierzu liefert Descartes' Zeitgenosse Thomas Hobbes die expliziteste theoretische Ausarbeitung, welche wie bei F. Bacon und La Mettrie nicht an Descartes' bewusstseinsidealistischen Begründungsanker für das neue Paradigma anknüpft, sondern an Descartes' ebenfalls geäussertes Beherrschbarkeitsideal mitsamt der damit einhergehenden normativen Zahlen- und Nutzenlogik innerhalb einer (rein) mechanistischen Weltanschauung. «Denn was ist das *Herz*, wenn nicht eine *Feder*, was sind die *Nerven*, wenn nicht viele *Stränge*, und was die *Gelenke*, wenn nicht viele *Räder*, die den ganzen Körper so in Bewegung setzen […]» (Hobbes, 1651/1966, S. 5)? Hobbes löst sich dabei nicht nur vom ersten ontologischen Paradigma der prima philosophia, sondern wertet die aus seiner Sicht überkommene normative Seinsordnung auch ganz explizit um:

> Hierbei haben wir zu beachten, daß die Glückseligkeit dieses Lebens nicht in der zufriedenen Seelenruhe besteht. Denn es gibt kein *finis ultimus*, d. h. letztes Ziel, oder *summum bonum*, d. h. höchstes Gut, von welchen in den Schriften der alten Moralphilosophen die Rede ist. […] Glückseligkeit ist ein ständiges Fortschreiten des Verlangens von einem Gegenstand zu einem anderen, wobei jedoch das Erlangen des einen Gegenstandes nur der Weg ist, der zum nächsten Gegenstand führt. […] [D]eshalb gehen die willentlichen Handlungen und Neigungen aller Menschen nicht nur darauf aus, sich ein zufriedenes Leben zu verschaffen, sondern auch darauf, es zu sichern. […] *So halte ich an erster Stelle ein*

> *fortwährendes und rastloses Verlangen nach immer neuer Macht für einen allgemeinen Trieb der gesamten Menschheit*, der nur mit dem Tode endet. (a.a.O., S. 75; mit Hervorhebung)

Hobbes lehnt also eine (substanz-)ontologische, hierarchisch strukturierte Seinsordnung wie bei Aristoteles dezidiert ab und verwirft in dieser «Revolution der Werte» (Booms, 2013, S. 39) die Realität eines universell feststellbaren, höchst vollkommenen Endzwecks wie dem Glück (respektive der Eudaimonia; vgl. Abs. 2.1.2). Es geht damit nicht nur das altertümliche «Misstrauen gegenüber dem Grenzenlosen und Unendlichen» (Skidelsky & Skidelsky, 2013, S. 109) verloren, sondern die Skepsis gegenüber einem ethischen Absolutismus mündet bei Hobbes (1651/1966) in einen diametral entgegengesetzten ethischen Relativismus:

> Die *Geltung* oder der *Wert* eines Menschen ist wie der aller anderen Dinge sein Preis. Das heiβt, er richtet sich danach, wieviel man für die Benützung seiner Macht bezahlen würde und ist deshalb nicht absolut, sondern von dem Bedarf und der Einschätzung eines anderen abhängig. […] Und wie bei anderen Dingen, so bestimmt auch bei den Menschen nicht der Verkäufer den Preis, sondern der Käufer. (S. 67)

In gewisser Weise bringt Hobbes die Entkopplung und schlussendliche *Verkehrung von res extensa und res cogitans* damit nicht nur aus ethischer Perspektive, sondern auch aus epistemologischer und ontologischer Perspektive zur vollsten Konsequenz. Er rekonstruiert die *Geltung* des Subjekts nur noch relational. Das erkennende Subjekt erhält nicht etwa einen absoluten Geltungsstatus bspw. durch seinen Herrschaftsstatus über die res extensa, sondern es wird selbst mit wissenschaftstheoretischen Methoden zur Konzeptualisierung der res extensa in Abhängigkeit von dieser res extensa rekonstruiert, rein durch das Bemessen und das quantitative Bewerten zählbarer Materie. Damit ist der Wert des Menschen, und für Hobbes damit auch seine Geltung, immer nur relativ. Die Erhebung dieser Weltanschauung zu einem normativ bevorzugten Prinzip kennzeichnet diverse Aspekte eines gebilligten oder sogar dezidiert affirmierten Relativismus. Denn bei Hobbes wird die im zweiten Paradigma neu möglich gewordene, konzeptuelle Verbindung zwischen einem *zahlenmaterialistischen* Realitätsfundament und einem dynamischen Relativismus auf drei Ebenen des Relativismus deutlich: (1) einem *ontischen Relativismus* (oder auch alethischen Relativismus; vgl. Irlenborn, 2016, S. 12f., S. 71-77), denn es existierte

gar kein «*finis ultimus*»[56]; (2) einem *epistemischen Relativismus* (vgl. a.a.O., S. 14), denn die «Geltung […] ist deshalb nicht absolut, sondern von dem Bedarf und der Einschätzung eines anderen abhängig»; und (3) einem aus statischer, bspw. antiker (vgl. Kap. 2.1) Perspektive *moralischen Relativismus* (vgl. Irlenborn, 2016, S. 15f.), denn ohne finis ultimus ist «Glückseligkeit […] ein ständiges Fortschreiten des Verlangens von einem Gegenstand zu einem anderen» ohne je zu einem Zustand der «zufriedenen Seelenruhe» zu gelangen.

Die Feststellung jedoch, dass es sich hierbei um einen «Relativisten in Reinform» handeln würde, wäre gleichwohl falsch, denn die zahlenmaterialistische Verankerung der damit rein als res extensa konzeptualisierten Realität mitsamt der *Erhebung der modernen Erkenntnis- und Beherrschungsdynamik zu einem Prinzip* gilt ja für Hobbes (1651/1966) wiederum absolut.[57] Aufschluss über diese an dieser Stelle konzeptuell unscharf bleibenden Einordnungsmöglichkeiten kann nur eine begriffliche Differenzierung geben, welche in ihrer Systematik analytisch präziser als bisher vorgeht, und wie ich sie in der Unterscheidung zwischen cartesischem und cartesianistischem Denken später vorschlagen werde (vgl. Kap. 4.1, dort insb. Abs. 4.1.1). Relevant als Vorbereitung für die Vorstellung der neuzeitlichen Wachstumskritik im folgenden Abschnitt (Abs. 2.2.2) bleibt der enge Sachzusammenhang zwischen neuer *philosophisch*-paradigmatischer Grundlegung in der Neuzeit und der gleichermassen neuen *wirtschaftsphilosophisch*-paradigmatischen Grundlegung in Form eines neu bewerteten ökonomischen Gegenstandes und damit einhergehend eines womöglich auch neu konzipierten Wachstumsgegenstandes. Die potentielle Herauslösung und Verselbständigung eines Zahlenmaterialismus von einem bei Descartes noch subjektivistisch-idealistischen Begründungsanker stellt das «denkerische[…] Fundament des modernen Wirklichkeitsverständnisses – und im Gefolge davon auch der modernen Ökonomik» (Booms, 2013, S. 13) dar und wird in seiner radikalisierten Form[58] u.a. von Hobbes am deutlichsten explizit vertreten. Die

[56] Das Abstreiten der Existenz eines höchsten Ziels reicht hier tiefer als eine rein relativistische Interpretation (vgl. Pieper, 2007, S. 49-59) auf metaethischer Ebene (vgl. a.a.O., S. 88f.), sondern betrifft das ontologische Abstreiten bereits der Möglichkeit der Existenz einer solchen Entität wie universell gültige Moralvorstellungen. Der sprachlich artikulierte Geltungsanspruch eines höchsten Allgemeinbegriffs des *finis ultimus* wäre aus einer solchen alethischen relativistischen Sicht also nichts als *flatus vocis* – ein von der Stimme erzeugter Lufthauch.

[57] Mit anderen Worten: Es gibt keinen (Selbstanwendungs-)Zweifel mehr für Hobbes, ob es nicht doch einen höchsten Endzweck wie das Glück, ein *telos teleiotaton* (Hübner, 2014, S. 111f.), bzw. in seinen Worten, ein *finis ultimus* (respektive *summum bonum*), geben könnte, sondern der Aussage, dass es so etwas nicht gäbe, wird ein *absoluter* (d.h. nicht relativer) Geltungsstatus zugeschrieben. Im gleichen Zusammenhang *gäbe es* sicher einen relativen Wert des Menschen, nämlich seinen Preis.

[58] Dass Hobbes natürlich gleichwohl noch kein radikalisierter (relativistischer) Ökonomist (post-) moderner Prägung war, sondern für das damals bereits vorfindliche merkantilistische ökonomische

Verabschiedung des ontologischen philosophischen Paradigmas geht bei ihm am klarsten einher mit der «Verabschiedung des objektivistischen Wertkonzepts» (a.a.O., S. 41). Dezentrale und nach der verselbständigten Ontologie der res extensa nachgebildete zahlenbasierte und relativistische *Preise*, statt zentral koordinierte und von oben herab vorgegebene, qualitativ-statische *Werte* bestimmen nun über die «Geltung», wobei selbst der Geltungsbegriff zusammen mit dem Glücksbegriff[59] radikal dynamisiert und gleichzeitig relativiert wird, da das moderne Subjekt erst in einem «ständige[n] Fortschreiten des Verlangens» (Hobbes, 1651/1966, S. 75) zur neuen Form des «Glücks» gelangen würde. Weit aufgerissen ist damit das Tor zur modernen und uns heute selbstverständlich erscheinenden «autonome[n] Ökonomik» (Ulrich, 1993, S. 173) als ein Instrument zur Befriedigung immer wachsender menschlich-materieller und zahlenmässig erfassbarer Bedürfnisse: Das tugendhafte Streben nach Eudaimonia wird zu einem «*hedonistischen Kalkül*[…]» (a.a.O., S. 191) transformiert. Der philosophische und wirtschaftsphilosophische Boden ist bereitet, auf welchen die späteren Utilitaristen wie Jeremy Bentham ihre «Zahlenethik» (Heumann, 2016, S. 37; vgl. auch Booms, 2013, S. 10-15) und in engem Zusammenhang die (National-)Ökonomen ab dem 18. Jahrhundert ihre ökonomischen Maximierungs- und Wachstumstheorien aufbauen können (vgl. Ulrich, 1993, S. 180-218).

2.2.2 Ökonomisch-wachstumskritische Grundlegung

Wie ist nach diesem fundamentalen Wandel der grundlegenden Realitäts- und Werteorientierung eine neu begründete Wachstumskritik möglich, wenn doch der metaphysische Boden weggefallen ist, welcher für die ontologisch begründete Wachstumskritik der griechischen Antike noch essentiell war (vgl. Kap. 2.1, dort insb. Abs. 2.1.3)? Grundsätzlich gäbe es an dieser Stelle der ideengeschichtlichen Entwicklung zwei *Grundmöglichkeiten*: *Erstens*, eine zumindest partielle oder auch vollständige Restauration des ontologisch-metaphysischen, ersten Paradigmas der

System den regulierenden und begrenzenden Leviathan systematisch als Souverän vorsah (vgl. Hoffmann, 2009, S. 130-134), ist für die Hobbes-Interpretation zwar bedeutend, aber im Kontext des ideengeschichtlichen Gesamtzusammenhangs der Herauslösung der res extensa von der res cogitans nicht von allzu grosser Relevanz. Für die Zwecke dieser Arbeit ist hier nicht Hobbes' Politische Philosophie zentral, sondern seine (wirtschafts-)philosophische Weiterverarbeitung und Radikalisierung einer bereits bei Descartes in Teilen angelegten und später durch verzerrte Rezeption durchschlagenden Erkenntnis- und eben auch Beherrschungsprogrammatik.

[59] Platon und Aristoteles hätten einen Hobbes'schen Glücksbegriff, der eben keine ruhende «Eudaimonia» mehr darstellt, sondern letztlich puren *Nutzen*, natürlich mit grösster Vehemenz abgelehnt (vgl. Abs. 2.1.1, Abs. 2.1.2).

prima philosophia, bspw. auch unter expliziten Verweis auf die metaphysischen Gefahren einer entfesselten Wachstumsdynamik, so wie bei Aristoteles und Platon in der Antike artikuliert (vgl. Abs. 2.1.1, Abs. 2.1.2). Dieser Weg wird mit Ausnahme weniger anachronistischer Ausnahmen (vgl. Abs. 2.2.3) im Regelfall in der nun langsam aufkommenden *neuzeitlichen Wachstumskritik* nicht beschritten. *Zweitens,* besteht die Möglichkeit, eine Wachstumskritik auf den Rationalitäts- und Erkenntnisprämissen des zweiten Paradigmas aufzubauen. Aufgrund der Ambivalenz dieses Paradigmas (vgl. vorangegangener Abschnitt 2.2.1) gäbe es hierfür wiederum zwei *Sub-Möglichkeiten* entlang zweier unterschiedlicher Erkenntnispfade: *Erstens*, die Thematisierung des Wachstums unter der Prämisse der res cogitans als primärer Realitäts- und Wirklichkeitsanker, oder *zweitens*, die Thematisierung des Wachstums unter der Prämisse der res extensa als primärer Realitäts- und Wirklichkeitsanker. Letzterer Erkenntnispfad liefe auf eine Wachstumskritik unter den neuen zahlenmaterialistischen Vorzeichen hinaus, welche konsequenterweise «die moderne Ökonomik in ihrer materialistisch-mathematischen Grundorientierung zur Leitwissenschaft» (Booms, 2013, S. 13) erhebt. Diese moderne *ökonomische Wachstumskritik* schliesst nicht mehr paradigmatisch an die antike Wachstumskritik an, sondern rekonstruiert das Problem eines Wachstumsimperativs selbst zahlenmaterialistisch unter der Voraussetzung des weltanschaulichen Primats der res extensa. In diesem Abschnitt ist es das Ziel aufzuzeigen, wie sich die neuzeitliche Wachstumskritik als Teil eines neuen philosophischen Paradigmas (zweite Grundmöglichkeit) zwischen den beiden dortigen Sub-Möglichkeiten orientiert. Dabei sei ein erstes Ergebnis vorweggenommen: Es gibt eine mehr oder weniger klare Tendenz zur materialistisch-mathematischen Begründung, d.h. eine Tendenz zur skizzierten zweiten Sub-Möglichkeit entlang dieses zweiten Erkenntnispfades des zweiten Paradigmas. Dies bedeutet vor allem eine ökonomische, d.h. auch zahlenmaterialistische Grundlegung der Wachstumskritik. Neuzeitliche und schlussendlich auch spätere moderne Wachstumskritik akzeptiert die Reduktion der Wachstumsfrage demnach weitestgehend auf die «*rechte[…] Gestaltung des wirtschaftlichen Daseins*» (Scheler, 1899/1971, S. 164) statt anhand der Wachstumsfrage die paradigmatische Grundsatzfrage nach der ursprünglichen Legitimität der Verabsolutierung relativer und wirtschaftlicher Mittel zum Selbstzweck zu stellen.

Ein auch heute noch viel zitierter Klassiker der Nachhaltigkeitstheorie[60] stammt vom aus Sachsen stammenden Beamten Hans Carl von Carlowitz (1713) und seinem Werk zur Forstwirtschaft, in welchem er dazu aufforderte, niemals mehr Bäume zu fällen, als (über lange Frist) nachwachsen können. Das Nutzbarmachungs- und Beherrschungsprogramm des Waldes ist aus Klugheitsüberlegungen heraus quantitativ begrenzend zu steuern, Bäume sozusagen zu rationieren. In heutigen Worten wären wachstumskritisch die «Grenzen des Wachstums» bei der Berechnung der menschlichen Nutzung der natürlichen Ressourcen des Waldes zu berücksichtigen, denn ein Wald könne nicht beliebig schnell nachwachsen, so dass man bei Übernutzung eines Tages vor lauter Baumfällen ohne Wald dastehen würden, was wiederum nicht wünschenswert ist. In Carlowitz' (1713) Worten ausgedrückt heisst dies:

> [D]ie größte Kunst/Wissenschaft/Fleiß und Einrichtung hiesiger Lande […] beruhen [darinnen] / wie eine sothane Conservation und Anbau des Holtzes anzustellen / daß es eine continuirliche beständige und nachhaltende Nutzung gebe / weiln es eine unentberliche Sache ist / ohne welche das Land in seinem Esse [Wesen; Anm. des Autors] nicht bleiben mag. (S. 105f.)

Die *quantitative* Beschreibung und Auflösung des Problems der Übernutzung verdrängt ontologische Fragen; die *Qualität* des Baumes ist für den von Carlowitz postulierten Sachzusammenhang der menschlichen Nutzung der Natur im engeren Sinne nicht mehr relevant. In diesem frühen, neuzeitlichen Klassiker ökologischer Überlegungen fallen damit ökonomische Klugheit und moralische Maxime zusammen. Je nach genauer Interpretation könnte man bei Carlowitz auch bereits von einer ökonomischen Monorationalität sprechen.

Der eigentliche Klassiker der sich mit der Neuzeit paradigmatisch neu ausrichtenden *Wachstumskritik im engeren Sinn* stammt vom englischen Nationalökonom Thomas R. Malthus (1798/1998) in seinem *Essay on the Principle of Population*. In gewisser Weise besitzt dieses Werk nicht nur aus inhaltlichen Gründen Klassikerstatus, sondern auch deshalb, weil es formal als Auseinandersetzung

[60] Die vermutlich vollständigste zeitgenössische Darstellung einer umfangreichen «Theorie der Nachhaltigkeit» findet sich bei Ekardt (2016; vgl. auch Ekardt, 2020). Zur Wachstumskritik gibt es aus den von NachhaltigkeitstheoretikerInnen vertretenen Positionen zahlreiche thematische Überlappungsfelder, bspw. bezüglich Klimawandel und Ressourcenknappheit. Zur nicht ganz einfachen und für die methodischen Zwecke dieser Arbeit auch nicht streng durchführbaren Abgrenzung zwischen Wachstumsdiskussion im engeren Sinne und Nachhaltigkeitsdiskussion, vgl. Kapitel 5.

innerhalb der sich zu dieser Zeit herauskristallisierten ökonomischen Disziplin auftritt und damit ein Grundmuster der disziplinären Einbettung der zeitgenössischen Wachstumskritik (Kap. 3) und ihrer zugrundliegenden modernen Klassiker (Kap. 2.3) vorwegnimmt. Mit Beginn der Neuzeit und schlussendlich der Moderne ist Wachstumskritik grundsätzlich keine Kritik am ökonomischen Gegenstand mehr wie noch in der griechischen Antike (vgl. Kap. 2.1), sondern zumeist als (Binnen-)Kritik *innerhalb der Ökonomik* respektive *innerhalb ökonomischer Prämissen* angesiedelt. Paradox dabei ist, dass die moderne Disziplin des ökonomischen Denkens überhaupt erst in dieser spezifischen Form durch die vorausgehende, die Realität neukonstruierende Umwertung des ökonomischen Gegenstandes denkbar geworden ist (vgl. Abs. 2.2.1), welcher als Gegenstand ja mit dem immer auch ökonomischen Wachstumsgegenstand in engem Zusammenhang steht (vgl. Kap. 1, dort insb. Kap. 1.2). Malthus (1798/1998) greift in diesem Zusammenhang dezidiert Kontroversen aus der damals laufenden ökonomischen Diskussion auf: Er bezieht sich bspw. unter anderem auf den grossen Nationalökonomen Adam Smith (vgl. z.B. S. 3, S. 96-102).

Auch inhaltlich liefert Malthus eine Argumentationsschablone, welche bis hinein in die zeitgenössische Wachstumskritik zumindest strukturell äusserst wirkmächtig geblieben ist. Seine Argumentation setzt wie schon bei von Carlowitz an nun materiell-zahlenmässig feststellbaren Wachstumsgrenzen an, welche es normativ zu berücksichtigen gilt. Dabei geht seine Argumentation jedoch weiter, indem er ein spezifisches Paradoxon aufgreift. Mit der ständig wachsenden Bevölkerung würde die Nahrungsmittelproduktion nicht mehr mithalten. «Population, when unchecked, increases in a geometrical [d.h. exponential; Anm. des Autors] ratio. Subsistence increases only in an arithmetical ratio» (Malthus, 1798/1998, S. 4). Da Nahrung jedoch für den Menschen unabdingbar sei (ebd.), würde mit dem Bevölkerungswachstum paradoxerweise ein selbstzerstörerischer Effekt eintreten – das Konzept der *Malthusianische Falle* ist geboren. Beim Namen dieses Paradoxons, darf man auch bereits an Wirtschaftswachstum denken, welches ja bekanntlich in prä-modernen Gesellschaften Bevölkerungswachstum oftmals ankurbelt; in Malthus' Worten: «That population does invariably increase where there are the means of subsistence, the history of every people that have ever existed will abundantly prove» (a.a.O., S. 11). Dieser selbstzerstörerische, negative Effekt, der ja ironischerweise durch den Erfolg höherer Erträge eintreten könne, beträfe die Menschen, welche nachdem sie in Anzahl angewachsen wären, nicht mehr genügend Nahrungsmittel finden würden und daher in «misery» fallen würden (a.a.O., S. 5), und bspw. Hungersnöte (a.a.O., S. 41) oder auch Kriege und Epidemien (a.a.O., S. 44) erleiden würde. Allen voran die sozial

unteren Schichten würden in diesem Prozess schlechter gestellt (a.a.O., S. 9), was das zeitgenössische wachstumskritische Argument in Form einer Kritik an der sozialen Ungleichheitszementierung von wirtschaftlichem Wachstum (vgl. Abs. 3.1.2, Abs. 3.1.3.2, Abs. 6.1.2) bereits vorwegnimmt. Für Malthus ist der mathematisch festgelegte Zusammenhang von Bevölkerungswachstum und Boden- respektive Nahrungsmittelertrag in Stein gemeisselt: «All other arguments are of slight and subordinate consideration in comparison of this. I see no way by which man can escape from the weight of this law which pervades all animated nature» (Malthus, 1798/1998, S. 5).

Malthus' *zahlenmaterialistische Epistemik* geht einher mit einem *ethischen Konsequentialismus*: Es sind die auf mathematischen Vorannahmen *prognostizierten Folgen* des unkontrollierten Wachstums, welche moralisch problematisch sind. Daher sollte der Mensch die naturgesetzlich abzuleitenden Schlussfolgerungen (vgl. a.a.O., S. 4f.) bei der Steuerung des Bevölkerungswachstums berücksichtigen. Aber wie valide sind die zugrundeliegenden Prognosen basierend auf womöglich kontingenten Vorannahmen? In Anbetracht der Tatsache, dass sich die Bevölkerungszahl seit dem Ende des 18. Jahrhunderts gerundet fast verzehnfacht hat und der generelle Lebensstandard im globalen Durchschnitt erheblich gestiegen ist (z.B. Sachs, 2008), sind erhebliche Zweifel an der empirisch mehr oder wenig widerlegten *spezifischen Bevölkerungsprognose Malthus'* angebracht, wenn auch die Frage der Validität der *allgemeinen* Argumentationsfigur an dieser Stelle offen bleiben muss (ebd.). Mit anderen Worten: Hat sich Malthus lediglich bei den konkreten Werten getäuscht und/oder in seiner Reduktion der Wachstumsfrage auf das reine Bevölkerungswachstum, obwohl er in seiner Argumentationsfigur prinzipiell Recht haben könnte? Im Kern wird mit dieser Interpretation und Bewertung der These der *Malthusianischen Falle* auch bereits die Richtung gewiesen für die heutigen Dispute innerhalb der zeitgenössischen Wachstumsdebatte, inkl. auch der Replik von BefürworterInnen des Wachstumsimperativs (vgl. hierzu Abs. 3.1.1) auf Argumente von WachstumskritikerInnen. Bereits im 19. Jahrhundert findet die Denkfigur des Wachstumsparadoxons in breiten Variationen Eingang in den ökonomisch-wissenschaftlichen Mainstream. Bspw. hat mit William S. Jevons einer der Gründerväter der Neoklassik im sonst gewollten Erfolg des Wirtschaftswachstums auch gewisse negative Effekte darin gesehen, «daβ die technologisch effizientere Ausnutzung eines Rohstoffs, hier: der Kohle, keineswegs zwangsläufig zu einer Verminderung des Kohlekonsums führt, sondern eher zu einem in Beziehung auf die Volkswirtschaft insgesamt höheren Kohlekonsum», und dies auch bereits begründet

durch den subjektiv «abnehmenden Grenznutzen» objektiv konsumierter Materie (Hoffmann, 2009, S. 254f.), von der dann subjektseitig immer «mehr» konsumiert würde. Das potentielle Problem dieses «Rebound-Effektes» (ebd./S. 254) ist damit ideell tief in der modernen ökonomischen Gedankenwelt verankert, sobald man die Bearbeitung der Wachstumsfrage (ausschliesslich) innerhalb der weltanschaulichen, zahlenmaterialistisch-malthusianischen Prämissen akzeptiert hat.

Zwei weitere Punkte bleiben bei Malthus in diesem Gesamtzusammenhang erwähnenswert, da sie beide auf das seit Descartes stets bestimmungsbedürftige Verhältnis von Subjekt und Objekt verweisen und damit für die Zwecke dieser Arbeit in der weiteren Bearbeitung der Wachstumsfrage von hoher Relevanz sind. *Erstens,* Malthus unternimmt grosse Anstrengungen, seine Annahmen über das von ihm attestierte, mathematische Verhältnis von Bevölkerungswachstum und Boden- respektive Nahrungsmittelertrag auch empirisch nachzuweisen. Malthus (1798/1998) zeichnet nach, dass es bei der Zucht der tierischen Nahrungsgrundlage maximale physische Grenzen bei der Optimierung der Ausmasse der Tiere geben müsse (S. 51). Gleiches gilt auch für Pflanzen, bei denen es irgendwann zu materiellen Wachstumsgrenzen kommen müsse, welche eben dann nicht mehr mit dem exponentiellen Bevölkerungswachstum mithalten könnten:

> One of the most obvious features of the improvement is the increase of size. The flower has grown gradually larger by cultivation. If the progress were really unlimited it might be increased ad infinitum, but this is so gross an absurdity that we may be quite sure that among plants as well as among animals there is a limit to improvement, though we do not exactly know where it is. (ebd.)

Dabei gesteht Malthus eine epistemische Unwissenheit über den genauen, empirisch zu erfassenden Zahlenwert zwar ein, wann die am physischen Körper, bspw. bei dem zu züchtenden Nutztier wie dem Schaf (ebd.), bestehenden Wachstumsgrenzen jeweils erreicht sein würden. An der grundsätzlichen mathematischen Richtigkeit seiner These hat er jedoch keinen Zweifel, denn alles andere wäre in seinen Worten «absurd». Malthus lehnt deshalb in versucht scharfer Abgrenzung zu dem von ihm kritisierten Marquis de Condorcet (1793/1976) eine materielle Losgelöstheit der für Condorcet prinzipiell kontinuierlichen «Fortschritte des menschlichen Geistes»[61] (S. 31) ab und

[61] Es ist jedoch anzumerken, dass auch Condorcet, der hier die Rolle des Wachstumsbefürworters inne zu haben scheint, eine äussere, materielle Fortschrittsgrenze einführt, welche Malthus in seiner Kritik zwar nicht thematisiert, aber welche äusserst modern, geradezu zeitgenössisch anmutet und wiederum auf der anderen Seite des Diskussionsspektrums als Argument der heutigen Postwachstumskritik

teilt damit nicht Condorcets Ansicht, «daβ die Fähigkeit des Menschen zur Vervollkommnung tatsächlich unabsehbar ist» (ebd.). Malthus möchte also auch empirisch mit den damals neuen naturwissenschaftlichen Methoden der quantitativen Welterschliessung untermauern, warum die subjektiven Triebkräfte des menschlichen Fortschritts durch die objektiv messbaren (scheinbar) natürlichen Grenzen der zahlenmässigen Ausdehnung der Menschheit begrenzt sind. Eine genuine metaphysische oder ontologische Kritik des Wachstums respektive der Wachstumslogik selbst findet man bei Malthus vergeblich. Wer hier nun im Übrigen Recht hatte – Condorcet (Pro Wachstumsimperativ) oder Malthus (Contra Wachstumsimperativ) – ist im Kern die Spiegelung der Frage zu den Verhältnissen der zwei Pole desselben Debattenspektrums, welches auch die zeitgenössische Wachstumsdiskussion auszeichnet (vgl. Kap. 1.1, Kap. 3.1).

Zweitens, ergibt sich aus einer weiteren kritischen Auseinandersetzung von Malthus mit einem anderen damaligen Zeitgenossen, dem mit ihm befreundeten Nationalökonomen David Ricardo, ein aufschlussreiches Bild über Malthus' wirtschafts- und wertphilosophisches Denkfundament. Ricardo vertrat aus kulturphilosophischer Perspektive eine für die damalige Zeit eher relativistische Preis- und Werttheorie, indem er «allein der wissenschaftlichen Aussagefähigkeit des

---

angeführt werden könnte. Zwar betrachtet Condorcet (1793/1976) «die Fähigkeit des Menschen zur Vervollkommnung […] von keiner Macht, die sie aufhalten wollte, abhängig» zu sein (S. 31), aber setzt dann doch eine Grenze mit dem «zeitlichen Bestand des Planeten» (ebd.). Bedeutend ist hier die weitaus höhere Abstraktionsstufe der äusseren Begrenzung, welche sich auf globaler Ebene abspielt und nicht mehr nur mit partiellen Wachstumsthematisierungen vorliebnimmt, wie dem Verhältnis von Bevölkerungswachstum und Bodenertrag respektive Nahrungsgewinnung bei Malthus. Während Malthus (1798/1998) sich spezifisch um mathematisch erfassbare Wachstumsgrenzen einzelner Pflanzen- und Tierarten kümmert (vgl. z.B. S. 51f.), jongliert Condorcet (1793/1976) bereits mit den Effizienz*verhältnissen* der verschiedenen Pflanzen- und Tierarten zur Stillung des Nahrungsbedürfnisses des Menschen umher und sieht in genau jenen zu steuernden Verhältnissen erhebliches weiteres Optimierungs- und damit Wachstumspotential (vgl. S. 207). Man könnte hier als *Advocatus Diaboli* aus wachstumsbefürwortender Sicht einwenden, dass Malthus sich also im mathematischen Kleinklein der Abmessungen der einzelnen Spezies verliert, während Condorcet bereits auf höherer (mathematischer) Abstraktionsebene die verschiedenen (nahrungsgebenden) Spezies auf eine für das Subjekt weitergehend optimierbare Verhältnisskala zueinander verortet. In Anbetracht zeitgenössischer Diskussionen zum Nutzen von In-vitro-Fleisch für die Ernährung der Weltbevölkerung lässt sich nicht leugnen, dass Malthus' materiell auf seine damaligen Kategorien begrenzte Sichtweise den sich durch die geistigen Entwicklungen herausmaterialisierten, neuen Nahrungsmittelkategorien nicht gerecht wird, während Condorcet eben – im übertragenen Sinne – genau derartige weitergehend abstrakte, bisherige kategoriale Grenzen-sprengende «Fortschritte» gemeint haben könnte. Der Vollständigkeit halber sei angemerkt, dass Condorcet trotz aller partieller [und damit keinesfalls kompletter; Anm. des Autors] Unterschiede zu Malthus in der programmatischen Sache das egalitäre Fortschrittsziel für den Menschen, welches ja auch Malthus' Sorge ist, gleichsam teilt (vgl. a.a.O., S. 201). Nur die möglichen Mittel um innerhalb einer von beiden geteilten egalitären Naturverwertungslogik dahin zukommen variieren: stets gesteuertes Bevölkerungswachstum bei Malthus versus potentiell entfesseltes und definitiv nicht aus äusseren, vermeintlich materiellen Gründen penibel zu steuerndes Bevölkerungswachstum bei Condorcet.

relativen Werts bzw. Tauschwerts traute» (Immler, 1985, S. 180f.; mit Hervorhebung). Damit bestritt Ricardo, dass es einen definitiv objektiv messbaren, absolut gültigen Wertanker für ein bestimmtes Produkt geben könne[62], der Preis respektive Nennwert eines Produktes, in dem Fall gemessen am Goldpreis, also lediglich eine «best practical approximation» darstelle (Dorfman, 1989, S. 161). Malthus hingegen versuchte in der gegebenen Quantität der in das Produkt gesteckten Arbeitskraft einen natürlichen, objektiv gültigen, wenn auch rein quantitativen (Nenn-)Wert zu finden (ebd./a.a.O., S. 161f.). Im Unterschied zu Ricardo, der sich ebenfalls ausgiebig mit der Arbeitswertlehre als möglicher Lösung zum Wertproblem beschäftigte und dabei den Arbeitsbegriff selbst zunehmend abstrahierte, entqualifizierte und schlussendlich [in zirkulärer Weise; Anm. des Autors] als Funktion des quantitativen Tauschwerts rekonstruierte (vgl. Immler, 1985, S. 180-185; vgl. dort insb. S. 184f.) erkennt Malthus aber in genau jenen messbaren Arbeitsquanten für die Herstellung von Produkten noch einen universell gültigen, absoluten Wertmassstab an (Dorfman, 1989, S. 161f.). Der Bedrohung des Werterelativismus möchte Malthus mit einem materiellen Bewertungsanker, in diesem Fall mit der zahlenmässig messbaren menschlichen Arbeitskraft, entgegentreten. Aber eben im reinsten Sinne des weiter oben skizzierten, spezifischen *zahlenmaterialistischen Pfades* des zweiten Paradigmas der prima philosophia, welcher in der äusseren Materie den primären Realitäts- und Wirklichkeitsanker sieht, kann auch Malthus seine Materie nur noch auf Basis quantitativer abzumessender Einheiten auffassen. Sein absoluter Bezugspunkt ist keinesfalls ein qualitativer Realitätsanker in der von Wirkursachen durchtränkten, teleologisch determinierten Materie wie bei Aristoteles im ersten philosophischen Paradigma, sondern eben die *res extensa*, hier bereits in ihrer spezifischen quantitativen Methodik ausgedehnt auf das menschlich-subjektive Schaffen, nämlich die Arbeit und den eigentlich subjektseitigen Werteentstehungsprozess. Diese wirtschafts- und wertphilosophische Fundierung des Wachstumskritikers Malthus setzt den weltanschaulichen Standard für neuzeitliche und auch moderne Wachstumskritik – so eine ideengeschichtliche Auslegung der zentralen These dieser Arbeit – mit grosser Wirkungsmacht bis tief hinein in die verschiedenen Strömungen

[62] Gleichwohl wäre es falsch, Ricardo bereits als einen Werterelativisten im engeren (dogmatisch strengen) Sinne einordnen zu wollen, denn «zeitlebens» versuchte Ricardo aufrichtig das Wertproblem, d.h. die «Fragen nach der *Quelle* des Werts, nach den Ursachen für die Wertentstehung und nach der quantitativen Größe» zu lösen, vermochte dies aber nicht auf für ihn befriedigende Weise (Immler, 1985, S. 183). Man könnte die «Entscheidung Ricardos zugunsten des relativen Wertbegriffs» (ebd.) also durchaus auch als eine Art skeptische Verzweiflungstat einordnen, auch wenn sich damit womöglich über die Hintertür bereits der Grundzug zeigt des postmodernen erkenntnisgetriebenen, dynamischen Relativismus, auch und insbesondere in der Ökonomik (vgl. hierzu Kap. 4, dort insb. Kap. 4.3).

heutiger Wachstumskritik (d.h. der Wachstumstransformation und des Postwachstums; vgl. Kap. 1.1, Abs. 3.1.2, Abs. 3.1.3).

Es wäre jedoch eine zu grosse Vereinfachung und damit auch letztlich falsch zu behaupten, dass sämtliche neuzeitliche Wachstumskritik aufbauend auf den Rationalitäts- und Erkenntnisprämissen des zweiten philosophischen Paradigmas der prima philosophia den zweiten von zwei dortigen Erkenntnispfaden wählt, nämlich die res extensa statt der res cogitans, wie im ersten Erkenntnispfad, als primären Realitäts- und Wirklichkeitsanker voraussetzt. Aus den Werken der beiden modernen (politischen) Ökonomen John Stuart Mill und John Maynard Keynes spricht nämlich jeweils mehr Ambiguität im Hinblick auf das philosophisch-paradigmatische Fundament bei der Bearbeitung der Wachstumsfrage

J. S. Mills (1848/2013) Malthus-Rezeption ist ambivalent (vgl. S. 4) und sein eigener wachstumskritischer Ansatz ist vergleichsweise komplexer. J. S. Mill geht es ganz im Einklang mit dem aufklärerischen Fortschrittsideal um den «economical progress of society», aber er beginnt seine wachstumskritischen Ansatz nicht etwa wie Malthus mit der Problematisierung der möglichen moralischen, zahlenmaterialistisch bedingten Probleme ungesteuerten respektive unbegrenzten (Bevölkerungs-) Wachstums, sondern mit den Legitimationsfragen nach dem Zweck des Wirtschaftens als solchem: «Towards what ultimate point is society tending by its industrial progress? When the progress ceases, in what condition are we to expect that it will leave mankind» (a.a.O., S. 3)? J. S. Mill grenzt sich dann in seiner formalen Problembeschreibung des Wachstums auch klar von Malthus ab, indem er bestreitet, dass das Bevölkerungswachstums zu einem bestimmten Zeitpunkt an seine natürlichen materiellen Grenzen stossen *muss:* «A population may be too crowded, though all be amply supplied with food and raiment» (a.a.O., S. 8). Dennoch behauptete J. S. Mill, dass es auch unter diesen Umständen nicht *wünschenswert* sei, ewig zu wachsen:

> There is room in the world, no doubt, and even in old [d.h. hier developed respektive rich; Anm. des Autors] countries, for a great increase of population, supposing the arts of life to go on improving, and capital to increase. But even if innocuous, I confess I see very little reason for desiring it. (ebd.)

J. S. Mill wendet das ökonomische Wachstumsproblem nun genuin normativ, indem er einen primär ethischen Zugang findet, ohne die moralische Wachstumsfrage erst sekundär funktionalistisch aus der technischen Umsetzungsmöglichkeit von Wachstum abzuleiten. Damit ist aber trotz des Fokus auf das Subjekt statt dem Objekt

noch keinesfalls gesagt, dass der ethische Utilitarist J. S. Mill (vgl. z.B. Klopfer, 2008, S. 416-449) innerhalb des zweiten philosophischen Paradigmas nun wieder im Subjekt *als* res cogitans den erkenntnistheoretisch begründeten, primären Wirklichkeitsanker sieht oder die denkende Substanz in letzter Instanz doch wieder nur zahlenmaterialistisch (re)konstruiert. Die genaue Verortung von J. S. Mills wachstumskritischen Ansatz innerhalb des neuzeitlichen philosophischen Paradigmas seit Descartes bleibt damit folglich offen und hängt u.a. ab von der Grundlegung seines Nützlichkeitsbegriffs; eine erhebliche Ambivalenz in der Interpretation seines wirtschafts- und wachstumskritischen Ansatzes wird daher auch von seinen Kritikern anerkannt (vgl. z.B. Ruskin, 1862/2017, S. 120-124). Für die Zwecke dieser Arbeit bleibt an dieser Stelle relevant, dass J. S. Mill (1848/2013) den «stationary state», d.h. den Zustand des fehlenden Wachstums, aus normativen Gründen eben nicht fürchtet (S. 5), sondern bei ausreichender *materieller* Entwicklung einer Gesellschaft sogar bevorzugt (a.a.O., S. 8f.). J. S. Mill begründet dies aber nicht aus einer Aversion des immerwährenden menschlichen Fortschritts heraus – er bleibt vollumfänglich der Fortschrittslogik der Moderne behaftet (vgl. ebd.) –, sondern aus seiner Sicht muss der Stopp des materiell-industriellen Wachstums eben gerade nicht einhergehen mit einem allgemeinen Stopp von «human improvement» auf ideeller Ebene wie «mental culture, and moral and social progress» (ebd./S. 9). Durch die Wiederbetonung des cartesischen Dualismus von Geist und Körper in seiner Wachstumskritik legt J. S. Mill die Grundlage für die spätere, viel diskutierte These der möglichen oder nicht möglichen Entkopplung von «qualitativen» oder auch geistigen Wachstums von dem «quantitativen», materiell-ökonomischen Wachstum, einer für die verschiedenen Strömungen zeitgenössischer Wachstumskritik hochgradig relevante Unterscheidung (vgl. Kap. 3.1).

Keynes (1931/2013) teilt J. S. Mills Kritik an Malthus und weist auf Basis empirisch-ökonomischer Beobachtungen darauf hin, dass das immense Bevölkerungswachstum seit dem Beginn der Neuzeit eben nicht wie prognostiziert zu einem niedrigeren, sondern im Gegenteil zu einem höheren Lebensstandard, gemessen an makroökonomischen Indikatoren, geführt habe (S. 15). Keynes greift auch J. S. Mills dualistische Perspektive auf das Thema Wachstum auf, indem er präziser unterscheidet zwischen materieller Suffizienz, für welche der ökonomische Gegenstand zuständig sei, und den ideellen «real values of life», dem eigentlichen «benefit», der sich einstellen kann, wenn «the economic problem is solved» (a.a.O., S. 17f.). Unbeeindruckt von dem zur Zeit der Verschriftlichung erst kurz zuvor erlebten volkswirtschaftlichen Zusammenbruch im Rahmen der Grossen Depression

prognostiziert Keynes für die kommende Zukunft – «within a hundred years» (ebd.) – das Erreichen des Zustands, in welchem das von ihm definierte «Ökonomische» sich überflüssig gemacht haben wird. Anders als bei J. S. Mill bleibt Keynes normative Evaluation dieses – in J. S. Mills Terminologie – stationären Zustands jedoch ambivalenter. Zwar sieht auch Keynes das enorme moralische Verbesserungspotential dieses vorgestellten, zukünftigen gesellschaftlichen Zustands, in welchem Wirtschaftswachstum aufgrund der Erfüllung der materiellen Bedürfnisse (vgl. a.a.O., S. 19) nicht mehr notwendig sei:

> I see us free, therefore, to return to some of the most sure and certain principles of religion and traditional virtue–that avarice is a vice, that the exaction of usury is a misdemeanor, and the love of money is detestable, that those walk most truly in the paths of virtue and sane wisdom who take least thought for the morrow. We shall once more value ends above means and prefer the good to the useful. (a.a.O., S. 23f.)

Allerdings findet sich bei Keynes auch ein erheblicher anthropologisch-philosophisch begründeter Zweifel vor an der tatsächlichen Möglichkeit der Verwirklichung dieses (Ideal-)Zustands für den modernen Menschen. Diesen Zweifel fundiert er weder aus einer zahlenmaterialistischen Logik heraus, bspw. unter Rekurs auf die messbaren, zahlenmässig erfassten Grenzen irgendeines materiellen Wachstumsaspektes, noch in ethisch- konsequentialistischen Argumenten wie etwa niedrigerer (Grenz-)Nutzen oder grösserer Ungleichheit, sondern durch die immateriellen Wertvorstellungen des modernen Subjekts, welche sich längst bereits ökonomisiert und zweckrationalisiert hätten. In Keynes' Worten:

> Yet there is no country and no people, I think, who can look forward to the age of leisure and of abundance without a dread. For we have been trained too long to strive and not to enjoy. It is a fearful problem for the ordinary person, with no special talents, to occupy himself, especially if he no longer has roots in the soil or in custom or in the beloved conventions of a traditional society. To judge from the behaviour and the achievements of the wealthy classes to-day [sic!] in any quarter of the world, the outlook is very depressing! (a.a.O., S. 20)

Erst wenn die Entfremdung von den wahren Werten subjektseitig überwunden werden könne, bspw. das Geld wieder als Mittel statt als Zweck betrachtet werden würde

(a.a.O., S. 21), könne man freudig auf das Ende des Wirtschaftswachstums blicken. Ansonsten wäre Keynes' Prognose für die Zeit nach dem Wachstum, anders als bei J. S. Mill, keinesfalls freudiger, sondern deprimierender Natur, denn das geschäftige *geistige* Treiben der «unsatisfied purposiveness» des modernen Menschen würde niemals mehr enden: «The ‹purposive› man is always trying to secure a spurious and delusive immortality for his acts by pushing his interest in them forward into time» (a.a.O., S. 22). Für Keynes stellt das ökonomische Fortschritts- und Beherrschungsprogramm demnach wie bei J. S. Mill keinen Selbstzweck dar, aber er geht hier gleichsam über J. S. Mills Kritik hinaus, indem er eine spezifische anthropologisch-philosophische Kritik an der eigentlichen Dynamik des niemals ruhenden Geistes des modernen, immerzu arbeitenden Erkenntnissubjekts übt – und diese Dynamik an den ökonomischen Gegenstand und die Frage der Zukunft des Wachstums selbst knüpft. Wie wohl bei keinem anderen wachstumskritischen Autor seit dem Beginn der Neuzeit, welcher innerhalb des zweiten philosophischen Paradigmas der prima philosophia heraus argumentiert, begrenzt sich Keynes' Wachstumskritik nicht nur auf die materiellen Aspekte, sondern auch auf die ideellen Aspekte, ja stellt diese sogar letztlich wohl in den Vordergrund.

Dieser Sachverhalt könnte sogar dazu führen, Keynes aufgrund seiner Kritik, welche beim Thema Geld geradezu aristotelische (vgl. Abs. 2.1.2) Züge trägt, nun wiederum als einen anachronistischen (vgl. Abs. 2.2.3) Vertreter und Wachstumskritiker des ersten Paradigmas der prima philosophia (vgl. Kap. 2.1, dort insb. Abs. 2.1.3) einzuordnen. Dies ist Keynes jedoch nicht. Lediglich seine klare Abkehr und Kritik einer rein zahlenmaterialistischen Herangehensweise an die Wachstumsfrage unterscheidet ihn klar von anderen neuzeitlichen wachstumskritischen VertreterInnen wie von Carlowitz und Malthus und verweist auf die beiden möglichen Erkenntnispfade, welche seit Descartes unter modernen, epistemologischen Vorzeichen möglich sind. Bei Keynes, wie auch zumindest in potentiellen Ansätzen bei J. S. Mill, wird der Legitimität und Notwendigkeit der primären Anerkennung der bestimmenden res cogitans, d.h. der Überordnung des modernen (selbstbestimmten) Erkenntnissubjekts über die Aussenwelt, Rechnung getragen, statt sich auf die äusseren Konsequenzen des Wachstums und seiner zu messenden, aber eigentlich nur prognostizierten Grenzen zu beschränken.

Bei Keynes dezidiert nicht thematisiert wird jedoch das Paradoxon des Glaubens, *erst* durch den *zukünftigen* Erfolg und die anvisierte Verwirklichung des neuzeitlich-modernen ökonomischen Fortschritts- und Beherrschungsprogramms sich *dann und nur dann* auch *endlich wieder* den Zustand der gesellschaftlich geteilten

Wertschätzung der ideellen Tugenden eines alten, in sich ruhenden Weltgeschehens quasi gerechtfertigt zurück erarbeitet zu haben. *Warum ist der Stopp des Wirtschaftswachstums überhaupt ein teleologisch erst noch einzulösendes und kein sofort umsetzbares Ziel?* Wie Keynes auf die Frage reagiert hätte, warum man nicht auf der Stelle die Gelassenheit des ruhenden und inaktiven Fischers einnehmen dürfte im Angesicht des klischeehaft hyperaktiven Geschäftsmanns in Heinrichs Bölls bekannter *Anekdote zur Senkung der Arbeitsmoral* (1963/1994), ist nicht bekannt: Denn warum nämlich könnte der moderne Mensch nicht bereits *vor der vollständigen Verwirklichung* des ökonomischen Programms von der ansonsten (womöglich ja eben immer währenden) Mittelanhäufung auf eigenen Wunsch abkehren und somit *jederzeit* den angestrebten Ruhezustand des inneren Aufgehens in den (doch letztlich selbst gesetzten?!) Endzwecken erreichen dürfen? Es bleibt damit die fundamentale Frage offen, ob und wie aus einem solchen von Keynes womöglich völlig zurecht attestierten geistigen Zustand des modernen ökonomischen Menschen überhaupt die Möglichkeit zur Flucht aus der geistigen Wachstumsspirale besteht, d.h. wie das Kriterium der scheinbar notwendigen, ausreichenden Verwirklichung der Befriedigung materieller Bedürfnisse jemals hinreichend genau bestimmt und begründet werden kann. *Wann* wird das ökonomische Fortschrittsprogramm auch *wirklich verwirklicht* sein? Gerade *weil* es sich ja bei dieser Bestimmung der Wachstumsfrage damit auch um eine genuin subjektseitige (Bestimmungs-)Problematik handelt, welche zudem abhängig von (ideellen) Werten bereits auf Erkenntnisebene anzusiedeln ist – denn wie kommen wir zur gesicherten Erkenntnis über das Erreichen normativ ausreichender, suffizienter materieller Zustände? – zeigt sich die tiefe Bedingtheit der Auflösung wachstumskritischer Grundsatzfragen (Wann ist genug genug?) von der zuvor notwendigen normativen, epistemologischen und letztlich auch ontologischen Klärung des Sachverhalts.

2.2.3 Anachronistische Ausnahmen: Wider dem Zeitgeist

Trotz der eindeutigen Dominanz des ökonomischen Zeitgeistes innerhalb des zweiten Paradigmas der prima philosophia, und damit einhergehend der Formulierung einer Wachstumskritik basierend auf den Rationalitäts- und Erkenntnisprämissen der spezifischen zahlenmaterialistisch-weltanschaulichen Auslegung (vgl. vorangegangener Abschnitt 2.2.2) dieses zweiten Paradigmas, wäre es der Komplexität der Literatur nicht angemessen, seit dem Beginn der Neuzeit *sämtliche* Wachstumskritik, und im weiteren Sinne damit zusammenhängend sämtliche Kritik

am ökonomischen Gegenstand, entsprechend dieses spezifischen, cartesianistischen (statt cartesischen; vgl. hierzu Kap. 4.1, dort insb. Abs. 4.1.1) Erkenntnispfades einzuordnen. Ideengeschichtlich betrachtet gibt es bemerkenswerte anachronistische Ausnahmen zu benennen, welche Wachstumskritik meist dezidiert unter den seit Beginn der Neuzeit und spätestens seit Beginn der Moderne «veralteten» Prämissen des ersten philosophischen Paradigmas üben, oder dies zumindest ernsthaft versuchen. Wenig überraschend geht damit im Regelfall auch die Forderung nach einer zumindest partiellen oder sogar vollständigen gesellschaftlichen Restauration des ontologisch-metaphysischen, ersten Paradigmas der prima philosophia einher, gerade weil man aus dieser Perspektive die Entfesselung der ökonomischen und damit wachstumsfördernden Triebkräfte (vgl. Obersatz, Kap. 1.2) durch das kritisierte und abgelehnte neuzeitliche (wirtschafts-)philosophische Paradigma, insbesondere in seiner radikalisierten Form, kausal verursacht sieht.

Dabei kann schon die genaue Einordnung eines bestimmten Ansatzes gewisse oder sogar erhebliche Interpretationsprobleme hervorrufen, nicht nur zwischen den beiden Erkenntnispfaden des zweiten philosophischen Paradigmas, wie im vorangegangenen Abschnitt 2.2.2 gezeigt, sondern auch in der Zuordnungsentscheidung zwischen dem ersten und dem zweiten philosophischen Paradigma der prima philosophia. Ein solches ambivalentes Beispiel stellen die Physiokraten um François Quesnay herum dar, welche unter dem Einfluss der antiken philosophischen Strömung der Stoa (vgl. Immler, 1985, 357-408) eine in wichtigen naturphilosophischen und wirtschaftsphilosophischen Begründungspfeilern von sonstigen im 18. Jahrhundert vorherrschenden Ansätzen abweichende ökonomische Theorie entwarfen. Unter Physiokratie als *Naturherrschaft* (a.a.O., S. 303-305) wird in diesem alternativen Entwurf der Ökonomie der sonst modern anmutende Begriff der Freiheit, welcher auch in diesem Ansatz einen zentralen Stellenwert besitzt, entgegen dem seit Descartes sonst gewohnten Fortschritts- und Beherrschungsideal unter die «Einsicht in die physisch begründeten Notwendigkeiten» der Natur (a.a.O., S. 359) untergeordnet. Ausgangspunkt zur Verhältnisbestimmung von Mensch und Natur ist für Quesnay «die Relativität der menschlichen Freiheit gegenüber der Absolutheit der physischen Naturherrschaft» (ebd.). Der Rekurs auf eine naturgesetzlich konzipierte «Naturordnung» als ein «absolute[s] Kriterium für die Interpretation aller Gesellschaftsverhältnisse» (ebd.), deren Vernunftgehalt auch vom Menschen anerkannt werden sollte, bspw. in der Erkenntnis, dass «aller Reichtum […] nur aus der Natur gewonnen werden kann» (a.a.O., S. 357) verweist in der Tat auf ein mögliches ontologisch-metaphysisches Hintergrundverständnis. Nicht etwa eine

zahlenförmig konzeptualisierte Materie im Sinne der res extensa, wie sie in den neuzeitlich-modernen Versuchen einen «objektiven» Wirklichkeitsanker samt ökonomisch festgeschriebener Wachstumsbegrenzung zu finden zugrunde gelegt wird, sondern ein antik-stoischer (Logos-)Materialismus (a.a.O., S. 377f.) scheint hier das scheinbar vor-neuzeitliche Rationalitätsverständnis zu prägen. Mit dieser Interpretation prinzipiell einhergehend sieht auch Ulrich (1993) im Naturalismus Quesnays einen «ideologieträchtige[n], konservative[n] Grundzug der physiokratischen Harmonielehre» (S. 187). Einem abschliessenden Urteil zur paradigmatischen Zuordnung der Wirtschaftsphilosophie der Physiokraten möchte ich mich aber enthalten, da jeglicher solcher Versuch abhängt von der Plausibilität der vorgängig notwendigen Einordnung des stoischen Materialismus, welcher jedoch ambivalent bleibt im Hinblick auf das Verhältnis von Physis und Logos (vgl. Immler, 1985, S. 363-366) und damit einhergehend auch für den realen freiheitlichen Gestaltungsspielraum des Menschen (vgl. a.a.O., S. 366-371). Ein derartiges Unterfangen bedingt eine systematische Untersuchung der Stoa, welche den Rahmen dieser Arbeit sprengen würde. Entscheidend für die eigentlichen Zwecke dieser Arbeit bleibt die gezeigte Mehrdeutigkeit in der paradigmatischen Einordnung bestimmter Ansätze, welche eben nicht immer zwangsläufig im vollständigen Einklang mit den sonst akzeptierten Prämissen des jeweils vorherrschenden Zeitgeistes sein müssen.

Zudem gibt es für die exemplarischen Zwecke dieses ideengeschichtlichen Kapitels, welches ja nicht mit dem Anspruch auf Vollständigkeit auftreten kann (vgl. Einl. in Kap. 2), sondern in erster Linie auf den späteren systematisch-theoretischen Teil dieser Arbeit (vgl. Kap. 4, Kap. 5, Kap. 6) vorbereiten soll, auch weitaus weniger ambivalente Exponenten im Hinblick auf die treffende Kategorisierung als anachronistischer Entwurf einer neuzeitlichen Wirtschafts- und Wachstumskritik. Hierzu ist allen voran mit John Ruskin der «Vordenker» der britischen «*Arts and Crafts*-Bewegung» (Ax, 2017, S. XXVIII) anzuführen, einer Rückbesinnungsbewegung auf das menschliche (Kunst-)Handwerk in Zeiten der Industrialisierung und Mechanisierung der Arbeit im 19. Jahrhundert. Der bereits im Titel seines Werkes *Unto This Last* auf das neu-testamentarische «Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg» verweisende Ruskin (1862/2017) stellt Überlegungen zu Geld, Zins, Gerechtigkeit und Reichtum aus einem christlichen und aristotelisch-thomistischen Ökonomieverständnis (vgl. z.B. S. 66, S. 95) heraus an und macht sich dabei auf zu einer Generalabrechnung mit dem (national-)ökonomischen und wirtschaftsphilosophischen Zeitgeist. Der oft gegen ihn angebrachte Vorwurf, Ruskin «wolle ins Mittelalter zurück» (zit. in Ax, 2017, S. V) kommt nicht von ungefähr, denn

Ruskin (1862/2017) übt nicht nur eine vehemente Kritik an jeglicher *relativistischen* Auslegung eines Wertbegriffs, welche er sowohl bei Ricardo (vgl. S. 124-127), als auch sogar bei J. S. Mill (vgl. S. 121-124) als klar gegeben sieht. Ruskin begründet auch die Notwendigkeit zur Rückkehr zu einem *objektiven statt subjektiven* und einem *absolut geltenden und nachfrageunabhängigen* Preisbildungs- und Arbeitsallokationssystem (vgl. a.a.O., S. 38). Qualität statt Quantität solle bei Handels-, Arbeits- und Wirtschaftsfragen der normierende Bewertungsmassstab sein, so «dass die Grösse des Genusses nicht von der Menge des Gekosteten abhängt, sondern von der Lebhaftigkeit und dauernden Frische des Geschmacks» (a.a.O., S. 180). Wer bestimmt dann aber nach Ruskin, wenn «Brauchbarkeit» erst «Wert in den Händen des Verwertenden» bekommt (a.a.O., S. 134), was das richtige Gütermass für ein Individuum ist? Seine Antwort mutet nicht zufällig geradezu platonisch an: «Nicht Jedes für Jeden, sondern das Rechte für den Rechten Mann» (ebd.). Dieses rechte Mass zu bestimmen obliege einer «Wissenschaft, die noch von mehr als Arithmetik allein abhängt» (ebd.). Der wahre Reichtum kann dann im tugendhaften Sinne für Ruskin nicht zahlenmässig oder monetär gemessen werden, denn «Viele von denen, die für gewöhnlich als reich gelten, [sind] in Wahrheit nicht reicher als die Schlösser ihrer eigenen Geldschränke […], die immer und ewig des Reichtums unfähig bleiben» (a.a.O., S. 135).

Auch zur Lohn- und Wertgerechtigkeit lehnt Ruskin eine konsequentialistisch-egalitaristische Lösung dezidiert ab, denn für ihn gilt der «Grundsatz von der Unmöglichkeit der Gleichheit» (a.a.O., S. 112). Jegliche moderne Interpretation Ruskins als Vordenker der zeitgenössischen Wachstumskritik muss daher scheitern, ja ist geradezu verquer (vgl. Heumann, 2017). Ruskins (1862/2017) Ablehnung des sozialistisch-kapitalismuskritischen Gleichheitsgedankens seiner Zeit ist nicht nur explizit (vgl. S. 166f., dort Fn.), auch seine Anlehnung an die «Absicht des Schöpfers der Menschheit» (S. 26) und das christliche Konzept der «Nächstenliebe» (ebd./a.a.O., S. 26f.) als Grundlagen zum Verständnis eines wahren Gerechtigkeitsbegriffs sind dezidiert ausformuliert. Die Entkopplung einer wahren Ökonomie von der Frage nach dem Wissen um den eben nicht nur auf Klugheitserwägungen reduzierbaren Gerechtigkeitsbegriff lehnt Ruskin normativ klar ab (vgl. S. 89). Ruskins wirtschaftsphilosophisches Reintegrationsunterfangen von Wirtschaft und Werten ist jedoch abzugrenzen von modernen, auf der Rationalität des Erkenntnissubjekts (zweites transzendentalphilosophisches Paradigma) aufbauenden und/oder sich auf die ideale Kommunikationsgemeinschaft (drittes intersubjektiv-transzendentalsemiotisches Paradigma) stützenden wirtschaftsphilosophischen

Reintegrationsprojekten wie der Integrativen Wirtschaftsethik von Ulrich (2008)[63]. Insgesamt wirkt Ruskin daher auch schon «im Kontext des 19. Jahrhunderts aus der Zeit gefallen» (Heumann, 2017). Seine Prämissen bauen nicht auf einem irgendwie gearteten Rationalitäts- und Realitätsverständnis in Anlehnung an Descartes und seinen NachfolgerInnen auf, sondern Ruskin nimmt dezidiert eine ontologisch-metaphysische Grundposition ein, welche dem ersten Paradigma der prima philosophia zuzuordnen ist. Ruskins (1862/2017) Geld- und Wirtschaftskritik ist keinesfalls als moderner Entwurf einer Wachstumstransformation oder -überwindung zu sehen, sondern stellt eine harsche Kritik an «dem modernen Geiste» (S. 88) im Generellen dar. Seine Lösung ist die Rückkehr zu einem Gesellschafts- und Wirtschaftsmodell vor dem Einsetzen dieses (post-)modernen Geistes, in welchem die Wachstumsfrage in ihrer quantitativ-materiellen begrifflichen Reduktion, so wie wir sie zeitgenössisch gewohnt sind, gesellschaftspolitisch *gar nicht erst durchschlagend aktuell werden konnte* (vgl. hierzu auch Kap. 7.2).

Anhand des nächsten Unterkapitels 2.3, des Kapitels 3 und insbesondere im Kontext der Analyse der Gesamthypothese dieser Arbeit (Kap. 6) möchte ich u.a. zeigen, dass sich zeitgenössische Wachstumskritik, auch in ihrer radikaleren, wachstumsablehnenden Form des Anti-Wachstumsimperativs, nicht auf Ruskins Lösung zum Wachstumsproblem stützt. Trotz aller versuchten Kritik am Beherrschungs- und Fortschrittsideal ist dort nicht etwa die Abkehr des modernen (zweiten) philosophischen Paradigmas und die Rückbesinnung auf ein traditionelles Werte- und Realitätsverständnis eigentlich bestimmend, wie eben beim Zeitgeist-widerspenstigen Ruskin (1862/2017), sondern zeitgenössische Wachstumskritik operiert wie der Grossteil der ökonomisch grundlegten neuzeitlichen Wachstumskritik (vgl. Abs. 2.2.2) innerhalb einer weithin akzeptierten (post-)modernen Erkenntnistendenz, welche sich aber ihrerseits nicht nur aus der Aussenansicht wie bei Ruskin, sondern auch aus der kohärenten und reflektierten, d.h. cartesischen Innenansicht des zweiten Paradigmas als problematisch erweist. Zeitgenössische wachstumskritische InterpretInnen, welche in Ruskin «einen der frühesten Denker der

[63] Dennoch hat Ruskin durch die Grundlagenreflexion auf Basis seiner ontologischen, christlich-metaphysischen Mittel durchaus auch für die moderneren Wirtschafts- und Wachstumskritiken im Rahmen der neueren philosophischen Paradigmen immer noch nicht zu unterschätzendes Erkenntnispotential. Ruskins (1862/2017) reflektorischer Ausgangspunkt für «die Lebensfrage des Einzelnen, wie der ganzen Nation ist niemals ‹wieviel schafft man?› sondern ‹zu welchem Zweck verwendet man's?›» (S. 152). Dies ist bspw. mit der wirtschaftsphilosophischen Sinn- und Legitimationsfrage des Programms der Integrativen Wirtschaftsethik (vgl. Ulrich, 2008, S. 217-220) in entscheidenden sozioökonomischen Teilen deckungsgleich, auch wenn gleichwohl die Antworten hier pfadabhängig von den jeweils unterschiedlich eingenommenen weltanschaulichen Grundpositionen (erheblich) divergieren können und auch (erheblich) divergieren.

Nachhaltigkeit» sehen (Ax, 2017, S. VI) irren nämlich, da *erstens*, Nachhaltigkeit als moderner Begriff seit von Carlowitz auf eine quantitative Reduktion der Wachstumsfrage verweist (Abs. 2.2.2), welche Ruskin als Vertreter eines konservativen Paradigmas nicht nur nicht vertritt, sondern auch klar ablehnt, und *zweitens,* Ruskin nicht etwa einer der «frühesten Denker» des Postwachstums (vgl. Abs. 3.1.3) ist, sondern ganz im Gegenteil einer der spätesten Anhänger eines spezifischen, eigentlich aus der griechischen Antike stammenden (vgl. Kap. 2.1), längst anachronistischen Paradigmas.

Bevor der Blick aber im nächsten Unterkapitel (Kap. 2.3) auf die zeitgenössische Wachstumskritik mit Beginn der 1950er Jahre gerichtet wird, lässt sich noch ein zweiter Strang – im weiteren Sinne – anachronistischer Wachstumskritiken seit Beginn der Neuzeit zusammenfassen. Die entsprechenden AutorInnen werden ausserhalb der *Deep Ecology*-Bewegung jedoch kaum rezipiert und stellen im Regelfall keine gängige Literaturquelle für zeitgenössische Wachstumskritik dar. Ein Exkurs ausserhalb der engen Auslegung von Wachstumskritik lohnt trotzdem und ist für die Zwecke dieser Arbeit geboten, weil im Rahmen der Diskussion der Lösungsvorschläge gegen Ende dieser Arbeit die nun im restlichen Abschnitt vorgebrachten Argumente nochmals examiniert werden (vgl. Kap. 7.1). Mit Gary Snyder und Roderick Nash möchte ich deshalb zwei Denker aus dem 20. Jahrhundert vorstellen, welche unabhängig voneinander nicht nur wie Ruskin an dem spezifischen modernen Zeitgeist in Philosophie und Wirtschaftsphilosophie Kritik üben, sondern im *menschlich-philosophischen* Denken überhaupt das eigentliche Problem für das wachstumsthematisch zentrale Verhältnis von Mensch und Umwelt sehen, auch wenn sie beide schlussendlich zu unterschiedlichen Lösungsansätzen als dem von Ruskin gelangen.

Snyder (1990) propagiert in seinem naturphilosophischen Programm eine Art von naturalistischem und ökozentristischem Verständnis von freier Wildbahn und menschlichem naturbelassenen Dasein, um die «dichotomy of the civilized and the wild» (S. 15) durch eine *Practice of the Wild* zu überwinden («to resolve»): «We need to make a world-scale ‹Natural Contact› with the oceans, the air, the birds in the sky» (S. 36). Sein Kritikschwerpunkt ist noch stärker als bei Ruskin eine bestimmte, als entfremdet von der Natur angesehene Denkweise des Menschen (vgl. ebd.), welche Snyder als hoch problematisch ansieht für die Harmonie von Mensch und Natur. Um in den von ihm angestrebten ursprünglichen und gleichzeitig für ihn damit auch als *real* angesehenen Naturweltzustand von Mensch und Natur zurückzukehren, gälte es die Dichotomie von Kultur und Natur grundlegend zu überwinden:

> In the old ways, the flora and fauna and landforms are *part of the culture*. The world of culture and nature, which is actual, is almost a shadow world now, and the insubstantial world of political jurisdictions and rarefied economies is what passes for reality. (a.a.O., S. 37)

Snyders Ansatz geht dabei noch über eine reine Kritik an der quantitativen oder instrumentellen Auslegung des Beherrschungsideals der Neuzeit hinaus, indem er bereits an dem von Descartes vertretenen *subjektiven Idealismus* ansetzt «vor seinem Versuch, die Existenz der äußeren Welt zu beweisen» (Apel, 2011, S. 67) «im Sinne des Primats der inneren Erfahrung» (a.a.O., S. 73): «Such a solitary mind – if it could exist – would be a boring prisoner of abstractions. *With no surroundings there can be no path, and with no path one cannot become free*» (Snyder, 1990, S. 60). Snyder kritisiert also nicht ein durcheinander geratenes Verhältnis von Subjekt und Objekt, respektive die Beziehung von res cogitans und res extensa, sondern den grundlegenden Dualismus als solchen und dies auf fundamentale Weise. Daher setzt Snyder auch nicht an bei den erst durch die moderne Denkweise möglich gewordenen Diskussionen über die angenommenen zahlenmaterialistischen Grenzen des Wachstums oder bei anderen, auch die Ökologie betreffenden naturwissenschaftlich zu erörternden Partikularfragen, sondern an der Wahrnehmung der «true nature» (a.a.O., S. 90) als solcher. Sein eigener Materialismus orientiert sich dabei jedoch nicht an den Ordnungsprinzipien einer von Wirkursachen durchstrukturierten Welt der Substanzen wie bspw. bei Aristoteles (vgl. Abs. 2.1.2), um dann hieraus folgernd so wie Ruskin zur Rückkehr zum ersten ontologischen Paradigma aufzurufen. Snyder (1990) macht vielmehr eine Sichtweise der Naturvölker stark, welche ideengeschichtlich noch vor der Institutionalisierung der Staaten (S. 92) geherrscht haben soll, also vor dem Einsetzen einer damit laut Snyder einhergehenden «*ignorance* of the natural world» (a.a.O., S. 93). D.h. dass seine Dualismuskritik die von mir auf Basis von Apel (2011) vorgeschlagene paradigmatisch-philosophische Systematik zur Einordnung unterschiedlicher Wirtschafts- und Wachstumskritiken auf dem ersten Blick transzendiert. Snyders (1990) Anthropozentrismus- und Egozentrismuskritik (vgl. S. 93) scheint vielmehr von einem eigenen Spiritualitätsbegriff geprägt zu sein, welchen er auch bei den prä-zivilisatorischen Völkern verortet: «For a people of an old culture, *all* their mutually owned territory holds numinous life and spirit» (ebd.). Durch das Verlassen vorgefertigter Pfade, könne die «truly experienced person, the refined person» (a.a.O., S. 153), welche diesen gesamten Entfremdungsprozess durchschaut, wieder zur Freiheit (a.a.O., S. 149) zurückkehren, um in der eigenen Wilderness-Praxis

wieder in der wahren Natur aufzugehen und damit «a limitless fabric of possibilities, elegant variations a millionfold on the same themes, yet each point unique» (a.a.O., S. 153) zu erfahren.

Die mir am naheliegendsten erscheinende konzeptuelle Einordnung von Snyders Ansatz liegt wohl *sogar noch vor* – zeitlich und konzeptuell – *dem in Apels Terminologie ersten ontologischen Paradigma der prima philosophia*, also noch bevor sich prinzipielle *philosophische Fragen als erste respektive oberste Grundfragen* überhaupt stell(t)en. In einer solchen vermuteten Weltanschauung stellte ein gegebenes Objekt, z.B. ein Baum als «bezeichnetes Reales» (Apel, 2011, S. 23), also überhaupt noch gar kein «Objekt» als solches dar bzw. könnte es gar nicht sein, weder im ontologischen, noch im epistemologischen Sinne.[64] Für die hiesigen Zwecke würde dies eben eine konzeptuelle Einordnung Snyders ausserhalb von Apels Kategorienapparat der philosophischen Paradigmen (vgl. Abs. 2.1.3; vgl. auch Abs. 2.2.2) implizieren. Am ehesten erscheint mir Snyders befürwortete konzeptuelle Auflösung von Mensch und Natur an das heranzukommen, was Charles Taylor (2007) in *A Secular Age* als die «enchanted world» beschreibt, «the world of spirits, demons, moral forces which our predecessors acknowledged» und damit lange bevor der Prozess des «disenchantment[s]» (S. 29) der frühen Kultur eingesetzt hat. Taylor möchte gleichermassen ein Weltverständnis auffangen, welches «prior to philosophical puzzlement» vorherrschte (a.a.O., S. 30). Auch laut Taylor war die «pre-modern world» folgendermassen beschaffen: «[M]eanings are not only in minds, but can reside in things, or in various kinds of extra-human but intra-cosmic subjects» (a.a.O., S. 32). Dies stünde im Gegensatz zu «science and virtue [that] require that we

[64] Ob es einen solchen Blickwinkel bei den damaligen oder auch heute noch vereinzelt lebenden Naturvölkern wirklich gegeben hat respektive gibt, oder hier in Snyders Interpretation zumindest auch gewisse, womöglich erheblich wirksame nostalgische Projektionen des modernen menschlichen Geistes aktiv sind, vermag ich selbst nicht abschliessend zu beurteilen, insbesondere in Anbetracht der postmodernen Tendenz, sämtliche qualitative Kategorien zu relativieren und ineinander aufzulösen, wie eben bspw. auch Mensch und Natur oder auch Subjekt und Objekt. Kritisch könnte man daher fragen: Ist Snyder nicht womöglich *gerade* ein postmoderner, und damit alles andere als ein naturalistischer Denker *par excellence*, indem er solche Kategorien aufzulösen versucht? Oder wäre die mögliche erfolgreiche, sofern dies überhaupt möglich ist, Auflösung der hierbei immer noch zugrundeliegenden Dichotomie von Absolutismus und Relativismus gerade eben kein relativistisch geprägter Postmodernismus mehr, sondern das menschliche Aufgehen in einer Art von (paradiesisch-) unreflektiertem Naturzustand, welchen Snyder hier womöglich im Blick hat? In den später noch zu explizierenden Prämissen meines eigenen weltanschaulichen Standpunktes (vgl. Kap. 4), setze ich jedoch voraus, dass, sollte solch ein hypothetisch angenommener naturalistisch-spiritualistischer Standpunkt existieren, welcher sich vielleicht ja tatsächlich von einem postmodernen, Kategorien-auflösenden Relativismus wie dem Cartesianismus (vgl. Kap. 4.1) unterscheiden würde, für den modernen Geist überhaupt gar keine logisch widerspruchsfrei wählbare Option ist und damit auch letztlich nicht praktisch durchgehalten werden kann. Dennoch sollte die Diskussion zumindest hypothetisch geführt werden, da sie zu vertieften Erkenntnissen über den modernen Geist und zu den Aussichten auf eine mögliche Auflösung der Wachstumsdynamik führen könnte (vgl. Kap. 7.1).

disenchant the world, that we make the rigorous distinction between mind and body […]» (a.a.O., S. 131).[65]

Ähnlich scheint sich mir Snyders angestrebter prä-philosophischer Blick auf die «wahre», in seiner Sichtweise nicht-dualistisch konzipierte Natur auch zu decken mit dem, was der amerikanische Erkenntnistheoretiker Wilfrid Sellars (1962) als eine unmittelbar personalisiert wahrgenommene Welt innerhalb der Perspektive eines «‹original› image of man-in-the-world» bezeichnet. Dies ist ein Blickwinkel auf die Welt, in welcher alle Objekte als personal betrachtet werden und welcher zeitlich vorherrschte vor den sich erst später entwickelnden, raffinierteren «images» wie bspw. dem «manifest image» im platonischen Traditionscluster (ebd./Abs. II). Sellars beschreibt diesen konzeptuellen originären Naturalismus folgendermassen; die Ähnlichkeiten zu Snyders visionierter Praxis der freien Wildbahn liegen dabei recht klar auf der Hand:

> A primitive man did not *believe* that the tree in front of him was a person, in the sense that he thought of it both as a tree *and* as a person, as I might think that this brick in front of me is a doorstop. If this were so, then when he abandoned the idea that trees were persons, his concept of a tree could remain unchanged although his beliefs about trees would be changed. The truth is, rather, that *originally* to be a tree was *a way or being a person*, as, to use a close analogy, to be a woman is a way of being a person, or to be a triangle is a way of being a plane figure. (ebd.)

In vielerlei Hinsicht ähnlich wie Snyder (1990) arbeitet sich auch Nash (1982) an einem Wildbahnbegriff ab, welcher die generelle konzeptuelle dualistische

[65] Auch in ihrer spezifischen Dualismus- und Descartes-Kritik lassen sich erhebliche Parallelen zwischen Snyder und Taylor ziehen. So ordnet Taylor (2007) Descartes' philosophischen Ansatz derart ein, dass dieser den Prozess des disenchantments von der naturalistisch-spiritualistischen «Realität» auf die Spitze getrieben hätte: «Descartes pushes further along these lines of departure, and develops a quite different view. The transition can be conceived as one which takes us from an ethic grounded on an order which is at work in reality, to an ethic which sees order as imposed by will. Descartes utterly ruins any conceivable basis for the first, by adopting a consistently mechanistic view of the material universe. It no longer makes sense to speak of the things of nature as expressing or realizing a form. No causal explanation of them in these terms can be made intelligible any more. Forms and their expression belong exclusively in the domain of minds. Matter is to be explained as mechanism» (S. 130f.). Es sei hier kritisch angemerkt, dass das Verhältnis von mind und matter, von res cogitans und res extensa, bei Descartes durchaus komplexer ist, als von seinen KritikerInnen wie Taylor dargestellt, und sogar auf ein transzendentes Argument wie Gott baut (vgl. z.B. Booms, 2018, S. 31), was die Einordnung von Descartes' Epistemologie sowohl aus Taylors, als auch aus Snyders Perspektive bei näherem Hinsehen eigentlich erheblich verkomplizieren würde (vgl. hierzu auch die cartesische vs. die cartesianistische Interpretation Descartes' in Kap. 4.1, dort insb. Abs. 4.1.1).

Dichotomie und die spezifische, in der Moderne vorherrschende Verhältnisbestimmung zwischen «Wilderness» und der «Zivilisation» problematisiert, bei ihm am historischen Beispiel des sukzessiven Vordringens der amerikanischen SiedlerInnen auf dem nordamerikanischen Kontinent mit der damit einhergehenden Beherrschung des dortigen «wilden» Naturraums: «Insofar as the westward expansion of civilization was thought good, wilderness was bad» (S. 40). Nash thematisiert auch ausführlich die entstandenen und bspw. romantisch oder nationalistisch geprägten Gegenbewegungen (vgl. a.a.O., S. 84-95) zu dieser simplizistischen und aus seiner Sicht abzulehnenden These, welchen ob des zunehmenden Verlustes der freien Wildbahn und damit assoziierter Werte und Lebensformen wie Freiheit und Spiritualität ein immer lauter werdender Aufruf zur Präservation und zum Schutz der freien Wildbahn folgte (a.a.O., S. 96-107). Dies wiederum spiegelte und materialisierte sich im 19. Jahrhundert in Form der auch heute noch existierenden State- und Nationalparks in den USA (a.a.O., S. 108-121).

Trotz erkennbarer natur- und wertperspektivischer Überlappungen mit Snyder geht Nash in seiner eigenen Analyse des Ringens um den wahren Einklang von Mensch und Natur vergleichsweise differenzierter vor und erachtet im Gegensatz zu Snyder auch die Möglichkeit eines explizit philosophisch durchdachten Zugangs zum Konzept «Wilderness» für möglich (vgl. a.a.O., S. 238-271). Nash unterscheidet bspw. zwischen ganz verschiedenen Formen von instrumentellen und nicht-instrumentellen Herangehensweisen (vgl. a.a.O., z.B. S. 262, S. 266, S. 270). Er erachtet dabei auch die Umsetzung der Snyderschen Verteidigung der «wilderness as a free and unstructured environment» als eben gar nicht zwangsläufig rein naturbelassen und ganz ohne instrumentelle Erwägungen für möglich, so wie dies wohl Snyder selbst puristisch anstreben würde, sondern Nash sieht in einer solchen idealisierten Sichtweise eine psychologisch motivierte, instrumentelle Abwehr gegenüber technokratisch-autokratische Tendenzen der Moderne (a.a.O., S. 263). Schlussendlich anerkennt Nash, im Gegensatz zu Snyder, in der für ihn eben doch nicht vermeidbaren aktiven *Bewirtschaftung von Natur, gerade um ihre Zerstörung zu verhindern*, ein unüberwindbares, stetes Paradoxon zwischen Zivilisation und freier Wildbahn, zwischen (modernem) Menschen und Natur:

> [W]ilderness management is a contradiction in terms but the failure to manage leads to worse problems and ultimately to wilderness being loved to death. The challenge is to manage unobtrusively so that the freedom from control associated

> with a wilderness experience is preserved along with wilderness resources. (a.a.O., S. 384)

Nash beginnt seine Analyse mit nahezu identischen Prämissen wie Snyder, aber er gelangt am Ende zu anderen Schlussfolgerungen, welche nun wiederum an die zuvor präsentierten, seit der Neuzeit üblichen Konzeptualisierungen des Beherrschungsverhältnisses von Mensch und Natur, von Subjekt und Objekt, von res cogitans und res extensa erinnern (vgl. hierzu systematisch Kap. 4, dort insb. Kap. 4.1). Seine ethisch-normative Begründung ist gleichermassen auch konsequentialistisch geprägt («leads to worse problems»). In der analytischen Trennung zwischen «wilderness experience», was der «practice of the wild» Snyders entspräche, und den ökonomischen «wilderness resources», welche Snyder sicherlich bereits konzeptuell als dualistisch ablehnen würde, aber welche aus Nashs differenzierterer Perspektive unhintergehbar notwendig sind, *gerade eben zur materiellen Bewahrung* der «Wilderness», erfolgt nach zahlreichen Annäherungsversuchen einer naturalistisch-spiritualistischen Lösung im Sinne Snyders das Eingeständnis Nashs, dass Subjekt und Objekt eben doch nicht mehr ineinander auflösbar sind, Wilderness ein subjektiver *und* objektiver Gegenstand ist. Zwei Punkte sind aus dieser Einsicht für die Zwecke dieser Arbeit relevant: *Erstens*, strukturell spiegeln sich diese Argumentationsmuster partiell in der eigentlichen zeitgenössischen Wachstumsliteratur, wie später zu zeigen sein wird, im Streit zwischen den beiden wachstumskritischen Lagern der WachstumstransformatorInnen und der WachstumsablehnerInnen wider. *Zweitens*, sollte Nash sich täuschen und Snyder doch Recht behalten, wäre die Rückkehr zu einer prä-philosophischen, prä-analytischen, originären (vgl. Sellars, 1962) Perspektive auf die «wahre» [?] «enchanted» (vgl. Taylor, 2007) Natur ggf. ein möglicher und damit diskutabler Ausweg aus der der Wachstumsdynamik zugrundliegenden problematischen Weltanschauung, insbesondere falls etwaige andere Lösungsalternative – aus welchen Gründen auch immer – nicht in Frage kommen sollten? Diesen Punkt werde ich gegen Ende dieser Arbeit nach erfolgter Analyse der zeitgenössischen Wachstumskritik in den abschliessenden Lösungsansätzen wieder aufgreifen (vgl. Kap. 7, dort insb. Kap. 7.1).

2.3 Moderne: Klassiker der zeitgenössischen Wachstumskritik

In diesem Kapitel hat der bisherige ideengeschichtliche Blick auf die antike und meist vollständig abweichend davon begründete neuzeitliche Wachstumskritik zeigen sollen, dass es die *vorherrschenden philosophischen* und damit im Regelfall zusammenhängend die *wirtschaftsphilosophischen Grundlagen* sind, *welche über die genaue Ausgestaltung des jeweiligen wachstumskritischen Ansatzes entscheiden*. Erst auf Basis der jeweils akzeptierten und vorherrschenden philosophischen und ökonomischen Annahmen wird Wachstumskritik überhaupt erst nach aussen hin plausibel *begründbar*. Damit ist auch ein (wirtschafts-)philosophisch aufgeklärtes Verständnis über den jeweiligen geistigen Unterbau notwendig, um die authentische Nachvollziehbarkeit von Wachstumskritik unter den gegebenen ideengeschichtlichen Vorzeichen zu gewährleisten. Denn paradigmatisch ist es im Laufe der Zeit eben zu erheblichen Werte- und Weltanschauungsverschiebungen gekommen (vgl. Kap. 2.1, Kap. 2.2). Das Wachstumsproblem auf Grundlage eines modern konzeptualisierten Wachstumsgegenstandes tritt tatsächlich erst auf mit der seit dem Beginn der Neuzeit zunehmend verbreiteten Art als Mensch über die eigene Um- respektive Aussenwelt und schlussendlich auch die eigene Subjekthaftigkeit *als quantitativ messbare Objekte*, als *res extensa*, nachzudenken und diese Objekte derart berechnen und beherrschen zu wollen (vgl. Abs. 2.2.1, Abs. 2.2.2). Dies gilt es stets zu berücksichtigen, auch bei dem Blick auf die ideengeschichtlichen Weiterentwicklungen von Wachstumskritik im Übergang von den neuzeitlichen zu den modernen Klassikern ab Beginn der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts.

Im Folgenden möchte ich nun diese modernen Klassiker zeitgenössisch-wachstumskritischen Denkens vorstellen. Solche Klassiker ebneten nicht nur den späteren Weg, sondern prägten auch auf theoretisch-systematischer Ebene den Werdegang der heute vorfindlichen, zeitgenössischen Wachstumskritik (vgl. hierzu Kap. 3). Mit modernen Wachstumskritikklassikern sind nicht nur das auch weit über akademische Kreise hinaus bekannte Standardwerk des Club of Rome (Meadows et al., 1972) gemeint, sondern es lohnt aus Erkenntnissicht definitiv auch den genaueren Blick u.a. auf Boulding (1966/2013), Hardin (1968) und Georgescu-Roegen (1971) zu richten. Mein konkretes Ziel ist dabei zu zeigen, dass bei der klassischen Ausarbeitung des *modernen* zeitgenössisch-wachstumskritischen «Mainstreams» der malthusianisch-zahlenmaterialistische Erkenntnispfad innerhalb des zweiten Paradigmas der prima philosophia weiterhin dominant ist, d.h. die Reduktion der Um- und Aussenwelt auf zählbarere Materie konzeptualisiert als *res extensa* immer weiter

voranschreitet. Dagegen spielen die innerhalb des zweiten Paradigmas existierenden erkenntnistheoretischen (cartesischen) Alternativen (vgl. Abs. 2.2.2; vgl. auch Kap. 4.1) oder gar die anachronistischen Abweichungen (vgl. Abs. 2.2.3) nach der philosophisch-wissenschaftstheoretischen Zeitenwende (vgl. Abs. 2.2.1) kaum mehr eine wichtige Rolle.

Diese Verengung der zentralen weltanschaulichen Annahmen vor dem Hintergrund einer allgemeinen relativistisch-materialistischen Erkenntnistendenz in der (Post-)Moderne (vgl. Kap. 1; vgl. hierzu auch detaillierter Kap. 4) ist jedoch gerade aus ganzheitlicher wachstumskritischer Sicht überaus relevant. Denn im postmodernen sprachlichen Duktus könnte man formulieren: Das Wachstumsproblem ist immer auch ein *konstruiertes*, und meine Hypothese ist, dass die *Konstruktion* zeitgenössischer, d.h. auf das Paradigma der Neuzeit aufbauender Wachstumskritik bereits in sich, also in ihrem ideellen Fundament, problematisch ist. Dies bedeutet, dass die innerhalb eines bestimmten mathematisch-materialistischen oder auch zahlenmaterialistischen Erkenntnispfades innerhalb des zweiten Paradigmas der prima philosophia (vgl. Abs. 2.2.2) aufbauende zeitgenössische Wachstumskritik die eigentliche Wachstumsdynamik nicht nur nicht auflösen kann (vgl. Hyp 1a, Kap. 1.2), sondern sogar zur eigentlichen Wachstumsdynamik beiträgt (vgl. Hyp. 1b, Kap. 1.2). Das berühmte Zitat John Maynard Keynes' (1936) über die Vergessenheit der eigenen ideellen Grundlagen des – hier ökonomisch-*wachstumskritischen* – Theoriegebäudes spitzt die Relevanz der in dieser Arbeit verfolgten Hypothesen damit anschaulich zu: «*[T]he ideas* of economists and political philosophers, both when they are right and when they are wrong, are more powerful than is commonly understood» (S. 383; mit Hervorhebung).[66] Es gilt also im Folgenden neben der rein deskriptiven Darstellung der modernen Klassiker bereits auch parallel darum, kritisch herauszuarbeiten, inwiefern bereits in den modernen *Ideen* zum ökonomischen Gegenstand und zum Wachstumsgegenstand die wachstumsdynamisch relevanten und damit die Wachstumskritik-konterkarierenden Faktoren zur Geltung kommen.

Zeitlich nach dem letzten grossen bekannt gewordenen wachstumskritischen Beitrag Anfang des 20. Jahrhunderts durch Keynes (Abs. 2.2.2) verschwand die explizite Kritik des Wachstumsgegenstandes aus der öffentlichen und zumindest ein Stück weit sogar der akademischen Debatte. In der «Bekämpfung der Groβen Depression und als Instrument zur Planung der Rüstungsausgaben im Zweiten Weltkrieg in den USA und England» entwickelten sich volkswirtschaftliche und

[66] Der Dank für die Ausleihe dieses im generellen wirtschaftsphilosophischen und nicht nur einfach im wachstumsphilosophischen Kontext überaus veranschaulichenden Zitates gebührt Booms (2013, vgl. S. 3).

politisch zu verwendende Wohlstandssteuerungsinstrumente wie das BIP (Schmelzer & Vetter, 2019, S. 58f.), durch welche ein ökonomisches Wachstumsparadigma (Schmelzer, 2016) im engeren Sinne der Bedeutung[67] in das staatliche und volkswirtschaftliche Handeln Einzug hielt. Spätestens nach dem Zweiten Weltkrieg, angekurbelt durch Wiederaufbaubestrebungen der in einigen westlichen Ländern auch materiell am Boden liegenden Volkswirtschaften, entwickelte sich auf wirtschaftspolitischer Ebene zum ersten Mal ein als explizite Policy akzeptierter Wachstumsimperativ (vgl. hierzu detaillierter ebd./S. 75-162). Im langen Nachkriegsboom wurde insbesondere in Europa mit den wachsenden Wohlfahrtsstaaten wirtschaftliches Wachstum nicht selten gemeinhin und ohne markante Widerstände als gleichbedeutend mit gesellschaftlichem Wohlergehen angesehen (Lessenich, 2015). Eine explizite moralische Wachstumspflicht (Schmelzer, 2016, S. 149-153) bildete sich wirtschaftspolitisch heraus; der Wachstumsimperativ im engeren Bedeutungssinne zementierte sich in unterschiedlichen gesellschaftlichen Institutionen (a.a.O., S. 163-238) wie bspw. der Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (OECD) (ebd.; vgl. auch a.a.O., S. 1-33; vgl. auch Victor, 2008, S. 18f.). Victor (2008) fasst dies folgendermassen zusammen: «By the end of the 1960s the case for economic growth as an over arching [sic!] policy objective of governments in developed countries had matured» (S. 14).

Allerdings wäre es im Sinne eines weiter bzw. breiter ausgelegten Wachstumsbegriffs nicht angemessen zu behaupten, dass in den ersten beiden Jahrzehnten nach 1945 überhaupt gar keine ökonomie- oder wachstumskritischen Diskussionen stattfanden. In innerökonomisch-disziplinären Streitpunkten zur genauen Konzeptualisierung des BIPs, zu den korrekten Messmethoden oder auch zum Externalitätenproblem, welche allesamt auch in der Mitte des 20. Jahrhunderts stattfanden (vgl. Schmelzer & Vetter, 2019, S. 60), äusserten sich zumindest indirekt die Fragen nach der Kompatibilität von Wirtschaft und – nun die alten Fragen nach dem guten und tugendhaften Leben instrumentell gewendet – Wohlstand bzw. einem möglichst hohen Gesamtnutzen für die Gesellschaft und das einzelne Individuum.

[67] Man beachte hier die genaue begriffliche Bedeutung, welche in der zeitgenössischen Literatur nicht selten durch eine erhebliche Engführung gekennzeichnet ist. Während ich in dieser gesamten Arbeit zum besseren ideengeschichtlichen und systematischen Verständnis des Wachstumsgegenstandes auf die breiten philosophischen und sich wandelbaren Grundlagen einzugehen versuche, gehen nicht wenige heutige wachstumsthematisierende Beiträge von engen makroökonomischen Definitionen des Wachstumsbegriffs aus. Bspw. definiert Victor (2008) «growth» als «economic growth as conventionally measured: an increase in real, inflation adjusted, GDP [d.h. BIP; Anm. des Autors]» (S. 23).

Galbraith (2014/2016) verwendet das Beispiel der expansiven und um territorialen Ressourcenzugang bemühten Aussenpolitik der USA um zu verdeutlichen, dass das Thema der Ressourcenknappheit, ein zentraler Themenschwerpunkt der späteren zeitgenössischen Wachstumskritik ab den 1970er Jahren, den politischen Entscheidungsträgern bereits in den 1950er und 1960er Jahren zumindest vollständig bewusst war (S. 132).

In den 1960er Jahren mehrten sich dann die expliziten kritischen Perspektiven auf das Thema Wachstum, wenn auch auf Basis strikt quantifizierter Prämissen und tief verankert in der mittlerweile immer dominanteren akademischen Disziplin der Ökonomik (vgl. Victor, 2008, S. 14f.), deren seit der Moderne begonnene Siegeszug ungebrochener denn je schien. Die Frage nach dem Preis (Knorr & Baumol, 1961) bzw. den Kosten (Mishan, 1967) ökonomischen Wachstums stellte sich vermehrt. Auch damalige, nicht der akademischen ökonomischen Disziplin zugehörige Beiträge wie derjenige der *Population Bomb* des US-amerikanischen Biologen Paul R. Ehrlich (1968/1973) wiesen eine dezidiert *ökonomische Perspektive* auf, in diesem Fall in Form der vehementen Warnung vor demnächst anstehenden Hungersnöten aufgrund der Nebeneffekte rapiden menschlichen Bevölkerungswachstums, alles dargelegt auf Basis einer mehr oder weniger astreinen neo-malthusianischen Argumentationslogik.

Ebenfalls streng ökonomisch argumentiert dann der hier näher zu beleuchtende Ökologe Garrett Hardin (1968) in seinem frühen modernen Klassiker *The Tragedy of the Commons*. Das Problem einer immer weiter und unreguliert wachsenden Bevölkerung äussert sich für ihn in den durch das Wachstum zunehmend rivalisierenden Nutzungsansprüchen an Allgemeingütern der in *Anzahl* erhöhten Menschen. Diese Güter, welche sich dadurch auszeichnen, dass die Nutzung des Einen zu eben keinem (unmittelbaren) Ausschluss der Nutzung des Anderen führt, würden schlussendlich durch sukzessive Übernutzung durch die quantitativ wachsende Bevölkerung zerstört werden, respektive in den Worten Hardins (1968) unweigerlich ihren Wert verlieren: «[…] they will be of no value to anyone»[68] (S. 1245). Der Bezug

[68] Die in Ökonomik-Vorlesungen oft gebrachten Beispiele der leergefischten Gewässer oder leergeweideten Felder (vgl. Hardin, 1968, S. 1245), bei denen eine Wertzerstörung durch materielle Übernutzung zumindest scheinbar offensichtlich ist (denn die Nahrung verschwindet bei Übernutzung ohne weiteren, gleichwertigen Nahrungsnachschub), sind keinesfalls die einzigen von Hardin verwendeten Veranschaulichungen. Er ist auch besorgt über die zunehmenden Besucherströme in den Nationalparks der Vereinigten Staaten, welche zu ideellen Wertverlusten für die Menschen führen würden: «The values that visitors seek in the parks are steadily eroded» (S. 1245; Anm. des Autors: für eine hier zum besseren Verständnis notwendige *systematische* Unterscheidung zwischen materiellen und ideellen Werten, vgl. Kapitel 4, dort insb. Unterkapitel 4.3). Dies lässt sich für den Kontext dieses ideengeschichtlichen Teils dieser Arbeit ohne Weiteres als ein bestärkendes Argument für die These Gary Snyders deuten, dass «wilderness» in Form der Bewahrung von State- und Nationalparks (vgl. Abs. 2.2.3) eben doch irgendwie aktiv und planerisch *bewirtschaftet* werden muss

zu Malthus ist bei Hardin nicht nur implizit offensichtlich, sondern Hardin bezieht sich ganz dezidiert auf die malthusianische Argumentationsfigur (vgl. a.a.O., S. 1243). Für die Bevölkerungsproblematik sieht auch Hardin letztlich keine technische Lösung (a.a.O., S. 1248), und zwar aus physikalisch-thermodynamischen Gründen selbst im Falle einer hypothetisch unbegrenzten [inner-systemischen; Anm. des Autors] Energiezufuhr[69] (a.a.O., S. 1244). Das Bevölkerungswachstumsproblem stellt sich für Hardin als ökonomisches Optimierungsproblem zwischen Bevölkerungsanzahl und Nutzen dar: «The optimum population is, then, less than the maximum» (ebd.). Die Lösung für dieses Problem ist daher konsequent streng utilitaristischer Art, und zwar unter Rekurs auf einen «praktischen» *quantitativen und relationalistischen Nutzenbegriff*: «We want the maximum good per person; but what is good? […] goods are incommensurable. Incommensurables cannot be compared. Theoretically this may be true; but in real life incommensurables *are* commensurable» (ebd.). Diese kontrafaktische *as-if*-Konstruktion stellt eine bedeutende, geradezu postmodern anmutende und ökonomistische Weichenstellung dar: Zählbarer Nutzen schlüge Wahrheit. Die eigentliche, epistemologisch und ontologisch zu erschliessende Frage zur Realität der Vergleichbarkeit von Gütern wird hier systematisch unter eine, notabene epistemologisch und ontologisch ja ihrerseits hochgradig voraussetzungsreiche, utilitaristisch-ethische und von Hardin propagierte Norm gestellt, und damit in ihrer eigenen (wirtschafts-)philosophischen Relevanz geradezu missachtet. Noch klarer wird die Vernachlässigung bzw. sogar Ignoranz der Bearbeitung fundamentaler epistemologischer und ontologischer Fragen als Basis einer integrativ aufgeklärten Wachstumsdiskussion zugunsten eines unaufgeklärt vorausgesetzten Nutzenkalküls anhand von Hardins Thematisierung und Nicht-Beantwortung der Frage nach dem Status der Begrenztheit der Welt:

> Is ours a finite world? A fair defense can be put forward for the view that the world is infinite; or that we do not know that it is not. But, in terms of the practical problems that we must face in the next few generations with the foreseeable technology, it is clear that we will greatly increase human misery if we do not,

für materielle *und* ideelle wertebasierte Nachhaltigkeit, d.h. der ökonomische Gegenstand mitsamt des eigentlich relevanten *ökonomischen Denkens* eben nicht einfach «überwunden» werden kann zur Erfüllung der fundamentalen Ressourcenknappheits- und Ressourcenübernutzungsverhinderungsziele einer modernen Wachstumskritik.

[69] Dieser Punkt wird auch von Boulding (1966/2013) im Rahmen des Entropie-Problems aufgegriffen und später im Kontext der Wachstumskritik vor allem von Georgescu-Roegen (1971; 1986) genauer ausgeführt. Ich werde mich in diesem Unterkapitel diesem Punkt später nochmals genauer zuwenden.

> during the immediate future, assume that the world available to the terrestrial human population is finite. ‹Space› is no escape. (a.a.O., S. 1243)

Die ontologische Frage «Ist die Welt und/oder die Erde eigentlich *wirklich* begrenzt?» und die epistemologische Frage «Wie kommen wir zu *wahrem* Wissen über den möglichen Begrenztheitsstatus der Welt und/oder der Erde?» werden nicht mehr philosophisch im Sinne einer Suche nach Erkenntnis und Weisheit erschlossen, sondern als «praktisches» Problem abgehandelt, d.h. streng im Sinne der instrumentellen Optimierung von Nutzenwachstum und (dem Nutzen irgendwann abträglichen Bevölkerungs-)Wachstumsnebenfolgen. Dass die konstitutiven Bestandteile der von Hardin möglichst zu optimierenden Nutzenbilanz das Wachstumsproblem zentral als nutzenbeeinflussend beinhaltet, das Wachstumsproblem aber wiederum auch in Abhängigkeit vom prognostizierten Nutzen definiert wird, erzeugt eine erstaunlich offensichtliche Zirkularität in der Argumentation, welche Hardins Frühwerk in der Tat auch aus der in dieser Arbeit eingenommenen Perspektive einer Kritik an der Wachstumskritik zu einem *wahren Klassiker* der zeitgenössischen Wachstumskritik erhebt.

Für die wirtschaftsphilosophischen Zwecke dieser Arbeit ist noch ein letzter Punkt in der Interpretation von Hardin (1968) von Bedeutung. Die *as-if*-Konstruktion respektive Modellierung der Realität dahingehend, fundamentale weltanschauliche Fragen zur Realität funktionalistisch so zu handhaben, dass sie den höchsten Zahlenwert auf einer quantitativen Nutzenskala und damit den grössten Haufen Moral verspricht, spiegelt sich auch in seiner methodisch-ökonomistischen Annahme zur Handlungsrationalität des Menschen: «As a rational being, each herdsman seeks to maximize his gain» (a.a.O., S. 1244). Diese «*as-if*-Rationalitätsunterstellung» eines «Maximierungsstreben[s]» (Ulrich, 2008, S. 163) des Menschen ist natürlich nichts anderes als der aus der modernen (neoklassischen) Ökonomik bekannte «Homo oeconomicus» (ebd.) und verkörpert damit innerhalb des zweiten Paradigmas der prima philosophia den schon seit Beginn der Neuzeit dominanten Pfad der zahlenmaterialistischen Wachstumskritik (vgl. Abs. 2.2.2). Das eigentlich in (cartesisch-)kantischer Tradition auf unbedingter Moralität aufbauende menschliche Erkenntnissubjekt[70], in Descartes' Terminologie der *res cogitans* zuzuschreiben, wird

[70] Pieper (2007), welche hier in kantischer Denktradition steht, definiert Moralität folgendermassen: «*Moralität* ist im Unterschied zum Begriff der Moral […] ein Prinzipienbegriff […]. Im Begriff der Moralität wird Freiheit als das Unbedingte gedacht, als der unbedingte Anspruch, Freiheit um der Freiheit willen als das höchste menschliche Gut zu realisieren» (S. 44). Diese nicht-relativistische, universalistische und nicht auf äusserlich-materielle «Fakten» (Seins-Beobachtungen) reduzierbare Freiheitskonzeption steht im zweiten Paradigma der prima philosophia dem Utilitarismus, der nur

hier auf ethischer Ebene unter die Realitäts- und Rationalitätslogik der *res extensa* untergeordnet, indem das Objekt der subjektseitigen Moralfähigkeit, die Moral, nur noch als zählbare Masse gefasst wird (vgl. hierzu detaillierter Kap. 4). Dies verkörpert damit innerhalb des zweiten Paradigmas der prima philosophia den schon seit Beginn der Neuzeit dominanten Pfad der *zahlenmaterialistischen* Wachstumskritik und schliesst *nicht* an die von J. S. Mill und Keynes zumindest angerissenen, tiefergehenden *qualitativen* Bearbeitungsstränge des Wachstums an (vgl. Abs. 2.2.2). Gleichzeitig propagiert Hardin (1968) in seinem Ökonomismus damit noch nicht zwangsläufig eine reine Marktlösung zur Behebung des Optimierungsproblems des Bevölkerungswachstums, denn die hierfür notwendige Allokation von Eigentumsrechten an Private, um als Gesellschaft Allgemeingüter in nützlicherer, d.h. hier nicht wertzerstörerischer Weise zu bewirtschaften, würde zu weiteren, ebenfalls als «tragedy of the commons» konzeptualisierbaren Umweltverschmutzungsfolgeproblemen führen (vgl. S. 1245). Notwendig wäre für Hardin deshalb zumindest eine zukunftsfähige Anpassung des marktlichen Eigentumskonzepts (ebd.). Des Weiteren wäre eine fundamentale Erweiterung moralischer Erwägungen (a.a.O., S. 1243) notwendig, um die von Hardin propagierte – ohne Zweifel für ihn auch durch gewisse staatliche Interventionen zu stützende – Regulierung der Fortpflanzungsaktivitäten des Menschen als moralischen Gegenstand zu umfassen: «The most important aspect of necessity that we must now recognize, is the necessity of abandoning the commons in breeding. […] Freedom to breed will bring ruin to all» (a.a.O., S. 1248). Die durch den prinzipiellen Ausschluss einer technischen Innovationslösung (ebd.) einhergehende Grenzsetzung zu den Möglichkeiten des Marktes scheint zwar auf dem ersten Blick den Ökonomismus Hardins abzuschwächen. Denn immerhin wird hier kein *Prinzip Markt* (Thielemann, 1996) vertreten, trotz der Modellierung des Menschen als Homo oeconomicus. Das Verhältnis von Staat und Markt ist jedoch bereits in der Ökonomismusdebatte der Wirtschaftsethik tatsächlich komplexer[71] und für die Zwecke dieser Arbeit wird erst

relative *Werte* und *keine Würde* kennt, als eine entscheidende erkenntnistheoretisch begründete, genuine «cartesische» Alternative gegenüber. Ich werde im Theoriekapitel zur wirtschaftsphilosophischen Systematik für die Kritik an der Wachstumskritik anhand der Differenzierung von cartesischem und cartesianistischem Denken auf diesen Punkt genauer zurückkommen (vgl. Kap. 4.1).

[71] Auch in als ökonomistisch kritisierten Ansätzen wie der moralökonomischen Wirtschaftsethik (z.B. Homann & Blome-Drees, 1992; für die Kritik aus Perspektive der Integrativen Wirtschaftsethik, vgl. Ulrich, 2008, S. 114-123) gibt es eine staatliche Rahmenordnung zur Einhegung der ökonomischen Marktkräfte, genauso wie selbst eine rein auf Tauschverträgen basierte Gesellschaft zumindest eine (Nachtwächter-)Instanz zur Kontrolle der Einhaltung und Durchsetzung dieser Tauschverträge benötigen würde. Diese äussere Instanz schliesst damit auf tieferer Ebene eine ökonomistische Gesamtinterpretation keinesfalls aus, nämlich vor allem dann nicht, wenn die ökonomische

auf Basis des wirtschaftsphilosophisch systematischen Teils dieser nur scheinbare Widerspruch aufgelöst werden (vgl. hierzu Kap. 4.3, dort insb. Fn. 181). Das bisher noch ungeklärte genaue *ideelle* Verhältnis von ökonomischem Gegenstand und Wachstumsgegenstand ist dabei für sämtliche Positionen innerhalb der zeitgenössischen Wachstumskritik von höchster Relevanz.

Auch das bis heute ebenso wirkmächtige Frühwerk zeitgenössischer Wachstumskritik (vgl. Alcott, 2006; Luks, 2006) des Wirtschaftswissenschaftlers Kenneth E. Boulding (1966/2013) *The Economics of the Coming Spaceship Earth* geht von ökonomischen Nutzenkalkülen aus. Jedoch wird zum ersten Mal die Wachstumsgrenzthese auf eine breite *materielle* und gleichzeitig *naturwissenschaftliche* Basis gestellt. Es geht bei Boulding nicht mehr nur um Einzelfragen bestimmter von Übernutzung bedrohter Rohstoffe wie noch Holz bei von Carlowitz (1713) oder um allgemeine Übernutzung der Umwelt durch *die eine* Ursache wie überbevölkernde Menschen (vgl. z.B. Ehrlich, 1968/1973; Malthus, 1798/1998). Stattdessen wird bei Boulding (1966/2013) im Jahrzehnt der präzedenzlosen Vorstösse der menschlichen Spezies in den Weltraum mit den einhergehenden und in das kollektive Bewusstsein rückenden Abbildungen des Planeten Erde auch das Gesamt*system* Erde in den Fokus genommen; es geht ihm um die miteinander verwobenen und zu berücksichtigenden Systemgrenzen von Materie, Energie und Information auf der Erde (S. 55f.). Boulding beginnt seinen Aufsatz auch mit der expliziten Thematisierung des «image which man has of himself and his environment» (a.a.O., S. 54) um seine zentrale These vorzubereiten: «The closed earth of the future requires economic principles which are somewhat different from those of the open earth of the past» (a.a.O., S. 58). Er meint damit, dass erst durch einen schwierigen und langwierigen Prozess des *Erkennens*, dass die Erde eine materielle Kugelgestalt besässe und damit menschliche Aktivität auf eine geschlossene Sphäre begrenzt bleiben müsse, statt grenzüberschreitend auf immer neue Gebiete ausweichen zu können (a.a.O., S. 54)[72], klar geworden sei, dass wir mit unserem planetaren

Tauschlogik auf den politischen (Rahmen-)Ordnungsprozess selbst ausgedehnt wird (vgl. Thielemann, 1996, S. 202-206). Dies führt schlussendlich zurück zur Frage, was unter dem ökonomischen Gegenstand und seinen Ableitungsfragen wie «Staat vs. Markt?» eigentlich zu verstehen ist (vgl. Kap. 4.3).

[72] Die hier knapp unter der explizierten Oberfläche von Bouldings Argumentation schwelende Frage nach dem realen ontischen Status der (begrenzten?) Erde und den historischen Disputen zur wahren Gestalt der Erde zeigt, dass auch lange vor dem Einsetzen der Diskussionen zu *Fake News* und *alternativen Fakten* in der Postmoderne des 21. Jahrhunderts (vgl. Kap. 1) auch in hochangesehenen und einflussreichen zeitgenössischen Werken der bereits zurückliegenden Jahrzehnte die Gefahr von Falschdarstellungen und -behauptungen oder zumindest erheblichen Fehlinterpretationen bestand. Bouldings (1966/2013) Behauptung nämlich, dass «only with the circumnavigations and the geographical explorations of the fifteenth and sixteenth centuries, […] the fact that the earth was a

Ressourcen- und Energiehaushalt besser wirtschaften sollten (a.a.O., S. 59-63). Denn die direkt von der Sonne, der Erdwärme sowie von den Erd- und Gestirnbewegungen stammende, kontinuierlich zufliessende genutzte Energie wurde für die Aufrechterhaltung der modernen, technisierten Ökonomie und dem immer aufwändigeren materialintensiven Lebensstil ergänzt durch die im 18. Jahrhundert systematisch begonnene, menschliche Ausschöpfung der über Jahrmillionen angereicherten Energie in den fossilen Brennstoffen, «which represent as it were *a capital stock* of stored-up sunshine» (a.a.O., S. 55; mit Hervorhebung). Da letztere ökologisch erschöpflich, d.h. begrenzt sind, interpretiert im reinsten ökonomischen und von Boulding vorausgesetzten Knappheitssinne (vgl. Luks, 2005, S. 35-37), müsse der Mensch für die Zukunft nachhaltig umdenken, um den gesamten sich auf der Erde abspielenden Materie- und Energiekonvertierungsprozess, d.h. auch die Verwendung nicht regenerativer Ressourcen, in eine *in sich geschlossene*, die Verschmutzung berücksichtigende Bilanzierung zu überführen:

> The closed economy of the future might similarly be called the ‹spaceman› economy, in which the earth has become a single spaceship, without unlimited reservoirs of anything, either for extraction or for pollution, and in which, therefore, man must find his place in a cyclical ecological system which is capable of continuous reproduction of material form […]. (Boulding, 1966/2013, S. 58)

---

sphere became at all widely known and accepted» (S. 54) ist letztlich kaum haltbar, da im damals vorherrschenden ptolemäisch-aristotelischen, geozentrischen Weltbild selbstverständlich von einer Kugelgestalt der Erde ausgegangen wurde, diese ja *gerade eine Voraussetzung* für den möglichen Erfolg von Kolumbus' erster Entdeckungsreise über den Ozean war und unter Gelehrten nur der Umfang der Erde ein Streitpunkt war, in welchem Christoph Kolumbus zudem paradoxerweise *irrte*, aber er schlichtweg durch die unerwartete Existenz eines weiteren Kontinentes mitsamt einhergehender Reisezeitverkürzung «Glück hatte». *Flat Earth*-AnhängerInnen gab es also auch im Mittelalter in keiner relevanten Weise, sondern diese Vorstellung entstammt wohl eher einer diffamierenden, arrogant anmutenden Projektion, um sich selbst gegenüber den Anderen im eigenen Wissen als überlegen darzustellen. Zur Verteidigung Bouldings (1966/2013) liesse sich lediglich anführen, dass er womöglich eher auf die psychologischen und moralischen Dimensionen des *Erkennens und Bewertens* der Kugelgestalt hinaus möchte, welche sich durch die zunehmende Erforschung, wie eben in der Erforschung aus dem Weltraum im 20. Jahrhundert auf die Spitze getrieben, transformieren können. Damit verlassen wir aber den Bereich einer rein zahlenmaterialistisch aufgebauten ontischen Vorstellung der Erde als *res extensa*, und müssten über eine eigenständige und diese ontische Setzung reflektierende Epistemologie und Ethik reden, beides Analysedimensionen, welche jedoch in Bouldings (1966/2013) Werk abseits der üblichen ökonomisch-instrumentellen (vgl. a.a.O., S. 56) und konsequentialistischen (vgl. a.a.O., S. 58) Sichtweise fehlen. Auch in Bouldings (1993/2006) späterem, rückblickenden Werk geht er nicht über die weiterhin für ihn geltende und nicht hinterfragte ontische, zahlenmaterialistische Begrenztheitssetzung hinaus: «Die Raumschiff-Metapher betont, wie klein die Erde ist, wie dicht bevölkert und wie begrenzt ihre Ressourcen sind [...]» (S. 22).

Aus diesem Gedanken leitet Boulding einen ökonomischen Nachhaltigkeitsimperativ ab, welcher bisherige makroökonomische Wohlstandsindikatoren wie das BIP ersetzen soll: «The essential measure of the success of the economy is not production and consumption at all, but the nature, extent, quality, and complexity of the total capital stock, including in this the state of the human bodies and minds» (ebd.). Zwei für die weitere wachstumskritische Diskussion bedeutende Fragen werden dabei von Boulding aufgegriffen und von ihm auch zu diesen zwei Punkten Stellung bezogen. *Erstens*, die Begründung der Begrenzung und Einhegung des ansonsten steten Voranschreitens des modernen Fortschrittsmenschen, im philosophischen Sinne die Wiederverankerung der Bewegung des menschlichen Geistes und Körpers in der modernen Welt durch das rein zahlenmässig betrachtete und materiell-mechanistisch beschriebene Gesamtsystem des Planeten, wird von Boulding als gesetzt hingenommen: Das Ergebnis der vorzunehmenden ökonomischen Gesamtbilanzierung soll dann sachzwanghaft[73] für sich selbst als Handlungsanweisung sprechen. *Statt moralischer Selbstbegrenzung* geht es um *materiell-äusserlich vorgegebene Begrenzung*, und trotz aller skizzierten Komplexitäten und Verschränkungen von Materie, Energie und Information geht Boulding vollständig auf den Pfaden letztlich einfach von von Carlowitz und von Malthus leicht weiterentwickelter, moderner Wachstumskritik. Dass aber ja gerade die damals begonnene Weltraumexpansion des Menschen bereits auf «rein materieller» Ebene die Grenzsetzungsfunktion der planetaren Erdmasse *für den Menschen* in Frage stellen könnte, wird von Boulding (1993/2006) erst viele Jahre später angerissen durch das viel zu kurze Thematisieren der möglichen Bedeutung von möglichem Rohstoffaufbau und Sonnenenergiesammlung im Weltall (vgl. S. 23). Genau die empirische Beobachtung der menschlichen Überschreitung der planetaren Grenzen bringt jedoch Bouldings geschlossene Raumschiff(system)metapher erheblicher ins Wanken, als er wohl selbst zugestehen möchte. Eine diesbezügliche Diskussion wird von Boulding durch ein lapidares und nicht weiter begründetes dogmatisches Statement abgebrochen: «Letzten Endes müssen wir dem Raumschiff Erde jedoch auf der Erde begegnen» (a.a.O., S. 24). Warum?

Zweitens, Boulding (1966/2013) ignoriert die menschliche Fähigkeit *neues Wissen* zu generieren, damit die quantitativen Bilanzierungsinhalte und sogar die Bilanz selbst (auch positiv) zu beeinflussen, grundsätzlich nicht. Neben Materie und Energie beleuchtet er ja auch die Dimension der Information und berücksichtigt damit

[73] Für eine Kritik des Sachzwangdenkens als eine Form des «ökonomischen Determinismus» im nicht mehr hinterfragten ökonomistischen Denken, vgl. Ulrich (2008, S. 162-164).

zumindest scheinbar auch die genuin subjektseitigen Aspekte des ansonsten auf das Objektive und das Zahlenmässige reduzierten Wachstumsproblems. Bspw. hätte die Entwicklung zur Fähigkeit der Gewinnung nuklearer Energie durch Fissionsprozesse die bisherige Ressourcennutzungsbilanz bereits verbessert, wenn auch nicht fundamental (d.h. hier verstanden in der Problemrichtung hin) verändert, da ja auch die in der Natur vorkommenden materiellen Kernbrennstoffgrundlagen [wie Uran; Anm. des Autors] zahlenmässig limitiert seien (S. 57). Die mögliche, zukünftige technische Beherrschung der Fusionsenergie könnte den Zeithorizont der Erreichung der Grenzen sogar erheblich verändern und die beschriebenen Ressourcenverfügbarkeitsprobleme hinauszögern – «by perhaps tens to hundres of thousands of years» – wenn auch eben höchstwahrscheinlich nicht ganz verhindern (ebd.). Aus der Wissenspotentialunbekannten lassen sich für die spätere Lagereinteilung zeitgenössischer Wachstumskritik und damit für die Auseinandersetzung zwischen WachstumstransformatorInnen und WachstumsablehnerInnen (vgl. Kap. 3.1) zwei zentrale Fragen ableiten: *Erstens*, kann der Mensch durch seine Innovationskraft das Problem des Rohstoff- und Energiemangels doch beheben durch Erschliessung neuer und Optimierung bisheriger Material- und Energiegewinnungsprozesse? *Zweitens*, wie geht man praktisch um mit der inhärenten epistemischen Unsicherheit zu genau diesem in der Zukunft liegenden und daher in der Gegenwart rein zu prognostizierenden Wissens- und Beherrschungsstandpunkt, einem sich aus der «Unberechenbarkeit» als «Haupteigenschaft der Zukunft» ableitendem Problem, welchem sich auch Boulding (1993/2006) zumindest theoretisch bewusst ist (vgl. S. 24)? Bouldings eigene Antworten hierzu bleiben ambivalent. Zum einen könnte man mit erhöhtem Wissen und mehr zur Verfügung stehenden Techniken in Zukunft womöglich das beschriebene Ressourcenproblem doch lösen – gegen ein sozusagen epistemologisches Wissens*wachstum* spräche damit aus Bouldings (1966/2013) Sicht nichts, sondern dieser Wissensgewinn wäre sogar hilfreich für die Problemlösung (S. 57). Zum anderen gäbe es aus naturwissenschaftlicher Sicht aber auch kein Entkommen aus dem Zweiten Hauptsatz der Thermodynamik (ebd.); die Nutzung von Energie ginge einher mit der Überführung von davor verfügbarer Energie in danach nicht mehr oder respektive weniger verfügbare Energie und erhöhte somit die Entropie des geschlossenen Gesamtsystems des «Raumschiffs Erde» (ebd./a.a.O., S. 56f.). Dieses begrenzende Faktum höbe aber auch Boulding konsequent interpretiert die Möglichkeiten von unbegrenzten Potentialen von dem Menschen zur Verfügung stehender Information auf (ebd./S. 56) und damit wohl auch die (All-)Macht

menschlichen Wissens in der Problembewältigung. Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass sich Boulding zu keiner abschliessenden Antwort zum ontologischen, epistemologischen und normativen Status der (scheinbar oder tatsächlich?) *final wirksamen* und damit nicht bewältigbaren Wachstumsgrenzen durchringen kann. Relevante Grundsatzfragen bleiben in der von Bouldings vorgeschlagenen geschlossenen und in moderner Sprechweise kreislaufförmigen Wirtschaft (in Bouldings Sprache «closed economy») damit offen. Sicher bleibt zu diesem Zeitpunkt nur, was sich aus all diesen Überlegungen aus Bouldings Sicht normativ ableitet, nämlich der Aufruf, statt einem ökonomischen Maximierungsimperativ einem scheinbaren Minimierungsimperativ zu folgen (vgl. a.a.O., S. 58). Statt eines Wachstumsimperativs tritt Boulding also für einen, real angeblich hochgradig Nutzenmaximierung versprechenden Anti-Wachstumsimperativ ein: «The less consumption we can maintain in a given state with, the better off we are» (a.a.O., S. 59). Das genaue Rollenverhältnis von Wachstumsimperativ und Anti-Wachstumsimperativ bleibt jedoch bis hierher unklar in diesem frühen modernen Klassiker zeitgenössischer Wachstumskritik.

Zwei weitere Autoren, welche als moderne Klassiker heutiger Wachstumskritik gelten, arbeiten die bereits bei Boulding vorkommende, naturwissenschaftliche Begründung der Ablehnung des Wachstumsimperativs durch Verweis auf das Entropie-Problem weiter aus, nämlich Hermann E. Daly (1968; 1974) und Nicholas Georgescu-Roegen (1971; 1975; 1986). Bei beiden fungiert die als relevant erachtete *Unumkehrbarkeit der physikalischen Prozesse bei der Energieumwandlung* in der menschlichen wirtschaftenden Lebensweise als *das zentrale Begründungselement für die Attestierung der unhintergehbaren Grenzen des Wachstums*. Mit Boulding teilen sie, dass es nicht mehr nur um die erschöpflichen Grenzen einzelner Rohstoffe geht, auch nicht einmal mehr um die allgemeinere Ernährungsfrage wie in der Formulierung des Wachstumsproblems als (malthusianische) Überbevölkerungsfalle, sondern um die sämtliche Materie gleichermassen durchwirkende Gesetze der modernen Thermodynamik. Das zweite Gesetz der Thermodynamik, das Entropie-Gesetz, ist für beide Autoren bereits hinreichend für die Ablehnung des Wachstumsimperativs (vgl. Daly, 1986, S. 394-397; Georgescu-Roegen, 1971), denn die Bearbeitung von Materie stiesse hierdurch ultimativ an ihre Grenzen. Die gesamte Darstellung des Entropie-Gesetzes würde weit über den Rahmen dieser Arbeit hinausgehen.[74] Entscheidend für

[74] Für eine Einführung in das Gesetz im Anwendungskontext der Ökonomie, vgl. M. Binswanger (1992; 1994).

die hiesigen Zwecke ist die auf einer mathematisch-relationalistischen[75] Erkenntnismethodik basierende Übertragung eines naturwissenschaftlich-gesetzlichen Prinzips auf die äusserlich beobachtbare und messbare Materie, um die absoluten, d.h. nicht durch Technik auffangbaren Grenzen der Konvertierung und damit der Ver*wertung* dieser Materie zu beweisen (vgl. auch Luks, 2000, S. 31f.):

> It is an elementary fact, I submit, that matter also exists in two states, available and unavailable, and that, just like energy, it degrades continuously nd [sic!] irrevocably from the former to the latter state. Matter, just like energy, dissipates into dust, as is best illustrated by rust, by wear and tear of motors of automobile tires. There are preeminent authors, however, who have argued that we can recycle all matter provided sufficient available energy is forthcoming. […] What we can recycle, and often do, is matter still available but no longer useful to us: broken glass, old newspapers, worn out motors, and the like. […] The point is that both available energy and available matter are irrevocably degraded into unavailable states. (Georgescu-Roegen, 1986, S. 7)

Dieses thermodynamisch begründete Energieverfallsprinzip wird von Georgescu-Roegen (1975) explizit auf die menschliche Ökonomie übertragen: «The crucial point is that the economic process is not an isolated, self-sustaining process. This process cannot go on without a continuous exchange which alters the environment in a cumulative way and without being […] influenced by these alterations» (S. 348). Als Folge gälte es mit noch verfügbarer, entropiearmer Energie so ökonomisch, d.h. so konservierend wie möglich umzugehen (Georgescu-Roegen, 1986, S. 18), weil demgegenüber entropiereiche Energie, wie die bei ökonomisch-industriellen Verbrauchsprozessen entstandene Abwärme, (ökonomisch) wertlos sei. Damit verbirgt sich hinter diesem expliziten Bezug eines modernen naturwissenschaftlichen Gesetzes auf die *materiellen* ökonomischen Prozesse auch eine implizite ökonomische Verknüpfung auf geistiger bzw. *ideeller* Ebene, welche nicht immer und nicht sofort auf dem ersten Blick deutlich wird, und welche ohne Aufklärung schnell problematisch wird. Damit meine ich nicht nur die Energie*sparsamkeits*folgerung (ebd.), welche wohl zu Recht als ökonomistisch interpretiert werden kann, denn auch ein kluger Betriebswirt würde natürlich Sparsamkeit im Umgang mit limitierten Ressourcen einfordern. Darüber hinaus aber reicht das zugrundeliegende, unerkannte

[75] D.h. hier die relational(istisch)e Beobachtung, dass *mehr* Bearbeitung von Materie *mehr* Energie benötigt.

Problem noch viel tiefer in die *ontischen* und *epistemischen Vorannahmen* der vorliegenden Argumentation hinein.

Ontologisch ist überhaupt gar nicht klar, worin sich der hier kritisierte, vom Menschen womöglich durch moderne Technik *nur relational quantitativ beschleunigte*, aber *nicht grundsätzlich qualitativ veränderte* Entropieveränderungsprozess *wesensartig* von den ohnehin auch ohne den Menschen vorhandenen Naturabläufen unterscheiden sollte. Seit Erwin Schrödinger gilt es als physikalisches Grundwissen, dass Lebensformen aller Art nun mal durch die Offenheit des eigenen physikalischen Systems ihre Entropie geringhalten, sozusagen ökonomisch «auf Kosten» der Erhöhung der Entropie ihrer Umwelt. Worin liegt dann also das (absolute) Problem der Entropie? Aktuelle Überlegungen am Schnittfeld von Evolutionstheorie und Physik gehen sogar in die Richtung plausibel begründen zu wollen, dass überhaupt erst die Entstehung des Lebens durch einst unbelebte Materie genau aus dem Zweiten Hauptsatz der Thermodynamik quasi abgeleitet werden könne (England, 2013; vgl. auch zusammenfassend Wolchover, 2014). Der zentrale, auf *deskriptive* Physik aufbauende und scheinbar direkt daraus abzuleitende *normative* Grund der Wachstumskritik (was ohnehin schon die Frage des Sein-Sollen-Fehlschlusses aufwirft) wäre dann ein solcher, welcher «natürliche» ökonomische Energieverbrauchsnotwendigkeiten (denn mit anderen Worten: Leben «frisst Energie nun mal auf», mal mehr, mal weniger) verachten würde. Letztere wären aber notwendige materielle Bedingung, um überhaupt Leben entstehen und überleben zu lassen und damit auch über «Wachstumsprobleme» für das so entstandene Leben nachdenken zu können. Ein solcher Widerspruch wäre weitergehend hochgradig erklärungsbedürftig.

Auch das auf *epistemologischer* Ebene entscheidende Bestimmungskriterium, wie zwischen «available» und «unavailable» im Kreuzverhältnis von Materie und Energie unterschieden werden kann, bleibt erst einmal unklar, denn es kann ja auch benutztes Material (z.B. die fertig gelesene Zeitung) durchaus noch «available» sein, wie Georgescu-Roegen selbst zugesteht. Jedoch nur auf intuitiv-vereinfachtem Level hätte diese benutzte Zeitung dann keinen Nutzen mehr, sie wäre «no longer useful» (Georgescu-Roegen, 1986, S. 7), aber für jemand anderen, bspw. einen Zeitungsarchivar, hätte sie eben doch noch auch in diesem Zustand einen Nutzen, für das Recycling-Unternehmen in einem Recyclingmarkt ohne Zweifel auch, und nach dem Recycling-Prozess im neuen Materie-Zustand womöglich auch wieder für diejenige Person, welche die vorliegende Zeitungsmaterie im einstigen Moment als nicht mehr nützlich erachtete und daher recyclen wollte. Erst auf lange Sicht wirkte

dann das nicht mehr nur materielle, sondern eine Abstraktionsstufe darüber gelegen das alle Materie umfassende Energieproblem in Form der «energy crisis» (Georgescu-Roegen, 1986, S. 16). Unter der Voraussetzung eines geschlossenen physikalischen Erdsystems würde dann unter dem Energie-Gesetz ständig zum Zeitungsrecycling benutzte Energie unweigerlich «unavailable»; sie würde – in materialistischer Analogie – schlichtweg ausgehen respektive sich erschöpfen. In den Worten Hermann E. Dalys (1968): «Since useful (low entropy) matter-energy is apparently finite, the total life process could be brought to a halt [...]» (S. 395). Dann gäbe es also irgendwann keine benutzbare Energie mehr um Zeitungen zu recyclen, um in diesem Anschauungsbeispiel zu bleiben.

Bei näherem Hinsehen bleibt jedoch das Verhältnis von «available», «unavailable» und Nutzen sehr viel unklarer, was ja gerade demgegenüber Bouldings Punkt ist, seine Schlussfolgerungen zumindest dahingehend zu relativieren, nicht zu wissen, wieviel Nutzen man aus der zukünftigen, davon nicht betroffenen (da ausserhalb des Systems gelegenen) Sonneneinstrahlung womöglich ziehen könnte oder auch wie die Beherrschung des Atoms Energiebilanzen innerhalb des Systems erheblich verändern könnte.[76] Denn das Entropie-Gesetz mag zwar irreversible Umwandlungsprozesse auf physikalischer Ebene *deskriptiv* und äusserlich beschrieben, aber wann Energie als kategoriale Einschätzung «available» oder «unavailable» ist, hängt neben dem menschlichem Wissen und technischen Fähigkeiten eben auch zentral mit *normativen* Bewertungsfragen zusammen, welche in diesem Kontext von allen hier besprochenen Autoren auf ihre teleologische und quantitative Nützlichkeitsdimension (usefulness) reduziert wird. Das Beziehungsverhältnis zwischen dem Sozialen und einem modernen naturwissenschaftlichen Prinzip, welches auf dem ersten Blick als eine harte, «objektive» (im modernen Wortsinne verstanden) physikalische Begründung für die Grenzen des Wachstums daher kommt, gilt es genauer zu eruieren, insbesondere in der *Anwendung* des Physikalischen auf den sozialen Bereich der vom Menschen *bewirtschafteten* Materie zusammen mit der hier immer auch impliziten oder expliziten *ökonomisch-sozialen Denkfigur* des Nutzenaspekts.

Bei Daly (1968) nämlich zeigen sich die Verstrickungen zwischen Materialismus, d.h. hier der physikalischen Perspektive auf die zahlenmässig messbare

[76] Dieser Einwand ist nicht gemeint zur Verteidigung des Wachstumsimperativs, denn ob Wachstum gut oder schlecht ist, kann zum jetzigen Zeitpunkt in dieser Arbeit noch überhaupt nicht geklärt werden, da ja noch nicht einmal der Wachstumsgegenstand selbst klar definiert worden ist. Es geht hier also nicht um die Einnahme eines bestimmten Lagers, sondern um das Aufzeigen, dass der moralische Aspekt des Wachstums zusammen mit den bisher offenen epistemischen und ontischen Punkten zusammengenommen, d.h. integrativ zu klären ist.

und auf Energieebene kommensurabel betrachtete Materie, und ökonomischer Perspektive auf die die Energie verschlingende Materie (d.h. hier die vom Menschen verwendeten Güter) noch deutlicher:

> Physical capital is essentially matter that is capable of trapping energy and channeling it to human purposes. *Hence, in a very real sense the entire physical environment is capital*, since it is only through the agency of air, soil, and water that plant life is able to capture the solar energy upon which the whole hierarchy of life (and value) depends. Should not these elements receive the same care we bestow upon our other machines? (S. 397; mit Hervorhebung)

Daly betrachtet die äussere, auch lebendige Materie an dieser Stelle rein mechanistisch als *res extensa*.[77] Gleichzeitig konstruiert er den hinter dieser Materie für den Menschen liegenden ökonomischen Wert als *inhärentes objektives Kapital* und eben nicht als einen subjektiv zugeschriebenen Wert. Damit möchte er sich gegen den seit dem Beginn der Neuzeit immer weiter voranschreitenden Prozess einer immer subjektivistischeren Preis- und Werttheorie stellen (vgl. Abs. 2.2.1), wie schon knapp 200 Jahre zuvor Malthus im Streit mit Ricardo (vgl. Abs. 2.2.2). Daly (1974) bringt diese Abgrenzung zu den subjektivistisch-werttheoretisch geprägten ÖkonomInnen auch explizit zum Ausdruck (vgl. S. 17f.). Die ökonomische Optimierung lehnt Daly aber in keiner Weise ab. Es geht ihm vielmehr um das Einlösen einer objektiven «ultimate efficiency» innerhalb einer normativ vorzugswürdigeren «steady-state economy» (a.a.O., S. 15). Wahre Effizienz hiesse also die Anerkennung des *wahren Wertes* der Materie, physikalisch-mathematisch abgeleitet durch die absoluten Knappheitsgrenzen (a.a.O., S. 18). Dieser wahre Wert läge in der stets Energie-lastigen und dem Entropie-Gesetz unterliegenden, nicht unendlich fortführbaren Bewirtschaftung des Menschen: «Indeed, if one were perversely to insist *on a real-*

[77] Der Ökonom und Ökologe Daly (1991) würde jetzt womöglich einwenden, dass er später auch für die Entwicklung einer zu optimierenden, makroökonomischen Skala unter Berücksichtigung des Entropie-Gesetztes den Einbezug eines Eigenwerts der Natur explizit für möglich erachtet hat: «Other species and their habitats are preserved beyond the point of maximum instrumental convenience, out of a recognition that other species have intrinsic value independent of their instrumental value to human beings» (S. 259). Inwiefern das reichlich anthropozentrisch und ökonomistisch anmutende Konzept eines Optimierungskriteriums in seiner Anwendung auf die Natur aber überhaupt mit dem Eigenwert der Natur im Einklang stehen kann, muss an dieser Stelle, zumindest bis zur Analyse (vgl. Kap. 6) offenbleiben, genauso wie die Frage der Auflösung eines möglichen Konfliktfalls zwischen zweier zu optimierenden Skalen. Daly selbst äussert sich hierzu nur vage: «The biocentric optimal scale of the human niche would therefore be smaller than the anthropocentric optimum» (ebd.).

cost theory of value, it would seem that entropy, rather than labor or energy, should be the source of value» (Daly, 1968, S. 395; mit Hervorhebung).

Aus wirtschaftsphilosophischer Perspektive geht es den modernen Klassikern der zeitgenössischen Wachstumskritik unter Rückgriff auf die Thermodynamik und das Entropie-Gesetz also darum, einen absolut geltenden, objektiven und wissenschaftlich legitimierten Halt in der Bestimmung fundamentaler ökonomischer Wertfragen zu erringen und damit andere Konzeptualisierungen des Ökonomischen argumentativ zu übertrumpfen, bspw. das Vertrauen auf die Innovationskräfte eines freien, durch subjektivistische Preise getriebenen Marktes (vgl. Daly, 1974, S. 18f.). Dieser Versuch, nicht-relativistisch einen Bezugspunkt in der eigenen Realitäts- und Werteorientierung zu finden, ist jedoch wie überwiegend seit Beginn der Neuzeit nicht im Sinne einer Rückkehr zu einem alten philosophischen Paradigma zu sehen, sondern mündet in der Identifikation von «absolute scarcity» (ebd./S. 18), aus welcher sich dann Werte, Preise, usw. abzuleiten hätten (ebd.), wie überhaupt die Moral als Ganzes in ökonomisch-ökologischen Fragen (vgl. Daly, 1993, S. 22f.). Daly (1999) möchte in diesem Zusammenhang auch weg von der «Tücke quantitativer Erfolgsindikatoren» in der volkswirtschaftlichen Gesamtrechnung (S. 64), weg von den Abstraktionen der Reduktionen von Werten auf Tauschwerte (Daly, 1991, S. 256). Aber kann die Suche nach einem qualitativen Halt überhaupt erfolgreich sein, wenn sich das gefundene, Halt-gebende Prinzip auf etwas beruft – Knappheit – was *per definitionem* auf einer zahlenmässig zu erfassenden *Menge* beruht und gleichzeitig in Abhängigkeit zu ökonomischen Nutzenfragen für das Knappheit erkennende und von Knappheit betroffene Subjekt steht? Es ist also überhaupt noch gar nicht geklärt, ob der von Daly und ähnlich argumentierenden KollegInnen anvisierte, qualitative und absolute Bezugspunkt tief innerhalb der Argumentationsstrukturen des zweiten Paradigmas der prima philosophia (denn wir befinden uns ja auf materieller Seite in einer Perspektive auf die Materie *als res extensa*) erfolgreich eingelöst werden kann und damit sinnvoll, d.h. ohne Selbstwiderspruch als *begründender* Realitätsanker für ökonomische Werte- und Gestaltungsfragen im Sinne einer auch tatsächlich von der Standardformulierung des ökonomischen Gegenstandes abweichenden «Environmental Macroeconomics» (Daly, 1991) gelten kann. Dies wird als Teil der in dieser Arbeit gestellten Hypothese (vgl. Kap. 1.2) im Analysekapitel (Kap. 6) kritisch zu untersuchen sein.

Was jedoch an dieser Stelle bereits vorläufig sicher attestiert werden kann, ist die grosse Wirkmächtigkeit des modernen wachstumskritischen Denkens in den hier skizzierten naturwissenschaftlich-gesetzlichen Bahnen. Dies spiegelt sich auch weiterhin in den zeitgenössischen Debatten (vgl. Kap. 3.1), nicht nur im akademischen

Bereich, sondern auch in den öffentlichen Diskussionen zu Wachstum und dem Klimawandel, wobei letzterer in den vergangenen Jahrzehnten zum prominentesten Teilaspekt der Gesamtwachstumsfrage mutiert ist. Bspw. fordert die schwedische Klimaaktivistin Greta Thunberg auf, sich hinter «der Wissenschaft» zu versammeln (zit. in Milman & Smith, 2019) und argumentiert im Kern wie bereits Boulding, Georgescu-Roegen und Daly: «Nature doesn't bargain, and you cannot make deals with physics» (zit. in Bock, 2020). Die Objektivität der zahlenmässig erkannten Materie und ihrer mathematisch bestimmbaren maximalen Nutzungsgrenzen soll also die «nur subjektiven» Relativierungs- und Lösungsversuche des Wachstumsproblems durch den ökonomischen Gegenstand, bspw. durch technologische, marktkompatible Innovationen, argumentativ ausstechen. Mit der mathematisch angeblich präzise *berechenbaren* Natur könne man eben nicht verhandeln; die Zahlen «der Wissenschaft» sprächen («objektiv») für sich. Dass jedoch das Materie- und Naturbild der Neuzeit als *res extensa* keinesfalls selbstverständlich ist, sondern womöglich nicht nur kulturphilosophisch kontingent ist, sondern bereits systematisch konfundiert mit dem ökonomischen Gegenstand und der eigentlichen Wachstumsdynamik ist (vgl. Kap. 4, Kap. 6; vgl. auch die Gesamthypothese in Kap. 1), bedürfe dann scheinbar angesichts der attestierten Alternativlosigkeit keiner weiteren kritischen Überlegung. Selbstverständlich kann dies nicht die Position dieser Arbeit sein, denn jeglicher (wirtschafts-)philosophische Anspruch geht zwangsläufig einher mit der Prüfung derartiger zugrundeliegender Voraussetzungen einer gegebenen Argumentation.

Den zur grössten Berühmtheit gelangten, weithin bekannten modernen Klassiker der zeitgenössischen Wachstumskritik möchte ich nun im Folgenden auch noch vorstellen, bevor ich zu der sich mittlerweile herausgebildeten Lagereinteilung der Wachstumskritik entlang des Spektrums Wachstumsimperativ und Anti-Wachstumsimperativ übergehe (vgl. Kap. 3.1). Hiermit ist der auch abseits der akademischen Diskussion weithin bekannte Club of Rome gemeint, ein 1968 gegründeter interdisziplinärer Zusammenschluss von verschiedenen WissenschaftlerInnen und PraktikerInnen, welche sich für eine nachhaltige Entwicklung der Menschheit einsetzen. Im Gegensatz zu Boulding, Georgescu-Roegen und Daly, welche die Grenzen des Wachstums begründen durch thermodynamische Gesetzmässigkeiten im Verhältnis von absolut verbrauchbarer Energie und in ihrer Bearbeitung davon abhängiger Materie, gehen Meadows et al. (1972) im ersten Wachstumsbericht für den Club of Rome konservativer, in Teilen fast schon wieder neuzeitlich-«klassisch» malthusianisch in ihrer Attestierung der materiellen Grenzen vor. Meadows et al. (1972) sehen die «Gefahr exponentiellen

Wachstums» (S. 18-35) streng zahlenmaterialistisch begründet (ebd./S. 18-23) durch die Überschreitung der materiell verfügbaren Rohstoff- und Schadstoffgrenzen, u.a. der Nahrungsmittel (a.a.O., S. 37-45), der einzelnen sich nicht regenerierenden Rohstoffe (a.a.O., S. 45-57) und dies alles im Kontext der allgemeinen Umweltverschmutzung (a.a.O., S. 57-68). Der gemeinsame Nenner dieser ja in Beziehung zueinanderstehenden Einzelaspekte des Wachstumsproblems aus Sicht des Clubs of Rome ist, «daβ diese Schwierigkeiten letztlich eine gemeinsame, recht banale Ursache haben: unsere Erde ist nicht unendlich. Je mehr sich die menschliche Aktivität den Grenzen der irdischen Kapazität nähert, um so sichtbarer und unlösbarer werden die Schwierigkeiten» (a.a.O., S. 74). Die Analyse des Club of Rome erfolgt dabei durch die Computer-gestützte Betrachtung der Erde als «Weltsystem» (vgl. a.a.O., S. 75-115). Das aus Input-Daten und fest definierten Kausalbeziehungen, Wechselwirkungen und Rückkopplungsschleifen zwischen den eingegebenen Variablen bestehende «Weltmodell» (ebd.) berücksichtigt jedoch laut eigenen Angaben «nur die grundlegenden Beziehungen zwischen der Bevölkerung, der Nahrungsmittelversorgung, der Investition, den Abfallstoffen, Rohstoffen und der Produktion» (ebd./S. 82).

Es ginge den AutorInnen zwar in ihren von ihnen zugegebenen Vereinfachungen «*nicht* um exakte Voraussagen» (a.a.O., S. 79), aber «die heute vorliegenden Daten [sind] allein schon ausreichend, um die Grundverhaltensweisen des Weltsystems festzulegen und zu erkennen» (a.a.O., S. 108). Enthalten im Modell sind auch die möglichen Auswirkungen technologischer Entwicklungen wie die hypothetische Entspannung der einzelnen Ressourcenvorratsgrenzen durch die energetischen Potentiale der Kernspaltung (a.a.O., S. 118-120), welche jedoch selbst im optimistischen Fall das Umweltverschmutzungsproblem nicht lösen würde (a.a.O., S. 120-123). Gerade in der Frage des Ausmasses der gerade noch möglichen Schadstofffreisetzung gestehen die AutorInnen aber auch ein erhebliches Mass an epistemischer Unsicherheit ein (a.a.O., S. 68), wobei nach ihren Angaben die allgemeinen Wachstumsgrenzen des Planeten Erde so oder so definitiv vor 2100 erreicht werden würden (a.a.O., S. 112). Das von ihnen «simulierte Wachstum im Modell» würde die reale Dynamik des unweigerlich zu einem Stopp kommenden Wachstums von Bevölkerung und Wirtschaft vermutlich sogar eher zeitlich unterschätzen (ebd.).

Die Lösung des Club of Rome ist wie schon bei anderen neuzeitlichen und modernen zeitgenössischen WachstumskritikerInnen das Erreichen eines ökonomischen «Gleichgewichtszustand[es]» (a.a.O., 154-157), welcher jedoch nicht

gleichbedeutend wäre mit einer «Stagnation» (ebd./S. 156). Auch innerhalb dieses Wachstumsgrenzen-berücksichtigenden Gleichgewichtszustandes wäre bestimmtes Wachstum mit gutem Gewissen möglich (vgl. a.a.O., S. 157-159): «Jede menschliche Tätigkeit, die keine groβen Mengen unersetzbarer Rohstoffe benötigt oder Schadstoffmengen freisetzt und den Lebensraum schädigt, könnte ohne Beschränkung und praktisch unendlich zunehmen» (ebd./S. 157). Einer schrankenlosen, wachsenden Entwicklung von bspw. «Erziehung und Schulung, Ausübung von Musik, Religion, wissenschaftliche Grundlagenforschung, Sport und soziale Kontaktpflege» stünde nichts entgegen (ebd.). Aber würde diese Differenzierung zwischen grenzrelevantem («quantitativen»?) Wachstum und nicht-grenzrelevantem («qualitativen»?) Wachstum das Problem wirklich *konzeptuell* lösen, indem letzteres den materiellen Grenzwert der Kapazität der Umwelt (wirklich?) nicht überschreiten würde? Was passierte, wenn man das «qualitative Wachstum» einfach mal *quantitativ messen* würde und seinerseits in die kalkulatorische, energetische Gesamtrechnung einfügen würde?

Bemerkenswert in den Ausführungen des Club of Rome, nicht nur zu diesen, sondern auch zu zahlreichen weiteren offenen Fragen, ist die fehlende *spezifische* normative Problemdefinition: Was genau wäre denn eigentlich so schlimm, falls die Wachstumsgrenzen erreicht werden würden? Ist bereits ein gegebener Zwischenzustand auf dem prognostizierten Weg der Erreichung der Grenzen moralisch abzulehnen? Und/oder ist es erst die eigentliche «Überschreitung» der Grenzen, welche es zu verhindern gilt? Epistemologisch und ontologisch blieben aber auch damit fundamentale Fragen offen: Wie ist der Grenzbegriff im Verhältnis zum Wachstumsgegenstand eigentlich genau definiert? Was ist eine (relevante) Grenze und wie kommen wir zu Erkenntnissen darüber? Wenn eine gegebene Grenze da draussen in der materiellen Welt, z.B. eine Rohstoffgrenze, eine *wirkliche* Grenze darstellt, wie kann diese dann überhaupt «überschritten» werden? Denn «[e]s kann […] auch sein, daβ durch Überschreiten des Grenzwertes die Kapazität der Umwelt überlastet wurde und diese selbst abzusinken beginnt, weil nicht ersetzbare Rohstoffe zu weit aufgebraucht wurden. Dieses Verhalten zeigen viele natürliche Systeme» (a.a.O., S. 78). Auf welcher Metrik ist dann die genaue Gesamtüberlastung der Umwelt, auf welche hier verwiesen wird, feststellbar und ist diese dann doch auch reversibel oder eben nicht reversibel? Oder gibt hier schliesslich das Entropie-Gesetz wie bei Boulding, Georgescu-Roegen und Daly die entscheidende Antwort im epistemischen Zweifelsfall, wenn auch dies nicht explizit so vom Club of Rome benannt wird? Dann wäre man wieder auf die bereits dort offenbleibenden Fragen zurückverwiesen. Zudem weist die eigene Selbstregulierungsargumentation auf erhebliche

Bestimmungsprobleme zwischen Mensch und Natur hin: Warum sollte sich «die Natur» nicht wie bei jedem anderen – auch ohne Einwirkung des Menschen mal vorkommenden (vgl. ebd.) – «Wachstumsproblem» nicht selbst regulieren? Oder stellt das menschliche ökonomische Wachstumsproblem ontologisch ein separates Problem dar?[78] Was wären die Gründe für eine solche ontologische, moralisch hoch relevante Trennung? Wie lässt sich vermeiden, dass man bei der Beantwortung derartiger und damit einhergehender Fragen nicht immerzu auf standardökonomische Optimierungsgründe zurückfällt, bspw. in Form der Einnahme einer ethisch-utilitaristischen Position, was doch zumindest den Verdacht aufkommen lassen würde, symptomatisch für genau diejenige Denkweise einzustehen, welche erst ursächlich mit dem ökonomischen Treiber des Wachstumsproblems in Zusammenhang zu bringen ist (vgl. Kap. 1, dort insb. Kap. 1.2)? Der moralische Verweis auf die soziale Vertiefung «bereits heutzutage gefährlich groβe[r] Kluften und Ungleichheiten» (Meadows et al., 1972, S. 171) löst diesen Einwand nicht auf, da ja auch die (Standard-)Ökonomik in ihren verschiedenen Facetten für sich in Anspruch nehmen würde, genau jene sozialen Fragen zu bearbeiten.

Derartige natur- und wirtschaftsphilosophische Problemerörterungen findet man beim Club of Rome weitestgehend nicht, auch nicht in der kritischen Würdigung gegen Ende dieses zur Berühmtheit gelangten wachstumskritischen Standardwerkes (vgl. ebd./a.a.O., S. 165-176). Die Frage zur methodischen Validität, «ob die Situation auf unserer Erde tatsächlich so ernst ist, wie dieser Bericht und unser Kommentar sie bewerten» (ebd./S. 174), legt zudem in ihrer spezifischen Beantwortung ein durchaus eher merkwürdiges Verhältnis offen von einem Wissenschaftsverständnis und dem mit Wissenschaft ja eigentlich einhergehenden Anspruch auf möglichst korrekte deskriptive Darstellung der (prognostizierten) Realität auf der einen, und einem auf ethischer Ebene konsequentialistisch geprägten politischen Aktivismus auf der anderen Seite: «Allerdings wären wir sehr erfreut, wenn unsere Einschätzung der Lage sich als zu düster erweisen sollte» (ebd.). Auf emotionaler Ebene ist diese Relativierung der Hoffnung auf Nicht-Korrektheit der eigenen Zukunftsszenarien sicherlich nachvollziehbar. Aber eine ausführlichere, auch erkenntnistheoretische Diskussion, wie bspw. eine etwaige Risikoaversion der Modellierenden das Modell selbst methodisch beeinflusst, wäre im Sinne guter Wissenschaft ohne Zweifel von erheblichem Vorteil gewesen. Grundsätzlich bleibt nämlich offen: In welchem Verhältnis steht überhaupt das Erkenntnissubjekt des hier modellierenden Menschen

[78] Grundsätzlich kommt man also tatsächlich nicht an der folgenden Frage vorbei: «*Was* wächst» überhaupt (Luks, 2013, S. 23; vgl. hierzu auch Kap. 3.2)?

und das Modellobjekt, welches in der planetaren Gesamtmasse Erde neben der Natur ja auch wieder den (modellierenden!) Menschen umfasst?

Lediglich eine sehr kurze methodologische Selbstreflexion zum Status des eigenen Modellierungsobjekts respektive der eigenen *Simulation* zur eigentlichen *Realität* rückt ein Stück weit tiefer in die mögliche philosophisch-wissenschaftstheoretische Kritik am Club of Rome vor, nämlich dass das Weltmodell womöglich «zu technokratisch» sei, den Menschen auf eine «‹bio-kybernetische Maschine›» reduziere[79] und auch «keine kritischen sozialen Faktoren wie die Auswirkungen der Übernahme anderer Wertvorstellungen» berücksichtige (a.a.O., S. 167). Die Stellungnahme des Club of Rome zu diesen Einwänden ist jedoch geradezu offenbarend für ihr weltanschauliches Hintergrundverständnis:

> Diese Kritik ist völlig berechtigt. Das gegenwärtige Modell erfaβt das Verhalten des Menschen nur in bezug auf die materielle Seite des Weltsystems, weil soziale Wertfaktoren *bei diesem ersten Versuch einfach noch nicht quantitativ beschrieben und eingeführt werden konnten.* Trotz der materiellen Ausrichtung des Modells zeigen die Ergebnisse der Untersuchungen jedoch die Notwendigkeit, die grundlegenden Wertmaβstäbe in unserer Gesellschaft zu ändern. (ebd.; mit Hervorhebung)

Zwar wird also der Materialismuskritik (vgl. hierzu auch Abs. 4.2.2) im ersten Schritt an der Oberfläche recht gegeben, nur um im zweiten Schritt das fehlende eigene Tiefenverständnis für genau jene kritischen Einwände eindrücklich darzulegen. Die genuin sozial-basierten und mechanisierungskritischen Gegenargumente werden nämlich aus Sicht von Meadows et al. (1972) umgehend überführt in ein technisches Umsetzungsproblem, zu welchem zu lösen das damals aktuelle Computermodell einfach nach eigenen Angaben *noch nicht* in der Lage gewesen sei aufgrund der *vorerst* mangelnden Leistungsfähigkeit. Dass die Kritik jedoch viel tiefergehend interpretiert werden kann und sollte, und womöglich eben gerade die *grundsätzliche* Überführungsfähigkeit qualitativer Gesichtspunkte, wie der Wesenskern des Menschen im Sinne eines Erkenntnis*subjekts*, in quantitative objektivistische

[79] Es zeugt durchaus von einer gewissen Ironie, dass eine solche prägnante, nicht nur ethisch, sondern auch ontologisch hoch relevante Kritik, vom zitierten Vorsitzenden einer im sowjetischen Moskau im Sommer 1971 abgehaltenen internationalen Konferenz stammen musste, statt aus dem inneren und erweiterten Zirkel um den Club of Rome herum selbst zu kommen. Was sagt es über das Ausmass des eigenen unerkannten (Zahlen-)Materialismus aus, wenn ein grundsätzlich materialismuskritischer Einwand (vgl. hierzu Abs. 4.2.2) von aussen kommen muss, noch dazu aus einem Wirtschaftssystem, welches nicht für einen Antimaterialismus bekannt ist?

Modellierungen in Frage stellt, scheint ausserhalb des hinter ihrer wachstumskritischen Grundargumentation vorausgesetzten Wirklichkeitsvorstellungsrahmens der AutorInnen zu liegen.

Auch in den in der Nachfolge regelmässig erschienenen Neuauflagen des Club of Rome bleiben die hier explizierten philosophischen Definitions- und Bestimmungsfragen offen. Im 20-Jahres-Update mit aktualisierten Dateninputs und erneuerten Modellierungen sehen Meadows, Meadows und Randers (1992) die Ergebnisse der ersten Veröffentlichung für den Club of Rome bestätigt (vgl. S. 9-15). Der Grenzüberschreitungsbegriff wird zwar etwas weitergehend ausgeführt als in der ersten Auflage und definiert durch: (1) rasche Bewegung und Veränderung, (2) eine absolute Grenze, über welche «die Bewegung nicht hinausgehen sollte» und (3) Kontrollverlust (a.a.O., S. 21). Aber das entscheidende Kriterium, wie sich das «sollte» konkretisiert und wie der Kontrollverlust empirisch feststellbar aussieht, bleibt auf systematischer Ebene vage: «Die Umwelt verkraftet das nicht» (a.a.O., S. 22). So hätte bereits «[d]ie Menschheit […] ihre Grenzen […] überzogen», weil «der Abbau der Ressourcen und die Vermüllung» zu rasch erfolge und «so nicht länger durchzuhalten» sei (ebd.).[80] Offensichtlich ist damit aber nicht eine bereits erfolgte irreversible *gesamthafte* Grenzüberschreitung gemeint, denn dann bräuchte es kein Werk mehr zu der Überschreitung der planetaren Grenzen in der Zukunft, sondern es können allenfalls partikulare, reversible Grenzüberschreitungen gemeint sein oder ein *Zukunfts*szenario beschrieben sein, das eben moralisch vermieden werden *sollte*. Die zeitliche Komponente jedoch, welche von den AutorInnen ins Spiel gebracht wird, um kurzfristige (reversible?) von langfristigen (irreversiblen?) Grenzüberschreitungen zu unterscheiden, wird weiterhin nicht klar definiert, sondern ist vage und undifferenziert eingebettet in einem allgemeinen, über den groben Jahrhundertzeitraum betrachteten unspezifischen Zeithorizont (vgl. z.B. a.a.O., S. 208, S. 277). Auch Meadows et al. (1992) behaupten: «Eine Phase der Grenzüberziehung muß nicht unbedingt zum Zerfall führen. Aber sie erfordert rasches und entschlossenes Handeln, um den Kollaps auszuschließen» (S. 175). Das entscheidende Bestimmungskriterium faktisch bis jetzt noch nicht erreichter *ultimativ irreversibler* Grenzüberziehung («Kollaps») durch «das globale Wirtschaftssystem» wäre demnach also eher die unbestimmte «Erodierung der *langfristigen* Existenzgrundlagen» (a.a.O., S. 228; mit Hervorhebung). Aber was bedeuten *langfristige Existenzgrundlagen*, wenn doch der Existenzgrundlagen- und der Suffizienzbegriff nicht klar definiert sind und womöglich jeweils selbst einem

[80] Für eine Kritik der unterschiedlichen miteinander verwobenen und nicht klar definierten Grenzbegriffe im Club of Rome, vgl. auch Meadowcroft (2017, S. 41-45). Meadowcroft selbst verortet den entscheidenden Grenzbegriff im Club of Rome in den biophysikalischen Grenzen (ebd./S. 42f.).

kulturell und zeitlich kontingenten (wachstumsdynamischen?) Wandel unterliegen? Wie lässt sich das sichere Wissen zu einem möglicherweise unweigerlichen Erreichen eines solchen *in der Zukunft* liegenden Punktes und das *Feststellen dieser prognostizierten Tatsache in der Gegenwart* epistemologisch sauber begründen? Bringt bspw. das von den AutorInnen Meadows, Randers und Meadows (2009) im 30-Jahres-Update eingebrachte Nachhaltigkeitsbemessungskonzept des *ecological footprints* (S. 291f.) analytische Präzision und philosophische Aufklärung zur Auflösung dieser Fragen der Verbindung von heutigem gesolltem Handeln und zukünftigem Seinszustand von Mensch und Natur? Auf diesen Punkt werde ich später in der Analyse wieder eingehen (vgl. Kap. 6, dort insb. Abs. 6.1.4).

Die seit 1992 mit der ersten Neuauflage regelmässig erschienenen Updates des Club of Rome übernehmen aus der Originalveröffentlichung ebenfalls die spezifische In-Verhältnissetzung von Wachstumsgegenstand und ökonomischem Gegenstand. Der Club of Rome bekräftigt damit seine grundsätzlich wohlwollende Position bezüglich der Wachstumsproblemlösefähigkeit des Marktes und der durch den Markt vermuteten Entwicklung innovativer, bspw. Schadstoff-senkender Techniken. Obwohl zeitliche Verzögerungen und unvollständige Informationen in Märkten und die Technologie auch «die Tendenz der Wirtschaft zur Grenzüberschreitung [fördern]», könnten sie entgegengesetzt den wachstumskritischen Zielen auch dienen, sofern sie nach einem «Wertesystem in der Gesellschaft» ausgerichtet sind, welches sich nicht dem «Ziel Wachstum» verschrieben hat, sondern «soziale[r] Gerechtigkeit und langfristige[r] Existenzfähigkeit» (z.B. Meadows et al., 1992, S. 228). Langfristige Existenzfähigkeit als Ziel, d.h. hier verstanden als Nachhaltigkeit, schliesse nämlich Wachstum nicht aus (a.a.O., S. 251), solange es dabei um «qualitative[…] Entwicklung» ginge und nicht um «materielle[…] Expansion» (a.a.O., S. 252). Die Zirkularität der zuerst nichtssagenden Begründung, dass Märkte und Technologien auch im Einklang mit Anti-Wachstum stehen könnten, sofern sie nicht das Ziel Wachstum verfolgten, wird also dadurch aufgelöst, dass es gutes (gleich qualitatives) und damit normativ angestrebtes und schlechtes (gleich quantitatives) und damit normativ abzulehnendes, da grenzüberschreitendes Wachstum gäbe. Nach welchen Kriterien unterscheidet man aber qualitatives und quantitatives Wachstum, wenn doch gerade die Frage der Überführungsmöglichkeit von qualitativen in quantitative Variablen überhaupt nicht geklärt ist, d.h. in den Worten von Meadows et al. (1972) ja auch – vermeintlich qualitative – soziale Wertfaktoren «*einfach noch nicht quantitativ beschrieben und eingeführt werden konnten*» (S. 167) im [ursprünglichen]

Modell des Club of Rome, aber damit scheinbar nichts gegen eine grundsätzliche Überführungsmöglichkeit in zukünftigen Modellen spräche (vgl. ebd.).

Die Frage nach dem Status und der Möglichkeit von qualitativem Wachstum ist dann für die spätere Lagereinteilung zeitgenössischer Wachstumskritik grundlegend (vgl. Kap. 3.1), nämlich als ein entscheidendes Differenzierungskriterium zwischen WachstumstransformatorInnen, zu welchen wohl auch der Club of Rome und sein Umfeld am ehesten zuzuordnen wäre, und den WachstumsablehnerInnen (Postwachstum). Die wirtschaftsphilosophische Analyse der Annahmen, auf welchen diese Diskussion dann von der gänzlich wachstumsablehnenden, d.h. quantitatives *und* qualitatives Wachstum gleichermassen ablehnenden Postwachstumsbewegung geführt wird, ist später Bestandteil der Analyse (Kap. 6; vgl. hierzu auch bereits die Erklärungen im Methodenteil in Kap. 5).

Der gemeinsame programmatische Nenner der verschiedenen Wachstums- und Zukunftsberichte des Clubs of Rome ist mit einem weiteren für den Club of Rome herausgegebenen Band von van Dieren (1995), ob bewusst oder unbewusst, recht treffend zusammengefasst: Man solle «[m]it der Natur rechnen» («[t]aking nature into account»). Die Quantifizierungsfrage in ihrer wirtschaftsphilosophischen Grunddimension, d.h. auch in der Frage nach den Bedingungen der Möglichkeit von Quantifizierung und in der Frage nach der möglichen Konfundierung einer *berechnenden* Perspektive auf Mensch und Natur mit der zugrundeliegenden und aus Postwachstumssicht ja eigentlich kohärent abzulehnenden Wachstumsdynamik, ist zentraler Bestandteil der Bearbeitung der Hypothesen dieser Arbeit.

Über die Jahre hinweg in den Veröffentlichungen des Club of Rome bis hin zur neuesten Auflage (vgl. Randers, 2012) zu beobachten ist eine zunehmende Abstrahierung[81] der entscheidenden Grenzüberschreitungskriterien. War zwar von Anfang an die Erde als Gesamtsystem modelliert, wurde immer noch wert auf die mathematischen Prognosen gelegt, wie lange *die einzelnen materiellen Rohstoffe* wie bspw. Kohle, Kobalt und Gold (Meadows et al., 1972, S. 46) noch reichen würden. Ging es beim Club of Rome zuerst noch um die Darstellung düsterer Zukunftsaussichten falls bspw. ein irreversibles und wohlstandsschädigendes Fördermaximum «Peak Oil» erreicht werden würde, spielen anstelle von Rohstoffgrenzen nun atmosphärische Schadstoffgesamtgrenzen eine weitaus grössere

[81] Diese Abstrahierung äussert sich dabei nicht nur gegenständlich, wie in den folgenden Absätzen des restlichen Unterkapitels erklärt, sondern auch zeitlich. M. Binswanger (2019b) drückt dies folgendermassen aus: «Das vom Club of Rome vorausgesagte Ende des Wachstums wird also in nächster Zukunft nicht eintreten. Neuere modellgestützte Simulationen haben die Grenzen des Wachstums weiter in die Ferne geschoben» (S. 224).

Rolle, natürlich berücksichtigend, dass die Verwertung von Rohstoffen genau mit jenen atmosphärischen Grenzüberschreitungen physikalisch zusammenhängt, wie in der steigenden CO_2-Konzentration als mitverursacht durch das Verbrennen von fossilen Brennstoffen (vgl. Randers, 2012, S. 129-162). Loske (2016) fasst diese Entwicklung des als entscheidend betrachteten gegenständlichen wachstumskritischen Grenzkriteriums, welches nun die Signifikanz einzelner Rohstoffe zunehmend relativiert und diese Rohstoffe stattdessen in einem neuen Gesamtgrenzüberschreitungskriterium bündelt, folgendermassen zusammen:

> Der limitierende Faktor aus Nachhaltigkeitsperspektive ist nicht so sehr die Ressourcenverfügbarkeit, sondern der Klimaschutz, also die Aufnahmefähigkeit der Böden, Meere, und Pflanzen für klimaverändernde Spurengase aller Art, die als Ergebnis eines sehr energie- und ressourcenintensiven Entwicklungsmodells bald erschöpft sein könnte. Die Grenze unseres Entwicklungsmodells liegt also eher am Himmel, als am Boden, eher in der atmosphärischen Spurengaskonzentration als in der Ressourcenreichdauer. (S. 132)

Die auch von anderen zeitgenössischen WachstumskritikerInnen angestrebte Verschiebung im Bestimmungskriterium der *entscheidenden* Grenzüberschreitungsmaterie stellt keine Distanzierung von der bisherigen mathematischen Grenzlogik dar, denn in der neuen Warnung vor dem «Peak Everything» (z.B. Mahnkopf, 2015; Paech, 2009a, S. 29) verbleibt ja immer noch das Denken in «Peaks» als relevantes zeitgenössisch-wachstumskritisches Kriterium – also die Warnung vor der Grenzüberschreitung als solcher. Bemerkenswert ist jedoch die offenbleibende Grundsatzklärung, unter Zuhilfenahme welcher (qualitativer) Zusatzannahmen gerade welche der ja potentiell sehr grossen Vielzahl von gemessenen Substanzen die für die globalen Wachstumsgrenzen entscheidende ist, denn ganz offensichtlich hat sich die relative Relevanzgewichtung seit den 1960er und 1970er Jahre bereits geändert. War das Erschöpfen von nicht regenerierbaren Kohle-, Öl- und Gasvorräten 1972 noch ein Schreckgespenst, ist dies in den ganz aktuellen Wachstumsprognosen nicht mehr der Fall, denn «[d]ie Verfügbarkeit reicht durchaus noch weit in die Zukunft und wird durch neue Fördertechniken […] vielleicht noch weiter in die Zukunft verschoben […]», aber eben um den Preis von eigentlich problematischen «Umweltbelastungen» (Loske, 2016, S. 131; vgl. auch Edenhofer, Flachsland, Hilaire & Jakob, 2015). Diese Umweltbelastungen gelten jetzt klarer als in den ersten Wachstumsberichten des Club of Rome und unter der selbstverständlich

eingenommenen und naturwissenschaftlich gestützten Voraussetzung der Kommensurabilität von quantitativ zu fassender Materie im Sinne einer Art grenzrelevanter Supermetrik als entscheidend, d.h. *notwendig* und nicht selten *sogar hinreichend* zur Beschreibung des Problemkerns des Wachstumsgegenstandes. Fatheuer, Fuhr und Unmüβig (2015) drücken dies ganz ähnlich wie Loske folgendermassen aus: «Aber unser Problem ist ja nicht, dass und das Erdöl kurzfristig ausgeht und erst recht nicht die Kohle. Nein, wir haben mehr als genug davon, um unseren Planeten, unser Klima und unsere Lebensgrundlagen zu zerstören» (S. 26). Die u.a. durch die Verbrennung fossiler Brennstoffe erzeugten Treibhausgase wie bspw. Kohlenstoffdioxid (CO_2), welche sich über Jahrzehnte oder Jahrhunderte in der Atmosphäre halten, werden in ihrem durch Übernutzung klimaerwärmenden Einfluss (vgl. z.B. IPCC, 2013) als entscheidend angesehen, da «unser globales noch vertretbares CO_2-Budget gesprengt» werden würde (Fatheuer et al., 2015, S. 26). Eine dadurch folgende entfesselte globale Erwärmung bis hin zu einem Anstieg der globalen Durchschnittstemperatur von prognostiziert insgesamt drei bis sechs Grad Celsius im Vergleich zu vor-industriellen Werten (Ekardt, 2016, S. 32) würde «umfassende und fatale Folgen haben. Nahrungs- und Wasserknappheit, massiv zunehmende Naturkatastrophen, Migrationsströme, Kriege und Bürgerkriege um schindende Ressourcen» (a.a.O., S. 33).

Ob die CO_2-Supermetrik respektive darüber hinaus die übergreifende CO_2-Äquivalente-Supermetrik von diversen Treibhausgasemissionen nun im Gegensatz zu bisherigen Partikularmetriken und Quantifizierungsversuchen die verlässliche und *wahrhaftig relevante* Materiebudgetskala darstellt, um nun die *echte irreversible Wachstumsgrenzüberschreitung* anzuzeigen, ist jedoch weder nur eine naturwissenschaftlich-technische, noch nur eine ethisch-konsequentialistische Frage, deren Beantwortung offensichtlich selbst innerhalb weniger Jahrzehnte erheblichen Schwankungen unterlegen hat, sondern immer auch eine (wirtschafts-)philosophische Frage der geistigen Voraussetzungen für den vom menschlichen Subjekt vorgenommenen quantitativen Verrechnungsprozess unterschiedlicher qualitativer Materie und als kommensurabel betrachteter Substanzmetriken in eine gebündelte, respektive aggregierte Grenzen-anzeigende Supermetrik.[82] Die grundsätzliche

[82] Selbstverständlich handelt es sich hier um eine grob vereinfachende Darstellung, welche jedoch den Problemkern der Bestimmung des Zielkriteriums dennoch trifft, da dieser ja genauso bei sachlich komplexeren Darstellungen der Verrechnungsversuche in der Klima- und Wachstumsdebatte besteht. Abseits dieser Vereinfachung ist die Verrechnung unterschiedlicher Umweltbelastungen nur schon im Hinblick auf das Wachstumsthementeilgebiet Klima tatsächlich ein wissenschaftlich hoch komplexes Unterfangen. Davon zeugt das Beispiel der hier erwähnten, sogenannten *CO_2-Äquivalente*. In der Klimadebatte werden die verschiedenen Treibhausgasemissionen, neben Kohlenstoffdioxid (CO_2)

Geltung einer solchen Supermetrik im Hinblick nicht nur auf den Anti-Wachstumsimperativ, sondern auch im Hinblick auf die gesamte Wachstumsdynamik, kann jedoch nur anhand einer kritischen wirtschaftsphilosophischen Grundlagenreflexion überprüft werden, da ja gerade das zugrundeliegende geistige Quantifizierungsbestreben womöglich bereits mit einem gehaltvollen Begriff einer nicht nur materiell, sondern immer auch ideell verstandenen Wachstumsdynamik (vgl. Kap. 1.1) konfundiert ist (vgl. Hyp. 1a und Hyp. 1b, Kap. 1.2). Ich werde mich daher dieser grundlegenden Geltungsfrage in der späteren wirtschaftsphilosophischen Analyse genauer widmen (vgl. Kap. 6).

auch bspw. Methan (CH_4) oder Lachgas (N_2O), gemeinhin als kommensurabel betrachtet und auf Basis ihres jeweiligen «Global Warming Potentials» auf einer weiteren (Meta- respektive Super-) Skala aggregiert in Form von CO_2-Äquivalenten (IPCC, 2014, Abs. 3.9.6).

3 Systematische Grundlagen zeitgenössischer Wachstumskritik

Die ideengeschichtlich weitestgehend auf dem grundlegenden neuzeitlichen philosophischen und ökonomischen Paradigmenwechsel (vgl. Kap. 2.2) aufbauenden modernen Klassiker der Wachstumskritik in den 1960er und 1970er Jahren (vgl. Kap. 2.3) bilden nun den theoretischen Ausgangspunkt für die zeitgenössische Wachstumskritik. Im Folgenden möchte ich nun diese zeitgenössische Wachstumskritik vorstellen und zwar innerhalb des Spektrums der Gesamtwachstumsdebatte, welche spätestens mit der Veröffentlichung des Club of Rome an Fahrt aufnahm. Dieser Kontext der gesamten Wachstumsdebatte darf keinesfalls fehlen zum besseren Verständnis des ökonomischen Gegenstandes und des (ökonomischen) Wachstumsgegenstandes. Jedoch soll innerhalb der Debatte weiterhin wie bisher der Fokus auf die eigentliche Wachstums*kritik* gelegt werden. Ohnehin würde eine vollumfängliche Darstellung bspw. der standardökonomischen (neoklassischen) Theorie, welche man oftmals dem Wachstumsimperativ als ursächlich zuschreibt, den Rahmen dieser Arbeit sprengen.

Die bisherige Beleuchtung der ideengeschichtlichen Aspekte der Wachstumskritik weicht in diesem Kapitel einer sehr viel systematischeren Darstellung gerade um zu zeigen, dass die (oftmals auch implizit bleibenden) geistigen Grundlagen sich in der zeitgenössischen Debattenlagerform widerspiegeln. Die Präsentation der zeitgenössischen Wachstumsdebatte erfolgt vor allem deskriptiv und damit noch auf Basis der in der Literatur vorfindlichen Selbstverortungen statt auf einer Einteilung, die nach Ansicht meiner eigenen theoretischen Prämissen (Kap. 4) sinnvoller wäre. Dennoch werde ich im Verlauf dieses Kapitels bereits an zahlreichen Stellen im Rahmen einer begleitenden Voranalyse auf Problemstellen und offene Punkte der zeitgenössischen Wachstumspositionen eingehen. Dabei zeige ich zuerst die heutigen Debattenpositionen im Hinblick auf die Wachstumsfrage auf entlang der sich herausgebildeten Lager innerhalb der Gesamtdebatte (Kap. 3.1). Die für die verschiedenen Lager jeweils begründenden Argumente sind nicht nur für das reine Verständnis der systematischen Grundlagen heutiger wachstumskritischer Texte fundamental, sondern auch für eine ganzheitliche, integrative Kritik an der heutigen Wachstumskritik, welche eben jene systematischen Grundlagen selbst skeptisch in den Blick nimmt im Kontext ihrer weltanschaulichen paradigmatischen Hintergrundprämissen. Erst danach widme ich mich auch den eher fragmentarischen Beiträgen, welche zu dieser bestehenden zeitgenössischen Lagereinteilung eine

gewisse kritische Aussenperspektive aufweisen, sozusagen eine Kritik der Wachstumskritik respektive der Wachstumsgesamtdebatte beinhalten oder zumindest andeuten (Kap. 3.2).

3.1 Ausdifferenzierung und Lagereinteilung der zeitgenössischen Wachstumsdebatte

Zahlreiche miteinander verflochtene konzeptuelle Fragen bleiben nach Durchsicht der modernen Klassiker der zeitgenössischen Wachstumskritik unaufgelöst (vgl. Kap. 2.3). Diese tangieren nicht nur *ethische* wachstumskritische Grundsatzprobleme, bspw. die Definition und Bestimmung von gutem und schlechtem Wachstum, insbesondere wo zwischen diesen beiden Konzepten die Demarkationslinie verlaufen *soll*. Auch auf *epistemologischer* und *ontologischer* Ebene stellt sich die Situation kompliziert dar: Was ist der eigentliche (ontologische) Unterschied zwischen quantitativem und qualitativem Wachstum, ist dieser deckungsgleich mit gutem und schlechtem Wachstum, und wie können wir uns von diesen Konzepten (epistemologisch) einen gesicherten Begriff machen? Sollte so ein sicherer Begriff gar nicht möglich sein, sollten wir Wachstum dann in all seinen Facetten grundsätzlich ablehnen? Hiesse das dann aber nicht auch den ökonomischen Gegenstand ganz abzulehnen, wenn dieser doch untrennbar mit Wachstum verbunden sei, wie im Obersatz eingangs der Arbeit postuliert – «[d]er ökonomische Gegenstand trägt zum Wachstum bei» (Kap. 1.2) – und muss daher ein *wirklich* wachstumskritisches Programm zu einer Überwindung des ökonomisch-wachsenden Moments in Form eines Postwachstumsprogramms aufrufen? Aber was bedeutet das dann überhaupt? Wäre so etwas grundsätzlich gesollt und möglich, und falls ja, unter welchen Bedingungen? Unter welchen Voraussetzungen lässt sich dann eine Ökonomie, welche in ihrer wesentlichen Problemhaftigkeit bei antiken und neuzeitlichen DenkerInnen je äusserst unterschiedlich interpretiert worden ist (vgl. Kap. 2.1, Kap. 2.2), mit einem zeitgenössischen wachstumskritischen Gesellschaftsprogramm in Einklang bringen?

An einer fundamentalen Klärung der grundlegenden Begriffe des ökonomischen Gegenstandes und des Wachstumsgegenstandes, unter Berücksichtigung nicht nur der ideengeschichtlichen Vorzeichen, sondern auch in wirtschaftsphilosophisch systematischer Hinsicht, führt also kein Weg vorbei. Dies beinhaltet somit auch die kritische Reflexion der Vorannahmen der Wachstumsgesamtdebatte vor dem Hintergrund des seit dem zweiten Paradigma der prima philosophia in dieser Debatte

vornehmlich eingeschlagenen Erkenntnisweges Wirtschaft, Wachstum und schlussendlich auch den Menschen vor allem zahlenmaterialistisch zu verstehen, d.h. in der eigenen Weltanschauung die (Aussen-)Welt – und schliesslich auch den Menschen – vor allem als *res extensa* aufzufassen (vgl. Abs. 2.2.2). In diesem Unterkapitel geht es nun aber zuerst einmal darum nachzuzeichnen, wie die zeitgenössische Wachstumskritik seit den neuzeitlichen (ebd.) und den modernen (Kap. 2.3) Klassikern anhand des vornehmlich eingeschlagenen malthusianisch-zahlenmaterialistischen Erkenntnispfades selbst verfährt. In der Ausdifferenzierung der zeitgenössischen Wachstumskritik anhand der möglichen Antworten auf die wachstumskritischen Grundfragen (a) *«Qualitatives oder quantitatives Wachstum oder keines von beiden?»* und (b) *«Wachstumskritik im Einklang mit dem (bisherigen) ökonomischen Gegenstand oder als Überwindung des (bisherigen) ökonomischen Gegenstandes?»* kristallisieren sich zwei unterschiedliche wachstumskritische Lager heraus, welche in erster Linie *normativ*, d.h. auf moralischer Ebene, eine dezidierte Selbstpositionierung innerhalb des jeweiligen Antwortspektrums von (a) und (b) vornehmen. Das eine sozusagen «moderat» wachstumskritische Lager lehnt, im Einklang mit zahlreichen neuzeitlichen VordenkerInnen (Abs. 2.2.2) bis hin zu zahlreichen modernen Klassikern (Kap. 2.3), lediglich dasjenige Wachstum ab, welches die planetaren Grenzen des Wachtsums überschreitet und befürwortet daher in Abwandlung des bisherigen Wachstumsimperatives qualitatives Wachstum im Sinne eines grünen oder sozialen Wachstums. Statt dem unbedingt wachstumsbefürwortenden *‹Mehr ist besser!›* heisst es in diesem Lager der WachstumstransformatorInnen nun *‹(Nur) ein soziales/ökologisches Mehr ist besser!›* Das zweite wachstumskritische Lager gilt als «radikale[r]» (Muraca, 2015) und lehnt vereinfacht gesagt jegliches Wachstum ab, nicht nur quantitatives, sondern auch qualitatives Wachstum, da beide Arten grenzüberschreitend seien.

Falls die Reduktion der integrativen Gesamtfrage der ethischen, epistemologischen und ontologischen Dimensionen der Wachstums*dynamik* auf das Teilgebiet der (teleologischen) Ethik in Form des terminologischen Spektrums Wachstums*imperativ* und Anti-Wachstums*imperativ* umschrieben werden kann, wie ich es im Eingangskapitel provisorisch vorgeschlagen habe (vgl. Kap. 1.1), dann stellt der (1) Wachstumsimperativ *‹Wachse, denn Wachstum ist gut!›* der WachstumsbefürworterInnen das eine Ende des Spektrums dar, welches in dieser Form von beiden wachstumskritischen Lagern verworfen wird. Auf der anderen Seite des Spektrums steht der (3) Anti-Wachstumsimperativ, welcher jegliches Wachstum ablehnt: *‹Wachse nicht, denn Wachstum ist nicht gut!›* oder auch *‹Weniger ist*

besser!›[83], eine Position, welche vom radikaleren Postwachstums- (respektive Degrowth- oder Décroissance-)Ansatz, also dem zweiten der beiden wachstumskritischen Lager eingenommen wird. Das Lager der WachstumstransformatorInnen lässt sich als eine Art (2) Zwischenposition einordnen, wobei diese je nach Interpretation womöglich für eine Kontinuität des bisherigen Wachstumsimperativs steht, nämlich aus Sicht der strikten WachstumsablehnerInnen, oder für eine für das Problem der planetaren Wachstumsgrenzen hinreichend kritische Modifikation des ökonomischen Gegenstandes. In der folgenden Abbildung ist das Verhältnis der drei Lager der zeitgenössischen Wachstumsdebatte (vgl. auch Booms, 2013, S. 22; Le Monde diplomatique, 2015a, S. 7-9), inkl. der beiden (mehr oder weniger) wachstumskritischen Lager, grafisch dargestellt:

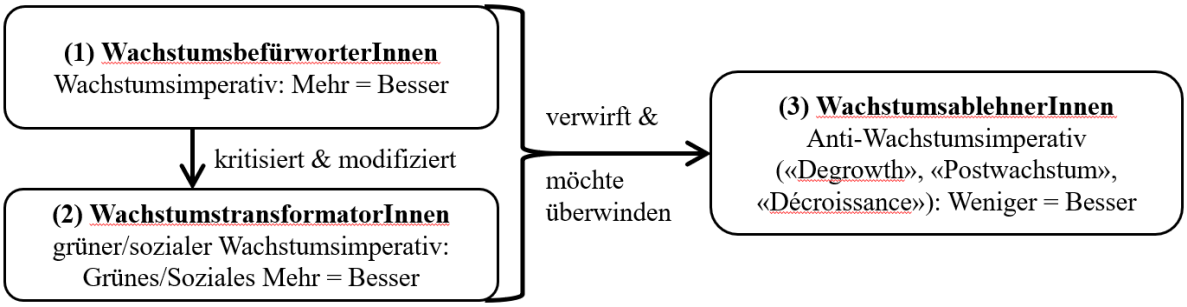

Abbildung 1. Archetypische Lagereinteilung der zeitgenössischen Wachstumsdebatte (eigene Darstellung).

3.1.1 Erstes Lager: Wachstumsimperativ

Das (1) Lager der WachstumsbefürworterInnen wird innerhalb der zeitgenössischen Wachstumsdebatte im Regelfall konzeptualisiert von den GegnerInnen eines (nicht zumindest hinreichend grün und/oder sozial transformierten) Wachstumsimperativs. Es weist aufgrund der unklaren Definition von ökonomischem Gegenstand und Wachstumsgegenstand einen äusserst hohen Grad von Heterogenität und letztlich definitorischer Schleierhaftigkeit aus. Dadurch, dass der Wachstumsimperativ als explizit oder implizit alles Politische, Wirtschaftliche und Gesellschaftliche durchdringend betrachtet und kritisiert wird, ähnlich wie bspw. der Ökonomismus (vgl. Ulrich, 2008, S. 137-140) respektive das Prinzip Markt (vgl. Thielemann, 1996)

[83] Hier handelt es sich um eine aus Sicht der Postwachstumsökonomie umstrittene Vereinfachung. Ich werde später auf diesen Punkt zurückkommen, um zu zeigen, dass diese Vereinfachung legitim ist (vgl. Abs. 3.1.3).

aus Sicht einer integrativ-kritischen Wirtschaftsethik, entzieht er sich gleichermassen der Notwendigkeit der massiven *expliziten Befürwortung*, um ihm Relevanz zu verleihen. Im Gegenteil: Sollten die WachstumskritikerInnen in ihrer Kritik Recht haben, ist die *implizite Selbstverständlichkeit* eines «Wachtumszwang[s]» (M. Binswanger, 2019b), einer «Wachstumsspirale» (H. C. Binswanger, 2006), einer «Wachstumsideologie» (Latouche, 2007/2015, S. 52f.) oder einer ganzen «Wachstumsgesellschaft» (Knolle, 2016) ja genau das Problem, gerade eben ohne dass sich dieses in einem ebenso dominanten expliziten Lager innerhalb der institutionalisierten Wachstumsdebatte deckungsgleich spiegeln müsste. Die Selbstverständlichkeit einer problematischen Position spräche für ihre eigene Relevanz.

Die Rezeption der wachstumsbefürwortenden Position durch die Augen der KritikerInnen birgt aber auch ein enormes Verzerrungs- und Verwirrungspotential bezüglich der *Validität* der Darstellung des eigentlichen ökonomischen Gegenstandes und des Wachstumsgegenstandes im Zuge der Wachstumskritik. Ein Beispiel: Falls die massgebende Identifikation des Wachstumsimperativs anhand der wirtschaftspolitischen Massgabe der Erhöhung des BIPs erfolgen sollte (vgl. z.B. Bartelmus, 2017, S. 59; Kallis, Demaria & D'Alisa, 2015/2016, S. 23; Latouche, 2018, S. 22f.; O'Neill, 2015/2016; Raworth, 2017/2018, S. 45-80; Seidl & Zahrnt, 2010a, S. 29; Victor, 2008, S. 9f.), u.a. weil das BIP sozial und ökologisch blind sei (Loske, 2011, S. 20), ist mit diesem volkswirtschaftlich-makroökonomischen Index gesamtwirtschaftlicher Zusammenhänge noch keinesfalls eine *wirkliche* Kritik am bisherigen ökonomischen Gegenstand, hier von den KritikerInnen an dieser Stelle verstanden als Ökonomik bzw. (Volks-)Wirtschaftswissenschaften, impliziert. Selbst wenn man dafür argumentieren sollte, dass die Makroökonomik aufgrund einer Nicht-Reduzierbarkeit auf mikroökonomische Fundamente einen autonomen, eigenständigen Status innerhalb der Ökonomik geniessen sollte (vgl. z.B. Hoover, 2015), ist damit noch keinesfalls gesagt, dass die Identifikation des ökonomisch wachstumstreibenden Elements mit dem BIP *hinreichend* ist, ja noch nicht einmal *notwendig* ist, um zum wahren Kern der Beziehung zwischen ökonomischen Gegenstand und Wachstumsgegenstand vorzudringen. Verpasst man aber den echten Kern (vgl. Hyp. 1a, Kap. 1.2), läuft man Gefahr einem Strohmannargument zu erliegen, und dabei womöglich sogar den versteckt bleibenden wahren Kern des wachstumstreibenden «Ökonomischen» unbewusst zu perpetuieren (vgl. Hyp. 1b, Kap. 1.2).

Um diesen Punkt klarer zu veranschaulichen: Neoklassische MikroökonomInnen könnten bspw. – an dieser Stelle auch aus guten Gründen, wie ich anmerken möchte – *bestreiten*, dass eine Gesellschaft ökonomisch-utilitaristisch anhand der Maximierung eines zentralisierten Messinstruments wie dem BIP gesteuert werden sollte, die Kritik damit nicht den wahren Sinn modernem wirtschaftswissenschaftlichen Denkens trifft, und stattdessen aus einer Position des (liberale Wahlfreiheit sicherstellen wollenden) Präferenzutilitarismus heraus argumentieren, dass rationale Präferenzen gerade eben nicht inhaltlich von aussen für das Subjekt anhand einer intersubjektiven Güterbemessungsskala wie dem BIP vorgegeben sein sollten: «This theory of rationality places no constraints on *what* a rational individual may prefer» (Hausman & McPherson, 2006, S. 79). Ob jemand also *Wachstum präferiert* oder *nicht präferiert*, ob damit auch jemand den Wachstumsimperativ oder den Anti-Wachstumsimperativ bevorzugt, wäre demnach in dieser präferenzutilitaristischen Interpretation gar nicht vom ökonomischen Denken per se abhängig. Das auch von mir zu Beginn der Arbeit mitunterstellte Band zwischen dem ökonomischen Gegenstand und dem Wachstumsgegenstand (vgl. Obersatz, Kap. 1.2) wäre schon von Beginn weg obsolet, da das scheinbar wertneutrale ökonomische Präferenzparadigma keine Vorschriften, nicht einmal suggestive oder implizite, für moralische Normen machen würde, auch nicht für den (moralischen) Wachstumsimperativ. Die angebliche Abbildung vom ökonomischen Gegenstand durch das BIP wäre fehlgeleitet respektive entpuppte sich dann aus einer solchen präferenztheoretischen Perspektive auf den ökonomischen Gegenstand als ein Strohmannargument. Entsprechende Kritik am ökonomischen Gegenstand definiert als BIP, um bspw. die Ökonomik-bedingten Probleme des Wachstums klar zu machen, wäre sinnlos.

Nun gibt es nicht erst seit der Neuzeit und der Moderne, sondern auch aus der in der Antike prominenten Perspektive des ersten Paradigmas der prima philosophia (vgl. Abs. 2.1.3) heraus gute Gründe, irgendein konzeptuelles Band zwischen dem Ökonomischen und dem Wachstum zu vermuten (vgl. auch die Positionen Platons in Abschnitt 2.1.1 und Aristoteles' in Abschnitt 2.1.2). D.h. man müsste bei Verwerfung der Validität des BIPs im Hinblick auf die Abbildung des ökonomischen Gegenstandes immer noch ergebnissoffen diskutieren, ob der wahre (tieferliegende) ökonomische Gegenstand nicht doch zum Wachstum führte. Denn ob es eine «‹reine›, nicht ‹politische› Ökonomie» (Hoffmann, 2009, S. 254), d.h. eine wertneutrale Ökonomik ohne jegliche normative Voraussetzungen wie eben einem Wachstumsimperativ, überhaupt geben kann, wie bspw. «hartgesottene» ökonomische

PräferenztheoretikerInnen behaupten würden,[84] wäre eine durch eine wirtschaftsphilosophische Untersuchung erst zu prüfende und ggf. zu verwerfende These.[85] Eine solche theoretische Diskussion zur Klärung der Beziehung zwischen ökonomischem Gegenstand und Wachstumsgegenstand findet allerdings, soweit ich erkennen kann, in der zeitgenössischen Wachstumsdebatte nicht wirklich statt.[86]

---

[84] Aufgrund der von diesen modernen PräferenzökonomInnen attestierten Vergleichsunmöglichkeit von intersubjektiven (Nutz-)Zahlennennwerten, würden sie eine (klassisch hedonistisch-) utilitaristische Konzeption von Ökonomik [wie eben z.B. durch das BIP operationalisiert; Anm. des Autors] sogar dezidiert ablehnen (vgl. z.B. Hausman & McPherson, 2006, S. 104-107). In der radikalsten Fassung des *Revealed-Preference*-Ansatzes (für eine systematische Übersicht zu diesem Ansatz und seiner Spielarten, vgl. Hausman, 2012, S. 23-33; für eine Kritik an diesem Ansatz, vgl. Hausman, 2008), würde man sogar schon *die blosse Möglichkeit* dementieren, dass wirkliche Ökonomik irgendetwas mit intentionalen normativen Beweggründen [wie eben einem subjektseitig vorhandenen Wachstumsimperativ; Anm. des Autors] auch nur zu tun *haben könnte*. Gul und Pesendorfer (2008) als weitestgehend konsequente Vertreter einer solchen «mindless economics» drücken dies folgendermassen aus: «Discussions of hedonic experiences play no role in standard economic analysis because economics makes no predictions about them and has no data to test such prediction. Economists also lack the means for integrating measurement of hedonic utility with standard economic data» (S. 4). Im Analysekapitel 6 wird dieser Punkt eine gewisse Rolle spielen im Kontext der Frage, auf welcher epistemischen Grundlage die von den WachstumskritikerInnen angeführten Zahlen basieren, wie z.B. im utilitaristischen Postwachstumsansatz (vgl. hierzu Abs. 3.1.3.1, Abs. 6.1.1).

[85] Ausserhalb der Wachstumsdebatte lehnen in der wirtschaftsphilosophischen Literatur aus diskursethischer Perspektive und damit aus Blickwinkel des dritten Paradigmas der prima philosophia die Integrativen Wirtschaftsethiker Ulrich (1993; 2008) und Thielemann (1996) eine solche selbst erklärte «Wertfreiheit» oder «ethische[…] Neutralität» des ökonomischen Gegenstandes argumentativ ab (Ulrich, 2008, S. 125). In Ulrichs (2015) Worten heisst es deshalb: «Das Normative steckt immer schon in der ökonomischen Ratio drin! Diese implizite Ethik von Grund auf explizit zu machen, sie also zu erhellen und argumentationszugänglich zu machen, ist die zeitgemäße Schlüsselaufgabe moderner Wirtschaftsethik im Sinne einer philosophischen Vernunftethik des Wirtschaftens» (S. 214). Selbst wenn man aber der Begründung der Integrativen Wirtschaftsethik folgen sollte für eine unhintergehbare Verwobenheit von Ökonomie und Werten, einer Position, welche auch ich wohl ähnlich wie Booms (2013) für überaus plausibel halte, so folgt daraus natürlich noch nicht, dass es sich beim zwingend vorhandenen normativen Bestandteil des Ökonomischen notwendigerweise auch um den Wachstumsimperativ handeln müsse. Soweit ich sehen kann, haben sich die Integrativen WirtschaftsethikerInnen nirgendwo dezidiert zu diesem Thema geäussert. Thielemann (2013) rekonstruiert die Wachstumsfrage kritisch nur über den Umweg von Markt und Wettbewerb: «Der Wachstumszwang ist letztlich der Wettbewerbszwang». Daher «geht [es] nicht ums Wachstum – Es geht um den Wettbewerb» (ebd.). Zur Beantwortung der Kernfragen zum eigentlichen Wachstumsgegenstand ist eine solche Rekonstruktion über extern eingebrachte Begriffe natürlich aus theoretischer Sicht suboptimal, da potentiell fehlleitend. Eine grundsätzliche Skepsis gegenüber gängigen zeitgenössischen, sogenannten heterodoxen Ansätzen in der Ökonomik, zu welchem man auch das Feld der Wachstumskritik zählen würde, ist aber auf Seiten der Integrativen Wirtschaftsethik explizit vorhanden (vgl. z.B. Thielemann, 2020), weshalb man ohne Zweifel zumindest aus einer integrativen wirtschaftsethischen-ökonomismuskritischen Perspektive heraus vermuten würde, dass an der Verbindung vom ökonomischen Gegenstand und dem Wachstumsgegenstand zumindest irgendetwas dran ist (vgl. Obersatz, Kap. 1.2), wenn auch eben nicht zwingend auf Basis der (unterkomplexen und höchstwahrscheinlich fehlgeleiteten) Operationalisierung der ökonomischen Sphäre durch das BIP.

[86] Eine hierfür notwendige Einlassung auf die für die Wachstumsreflexion eigentlich hochgradig relevanten Unterschiede zwischen hedonischem Nutzenutilitarismus auf der einen, und dem intersubjektive, zahlenbasierte Vergleichsnutzen-Analysen ablehnenden Präferenzutilitarismus auf

Stattdessen werden im Rahmen der spezifischen Rekonstruktionen des Wachstumsimperativs anhand von ausgewählten Zielkriterien wirtschaftspolitisch-utilitaristische Wachstumsimperativmetriken wie das BIP schlichtweg vorausgesetzt für die attribuierte normative Position des Lagers der WachstumsbefürworterInnen. Ohne aber eine über die Akkuratheit dieser Voraussetzung kritische wirtschaftsphilosophische Diskussion zu führen, gibt es von innerhalb der Konturen aktueller zeitgenössischer Wachstumskritik keine direkte Möglichkeit zur Verifizierung der Behauptung, dass diese spezifisch gewählte Wachstumsimperativoperationalisierung in Form des BIPs für das Lager der als WachstumsbefürworterInnen portraitierten modernen ÖkonomInnen – so ja die Kritik – valide ist. Die damit einhergehende Gefahr einer etwaigen Fehlattribution des ökonomischen Gegenstandes für das Lager der Wachstumsbefürwortung führt jedoch zu erheblichen theoretischen Problemen für die zeitgenössische Wachstumskritik, wie ich in der späteren Analyse anhand der Verhältnisbestimmung von (wirklich nicht-ökonomischem wachstumsresistenten?) Glück und (wirklich ökonomischem wachstumstreibenden?) Nutzen versuchen werde zu zeigen (vgl. hierzu Abs. 6.1.1).

Natürlich ist «Wachstum […] weit mehr als der Anstieg des Bruttoinlandsprodukts (BIP)» (Schmelzer & Vetter, 2019, S. 44), d.h. auch aus Sicht der WachstumskritikerInnen ist die Position des ersten Lagers der BefürworterInnen von Wirtschaftswachstum ungleich komplexer als die Operationalisierung des Wachstumsimperativs rein auf Basis des BIPs. Schmelzer und Vetter beleuchten auch die «subjektive[n] Grenzen des Wachstums» (a.a.O., S. 97f.) und das

---

der anderen Seite, findet sich im Programm des «Antiutilitarismus» der WachstumskritikerInnen meines Wissens nicht (vgl. z.B. Romano, 2016, welcher nur allgemein den Utilitarismus als kritische Ausgangsbasis nimmt). Auch Latouche (2001/2004) unterscheidet in seiner Effizienzkritik nicht zwischen «Nutzen» oder «Befriedigung» (vgl. S. 96). Dabei verweist die seit Vilfredo F. Pareto initiierte neoklassisch-theoretische Entwicklung weg von einer (kardinalskalierten) unidimensionalen Nutzenskala (pleasure minus pain) hin zur modernen (ordinalskalierten) präferenzbasierten «theory of choice» (Bruni, 2010; vgl. auch Ulrich, 1993, S. 207-211) auf eine hochgradig relevante geistige Eigendynamik des *Kerns des ökonomischen Gegenstandes* und sollte daher für jede ernsthafte Wachstumskritik berücksichtigt werden, so wenn man denn als Ausgangspunkt dieser Wachstumskritik Kritik an der (neoklassischen) Ökonomik, oder allgemeiner an einem auch wirklich möglichst adäquat konzeptualisierten ökonomischen Gegenstand, üben möchte. Dies beträfe auch weitere, direkt an der *Ethik* des Utilitarismus ansetzende Wachstumskritiken, d.h. diejenigen Ansätze, welche sich in erster Linie nicht im wirtschaftswissenschaftlichen Feld bewegen wollen, sondern stattdessen eine direkte *ethische* (nicht-ökonomische) Kritik üben möchten. Denn auch innerhalb der ethisch-utilitaristischen Theorie ist der Unterschied zwischen Nutzenutilitarismus und Präferenzutilitarismus von grosser Bedeutung. Es wäre hier zumindest genauso fragwürdig, in der Wachstumskritik nur am Nutzenutilitarismus anzusetzen, und nicht etwa am Präferenzutilitarismus, wenn doch insbesondere die prominentesten zeitgenössischen VertreterInnen des ethischen Utilitarismus nicht selten PräferenzutilitaristInnen sind (vgl. z.B. Singer, 1993/1994, S. 129). Insgesamt lässt sich daher auf ethischer Ebene durchaus ein plausibler Vorwurf der theoretischen Unbestimmtheit zeitgenössischer Wachstumskritik erheben.

«Postwachstumssubjekt» (ebd./a.a.O., S. 98f.), streben also in ihrer Darstellung an, nicht nur objektivistisch vorzugehen, sondern auch das Subjekt einzubeziehen als inhärenter Bestandteil des Wachstumsgegenstandes. Offen bleibt damit allerdings, ob unter «Subjekt» auch in cartesischen Termini die erkennende *res cogitans* verstanden wird und auch untersucht wird, ob womöglich eine kritische Verknüpfung besteht zwischen der nicht nur materiellen, sondern immer auch ideellen Wachstumsdynamik (vgl. Kap. 1) und einer womöglich diese Dynamik gerade befördernden Reduktion der Welt auf die *res extensa*. In der genauen systematischen Trennung zwischen ideellen und materiellen Wachstumselementen bleibt auch die Rekonstruktion des Wachstumsimperativs auf Seiten der KritikerInnen an den WachstumsbefürworterInnen zumindest an dieser Stelle eher vage. Zwar sei mit Wirtschaftswachstum «nicht nur die Zunahme und Beschleunigung wirtschaftlicher Produktion» gemeint, sondern dieses beinhaltete auch «einen umfassenden materiellen, sozialen und kulturellen Prozess sich selbst verstärkender Steigerungsdynamiken» (a.a.O., S. 45). Der genaue Sachzusammenhang zwischen Idee und Materie bedarf allerdings einer noch eindeutigeren wirtschaftsphilosophischen Klärung.

Eine solche Erörterung ist auch deshalb notwendig, da akademische oder politische ProtagonistInnen des explizit wachstumsbefürwortenden Lagers auch durchaus relevante Gegenargumente zur Kritik der Grenzen des Wachstums besitzen. Die vielleicht pointierteste Position eines Vertreters des Wachstumsimperativs aus dem wachstumsbefürwortenden Lager bringt dies prägnant zum Ausdruck. Sie stammt zwar nicht von einem Wissenschaftler, sondern von einem Schauspieler und Politiker, dem 40. Präsidenten der Vereinigten Staaten Ronald Reagan, aber im Hinblick auf die Frage der möglichen Grenzen des Wachstums rückt sie einen sachlichen Kernpunkt in den Fokus, welcher das Herz der Wachstumskritik betrifft. Reagan behauptete 1983 in einer Rede an der University of South Carolina: «There are no such things as limits to growth, because there are no limits on the human capacity for intelligence, imagination, and wonder» (zit. in Seife, 2004). Das wirtschaftsphilosophisch Gehaltvolle an dieser Erwiderung gegenüber der Wachstumskritik ist nicht einmal in erster Linie, dass sie mit der Andockung an das neuzeitliche Beherrschungsprogramm (vgl. Abs. 2.2.1) auf ethischer Ebene ein Konsequentialismus sichtbar wird, welcher ja paradoxerweise auch von KritikerInnen des Wachstums seit der Neuzeit (vgl. Abs. 2.2.2) und der Moderne (vgl. Kap. 2.3) mehrheitlich geteilt wird. Auf *ontologischer* Ebene findet hier darüber hinaus eine völlig andere Setzung statt als bei den KritikerInnen des Wachstumsimperativs: Es gäbe eben – im Gefüge von Mensch und

Welt – letztlich doch keine Grenzen des Wachstums, da der erkenntnisgetriebene und schaffende Mensch kreativ genug sei, den nur vermeintlichen Grenzen erfolgreich entgegenzutreten. D.h. trotz womöglich geteilter ethischer Prämissen aller Lager, mündet die wirtschaftspolitische Schlussfolgerung des neoliberalen Staatschefs auf Basis einer anderen ontischen Setzung daher in den Wachstumsimperativ statt in den Anti-Wachstumsimperativ. Dies zeigt: An einer integrativen Kritik des Gesamtdebatte ausserhalb des Lagerdenkens, welche sich eben nicht nur auf die (teleologische) ethische Dimension des Wachstumsgegenstandes reduzieren darf, führt bei ergebnisoffener Analyse kein Weg vorbei.

3.1.2 Zweites Lager: Grüner/Sozialer Wachstumsimperativ

Das (2) Lager der WachstumstransformatorInnen weist nun allein schon im Hinblick auf die Einordnung zwischen Wachstumsimperativ und Anti-Wachstumsimperativ ein erhebliches Mass an Ambivalenz auf. Bereits die Einteilung selbst ist umstritten, wenn auch ausser Zweifel steht, dass WachstumstransformatorInnen wie die beiden anderen Lager mit ihren kritischen Argumenten an die neuzeitlichen Klassiker (vgl. Ekins, 2017, S. 107-109) und die modernen Klassiker (vgl. z.B. Becker-Boost & Fiala, 2001, S. 1f.) anschliessen und damit zweifelsohne als Teil der zeitgenössischen Wachstums*kritik* im weiteren Sinne zu betrachten sind. Die verschiedenen von den Klassikern postulierten Probleme des Wachstums nehmen die VertreterInnen dieses Lagers der Wachstumskritik ernst und begegnen diesen Einwänden, indem durch eine grüne und soziale Transformation des Wachstums eine Kompatibilität der menschlichen Ökonomie mit den Grenzen des Wachstums wiederhergestellt werden sollte. Dabei kann man auch weiterhin von einem grünen oder sozialen *Wachstumsimperativ* sprechen, denn «[d]as Konzept des grünen [oder sozialen; Anm. des Autors] Wachstums entfernt sich ausdrücklich nicht von dieser [Wachstums-] Logik, sondern postuliert, innerhalb dieser Logik der bessere, weil wachstumsträchtigere Weg zu sein» (Loske, 2012, S. 37).

Die verschiedenen Schwerpunkte der grünen/sozialen Wachstumstransformation divergieren dabei auch innerhalb dieses schon auf dem ersten Blick heterogenen Lagers. Becker-Boost und Fiala (2001) bspw. gelangen durch verschiedene Gegenüberstellungen von Rohstoffvorräten und Rohstofffördervolumina zu der vom Club of Rome abweichenden prognostischen Schlussfolgerung: «Es gibt genug materielle Ressourcen» (S. 190-192), «[e]s gibt auch genug Energie für die Rohstoffbeschaffung» (S. 192-193) und «[w]enn nötig, haben wir noch immer einen

‹Ersatz› gefunden» (S. 193-194). Bei dem Fokus auf die rein materiell-funktionale Wachstumsbewältigung ganz im Sinne eines Output-Maximierungsdenkens bleibt das von modernen Klassikern wie Boulding, Georgescu-Roegen und Daly bereits aufgegriffene Entropie-Argument jedoch unbeleuchtet, zumindest explizit. Implizit lautet die Antwort zu diesem Problem, ähnlich wie es schon Boulding zumindest als möglich, wenn auch ungewiss erachtete (vgl. Kap. 2.3), dass erneuerbare, «unerschöpflich[e]» Energie in Form von Solarstrahlung die Lösung darstellt: «Die Sonne strahlt viel mehr Energie auf die Erde, als ‹wir› – Mensch, Tier und Pflanze – je brauchen werden» (Becker-Boost & Fiala, 2001, S. 236). Das Schadstoffproblem wie im klimatischen Erwärmungseinfluss von anthropogen zugeschriebenem CO_2-Ausstoss in die Erdatmosphäre wird nur kurz umrissen (vgl. a.a.O., S. 276f.), obwohl ja genau dieser Punkt in der zeitgenössischen Wachstumskritik immer zentraler den Status einer Art wachstumsbegrenzenden Supergrenze erhalten hat (vgl. Kap. 2.3) und allein schon dieser Umstand zumindest eingehenderer Erörterung bedürfte. Insgesamt zeigt sich im wachstumstransformierenden Lösungsvorschlag von Becker-Boost und Fiala (2001) jedoch ein geteiltes inhaltliches Merkmal des gesamten Lagers der nicht vollständig wachstumsablehnenden, sondern wachstumstransformierenden Wachstumskritik: Die Lösung zur Wachstumsfrage lautet hier Ökonomie und Wachstum in einen Einklang zu bringen, indem auf eine «Kreislaufwirtschaft» (S. 198-205) hingearbeitet wird, denn «[w]ir leben zwar von der Substanz, aber wir verbrauchen sie nicht. Wir gebrauchen sie nur!» (S. 191). Solche die postulierten Wachstumsgrenzen versuchend einzuhaltenden Kreisläufe sollen auch «neutrale CO_2-Bilanzen» (a.a.O., S. 208) beinhalten und somit auch das immer mehr zur entscheidenden Wachstumsgrenzbestimmung erhobene Schadstoffproblem lösen.

Raworth (2017/2018) arbeitet das Konzept einer Kreislaufwirtschaft aus, welche laut These der WachstumstransformatorInnen im Einklang mit den Wachstumsgrenzen stünde. Statt einer linearen Wirtschaft, welche die materiellen Grundlagen unwiderruflich verbrauche, würde nach Raworth (2017/2018) eine solche Kreislaufwirtschaft vor allem auf einem Recycling-Imperativ beruhen: «[W]enn wir jedes Objekt, sei es ein Gebäude aus dem 18. Jahrhundert oder das neueste Smartphone, betrachten, als wäre es eine Batterie, die wertvolle Materialien und Energie speichert, dann beginnen wir […], diesen Wert zu erhalten oder neu zu schaffen» (S. 268). Selbst in einer solchen nach Nachhaltigkeitskriterien (scheinbar) möglichst optimal Ressourcen-einsetzenden und -verschonenden Kreislaufwirtschaft wären gewisse verbliebene Materialverluste zwar unvermeidlich, könnten aber auf Basis des «unendlichen Zufluss[es] von Sonnenenergie» (S. 265) ausgeglichen werden

(S. 268f.). Das Entropie-Gesetz wäre demnach eben doch keine *absolute* Grenze, wie manche (radikaleren) WachstumsablehnerInnen behaupten würden, obwohl dieses scheinbar auf harten naturwissenschaftlichen Prinzipien beruht. Denn in der Tat könnte man innerhalb der Nachhaltigkeitslogik – deren tieferes zahlenmaterialistisches Fundament zumindest hier noch nicht widerlegt werden soll – dem Lager der WachstumstransformatorInnen (und gleichzeitig der WachstumsbefürworterInnen) argumentativ unterstützend beipflichten: Niemand zwingt den Menschen dazu, sich in geschlossenen Systemen zu bewegen – warum *sollte* man dies überhaupt? *Ist* nicht gerade paradoxerweise das Vordringen des Menschen in den Weltraum, ein Vorgang, welcher ja erst Bouldings Weltbild des Raumschiffs Erde erheblich mental und materiell mit beeinflusste (z.B. durch die bildlichen Aufnahmen der Erde aus dem All; vgl. auch Kap. 2.3, dort Fn. 72), gerade der empirische Beweis, dass sich der Mensch eben nicht innerhalb der Systemgrenzen bewegen muss? Wer legt also die Möglichkeiten und Grenzen fest, innerhalb derer sich der Mensch im Kontext von naturwissenschaftlichen Gegebenheiten bewegen möchte? Um eine Analogie zu versuchen: Nur weil es ein Gravitationsgesetz gibt, ist der Mensch ja nicht gezwungen am Boden zu bleiben. Man kann wie Leonardo da Vinci eine Flugmaschine entwerfen, schlussendlich eine bauen und die Nutzung derselbigen ist zweifelsfrei keine Leugnung des Gravitationsgesetzes (respektive einer anderen naturphilosophischen Auffassung, warum die meisten schweren Gegenstände eher auf der Erdoberfläche bleiben, als einfach nach oben zu fliegen), sondern gerade die *performative Affirmation des Wissens um die Gültigkeit* des angenommenen Naturprinzips, hier des Gravitationsgesetzes. Welches Meta-Gesetz schreibt also dem Menschen vor, wie dieser mit der Natur und seinen Gesetzmässigkeiten umzugehen hat, und kann das hierfür notwendige Meta-Gesetzeskriterium aus dem Argumentationsrepertoire der zeitgenössischen Wachstumsdebatte mitsamt ihrer zugrundeliegenden Prämissen stammen?[87]

Ekins (2017), ein Befürworter von grünem Wachstum aus dem zweiten Lager der Wachstumsdebatte, stellt die Position der WachstumstransformatorInnen zur Möglichkeit und Wünschbarkeit von infinitem ökonomischen Wachstum systematisch dar. Dies ist eine der Grundfragen, an welcher sich sein Lager vom anderen wachstumskritischen Lager, dem Postwachstumslager, unterscheidet, und welche ja auf Basis der Rezeption der modernen Klassiker (Kap. 2.3) offen geblieben war. Für

[87] Die im Eingangskapitel 1 aufgestellte Gesamthypothese (vgl. dort Kap. 1.2) würde sich hierin so übersetzen, dass dies eben nicht der Fall ist, d.h. die zeitgenössische Wachstumsdebatte nicht in der Lage ist, diese Frage aufgeklärt zu beantworten. Meine Kritik betrifft dabei aber tatsächlich *alle drei* Lager der Wachstumsdebatte.

Ekins und die WachstumstransformatorInnen ist zwar eine empirische Korrelation zwischen einem (a) ökonomischen Wachstum und einem (b) physikalischen Wachstum im Grossen und Ganzen seit der industriellen Revolution feststellbar, aber es gäbe eben keine zwingende logische Notwendigkeit für diese Verbindung. Das rein ökonomisch-monetäre Wachstum wäre daher nicht problematisch, sondern aufgrund seiner (meist) positiven normativen *Konsequenzen* für die Menschen wünschenswert. Dieses gälte es daher weiterhin anzustreben im Sinne eines grünen Wachstumsimperativs. Einzig notwendig hierfür sei eine Transformation des Ökonomischen hin zu einem von physikalischen Folgen entkoppelten Wachstum (Ekins, 2017, S. 109-112). Damit werden systematisch zwei Wachstumsbegriffe ((a) und (b)) eingeführt, welche für die zeitgenössische Debatte zentralen ideellen (vgl. hier (a)) und materiellen (vgl. hier (b)) Status haben. Für Ekins (2017) und die WachstumstransformatorInnen steht der Wachstumsimperativ nun unter grünem Legitimitätsvorbehalt: «economic growth is only environmentally sustainable if it does not degrade or destroy important environmental functions» (S. 113). Zur systematischen Prüfung dieser Legitimitätsfrage wird eine weitere duale Kategorisierung vorgenommen, nämlich die Trennung zwischen (i) *relativer* und (ii) *absoluter* Entkopplung. Weiterhin tief in der weltanschaulichen Berechnungslogik äusserer, rein quantitativ konzeptualisierter Materie verankert sind diese beiden Entkopplungen folgendermassen definiert. (i) *Relative Entkopplung* herrscht, wenn es gelingt, dass die negativen Auswirkungen auf die Umwelt weniger stark wachsen, als das parallel steigende glücksbefördernde ökonomische, nicht-materielle Wachstum (a.a.O., S. 115; vgl. (a)). Dies sei auch in zahlreichen OECD-Ländern empirisch längst der Fall (vgl. ebd./a.a.O., S. 115-117). Entscheidend für die positive Bejahung der Nachhaltigkeitsprüffrage des grünen Wachstumsimperativs zur Einhaltung der physikalischen Grenzen der Erde (vgl. (b)) ist aber nicht die relative, sondern die (ii) *absolute Entkopplung* (vgl. auch Paech, 2018, S. 93). Diese ist dadurch definiert, dass ökonomisches, nicht-materielles Wachstum (wie Geld und Nutzen; vgl. (a)) weiterhin steigt, wohingegen das materielle Wachstum (vgl. (b)) dabei ganz gestoppt wird (Ekins, 2017, S. 115), sozusagen das Band zwischen diesen beiden Wachstumsformen ((a) und (b)) vollständig durchtrennt wird. Die konzeptuelle Anschlussfähigkeit an J. S. Mill und Keynes (Abs. 2.2.2) ist offensichtlich gegeben. Dieses Ziel wird dabei auch heutzutage weiterhin als Herausforderung angesehen, insbesondere im Hinblick auf die CO_2-Klimaschadstoffgrenzüberschreitungsfrage (Ekins, 2017, S. 117). Jedoch sei es eben genau die zentrale wachstumskritische Aufgabe, die real existierenden Möglichkeiten für die Lösung dieses Problems durch ökonomische Transformation

wissenschaftlich auszuloten und durch Technik schlussendlich umzusetzen (vgl. a.a.O., S. 118-132). Ansätze zur Umsetzung der Beseitigung der hier also vollständig anerkannten, aber als reparabel betrachteten Wachstumsnebenwirkungen ökonomischen Handelns reichen bis hin zu hoch komplexen technischen «Geoengineering»- und «Klimaintervention[s]»-Massnahmen, wie der direkten «Entnahme von CO_2 aus der Atmosphäre» oder der «Beeinflussung der Sonneneinstrahlung» bspw. durch Spiegel oder Sonnenschirme im Weltall (vgl. Akademien der Wissenschaften Schweiz, 2018).

Eine weitere Spielart der Wachstumstransformation betrifft den explizit sozialen Schwerpunkt, welcher bei Ekins, Raworth, sowie Becker-Boost und Fiala nur implizit vorausgesetzt wird durch die angenommene Kopplung von ökonomischem Wachstumsgegenstand (hier spezifisch meist Geld) und Glück (meist in diesem Kontext verstanden als Nutzen) und jeweils gerade nicht in Wechselwirkung zu den Einflüssen grüner Wachstumstransformation selbst untersucht wird. Pressman und Scott (2017) weisen in Anlehnung an die empirisch-ökonomischen Arbeiten von Thomas Piketty darauf hin, dass Wachstumsratensenkungen, welche ja mit einem grünen Wachstumstransformationsprozess zumindest in Teilbereichen einhergehen könnten,[88] soziale Ungleichheit verstärken. In dieser nicht mehr utilitaristisch-konsequentialistischen, sondern stattdessen egalitaristisch-konsequentialistischen ethischen Perspektive bedarf es daher diverser staatlicher Ausgleichsmechanismen wie Steuern, um die negativen sozialen Effekte von Wachstumstransformation und etwaiger partikularer Wachstumsrückgänge auszugleichen (Pressman & Scott, 2017, S. 370). Ethisch mit nochmals anderem Fokus macht Milanovic (2017) darauf aufmerksam, dass etwaig gesetzte Minimalversorgungs- respektive Suffizienz-Ziele gar nicht im Einklang mit einer gesamthaften grünen Wachstumsrücknahme (wie spezifisch von WachstumsablehnerInnen aus dem dritten Lager befürwortet) stehen, da letztere den ökonomischen Mindeststandard aller Menschen global auf ein zu niedriges Mass reduzieren würde. Deshalb wäre Wirtschaftswachstum durch neue grüne Techniken eben unvermeidlich, um *soziale und grüne* Ziele erfolgreich miteinander zu verbinden. Die zentralen Fragen nach der Definition von (wirklich) «grünem» und (wirklich) «sozialem» Wachstum bleiben hier gleichwohl offen,

[88] Zumindest für strukturelle Partikularbereiche der industriellen Wirtschaft muss dies ja auch für die grüne Wachstumstransformation angenommen werden. D.h. selbst bei anvisiertem, grün transformiertem, durchschnittlichem Gesamtwachstumsanstieg (grüner Wachstumsimperativ), müssen die spezifischen (Einzel-)«Wachstumsraten» bspw. der Erdölförderungsindustrie zurückgehen, mit allen Auswirkungen für die dort beschäftigten ArbeiterInnen. In der wirtschaftspolitischen Terminologie ist dieses Phänomen u.a. als Strukturwandel bekannt, hier in der Form eines grünen Strukturwandels.

insbesondere in ihrem zweifelsohne komplexen Beziehungs- und Abhängigkeitsgeflecht, welches ja wieder auf die grundlegende weltanschauliche Bestimmung von Mensch, Natur und einem glücklichen Leben zurückverweist. Erschwert wird diese Unklarheit dadurch, dass je nach Setzung, welcher quantitative ethische Zielwert optimiert werden soll – nämlich allgemeiner Nutzen für die grösste Zahl (Utilitarismus), möglichst Gleichheit zwischen allen (Egalitarismus; vgl. Hübner, 2014, S. 227f.) und/oder ein gewisser Mindeststandard an ökonomisch-materieller Versorgung für möglichst viele (Minimalversorgungsansatz; vgl. ebd.) – und je nachdem, wie sehr der Markt ökonomisch zu diesen jeweiligen Zielen womöglich beitragen sollte, ein mögliches, jeweils anders ausgedeutetes Spannungsfeld zwischen grünem Wachstum und sozialem Wachstum auch zu völlig unterschiedlichen normativen Handlungsempfehlungen selbst innerhalb des wachstumstransformierenden Lagers führen kann. Im Gegensatz zu Pressman und Scott (2017) fordert bspw. Fücks (2014) «*steigende* Investitionen und ein *höheres* Innovationstempo», d.h. «[a]uf Erfindungsreichtum und Unternehmergeist als Produktivkraft zu setzen». ‹Mehr Markt statt weniger Markt›, sowie ‹weniger Staat, statt mehr Staat›, wären damit jeweils der Weg zu grünem *und* sozialem (Nutzen-) Wachstum unter der Voraussetzung der absoluten Entkopplung von «Wertschöpfung und Naturverbrauch».

Das Lager der WachstumstransformatorInnen hat sich mittlerweile als äusserst einflussreich erwiesen, trotz seiner inneren Heterogenität und trotz (oder vielleicht sogar gerade aufgrund, so möchte ich anmerken) der offenbleibenden grundsätzlichen Bestimmungsfragen von Mensch, Natur, Ökonomie und Wachstum. Man könnte sogar so weit gehen zu behaupten, dass sich die Herangehensweise an das Thema Wachstum unter dem Dach eines grünen und/oder sozialen Wachstumsimperativs immer breiter durchsetzt, selbst in den Bereichen, wo lange Zeit der sogenannte unbedingte Wachstumsimperativ aus dem ersten Lager der Wachstumsdebatte geherrscht hat. Dessen zugeschriebenes Pendant auf Unternehmensebene, die *Verantwortung* von Unternehmen innerhalb der staatlichen Spielregeln ihre *Profite zu maximieren* (Friedman, 1970; vgl. auch Homann & Blome-Drees, 1992), ist mittlerweile längst nicht mehr *state of the art.* Es gibt kaum noch ein grosses Unternehmen, welches es sich leisten kann, auf eine Nachhaltigkeitsstrategie zu verzichten und immer mehr grüne und soziale Nachhaltigkeitslabels prägen die unternehmerische Landschaft entsprechend «moralisierter» ökonomischer Akteure (vgl. z.B. zusammenfassend Stehr, 2007). Sogar das World Economic Forum fordert die Einlösung von «environmental, social and good governance objectives» (WEF, 2019). Akademisch

gilt die Suche nach *true business sustainability* (Dyllick & Muff, 2016) längst zu einer wichtigen Aufgabe von Unternehmensforschung. Auch auf der makropolitischen Bühne ist die Beschreibung von Galbraith (2014/2016), Schmelzer (2016) und Victor (2008) zum allgegenwärtigen Wachstumsimperativ in den wichtigsten globalen Institutionen und Organisationen längst zu ergänzen durch ein ‹ja, aber eben ein grüner und ein sozialer Wachstumsimperativ›, was auch immer das letztlich bedeuten mag in Anbetracht des zahlenmaterialistischen Blickwinkels auf Mensch und Natur, sowie des damit einhergehenden, meist durch und durch ökonomis(tis)ch-perspektivischen Zugangs.[89] Die Europäische Kommission (2019) spricht vom «European Green Deal» und möchte die Ökonomie transformieren «with the aim of climate neutrality» (S. 4). Von der aktuellen französischen Regierung wird «green growth» als Policy propagiert (Ministère de la Transition écologique et solidaire, 2017, S. 7, S. 8, S. 11). «Make our planet great again» (a.a.O., S. 4) lautet die sich auf wirtschaftspolitischer Ebene immer stärker durchsetzende Devise grünen Wachstums in versucht klarer Abgrenzung (vgl. «Make America great again») zu verbliebenen VertreterInnen des klassischen Wachstumsimperativs.

Kritik an der Argumentation des Lagers eines «grünen» respektive «sozialen» Wachstums stammt daher auch so gut wie gar nicht mehr aus dem schwindenden ersten, unbedingt wachstumsbefürwortenden Lager, sondern eher aus den Kreisen mit einer gewissen oder ausgeprägten Nähe zum dritten Lager, den WachstumsablehnerInnen (vgl. z.B. T. Jackson, 2016/2017b, S. 137-159; Paech, 2018, S. 71-101). Die milde Version dieser Kritik sieht in der «Grünen Ökonomie […] eine Reihe positiver Elemente», ist aber nicht überzeugt vom Erfolg des Unterfangens, weil «[o]hne die Wunderkraft der Innovation […] die Versprechen auf grünes Wachstum nicht einlösbar [sind]» (Fatheuer et al., 2015, S. 60). Mit anderen Worten wird in der milden Kritik nicht die grüne Wachstumslogik per se kritisiert, sondern nur die Aussicht auf den innerhalb der Problemdefinition anvisierten Umsetzungserfolg. Interessanterweise trifft dieses Muster auch auf die vergleichsweise schärfere Version der Kritik am grünen Wachstum zu. Hier wird das Problem darin gesehen, dass «[sich] [e]ine Entkopplung des Wachstums von Energieverbrauch und CO2[sic!]-Emissionen […] als letztlich schwieriges Unterfangen herausgestellt [hat]» (M. Binswanger, 2019b, S. 241). Damit wird die Problemdefinition der WachstumstransformatorInnen

[89] Allzu schnell geht oft vergessen, dass ja auch das neuzeitlich-ökonomische Versprechen in seiner Standardversion lautet, mehr Nutzen für den Menschen zu generieren, damit also (ökonomistisch) «sozial» sei. Und auch für den für die Berechnung der gesamten (Welt-)Nutzenbilanz notwendigen Einbezug anderer Lebewesen hatten bereits utilitaristische Vordenker wie Jeremy Bentham zumindest bis zu einem gewissen Grad plädiert (vgl. Kniess, 2019).

akzeptiert und übernommen, ohne die zugrundeliegenden ethischen, epistemologischen und ontologischen Prämissen zu hinterfragen. Abgesehen von der eher pessimistischeren Prognose zur Umsetzung, unterscheidet sich daher auf dem ersten Blick die scharfe Kritik gar nicht allzu sehr von den milden KritikerInnen und den ja auch bereits selbst geäusserten Bedenken der zumindest reflektierten WachstumstransformatorInnen, genauso wie sie ihrerseits als kritische Einwände schon in den zugrundeliegenden neuzeitlichen (vgl. Abs. 2.2.2) und modernen Klassikern (vgl. Kap. 2.3) ansatzweise vorzufinden sind.

Diesen Vergleich so jetzt abzuschliessen, wäre jedoch auf dem zweiten Blick ein wenig zu kurz gegriffen. Was die Version der starken Kritik eigentlich vergleichsweise schärft, ist der *grundsätzliche Zweifel, dass die absolute Entkopplung erfolgreich umgesetzt* werden kann. «Die gerade von grünen Parteien behauptete Wirkungen einer ‹Entkopplung› sind oft Wunschdenken» (Brand, 2015, S. 23). Dieser Zweifel der KritikerInnen an grüner/sozialer Wachstumstransformation rekurriert unter anderem auf die in dieser Arbeit bereits mehrfach dargestellten «biophysikalischen Grundlagen unseres Wirtschaftens» (ebd.), ein Argument, welches jedoch aufgrund seiner tautologischen Beziehung zur von allen zeitgenössischen Lagern weitgehend akzeptieren Wachstumsproblemgegenstandsdefinition nicht erhellend wirkt. Als eigentlich gehaltvolle und an dieser Stelle der Arbeit neu auftretende Begründung des Zweifels an der Umsetzung absoluter Entkopplung, und damit als Kernstück der Kritik an den WachstumstransformatorInnen (vgl. Schmelzer & Vetter, 2019, S. 78-82), kann daher der «Rebound-Effekt» (vgl. Abs. 2.2.2; M. Binswanger, 2019b, S. 241f.) gelten. Dieser Effekt besagt vereinfacht gesagt, dass jegliche Effizienzgewinne anhand von äusseren technischen Optimierungen auf dem Weg zur Reduktion materiellen Schadens an der Umwelt auf einem ökonomischen Markt zu Feedbackschleifen führen, welche den zu messenden ursprünglichen positiven Effekt wieder nivellieren. Eine erheblich gesteigerte Treibstoffeffizienz führte bspw. zu geringeren Marktpreisen für Fortbewegung, weshalb sich mehr Menschen mehr Fortbewegung leisten könnten und diese auch vermehrt ausüben würden (ebd.; vgl. auch Paech, 2018, S. 75-89). Neues Wachstum ersetzte sozusagen stets eingespartes Wachstum, selbst auf psychologischer Ebene (a.a.O., S. 90-92). Wirkliche Wachstumskritik müsse daher darüber hinaus gehen, denn «[d]er systematische Zwang, permanent wachsen zu müssen, würde […] durch das grüne Wachstumsprogramm gar nicht berührt» (Loske, 2012, S. 37).

Beachtenswert ist dabei jedoch, dass sich die Kritik am Wachstumszwang hier in philosophisch-dualistischer Perspektive eben gerade nicht auf genuin ideeller Ebene

bewegt, wie bspw. bei den antiken Wachstumskritikern unter ontologisch-metaphysischen Vorzeichen (vgl. Kap. 2.1), sondern das *freiheitsrelevante*[90] *Kriterium* für das (Wachstums-)Subjekt eben doch entscheidend *an die zählbaren Konsequenzen anzudocken versucht wird*, obwohl Freiheit normalerweise eine deontologische Bedeutung im zweiten Paradigma der prima philosophia besitzt und cartesisch-kantisch nicht auf rein materielle Tatbestände reduzierbar ist. Die (Zählbarkeits-)Frage der absoluten Entkopplung wird so *zu einer der zentralen rein materiellen Fragen* zeitgenössischer Wachstumskritik im Sinne der zahlenmaterialistischen planetaren Grenzen [und eben nicht der echten Freiheit; Anm. des Autors]: «Das Ziel einer nachhaltigen Entwicklung setzt eine absolute Entkopplung voraus» (M. Binswanger, Jochem, Beltrani & Schelske, 2004; vgl. auch Luks, 2013, S. 24). Das *Entkopplungsproblem* verweist wiederum innerhalb dieser Logik stringent auf den *Rebound-Effekt*: «Wenn Entkopplung zu absoluten Reduktionen im Umweltverbrauch bei gleichzeitig wachsender Wirtschaft führen soll, wäre ein gesamtwirtschaftlicher Rebound-Effekt *ein wahrlich fundamentales Problem*» (a.a.O., S. 198; mit Hervorhebung) für die Kontrolle des Wachstumsgegenstandes. Und weil jedoch in der Umsetzung innerhalb dieser quantitativen Logik trotz einiger beachtlicher empirischer Partikularerfolge wie bei den traditionellen Luftschadstoffen Kohlenmonoxid (CO), Schwefeldioxid (SO_2), Stickoxide (NO_x) und den flüchtigen organischen Verbindungen ohne Methan (NMVOC) (M. Binswanger et al., 2004, S. 93-97) eine absolute Entkopplung im Bereich Klima, respektive hier CO_2-Ausstoss (ebd.), sowie bei weiteren Umweltbelastungen wie dem industriellen und landwirtschaftlichen Flächenverbrauch, nicht stattgefunden hat (a.a.O., S. 98-113), gäbe es in der Folge aus Sicht der (radikaleren) wachstumsablehnenden KritikerInnen auch ein fundamentales Problem mit dem grünen Wachstumsimperativ. Der grüne oder soziale Wachstumsimperativ sollte daher durch eine gänzliche Wachstumsüberwindung ersetzt werden, da ein grün oder sozial transformierter ökonomischer Gegenstand eben nicht in der Lage sei, dem Wachstumsgegenstandsproblem Einhalt zu gebieten. Im Umkehrschluss scheint es also so zu sein, dass wenn es hypothetisch doch möglich sein sollte, den Zustand einer absoluten Entkopplung zu erreichen, dann das Wachstumsproblem aus Sicht selbst zahlreicher KritikerInnen *in seiner zeitgenössischen funktionalistischen Problemdefinition gelöst wäre* und vermutlich

[90] Vgl. für diesen genuin normativen Freiheitsbegriff in kantischer Interpretation bspw. Pieper (2007) in klarer Abgrenzung zu materialistisch-empirischen, angeblich messbaren «Freiheits-»Konzeptionen: «Freiheit ist hier nicht an eine Grenze an der Faktizität gesetzt, sondern an der Freiheit anderer Menschen» (S. 21). Gleichwohl ist hiermit bei Pieper natürlich noch nicht geklärt, anhand *welcher Kriterien* wir bewerten, *wo*, *wann* und *wie* die Freiheit anderer Menschen (in entscheidender Weise) etwaig eingeschränkt wird oder eben nicht.

sogar der Grund für ein weiteres wachstumskritisches Lager, eine über die grüne und soziale Wachstumskritik hinausgehende Postwachstumskritik, entfiele, da ja dann die planetaren Grenzen doch wachstumstransformierend eingehalten werden könnten. Falls sich radikalere zeitgenössische Wachstumskritik jedoch nicht überflüssig machen möchte, sollte sich herausstellen, dass eine absolute Entkopplung (inkl. Berücksichtigung des Entropie-Arguments) eben doch umsetzbar wäre, bräuchte ebenjenes neue, dritte Lager der Wachstumsdebatte eine eigenständige Fundierung seiner Wachstumskritik, welche unabhängig von der bisherigen, seit Beginn der Neuzeit prominenten zahlenmaterialistischen Problemauslegung für sich allein stehen würde.

3.1.3 Drittes Lager: Anti-Wachstumsimperativ («Postwachstum»)

Die konzeptuellen Grundpfeiler des (3) dritten Lagers, also das der WachstumsablehnerInnen, sind nun auch in der Tat durchaus komplexer und die Binnenströmungen (vgl. Schmelzer & Vetter, 2019, S. 151-158) wohl noch heterogener als bei den WachstumstransformatorInnen (vgl. Abs. 3.1.2). Zahlreiche mögliche Herangehensweisen existieren, um die verschiedenen Spielarten von «Postwachstum» (z.B. Paech, 2018; Seidl & Zahrnt, 2010c), «Degrowth» (z.B. T. Jackson, 2016/2017b[91]; Kallis et al., 2015/2016; Victor, 2008[92]) und «Décroissance» (z.B. Latouche, 2005; 2007/2015) thematisch zu gliedern (vgl. Lorenz, 2016; Muraca, 2014, S. 40-44; Schmelzer, 2015). Für die Zwecke dieser Arbeit möchte ich zusammenfassend und idealtypisierend die in meinen Augen wichtigsten geteilten Prämissen und Hauptabsichten darstellen, und zwar über die verschiedenen, sich schon sprachlich-kulturell durchaus differenzierenden Spielarten hinweg, wohl wissend, dass es sich bei Postwachstum nur um einen «Dachbegriff» (Schmelzer & Vetter, 2019, S. 148) handelt. Letztlich ist es genau dieses geteilte Dach, respektive um diese Analogie richtig zu stellen, der geteilte Boden der (Post-)Wachstumskritik, welcher

[91] T. Jackson (2016/2017b) ordnet sich nicht direkt in die Degrowth-Bewegung ein (vgl. S. 232-235) und sieht auch kritisches Potential bei den grünen WachstumstransformatorInnen (vgl. S. 237). Insgesamt handelt es sich dabei jeweils aber um partikulare Relativierungen, denn auch T. Jackson möchte den «Weg zu einer ‹Postwachstums›-Makroökonomie» beschreiten (vgl. a.a.O., S. 230ff.). Es sei hier darauf hingewiesen, dass ganz generell die Einordnung bestimmter AutorInnen lediglich exemplarischen Zwecken dient vor dem Hintergrund der für die weitere Arbeit eigentlich relevanten idealtypisierten Argumentation hinter den verschiedenen Lagern.

[92] Victor (2008) verwendet den Begriff Degrowth zwar nicht explizit, aber seine Auslegeordnung für die Wirtschaft, nämlich dass diese «without growth» zurechtkommen sollte, in Verbindung mit seiner in der sprachlich angelsächsischen Denktradition verankerten Forderung, Wachstum zu überwinden, macht eine Einordnung in das Lager des Postwachstums, respektive hier der Degrowth, an dieser Stelle dennoch plausibel.

für die Zwecke dieser Arbeit interessiert, um nämlich zu prüfen, ob nicht auch dieser radikalste wachstumskritische Ansatz es verpasst, plausible Alternativen zum vorherrschenden Wachstumsimperativ darzubieten (vgl. Hyp. 1a, Kap. 1.2) und sich womöglich sogar selbst als mitkonstituierend für die eigentliche Wachstumsdynamik erweisen lässt (vgl. Hyp. 1b, Kap. 1.2). «Postwachstum ist nicht nur Kritik […]», wie in der zuvor skizzierten Kritik gegenüber den WachstumstransformatorInnen anhand der Frage der möglichen Erreichbarkeit absoluter Entkopplung (vgl. Abs. 3.1.2), «sondern auch Vorschlag und Vision für eine bessere Zukunft» (Schmelzer & Vetter, 2019, S. 146). Mit der Postwachstumsidee möchte man über die rein kritisch-theoretische Verwerfung der Lösungsversuche grüner respektive sozialer Wachstumstransformation hinausgehen und formiert sich aktiv in politischen Bewegungen (Kallis et al., 2015/2016, S. 17-20; Muraca, 2014, S. 26-33; Muraca, 2015). Durch die damit einhergehend nochmals verstärkte praktische Heterogenität «der Bewegung» im Geflecht von Wissenschaft, Politik und Aktivismus, und den keinesfalls immer klar definierten theoretischen Kernkonzepten (vgl. Schmelzer & Vetter, 2019, S. 149), entzieht sich dieses dritte Lager der Wachstumsdebatte auch einer allzu voreiligen Bewertung des von diesem «Postwachstums»lager wirklich eingenommenen Verhältnisses zum ökonomischen Gegenstand und zum Wachstumsgegenstand.

Die bisher von mir getätigte Zuschreibung des Anti-Wachstumsimperativs (vgl. Kap. 1.1) für dieses dritte Lager bedarf daher einer genaueren Erläuterung, denn die selbst erklärte Devise von PostwachstumsökonomInnen lautet ja gerade als quasi vorweggenommenes Gegenargument zu einer solchen festen Attribution, dass Wachstumsrücknahme ganz im Gegenteil gar «kein starres Dogma» sei (Latouche, 2007/2015, S. 126). Der vielleicht wichtigste Protagonist des französischsprachigen Décroissance-Arms der Bewegung zielt nach eigener Massgabe «auf ein neues Denken» und möchte dezidiert «anstelle von *De*-growth eigentlich von *A*-growth sprechen, im Sinne von A-theismus» (a.a.O., S. 25). Auch Kallis et al. (2015/2016) betonen, dass «Degrowth […] nicht zu verwechseln mit negativem *BIP*-Wachstum» sei (S. 21) und der «Schwerpunkt […] auf dem *Anders* und nicht nur auf dem *Weniger*» liegt (S. 20). D'Alisa, Kallis und Demaria (2015/2016) sprechen in diesem Zusammenhang auch anstelle von Degrowth respektive Décroissance von anzustrebender, politischer und kapitalismuskritischer[93] «Dépense» (S. 282). T.

[93] Nicht selten wird von zeitgenössischen WachstumsablehnerInnen das ökonomische System des Kapitalismus als Ursache des Wachstumsimperativs identifiziert (z.B. Lessenich & Dörre, 2014; Mahnkopf, 2014; vgl. zusammenfassend auch Schmelzer & Vetter, 2019, S. 100-110). Der ökonomische Gegenstand wird damit vor allem systemisch und historisch-materialistisch verstanden.

Jackson (2016/2017b) als bekannter Degrowth-Anhänger aus dem angelsächsischen Sprachraum möchte sich direkt auf Aristoteles berufen, um ein «gutes Leben» (S. 93) erfüllt von Glück ausserhalb der Gleichsetzung von «Quantität mit Qualität» (S. 97) anzuvisieren. Trifft meine provisorische Identifikation des Anti-Wachstumsimperativs mit dem dritten Lager der Wachstumsdebatte (vgl. Einl. in Kap. 3.1), d.h. dem Postwachstum, also doch nicht zu? Ist die Devise «*Weniger ist mehr!*» (Muraca, 2014, S. 71; vgl. auch Paech, 2018, S. 113ff.) [und damit auch besser; Anm. des Autors] also doch gar nicht der eigentlich zutreffende Leitspruch der radikalen WachstumsablehnerInnen, welche ja in den Worten Paechs (2009b) aufgrund der Rebound-Problematik innerhalb der Entkopplungsfrage nicht nur «quantitatives», sondern auch «qualitatives» Wachstum unbedingt ablehnen? Denn immerhin soll die praktische *Überwindung* des bisherigen ökonomischen Problemgegenstandes *und* gleichermassen des Wachstumsproblemgegenstandes in all seinen Facetten erreicht werden, nicht nur in ökologisch-materieller Absicht, sondern auch in kultureller Hinsicht (vgl. z.B. Latouche, 2007/2015, S. 31-40; Paech, 2018, S. 110-112). Ein solches Vorhaben verweist ja wiederum auf eine *Geistes*haltung und damit auf die ideelle Ebene des Wachstumsgegenstandes, weshalb das dritte Lager der Wachstumsdebatte zumindest auf dem ersten Blick nicht nur die materielle, sondern auch die ideelle Seite der Wachstumsfrage beleuchtet, womöglich gar nicht nur auf die konsequentialistisch-ethische Ebene des Fragespektrums ‹Wachstumsimperativ versus Anti-Wachstumsimperativ› reduziert werden kann, sondern auch eine ganzheitliche Beleuchtung und kritische Durchdringung der auch epistemologisch und ontologisch zu klärenden Wachstumsdynamik (vgl. Kap. 1.1) anstrebt. M. Binswanger (2019a) kritisiert in diesem Zusammenhang ja auch die «*Tretmühlen des Glücks*» und widmet sich ausgiebig dem *Glücks*begriff und nicht dem *Nutzen*begriff. Fast könnte man an dieser Stelle meinen, dass die WachstumsablehnerInnen durch eine integrative Einsicht der Problematik des von ihnen sogar womöglich ganzheitlich, d.h. des auch in seinen geistigen Voraussetzungen erfassten Wachstumsgegenstandes wieder zur aristotelischen Wachstumskritik (vgl. Abs. 2.1.2) des ersten Paradigmas der prima philosophia zurückkehren. Damit wäre die von mir formulierte Gesamthypothese 1 (Kap. 1.2) als Kritik an der zeitgenössischen Wachstumskritik bereits jetzt widerlegt (vgl. hierzu auch Kap. 7.2).

Dies wäre jedoch ebenfalls ein voreiliger Schluss, da die eigentliche Definition des ökonomischen Gegenstandes und des Wachstumsgegenstandes in dieser Arbeit

---

Im Regelfall unbeleuchtet bleibt dabei jedoch, und dies ist von grosser Bedeutung für diese Arbeit, dass das ökonomisch bedingte Wachstumsproblem als nicht nur rein materielles, sondern immer auch als ein ideelles und damit geistiges Phänomen zu verstehen ist.

noch nicht erfolgt ist (vgl. hierzu Kap. 4.3, Kap. 5). Genauso wenig wie bisher theoretisch sauber ausgearbeitet worden ist, wie das genaue Beziehungsgeflecht zwischen den materiellen und ideellen Aspekten ökonomischen Wachstums und das Verhältnis von Subjekt und Objekt vor dem Hintergrund der seit Descartes und dem zweiten Paradigma der prima philosophia herrschenden Problematik der Stellung der *res cogitans* gegenüber der *res extensa* in sich schlüssig ausgestaltet werden kann. Daher bleibt es weiterhin eine offene Frage, ob das Beherrschungs- und Quantifizierungsprogramm seit Beginn der Neuzeit, die «Mathematisierung der Welt» (Booms, 2013, S. 13) «und im Gefolge davon [die] moderne[…] Ökonomik» (ebd.), nicht doch weiterhin äusserst wirkmächtig ist in den expliziten oder impliziten Prämissen zeitgenössischer, radikaler (Post-)Wachstumskritik und damit nicht sogar doch die eigentliche Wachstumsdynamik versteckt antreibt (vgl. Hyp. 1a und Hyp. 1b, Kap. 1.2). BeobachterInnen der Debatte vermerken nicht umsonst, dass auch bei den AnhängerInnen der Postwachstumsökonomie, wie schon zuvor bei den VertreterInnen des zweiten Lagers der grünen und/oder sozialen Wachstumstransformation, «das Verhältnis zwischen Postwachstum und den Wirtschaftswissenschaften […] ambivalent» ist (Schmelzer & Vetter, 2019, S. 35). Zudem bilden die planetaren Grenzen der Erde und damit das derart definierte *materielle und zahlenmässig zu erfassende* Wachstum weiterhin den alles überspannenden Bezugsrahmen für das dritte Lager der Wachstumsdebatte, welches ideengeschichtlich auf die neuzeitlichen (vgl. Kap. 2.2, dort insb. Abs. 2.2.2) und modernen Klassiker (vgl. Kap. 2.3) angewiesen bleibt. Interessanterweise sauber ausbuchstabiert ist diese auf epistemisch-ontischer Ebene angesiedelte und gemeinsam geteilte weltanschauliche Quantifizierungsvoraussetzung aber gar nicht in der wachstumskritischen Literatur selbst, sondern in der modernen Erdsystemforschung, welche u.a. für die wissenschaftliche Feststellung der Erreichung bestimmter planetarer Grenzen (vgl. Kap. 1, dort Fn. 6) gewisse Kontrollmasse fordert, welche möglichst «comprehensive, aggregated, and measurable» sein sollten (Rockström et al., 2009a; vgl. hierzu zustimmend und lediglich mehr Präzision zu den quantitativen Messungen und Dynamiken einfordernd: Cornell, 2012). Es geht in dieser auch von der radikalen Wachstumskritik geteilten weltanschaulichen Axiomatik eben nicht im platonischen oder aristotelischen Sinne um ein gutes und tugendhaftes Leben an sich, sondern um «the art of living well *on a finite planet*» (T. Jackson, 2017a, S. 541; mit Hervorhebung). Auf grundsätzlicher Ebene hat also weiterhin die wirtschaftsphilosophische Klärung der ethischen («the art of living well») und der ontologischen, sowie epistemologischen (Was sind die entscheidenden Grenzen der

Erde und wie kommen wir zur Erkenntnis darüber?) Dimension, auch im Verhältnis zueinander, zu erfolgen.

Anhand der Kritik am grünen respektive sozial wachstumstransformierenden Lager ist in dem vorangegangenen Abschnitt (Abs. 3.1.2) bereits deutlich geworden, dass die ProtagonistInnen des dritten Lagers die *epistemologischen* und *ontologischen* Prämissen weitestgehend übernommen haben; die Erde sei eben zahlenmaterialistisch erfassbar und begrenzt. Weicht dafür die *ethische* Grundlegung der radikalen WachstumsablehnerInnen in entscheidender Weise von den beiden meist hoch konsequentialistisch-ethisch geprägten WachstumsbefürworterInnen (erstes Lager) und den WachstumstransformatorInnen (zweites Lager; vgl. ebd.) hinreichend ab, und ist diese Postwachstumsgrundlegung in der Lage ein plausibles Fundament für die zeitgenössische wachstumskritische Theorie darzubieten, welches die seit der Neuzeit epochale paradigmatische Neuinterpretation von Realität und Werten ausreichend (ethisch) mit reflektiert und in die eigene Kritik inkorporiert?

Um mehr analysefähige Struktur in die Argumente der PostwachstumsanhängerInnen hineinzubringen und damit die Grundlage für die Beantwortung dieser Fragen im Rahmen der Hypothese im späteren Analysekapitel 6 zu legen, möchte ich daher gerne insgesamt drei ethische Grundargumente herausarbeiten, welche je nach PostwachstumsautorIn einen mehr oder weniger grossen Stellenwert für die eigene spezifische theoretische Ausarbeitung hat. Zusammengenommen können diese drei ethischen Argumente in meinen Augen als die drei Grundpfeiler der Postwachstumsethik gelten. Alle drei ethischen Argumente zeichnen sich dadurch aus, dass sie der *konsequentialistischen Ethik*[94] zuzuordnen sind

[94] Diese Art der Zusammenfassung ist zweifelsohne umstritten und würde von vermutlich nicht wenigen VertreterInnen der Postwachstumsbewegung abgelehnt werden. Schmelzer und Vetter (2019) erkennen in der heterogenen Postwachstumsliteratur auch das nicht-konsequentialistische ethische Argument der «Selbstbestimmung» (S. 167f.), jedoch verstanden als «*kollektive* Selbstbestimmung» (ebd./S. 167; mit Hervorhebung). Die mit einem attestierten kollektiven Selbst auftretenden epistemischen und ontischen Bestimmungsprobleme eines (Transzendental-)Wirs können erst mit den Instrumenten des dritten Paradigmas der prima philosophia (vgl. Apel, 2011) zufriedenstellend gelöst werden. Sie verweisen auf die intersubjektiv gültigen Bedingungen von Erkenntnis und überschreiten die Grenzen des methodologischen Individualismus des zweiten und in dieser Arbeit perspektivisch hauptsächlich eingenommenen Paradigmas (vgl. Abs. 2.1.3, dort insb. Fn. 44). Dennoch lässt sich anhand eines problematischen, potentiell entindividualisierten Systemblicks auf das Kollektiv im Sinne einer die res extensa über die res cogitans erhebenden Weltanschauung auch Kritik mit den (cartesischen) Mitteln dieser Arbeit hieran formulieren, wobei hierzu erst einmal die theoretische Ausarbeitung des Cartesianismus als einer Verfallserscheinung cartesischen Denkens notwendig ist (vgl. hierzu Kap. 4.1). Basierend darauf lässt sich auch erst der in der Postwachstumsökonomie vorhandene epistemisch-normative Appell kritisch reflektieren, von einer Objekt- zur (hier jetzt individuell statt kollektiv gemeinten) Subjektorientierung überzuschreiten (Paech, 2018, S. 97-101). Gleichermassen wird erst nach dieser eigenen theoretischen Grundlegung die Aussage sinnvoll diskutierbar, dass «[e]in wichtiges Merkmal von Selbstbestimmung in Postwachstumskonzeptionen ist […], dass diese nicht im Sinne des Homo oeconomicus als

und damit als genuine «Zahlenethik[en]» (Heumann, 2016, S. 37; vgl. auch Booms, 2013, S. 10-15) den von mir definitorisch auf die moralische Ebene beschränkten Anti-Wachstumsimperativ in seinen unterschiedlichen Facetten hinreichend genau ausbuchstabieren. Diese drei (zahlen-)ethischen Kernargumente des dritten Lagers werden in den nun folgenden drei Teilabschnitten aufzeigt. Es sind das Nutzenmaximierungs- respektive «Glücks-»Argument (utilitaristischer Postwachstumsansatz, Abs. 3.1.3.1), das soziale Gleichheitsargument (egalitaristischer Postwachstumsansatz, Abs. 3.1.3.2) und das Mindeststandard-respektive Suffizienzargument (Minimalversorgungs-Postwachstumsansatz, Abs. 3.1.3.3).

3.1.3.1 Utilitaristischer Postwachstumsansatz

In der Postwachstumsliteratur bildet ein zentrales ethisches Argument gegen den Wachstumsimperativ dasjenige des Nutzens respektive des «Glücks». Dieses Argument gälte, so zumindest hin und wieder die Behauptung, auch «abgesehen von physischen Grenzen» (Paech, 2018, S. 112) und weist zumindest in dieser eigenständigen Form über die reine Kritik am zweiten Lager an der Umsetzung von grünem oder sozialem Wachstum hinaus. Mit Glück oder Nutzen müsste jedoch noch gar nicht zwingend eine utilitaristische Begründung für den Postwachstumsansatz gemeint sein. *Glück* könnte bspw. im aristotelischen Sinne auf *Eudaimonia* und damit auf einem antiken, ethischen nicht-konsequentialistischen und qualitativen Ansatz verweisen ohne den weltanschaulichen zahlenmetaphysischen Rucksack der Neuzeit. Selbst mit dem auf verrechenbaren Zahlenwerten basierten, quantitativen *Nutzen* müsste zudem noch gar nicht eine Maximierung für die grösstmögliche Zahl von Menschen und weiteren Lebensformen zwingend impliziert sein, sondern auch andere Zielverteilungen an Nutzen wie soziale Gleichheit (Egalitarismus; vgl. Hübner, 2014, S. 227f.) und/oder ein gewisser Mindeststandard an ökonomisch-materieller Versorgung (Minimalversorgung; vgl. ebd.) könnte damit gemeint sein. Wie werden die Begriffe des Nutzens und des Glücks also u.a. verwendet von den wichtigsten VertreterInnen der Postwachstumsökonomie?

---

individuelle Selbstverwirklichung verstanden wird» (Schmelzer & Vetter, 2019, S. 168). Dabei lautet meine These, dass diese Form der Kritik am Homo oeconomicus das cartesianistische, als Objekt verstandene Subjekt eben nicht kritisch aufhebt, im Blickwinkel der res extensa auf die Welt gefangen bleibt und somit auch das der Überhöhung des Homo oeconomicus und der eigentlichen Wachstumsdynamik zugrundeliegende Problem des Cartesianismus nicht zu lösen vermag (vgl. Hyp. 1a, Kap. 1.2). Als Resultat wäre die Wachstumsdynamik sogar durch den nicht ausreichend reflektierten ökonomischen Gegenstand perpetuiert (vgl. Hyp. 1b, Kap. 1.2).

Nach Paech (2018) ist Glück «als letzte Instanz oder Zielgröβe allen Wirtschaftens» (S. 148) anzusehen, jedoch sei damit ein «aufgeklärtes Glück» gemeint (S. 149). Wie T. Jackson (vgl. 2016/2017b, S. 94, S. 102-109) bezieht sich auch Paech (2018) dabei auf die moderne psychologische Glücksforschung, welche mit Easterlin (1974) frühen Einzug in die zeitgenössische Wachstumsdebatte gehalten hatte unter der Frage: «Does Economic Growth Improve the Human Lot»? PostwachstumsökonomInnen machen unter Bezug auf die modernen Klassiker der zeitgenössischen Wachstumskritik (Kap. 2.3) geltend (z.B. T. Jackson, 2016/2017b, S. 100), dass anhand empirischer Messwerte wie standardisierter psychologischer Fragebögen zum Wohlbefinden festgestellt werden könne, dass ab einem gewissen Grad an Wirtschaftswachstum, welches wir in den reichen westlichen Ländern bereits erreicht hätten, Anstiege im BIP eben zu gar keinem oder gar keinem signifikanten «Glückszuwachs» (z.B. Paech, 2018, S. 111; vgl. auch T. Jackson, 2016/2017b, S. 102-107) mehr führen würden. Interessanterweise wird Glück in diesem Argument *quantitativ* konzeptualisiert und die Begriffe Nutzen und Glück mischen sich austauschbar und ohne klare Abgrenzung zueinander (vgl. a.a.O., S. 96, S. 99; vgl. auch Paech, 2018, S. 110-112). Neben dieser ethischen Reduktion des ganzheitlichen Glücks auf blanken Nutzen gibt es eine *ökonomische Begründung*, weshalb der persönliche und gesamtgesellschaftliche «Glückszuwachs» bei immer grösseren Wachstumsraten ausbliebe, nämlich das des «abnehmenden Grenznutzen[s]» (T. Jackson, 2016/2017b, S. 105; vgl. auch Abs. 2.2.2). Es gäbe zwar eine Korrelation zwischen der ersten Variable des ökonomischem Besitzes oder des Reichtums mit der zweiten Variable des eigenen Glücks, aber diese Korrelation würde bei kontinuierlichem Anstieg der ersten Variable immer geringer ausfallen und führte damit zu immer geringeren Anstiegen bei zweiter Variable – verschwände aber als Korrelation empirisch interessanterweise auch nicht ganz (vgl. ebd.). D.h. je mehr Geld und Besitz man habe, desto weniger mache einen der zusätzliche Dollar noch vergleichsweise glücklicher. In den Worten Paechs (2012) ist die glücks- respektive nutzenbasierte Schlussfolgerung, die zum Anti-Wachstumsimperativ führt, klar: «Es entspricht ökonomischer Logik in Reinform, die Gesellschaft als Ganzes und individuelle Lebensstile von Ballast zu befreien, der Zeit, Geld, Raum und ökologische Ressourcen beansprucht, aber nur minimalen Nutzen stiftet» (S. 460; vgl. auch Paech, 2018, S. 130). Diese in ihrer Form prä-paretianische (vgl. Bruni, 2010; vgl. auch Abs. 3.1.1, dort insb. Fn. 84, Fn. 86), d.h. auf einer klassischen ökonomisch-hedonischen (kardinalskalierten) Gesamtnutzenskala und nicht auf einer modernen (ordinalskalierten) präferenzutilitaristischen Ökonomik basierte Schlussfolgerung

scheint dann auch für T. Jackson (2016/2017b) weitestgehend zu gelten, wobei er sich im Gegensatz zu Paech zumindest expliziter bewusst ist, dass der Frage nach dem «Indikator *echten* Fortschritts» (S. 101; mit Hervorhebung) immer auch die Frage nach der [epistemologisch zu eruierenden; Anm. des Autors] Gültigkeit unterschiedlicher Messmethoden zugrunde liegt (S. 108)[95].

Die spätestens an dieser Stelle notwendige wirtschaftsphilosophische Reflexion auf epistemologischer (*Wie* messen wir und nach welchen Erkenntniskriterien?) und ontologischer Ebene (*Was* messen wir eigentlich?) findet jedoch weder bei ihm, noch bei Paech (2018) statt, obwohl auch letzterer mit einer dezidierten *Realitätskategorie* die nur «*vermeintliche* Effizienz» (S. 30; mit Hervorhebung) des ökonomischen Wachstums beklagt. Ich werde mich später in der integrativen, d.h. auch die epistemischen und ontischen Aspekte berücksichtigenden Analyse dieser Problematik zuwenden vor dem Hintergrund der gesamten fraglichen Bestimmungsdynamik quantitativer Messwerte (vgl. hierzu z.B. Abs. 6.1.1). Als Fazit des ethischen Glücks- respektive Nutzenargumentes des dritten Lagers des Anti-Wachstumsimperativs kann an dieser Stelle festgehalten werden, dass das utilitaristische Nutzendenken ein hochgradig relevantes ethisches Fundament des Postwachstumsansatzes darstellt. Der Appell «Weniger ist mehr» (Paech, 2018, S. 113) [und damit auch besser, d.h. hier nutzenstiftender; Anm. des Autors] ist also keinesfalls nur eine rhetorische Floskel, geschuldet den politischen und aktivistischen Ambitionen der Postwachstums*bewegung*, sondern geht theoretisch konsistent aus einem utilitaristisch-ethischen Denkansatz hervor.

Dieser Befund ist im hohen Masse überraschend, gerade im Kontext der Kritik aus dem Postwachstumslager an der grünen respektive sozialen Wachstumstransformation (vgl. Abs. 3.1.2) und der weiter oben skizzierten theoretischen Anspruchshaltung an sich selbst in diesem dritten, unbedingt wachstumsablehnenden (radikalen) Lager. Insbesondere für den französischsprachigen Postwachstumszweig der Décroissance ist die Identifikation

[95] In der modernen Wirtschaftswissenschaft wird die Debatte auch ausserhalb der Wachstumsthematik vor allem ausgetragen zwischen AnhängerInnen der präferenztheoretisch orientierten Neoklassik und VertreterInnen von verhaltens- oder neuroökonomischen Ansätzen. Zwar liegen auch dort analog der von mir unterstellten Problematik der Argumente zwischen den Lagern der zeitgenössischen Wachstumsdebatte grundlegende ungelöste epistemologische und ontologische Bestimmungsfragen von Zahlenwerten zu Grunde, vollständige Ausführungen hierzu würden allerdings den Rahmen dieser Arbeit bei weitem sprengen. Im Rahmen der Analyse des utilitaristischen Postwachstumsansatzes werde ich jedoch einige Punkte aus der ökonomischen Debatte aufgreifen (vgl. Abs. 6.1.1), da hieraus sehr relevante Erkenntnisse zur eigentlichen (relativistisch-materialistischen, d.h. cartesianistischen; vgl. Kap. 4, dort insb. Kap. 4.1) Wachstumsdynamik hervorgehen.

mit dem Anti-Utilitarismus immerhin zentraler Bestandteil des theoretischen Selbstbildes (vgl. Romano, 2015/2016). Serge Latouche bspw. ist ideengeschichtlich in der Bewegung MAUSS (*Mouvement anti-utilitariste dans les sciences sociales*)[96] verwurzelt (ebd./S. 40, S. 43). Er behauptet «[d]ie Degrowth-Bewegung ist revolutionär und antikapitalistisch (sogar antiutilitaristisch)» (Latouche, 2007/2015, S. 142). Zudem übt Latouche (2001/2004) in seinem wirtschaftsphilosophischen Grundlagenwerk fundamentale Kritik an der automatischen Assoziation des ökonomischen Gegenstandes mit Vernunft (vgl. S. 83-92): «[D]ie ökonomische Vernunft [kann] ‹unvernünftig› genannt werden» (ebd./S. 83). Latouche mahnt in geradezu aristotelisch erscheinender Manier die «Verwechslung von Zweck und Mittel» an (a.a.O., S. 83-85), genauso wie «die Leere der Ziele» (a.a.O., S. 85f.), welche die «ökonomische Vernunft anstrebt» (ebd./S. 85). Der Nutzen sei ein «leerer Begriff» (a.a.O., S. 83) und «we have to deconstruct modernity's ideology of quantified happiness» (Latouche, 2018, S. 22). Diese Kritik an der Quantifizierung, der modernen Ökonomik und dem Utilitarismus, welche die (Latouchesche) Décroissance von den wirtschaftsphilosophisch auf Grundlagenebene weniger ambitionierten Ansätzen der Degrowth und des Postwachstums[97] unterscheidet, überträgt sich allerdings nicht zwangsläufig auf die eigentliche Postwachstumsökonomie der Décroissance, nicht mal bei Latouche selbst. Statt «sich auf ein neues Denken [zu] stütz[en]» (Latouche, 2007/2015, S. 25), kritisiert auch der prominente Protagonist der Décroissance nämlich in gewohnt ökonomisch-

[96] Alain Caillé als Urheber der MAUSS übt seine Kritik am Utilitarismus nicht nur auf ethischer, sondern auch auf wissenschaftsphilosophischer Ebene. Caillé (1988) sieht zwei zentrale wissenschaftstheoretische Vorannahmen des Utilitarismus als notwendig zum Verständnis der philosophischen Gesamtproblematik des Utilitarismus an: «Le premier postulat est que rien, dans la nature ou dans la société, ne s'explique par des causes transcendantes. Il faut se débarrasser des explications par la volonté divine, la providence ou la tradition héritée […]. Le second est qu'il n'est de science que du mesurable et du calculable» (S. 60). Beide Punkte verweisen auf die fundamentale paradigmatische Umwertung der Werte samt dem neuen (auch ontologischen) Realitäts- und Wissenschaftsverständnis im Übergang vom ersten zum zweiten Paradigma der prima philosophia inkl. der (transzendental-)epistemologischen Probleme innerhalb des zweiten Paradigmas (vgl. Abs. 2.1.3, Abs. 2.2.1, Abs. 2.2.2): der erste Punkt auf den Status des Relativismus in der (Post-)Moderne, welcher ohne einen absoluten metaphysischen Begründungsanker in einer «transzendenten» Realität auskommen möchte und der zweite Punkt auf den Zahlenmaterialismus. Beide von Caillé mit dem Utilitarismus identifizierten Annahmen decken sich in relevanten Aspekten mit den zentralen Bestandteilen meiner eigenen Kritik am Cartesianismus als relativistisch-materialistischer Erkenntnistendenz (vgl. Kap. 4.1, dort insb. Abs. 4.1.3) im Kern der Wachstumsdynamik. Dies ist insofern beachtlich, dass Caillé und ich aus offensichtlich eher unterschiedlichen Denktraditionen stammen.

[97] An dieser Stelle verwende ich den Begriff Postwachstum ausnahmsweise nicht als Klammerbegriff für alle zeitgenössischen wachstumsablehnenden Ansätze, d.h. inkl. der degrowth- und Décroissance-Ansätze (vgl. Kap. 1.2, dort Fn. 18), sondern im engeren Sinne der spezifisch deutschsprachigen Spielarten aller (radikalen) WachstumsablehnerInnen, d.h exkl. der degrowth- und Décroissance-Ansätze.

funktionalistischer Perspektive die «ökologischen *Schulden*» (a.a.O., S. 46; mit Hervorhebung) des Wachstumsimperativs. Er fordert demgegenüber «aus weniger Besseres und mehr zu machen» (a.a.O., S. 88). Konkret beinhaltet sein Postwachstumsprogramm die Verringerung des «ökologischen Fußabdruck[s]» und die «Internalisierung von externen ökonomischen Fehlsteuerungen (Schäden, die Akteure anrichten und deren Kosten auf die Gemeinschaft abwälzen)» (a.a.O., S. 115). Derartige, auf moderner moralökonomischer Verrechnungslogik basierende Massnahmen, welche genauso gut auch von VertreterInnen aus dem zweiten *und* sogar aus dem ersten Lager der Wachstumsdebatte stammen könnten, sind von zentraler Problembedeutung für die (damit womöglich nur noch scheinbare?) wachstumsablehnende Umsetzung einer Postwachstumsökonomie (vgl. a.a.O., S. 109f.; Latouche, 2005, S. 286).

Selbstkritisch gestehen dann auch D'Alisa et al. (2015/2016) ein: «Umweltschützern fällt es oft schwer, die nichtutilitaristische Verschwendung von Ressourcen zu akzeptieren, weil ihr *Imaginäres* so eng mit der Vorstellung einer Knappheit natürlicher Ressourcen verwoben ist» (S. 283). Latouche (2005) erkennt ebenso die Paradoxie seiner womöglich eben doch gar nicht so «postwachstums»ökonomischen Handlungsanweisungen:

> L'internalisation des déséconomies externes, en principe conforme à la théorie économique orthodoxe, permettrait, si elle était poussée dans ses ultimes conséquences, de réaliser à peu près complètement le programme d'une société de décroissance. Le programme d'une politique de décroissance est donc paradoxal. […] Le paradoxe du programme tient en ce que la perspective de mise en œuvre de propositions réalistes et raisonnables comme l'internalisation des déséconomies externes a peu de chances d'être adoptée et moins encore d'aboutir sans une subversion totale. (S. 286f.)

Jedoch gibt es trotz Einsicht in diese Paradoxie, respektive in den Selbstwiderspruch, an dieser Stelle der Literatur keine weitere relevante wirtschaftsphilosophische Vertiefung und Reflexion dieses Widerspruchs. Im Gegenteil: Die Internalisierung von Externalitäten wird nur im strategischen Sinne als problematisch angesehen, weil diese aus politischen Akzeptanzgründen so schwierig umzusetzen sei («a peu de chances d'être adoptée»). Vernünftig sei die Internalisierungsmassgabe zur Lösung des Wachstumsproblems (vgl. ebd./S. 286) aber allemal und ein vollständiges gesellschaftliches Umdenken würde die Chancen zur Umsetzung erhöhen. Aber was

würde hier denn genau umgesetzt werden, wenn *nicht gerade* die idealisierte Einlösung des Versprechens des modernen ökonomischen Beherrschungs- und Optimierungsprogramms, statt eines wirklichen Resultates eines ökonomismuskritischen Reflexionsprozesses der Gesellschaft? Ist das eigentliche Wachstumsproblem also gar nicht durch die Fehlerhaftigkeit des bisherigen ökonomischen Gegenstandes verursacht (vgl. in diesem Zusammenhang auch den Obersatz, Kap. 1.2), sondern kann die Wachstumsfrage gerade durch die *wahre* Umsetzung des ökonomischen Gegenstandes, d.h. durch die vollständige (Markt-) Internalisierung sämtlicher bisheriger marktexterner (ökologischer und sozialer) Kosten, funktional gelöst werden? Dies wäre jedoch das Versprechen des ersten und zweiten Lagers der Wachstumsdebatte, welche der Forderung der Internalisierung von Externalitäten zweifelsohne auch zustimmen würden.[98]

Wieso also fällt es in der Tat so schwer, sich aus der ökonomischen Brechungslogik zu lösen, selbst für einen Autoren, dem die subjektseitige Problematik des «*homo oeconomicus*» bewusst zu sein scheint in Form einer von ihm kritisierten Reduktion eines Subjekts auf «eine einfache und einzige Rechenmaschine, welche die als Nutzen in ihre individuelle oder als Geld in ihre soziale ‹Münze› konvertieren Sensationen quantifiziert» (Latouche, 2001/2004, S. 87)? Erst unter Berücksichtigung «tieferer Wertungen und Strömungen, psychologischer, ja, metaphysischer Voraussetzungen» (Simmel, 1907/1989, S. 13; vgl. auch Eingangszitat zu Beginn des Kapitels 2) kann versucht werden, eine fundierte Antwort zu geben auf diese auf geistiger Ebene anzusiedelnden Paradoxien in den Versuchen den ökonomischen Gegenstand zu kritisieren von Seiten der heutigen WachstumskritikerInnen. Am Ende des Analysekapitels in der Diskussion werde ich mich diesem Punkt wieder widmen (vgl. Kap. 6.2). Dabei wird vor allem Latouches (2001/2004) *Gleichsetzung des Homo oeconomicus mit dem cartesischen souveränen Subjekt* (vgl. S. 87-89) als die entscheidende problematische geistige zahlenmaterialistische Weichenstellung deutlich werden, welche die *res cogitans* auf die *res extensa* reduziert und ihrerseits hervorgeht aus einem verselbständigten, d.h. nicht mehr auf seine Grundlagen hin reflektierten cartesianistischen Denken, einem hoch problematischen und letztlich irrigen Erkenntnispfad des zweiten Paradigmas der prima philosophia (vgl. Abs. 2.2.1, Abs. 2.2.2). In diesem Zusammenhang soll damit ein besseres Verständnis dafür

[98] Für eine Übersicht und Kritik der wirtschaftswissenschaftlichen Versuche durch Internalisierung von negativen externen Effekten den ökonomischen Gesamtoutput zu erhöhen und gleichzeitig die Verletzung von Eigentumsrechten Dritter einzuhegen, entweder auf Basis von staatlicher Durchsetzung wie bspw. Steuern, oder anhand von ökonomisch sogar konsequenteren Marktinternalisierungsverhandlungen, vgl. Ulrich (1993, S. 249-253) und Thielemann (1996, S. 45-100).

erzeugt werden, dass sich in dem zeitgenössischen Ringen um die Kritik des Wachstumsgegenstandes im Spannungsfeld des ökonomischen Gegenstandes eine tiefergehende Suche um einen Orientierung-gebenden Halt in einem brüchig gewordenen Realitätsverständnis spiegelt. Diese Suche mündet aber selbst bei auf dem ersten Blick ökonomiekritischen DenkerInnen ironischerweise immer wieder in quantitative und ökonomis(tis)che Lösungen für die «Überwindung» des Wachstumsproblems.

3.1.3.2 Egalitaristischer Postwachstumsansatz

Nun ist das Nutzen*maximierungs*- respektive «Glücks-»*maximierungs*argument nur eines der drei gesamten in der Literatur der Postwachstumsbewegung vorkommenden ethisch-konsequentialistischen Argumente. Neben dem utilitaristischen Postwachstumsansatz gibt es auch ein soziales Gleichheitsargument im Sinne eines egalitaristischen Ansatzes (vgl. z.B. Seidl & Zahrnt, 2010b, S. 230). Könnte hierin die Lösung des Selbstwiderspruchsproblems der WachstumsablehnerInnen bestehen, welches in der utilitaristischen Argumentation bei selbst beanspruchtem Anti-Utilitarismus mutmasslich zu Tage tritt (vgl. Abs. 3.1.3.1)? D.h. könnte der wirklich tragende ethische Pfeiler statt im utilitaristischen im egalitaristischen Postwachstumsansatz liegen? Eine Antwort hierauf werde ich auch erst in der Analyse geben können (vgl. hierzu Abs. 6.1.2), nachdem ich mit der Kritik am Cartesianismus (Kap. 4) die Verwandtschaft und letztlich die (aus epistemologischen Gründen) Ununterscheidbarkeit zwischen egalitärem und utilitärem Denken deutlich machen werde. An dieser Stelle sei zuerst einmal das egalitäre Argument selbst aus der Postwachstumsliteratur nachgezeichnet.

Schmelzer und Vetter (2019) benennen als wichtige ethische Komponenten der angestrebten Postwachstumsgesellschaft «globale ökologische Gerechtigkeit» (S. 159-163) und «soziale Gerechtigkeit» (S. 165-167). «Die sozialökonomische Wachstumskritik betont, dass mehr materielle Gleichheit innerhalb von Gesellschaften die Lebensqualität stärker steigere als zusätzliches Wachstum und daher auf lange Sicht auch aus Gerechtigkeitsperspektive Wachstum überflüssig mache» (ebd./S. 165). Wenn man die theoretischen Verstrickungen von Utilitarismus und Egalitarismus in dieser Argumentation («die Lebensqualität *stärker* steigere […] und daher *auf lange Sicht auch aus Gerechtigkeitsperspektive* Wachstum überflüssig mache»; mit Hervorhebung) mal an dieser Stelle aussen vor lässt, kann zusammenfassend erst einmal attestiert werden: «Fast alle wachstumskritischen

Autorinnen sprechen sich daher für eine egalitäre Gesellschaft aus» (Schmelzer & Vetter, 2019, S. 165). Muraca (2014) sieht die Postwachstumsgesellschaft erst dann verwirklicht, wenn «die Ungleichheit möglichst gering bleibt» (S. 80). Sie erklärt:

> Ungleichheit ist darum ein wichtiger Wachstumstreiber, weil sie den konstanten Vergleich und den Wunsch nach sozialem Aufstieg anregt. Da sich die Messlatte aber ebenfalls kontinuierlich nach oben verschiebt, ist Ungleichheit daher auch – wie zahlreiche Studien nachweisen – eine der wichtigsten Ursachen für Unzufriedenheit und eine Verschlechterung der Lebensqualität. (ebd.)

Neben der teilweise instrumentellen Sichtweise auf soziale Gleichheit – diese sei scheinbar gar nicht an sich problematisch, sondern *weil* sie ein «wichtiger Wachstumstreiber» sei – wird auch hier ähnlich wie in der utilitaristischen Wachstumsablehnung eine externe Glücks- respektive Nutzenskala («Unzufriedenheit» und «Lebensqualität», wobei hier eben auch letztere quantitativ verstanden wird im Sinne der relationalen Verbesserung oder eben «Verschlechterung») ins Spiel gebracht. Auch dies bedarf einer eingehenden Analyse zu späterem Zeitpunkt (vgl. Abs. 6.1.2) vor dem Hintergrund des Quantifizierungsbestrebens einer potentiell sehr problematischen Auslegung des zweiten Paradigmas der prima philosophia, welche nicht nur die äussere Welt, sondern auch das innere Subjektbefinden des Menschen letztlich als zahlenmässig erfassbar und rein auf Zahlen reduzierbar betrachtet.

Des Weiteren fällt die harmonische Verbindung zwischen dem grünen und sozialen Aspekt der Postwachstumskritik auf. Wohingegen bei der grünen und sozialen Wachstumstransformation im zweiten Lager der zeitgenössischen Wachstumsdebatte auch Spannungsfelder zwischen grünem und sozialem Wachstum in verschiedenen Variationen angesprochen werden (vgl. Fücks, 2014; Milanovic, 2017; Pressman & Scott, 2017; vgl. auch die Ausführungen zum zweiten Lager im Abschnitt 3.1.2), scheint für das Postwachstumslager mit Ausnahme von globalen, transnationalen Verteilungsfragen[99] die Devise zu gelten, dass *eine grüne*

[99] An dieser Stelle gilt es zu differenzieren und den Unbedingtheitscharakter der WachstumsablehnerInnen einzuschränken. Die Frage der in zahlreichen Ländern der Welt herrschenden absoluten Armut wird auch innerhalb des dritten Lagers durchaus nicht selten derart beantwortet, dass dort klassisches ökonomisches Wachstum weiterhin notwendig sei, um dort gewisse Lebensgrundlagen sicher zu stellen (vgl. z.B. Schmelzer & Vetter, 2019, S. 160f.). Dieser regionalspezifische Wachstumsimperativ aus dem Lager des Anti-Wachstumsimperativs wird erst vor dem Hintergrund des Suffizienzargumentes im Zuge des Minimalversorgungsziels verständlich (vgl. folgenden Teilabschnitt 3.1.3.3). Der zwar nicht aus der genuinen Wachstumsdebatte, jedoch aus der Klimaethikdebatte kommende Henry Shue (2010) fasst dieses transnationale (Pro Wachstums-

Überwindung des bisherigen ökonomischen Gegenstandes und des Wachstums *gleichzeitig eine soziale Erneuerung* bedeuten würde. Paech (2018) führt bspw. an, dass die «*Nutzungsintensivierung durch Gemeinschaftsnutzung*» eines Gebrauchsgegenstandes sozial und ökologisch sinnvoll sei im Sinne urbaner «Subsistenz», um so überflüssige, d.h. umweltbelastende Mehrfachanschaffungen des gleichen Produktgegenstandes innerhalb einer Gemeinschaft zu vermeiden (S. 120). *Ökologische* Nachhaltigkeit würde dadurch gleichzeitig auch mehr Menschen Zugang zu Gütern geben, welche ihre grundlegenden Bedürfnisse stillten. Ein beachtlicher Hauch von keinesfalls Markt- oder Ökonomiegegenstands-kritischer *Sharing Economy* scheint hier durch die postwachstumsökonomischen Ausführungen zu wehen, welche in diesem Sinne eher an eine grün-sozial-egalitär betonte Variante der von Ulrich (2008) kritisierten «*ökonomistische[n] Gemeinwohlfiktion*» erinnern (vgl. S. 193), als an die Überwindung derjenigen Form des ökonomischen Gegenstandes, welche in den Wachstumsimperativ mündet (vgl. Kap. 1.2).

Etwas differenzierter äusserst sich T. Jackson (2016/2017b) zur Vereinbarkeit von sozialen Gleichheitszielen und von grünen Zielen in einer Postwachstumsgesellschaft, wenn auch ebenfalls unter klaren harmonistischen Vorzeichen (vgl. S. 252-255). Nach einem ökonomischen Blick auf die «Algebra der Ungleichheit» (ebd./S. 253), kommt er zu dem Schluss, dass das egalitäre Argument von KritikerInnen des Postwachstumslagers meist eher zu Unrecht in Stellung gebracht wird gegen eben die Postwachstumsgesellschaft. Stattdessen würde die Lösung zum Harmonismus von grünem und sozialem Anti-Wachstum in der praktischen Kultivierung des Dienstleistungssektors liegen:

> Zusammengefasst lässt sich sagen, dass diese endlose Ausbeutung des Arbeitslebens auf der Jagd nach Produktivitätsgewinnen für die Kapitaleigentümer nicht nur dem Wohlstand schadet, sondern auch der sozialen Gerechtigkeit abträglich ist. Umgekehrt aber, wenn wir die Zeit, die von den im Dienst am anderen arbeitenden Menschen aufgebracht wird, schützen, fördern

)Minimalversorgungsargument, welches für ärmere Weltgegenden grundsätzliche ökologische Einwände übertrumpfen könne, folgendermassen zusammen: «[...] CO2 emissions of most countries that contain large percentages of the human population will be rising for some time. I believe that the emissions from these poor, economically less developed countries also ought to rise insofar as this rise is necessary to provide a minimally decent standard of living for their now impoverished people» (S. 202). Eine genuin konsequentialistisch-egalitaristische, d.h. ausserhalb der Prämissen des Minimalversorgungskonsequentialismus (vgl. Abs. 3.1.3.3) stattfindende Debatte zur sozial-ökologisch gerechten Verteilung von bspw. sogenannten CO_2-Verschmutzungskontingenten findet ebenfalls im akademischen Sub-Feld der Klimaethik- respektive der Klimagerechtigkeitsdebatte statt (vgl. z.B. Ekardt, 2012; Moss & Kath, 2018).

> und entsprechend wertschätzen, dann ist es durchaus möglich, dass es in einer Postwachstumsökonomie eher mehr als weniger gerecht zugeht. (a.a.O., S. 254)

Erstaunlicherweise drängt sich in dieser skizzierten Lösung der Vereinbarkeit eines ethisch-egalitaristischen Ansatzes mit dem Postwachstum die Frage auf, warum die Entkopplungsproblematik (vgl. Abs. 3.1.2) beim Dienstleistungssektor plötzlich nicht gelten sollte. Denn die für die Postwachstumslagereigenlegitimation essentielle Verwerfung der Möglichkeit der absoluten Entkopplung ökonomischen Wachstums von den daraus folgenden materiell-grenzüberschreitenden, konstitutiven Wachstumsbestandteilen (Energie, Rohstoffe, Schadstoffe, usw.) scheint nun für einen Teilbereich der ökonomischen Sphäre, denjenigen des «Dienst[es] am anderen arbeitenden Menschen», nicht mehr zu gelten. Warum aber nicht? Könnte denn nicht auch eine hypothetisch reine Dienstleistungswachstumsgesellschaft an die planetaren Grenzen stossen, wenn der auch mit den Dienstleistungen unweigerlich gekoppelte Output entsprechend hoch genug ist? Oder lautet die implizite Zusatzprämisse schlichtweg, dass dies schon nicht so passieren würde, weil der Dienstleistungssektor derart weniger wachstumsrelevanten Output verursachen würde als die Mineralölindustrie, Kohleindustrie, usw.? Falls letztere Zusatzprämisse – aus welchen Gründen auch immer – stimmen sollte, wäre nicht dann auch eine egalitäre sogenannte Postwachstumsgesellschaft denkbar, welche (nahezu) ihre gesamte ökonomische Aktivität in den Dienstleistungssektor katalysiert hat, keine quantitativ-materiellen Wachstumsgrenzen überschreiten würde – was immer das auch *letztlich* bedeuten würde –, aber trotzdem gewissen Wachstumsproblemen wie bspw. Wachstumszwängen auf *ideeller* Ebene unterliegen würde? Was wäre dann aber ein Kriterium für die *genuin ideelle Seite* der Problematik des Wachstumsimperativs, welche unabhängig von quantitativen und materiellen Indikatoren auskäme? Hierzu bräuchte es offensichtlich einen gehaltvollen Begriff eines Wachstumsgegenstandes, welcher sich nicht auf relationalistische und zahlenmaterialistische Aspekte reduzieren liesse und insbesondere das Verhältnis von den kommensurabilisierenden Zahlen und der gezählten Materie auf wirtschaftsphilosophischer Ebene grundlegend zu klären versucht. In diesem Sinne verweisen die ungeklärten Probleme innerhalb der egalitären Zielsetzung des Postwachstumsansatzes wieder auf zwei grundlegende Paradoxien des wachstumsablehnenden Lagers: zum einen auf die allgegenwärtige Postwachstumskritik am Materialismus (T. Jackson, 2016/2017b, S. 183-185) und materialistischen Konsummodellen (z.B. Paech, 2018, S. 67-70) bei gleichzeitiger Hervorhebung des Wachstumsproblems als *materielles* Problem planetarer Grenzen

(vgl. Kap. 2.3, vgl. auch diesen gesamten Abschnitt 3.1.3) und zum anderen auf die intendierte Überwindung des bisherigen ökonomischen Gegenstandes bei jedoch gleichzeitiger Verwendung genau derjenigen quantitativen Methoden und Denkmuster, welche für den modernen ökonomischen Gegenstand überhaupt erst *ideell* tragend sind (vgl. hierzu Kap. 4.3).

3.1.3.3 Minimalversorgungs-Postwachstumsansatz

Neben der utilitaristischen und egalitaristischen Argumentation findet sich in der Postwachstumsliteratur noch ein weiterer ethischer Konsequentialismus, welcher ebenfalls – wie im Folgenden zu zeigen ist – auf einer rein zahlenmässigen teleologischen Verrechnungslogik basiert: das Suffizienzargument. Es lässt sich sogar durchaus plausibel behaupten, dass dieses dritte Argument der womöglich wichtigste tragende ethische Pfeiler für die WachstumsablehnerInnen ist. Zumindest spielt dieser Mindeststandardansatz anerkanntermassen «eine wichtige Rolle» (Schmelzer & Vetter, 2019, S. 163). Dies ist wohl auch darauf zurückzuführen, dass es viele wissenschaftliche und politische Schlagwörter der Postwachstumsbewegung bündig vereint wie «Selbstbegrenzung, Konsumverminderung, Entschleunigung und die Aufgabe von Wohlstandsballast» (ebd.). «[D]ie Frage nach dem rechten Maβ» (ebd.), welche diesen Appellen zugrunde liegt, mutet auf dem ersten Blick abermals aristotelisch an. Jedoch wird bei den verschiedenen Operationalisierungen des Begriffs in der Postwachstumsliteratur eine zahlenmaterialistische Schlagseite deutlich sichtbar, und zwar im Sinne eines teleologisch-quantitativen Minimalversorgungsansatzes (vgl. z.B. Hübner, 2014, S. 227f.), welcher eben *nicht* kompatibel mit der aristotelischen (Wirtschafts-)Philosophie (vgl. Abs. 2.1.2) ist. Paech (2013) bspw. definiert Suffizienz als «den freiwilligen Verzicht des nicht Notwendigen aus der Einsicht, dass die Natur geschont werden muss» (S. 44). Die Anbindung an die – immer auch epistemisch und ontisch zahlenmaterialistisch vorgeprägte – Nachhaltigkeitslogik («die Natur […]schon[en]») innerhalb der empirisch zu erfassenden und zu bemessenden planetaren Grenzen relativiert, wie schon bei den anderen ethischen Postwachstumsargumenten in den vorangegangenen beiden Teilabschnitten (Abs. 3.1.3.1, Abs. 3.1.3.2), die geistige und materielle Eigenständigkeit des ethischen Fundaments des Anti-Wachstumsimperativs ausserhalb der zuvor von mir explizierten weltanschaulichen Vorannahmen erheblich. Bei Paech ist Suffizienz ausserhalb des quantitativ-relationalistischen Paradigmas, welches seit Beginn der Neuzeit (vgl. Kap. 2.2) und der Moderne (vgl. Kap. 2.3)

Wachstumskritik kennzeichnet, gar nicht denkbar. In diesem Sinne braucht es für Paech (2013) auch – in funktionalistischer Manier – eine sogenannte «Suffizienz*strategie*» (S. 44; mit Hervorhebung). Diese «bemüht sich um einen genügsamen, umweltverträglichen Verbrauch von Energie und Materie durch eine *geringe* Nachfrage ressourcenintensiver Güter und Dienstleistungen. Sie ist also fokussiert auf die *Verringerung* des Volumens benötigter Material- und Energiemengen durch eine Veränderung von Lebens- und Konsumstilen» (ebd.; mit Hervorhebung).

Der relationale Massstab (quantitative Mengen*verringerung* des Verbrauchs) ist also prägend auch für das Konzept der Suffizienz, wie schon für die anderen beiden ethisch-konsequentialistischen Argumentationspfeiler des dritten Lagers der Wachstumsdebatte. Es heisst eben «Weniger» statt «Mehr». Der Begriff der Suffizienzstrategie, dessen funktionale Zielabsichtskomponente in Form einer *per definitionem* aktivierenden und zukunftsgerichteten *Strategie* bereits auf dem ersten semantischen Blick in einem *Spannungsfeld zur* damit eigentlich implizierten *Genügsamkeit* steht, findet sich in der Postwachstumsliteratur tatsächlich regelmässig vor. Bspw. scheint Kleinhückelkotten (2012) nicht zwischen Suffizienz und Suffizienzstrategie zu unterscheiden (vgl. S. 281), was wiederum den Verdacht der streng ethisch-teleologischen Prägung – unter modernen zahlenmaterialistischen, nicht-aristotelischen (vgl. Abs. 2.1.2) Vorzeichen – des geistigen Hintergrunds des Suffizienzbegriffs untermauert. Stengel (2012) unterscheidet zwischen zwei verschiedenen Suffizienzstrategiebegriffen, der «allgemeine[n]» und der «enge[n]», wobei letzterer durch die Ausbuchstabierung wirtschaftspolitischer Zielgrössen in Konsumproblembereichen wie Mobilität, Ernährung, sowie Bauen und Wohnen (S. 286) hier nicht weiter von Relevanz sein soll, da dieser keinen zusätzlichen systematischen Analysegehalt für die Zwecke dieser Arbeit aufweist. Ersterer, der Begriff der entscheidenden «allgemeine[n] Suffizienzstrategie», bindet den «Verbrauch von Gütern und damit von Ressourcen und Energie» an das Kriterium der «ökologischen Schranken» zurück (ebd.). Dies verweist abermals auf die epistemologische und ontologisch relevante Setzung der quantitativ-materiellen Begrenztheit der Erde, ohne dessen eine Operationalisierung des zeitgenössischen Suffizienzbegriffs gar nicht auszukommen scheint. Der Versuch unter bestimmten modernen epistemischen und ontischen Setzungen einen Massstab, also ein Kriterium darzubieten für die Auflösung der «Frage nach dem rechten Maß» (Schmelzer & Vetter, 2019, S. 163), d.h. für die Wachstumsgrenzen-berücksichtigende Orientierung zwischen «Weniger» und «Mehr», kann aufgrund seiner relationalistischen Natur

nicht für sich allein stehen; das Relative verweist ja auf etwas Absolutes (vgl. hierzu später Kap. 4.1).

Auch die Abgrenzung zwischen der ethisch-*konsequentialistischen* Argumentation der Minimalversorgung, auf welche das Konzept der Suffizienz stets hinausläuft, und dem Utilitarismus, ist keinesfalls klar. Im Gegenteil zeichnet sich bei Paech (2018) eine Verschachtelung dieser beiden zahlenbasierten teleologischen Ethiken ab, indem das Kriterium der Feststellung des moralisch abzulehnenden Konsumierens über die Mindeststandard- respektive Suffizienz-Massstäbe hinaus an Effizienzverluste im Hinblick auf aufgewendete Zeit gekoppelt wird (vgl. S. 126-130).[100] Durch die *gesetzte* Voraussetzung, dass Konsumieren immer auch Zeit kosten würde (ebd./S. 127)[101], stellt die Zeit bei Paech folglich eine extern eingebrachte, zählbare Nutzen- und Bewertungsskala dar, welche den Gesetzen der zählbaren Begrenztheit von (hier Zeit-)Ressourcen gehorchte – zumindest ist dies so definitorisch von ihm so festgelegt – und damit immer als Nutzenwachstum-umkehrendes Element eine aus Nutzen- respektive Glücksgesichtspunkten normative Obergrenze darstellte, sobald das Wachstum in das Unnützliche kippen würde (vgl. Abs. 3.1.3.1). Ab einem gewissen Zeitbedarf, welcher stets an den ökonomischen Gegenstand des Konsumierens gekoppelt sei, «verzetteln wir uns» (Paech, 2018, S. 127) eben.[102] Paech drückt dies auch noch derart aus: «Was in der Medizin eine

[100] Noch etwas allgemeiner formuliert ist diese letztlich doch funktionalistische Sichtweise auf Suffizienz bei Scherhorn (2008) deutlich herauslesbar: «*Ökoeffizenz* [sic!] *hat nur Erfolg, wenn zugleich Ökosuffizienz gefordert wird*».

[101] Diese Voraussetzung ist in einem digitalisierten Zeitalter keinesfalls selbstverständlich. Bspw. dienen beim Online-Einkauf auf den einschlägigen Marktplattformen bereits algorithmisierte Produktvorschläge angepasst an das eigene vergangene Einkaufsprofil der Reduktion des Zeitaufwands, d.h. in ökonomischen Termini der Transaktionskostenreduktion. Damit möchte ich auf keiner Weise andeuten, dass Paechs Argument damit normativ aus ökonomistisch-wachstumsbefürwortenden Gründen widerlegt ist, sondern nur, dass die Voraussetzung der hier postulierten Koppelung nicht selbstverständlich ist, sondern u.a. auf die bereits angesprochene Entkopplungsfrage (vgl. Abs. 3.1.2) im weiteren Sinnzusammenhang verweist. Wäre es in einer noch digitalisierteren Gesellschaft als der heutigen eben nicht doch möglich, dass der eigene digitale Avatar nicht-materielle Produkte «konsumiert» ohne (wesentlich) zu Lasten der eigenen Zeit im Rahmen des Konsumptionsaufwands zu gehen, d.h. eine Entkopplung von Zeit und Konsum erzeugt werden könnte? (Selbstbestimmungs- und Freiheitsfragen sind an dieser Stelle noch völlig ausgeklammert, denn wir befinden uns hier tief im denjenigen Erkenntnispfad des zweiten Paradigmas der prima philosophia, welcher keinen genuinen Selbstbestimmungsbegriff des denkenden Subjekts, der res cogitans, entwirft; vgl. auch Abs. 2.2.2.) Paech geht auf diese vom ersten und zweiten Lager der Wachstumsdebatte möglicherweise kommenden Gegenargumente der Entkopplung von Zeit und Konsum nicht ein. Schmelzer und Vetter (2019) hingegen streifen unter der auch aus ihrer Sicht offenen Frage des Umgangs der Postwachstumsdebatte mit dem Informationskapitalismus diesen Punkt, ohne jedoch eine tiefergehende Erörterung zu versuchen (vgl. S. 233f.).

[102] Eine theoretisch weitaus anspruchsvollere Wachstumskritik auf Basis einer an eine *soziologische Zeitperspektive* rückgebundenen Resonanzargumentation findet sich bei Rosa (2015; 2018) vor. In dieser Arbeit werde ich im nächsten Unterkapitel (Kap. 3.2) nicht detailliert auf die Theorie Rosas mitsamt seines ernsthaften Anspruchs auf einen gültigen Begründungsanker eingehen können,

bekannte Tatsache ist, gilt für Konsum und Mobilität nicht minder: Eine Substanz, deren Einnahme in geringer Menge eine heilende Wirkung entfaltet, kann bei zu hoher Dosis zum lebensbedrohenden Gift werden» (a.a.O., S. 126f.). Dass diese medizinisch-wissenschaftliche Tatsache, wie von Paracelsus zum ersten Mal in der Morgendämmerung des für die Moderne grundlegenden, neuzeitlichen Weltbildes revolutionär postuliert (vgl. Abs. 2.2.1), eben keinesfalls selbstverständlich ist, sondern eine Reduktion der «wesentlichen» (ontischen) Bestandteile der Materie auf ihre rein quantitativen Dimensionen voraussetzt, habe ich zuvor bereits versucht deutlich zu machen (vgl. Kap. 2.2, dort insb. Abs. 2.2.1). Wie aber lässt sich dann also unter neuzeitlichen Vorzeichen ein Kriterium bestimmen, welches einen Suffizienzbegriff «jenseits des Verzichts» (Paech, 2018, S. 126) wirklich sauber eigenständig ausserhalb vom ökonomischen Paradigma der Neuzeit begründet, wenn doch der alternative platonisch oder aristotelisch zu fordernde Verzicht auf völlig anderen metaphysisch-ontologischen Setzungen beruht (vgl. Kap. 2.1) und auch ganz offensichtlich[103] von den modernen WachstumskritikerInnen nicht mehr angestrebt wird? Wenn Latouche (2007/2015) wachstumskritisch behauptet, dass «der Transport von Waren und Kapital […] auf das Notwendigste beschränkt werden [muss]» (S. 63), wie definiert sich dann das «Notwendigste», wenn es doch gerade in der (ideellen) Logik des *dynamischen Wachstums* läge, dass sich diese implizite soziale und kulturelle Übereinkunft über das Mass des Was-es-heisst-notwendig-zu-sein stets in Richtung «Wachstum» (nach «oben hin») verschiebt? Der infinite Regress des immer neuen Einbringens und Verrechnens über externe Zahlen- und Bewertungsskalen (Nutzen, Zeit, usw.) kann das Problem ja eben *gerade nicht* auflösen (vgl. Hyp. 1a; Kap. 1.2), sondern verstetigt das eigentlich zugrundliegende Problem (der Wachstumsdynamik) womöglich sogar erst recht (vgl. Hyp. 1b; Kap. 1.2), da dieser (infinite) Regress ja selbst von dieser Steigerungs- und Entgrenzungsdynamik gekennzeichnet sein könnte, sofern dieser nicht zu einem absoluten Halt an einem aus sich selbst heraus begründbaren Realitäts- und Bewertungsanker kommen sollte, d.h. innerlich begrenzt wird.

Dieses Problem reicht auch tief hinein in die selten von den WachstumsablehnerInnen auch mal angegebenen qualitativen – «qualitativ» statt

sondern ihn im Rahmen der Aufzählung von AutorInnen behandeln, welche sich nicht einfach in die drei skizzierten Lager der Wachstumsdebatte einordnen lassen, sondern durchaus eine kritische Aussenperspektive auf die zeitgenössische Debatte darbieten (vgl. ebd.).

[103] Eine gewisse, aber letztlich weitestgehend inkonsistent bleibende Ausnahme stellt hier womöglich gerade noch Latouche (2001/2004; 2007/2015) dar, auch wenn, wie in der Analyse zu zeigen sein wird, diese einzelnen Punkte bei ihm keinesfalls dominieren (vgl. Kap. 6; vgl. dort Kap. 6.2 zur Konsistenz in Latouches Werken).

quantitativ so zumindest scheinbar auf dem ersten Blick – Bestimmungen, was Suffizienz eigentlich genau heissen könnte. Deskriptiv benennt T. Jackson (2016/2017b) im Kontext der «Grundlagen des Glücks» – ich lese diese Grundlagen hier im Kontext der potentiellen Begründung der Suffizienz als entscheidendem ethischen (Glücksbegriffs-)Grundpfeiler des Postwachstumsansatzes in T. Jacksons Interpretation – die Faktoren «Gesundheit, Familie, Freundschaften und Erfüllung bei der Arbeit» (S. 94). Diese Operationalisierungen bedürfen jedoch ihrerseits einer ethisch-universalistischen und definitorisch präziseren Ausdeutung, um als absoluter Begründungsanker für einen wachstumskritisch in sich konsistenten ideellen Ausgangspunkt zu fungieren. Ähnlich benennt auch Paech (2018) Grundbedürfnisse wie «*Lebens*mittel, […], Bildung, Gesundheit, Sicherheit, Wasser» (S. 23) aber auch «Verkehrssysteme, Energie, Abfallentsorgung, Kommunikationsinfrastrukturen» (ebd.), wobei unklar bleiben würde, suffizienztheoretisch ausgedeutet, wo zwischen diesen Konzepten und innerhalb eines jeweiligen Konzeptspektrums die Grenzlinie verlaufen würde, d.h. wann Wachstum ins Negative kippen würde, man also nicht-suffizienter «Nutznießer eines Lebens über die Verhältnisse» ist (a.a.O., S. 22). Ab wann hat man bspw. *zu viele* Lebensmittel gehortet, *zu viel* Bildung genossen, usw.? Auch Latouche (2007/2015) orientiert sich unter Rückgriff auf den modernen Klassiker Keynes (Abs. 2.2.2) an einer Art Grundbedürfnisstruktur, welche wohl nur auf intuitiver Ebene einleuchtend ist. Bedürfnisse mit einer angeblich «natürliche[n] Stättigungsgrenze» (S. 87) wie Nahrung, Kleidung, Wohnung wären dann nicht problematisch im Rahmen der kritisierten Wachstumsgesellschaft, wohingegen diejenigen Bedürfnisse mit unbegrenzter Neigung relevant für das Wachstumsbegrenzungsproblem blieben. Zu letzteren gehörte nach seinen Angaben interessanterweise auch das Bedürfnis «nach Schadensbeseitigung oder -vorbeugung, bspw. die Reinhaltung von Luft und Wasser, […] – kurz, der ganze Bereich der wachsenden ökologischen Wirtschaft» (ebd.). Die sich an dieser Stelle aufdrängende Frage, wieso bspw. das Bedürfnis nach Kleidung auf «natürliche» Art gesättigt wird, findet keine Erörterung. Denn welche Wirkursachen liegen denn in der Kleidungssubstanz, um diesen Sättigungsumstand zu begründen, möchte man in aristotelischer Manier fragen? Genauso wird das hier sogar explizierte Paradoxon, dass ja auch die ökologischen Absichten der «Schadensbeseitigung oder -vorbeugung» an der Natur eben unbegrenzt sein können, nicht als möglicher Selbstwiderspruch eines Anti-Wachstumsimperativs thematisiert, obwohl ja gerade hier die Selbstreflexion einsetzen müsste, dass womöglich auch wachstumskritisch getriebene Umweltmassnahmen dem viel kritisierten Wachstumsdynamik unwillentlich selbst

unterliegen könnten. Worin könnte die «natürliche Sättigungsgrenze» von Schadensvorbeugung bestehen? Latouche belässt es an dieser Stelle bei dem Verweis auf das Postwachstumsziel weg von der «neoliberalen Ideologie» von «Effizienz, Performance», usw. (a.a.O., S. 89) zu kommen, aber eben «um dadurch ein auβerökonomisches Plus zu erzielen» (ebd.) und «die Rückkehr zu einem ‹vertretbaren› ökologischen Fuβabdruck (dem eines einzigen Planeten)» zu ermöglichen (a.a.O., S. 90). Der Kreis des dritten ethischen Argumentes zurück zum epistemischen und ontischen Ursprung der zeitgenössischen Wachstumskritik in Form des zahlenmässig berechenbaren Anti-Wachstumsimperativs basierend auf den vorausgesetzten, letztlich nur als quantitativ relevant erachteten Grenzen der Erde schliesst sich also auch an dieser Stelle.

In der Analyse werde ich mich dem Suffizienzargument nochmals kritisch zuwenden und dieses vor dem Hintergrund der zumeist unreflektierten konsequentialistisch-zahlenmaterialistischen Vorannahmen auflösen (vgl. hierzu Abs. 6.1.3). Insbesondere die Suffizienzoperationalisierung der über die Autoren T. Jackson und Paech hinaus in der Postwachstumsliteratur oft angeführten Gesundheit (vgl. z.B. Røpke, 2012, S. 103; Stengel, 2012, S. 289, S. 295, S. 298f.) wird dabei eine Rolle spielen, gerade weil der «quantifizierte Gesundheitsstatus» (vgl. hierzu kritisch Mau, 2017, S. 115-121) eine intuitive Attraktion hat für eine sich scheinbar selbst begründende Suffizienz als Nutzen-*realere* Alternative zum bspw. BIP des Wachstumsimperativs, der eben gar keinen wahren Nutzen mehr stiften würde.

Damit lässt sich dieser und die vorangegangenen beiden Teilabschnitte (Abs. 3.1.3.1, Abs. 3.1.3.2) so zusammenfassen, dass weder der utilitaristische, noch der egalitaristische, aber auch nicht der oftmals zentrale suffizienzbasierte Minimalversorgungsansatz der Postwachstumsökonomie ethisch selbsterklärend sind und aufgrund zahlreicher Paradoxien und Widersprüche jeweils eher mehr Fragen als Antworten aufwerfen für die ethische Begründungskraft des Postwachstumsansatzes. Sämtliche ethische Ansätze, welche sich auf dem ersten voranalytischen Blick dieses Theoriekapitels als «Zahlenethiken» erweisen – in der restlichen Arbeit werde ich darlegen, dass dieser Umstand im zahlenmaterialistischen Pfad einer bestimmten Interpretation Descartes' innerhalb des zweiten Paradigmas der prima philosophia bereits unhintergehbar als cartesianistische Prämisse angelegt ist –, verweisen ihrerseits auf die zumeist unreflektierten epistemischen und ontischen Vorannahmen der materiellen und quantitativen Grenzen des Wachstums. Zahlenbasierte Berechnungen zeigen sich zudem stets als entscheidend für die subjektseitigen Glücks-, Gleichheits- und Suffizienzbestimmungen der BefürworterInnen eines Anti-

Wachstumsimperativs. Damit erweist sich das genuine *Postwachstumssubjekt* auch als erheblich volatiler, als es auf dem ersten Blick in der keinesfalls selbstverständlich erfolgreichen Abgrenzung zum Homo oeconomicus erscheinen mag. In den vielleicht am besten reflektierten Worten Latouches (2007/2015) in seinem wachstumskritischen Hauptwerk klingt dies derart an: «In meinen Augen ist Degrowth als Gründungsphilosophie einer autonomen Gesellschaft wahrscheinlich kein humanistischer Entwurf» (S. 152). Aber was ist es dann?[104] Die mit dieser zentralen Frage verbundene, weltanschaulich begründete Setzung zur eigentlichen Realität des Menschen und seiner Umwelt bedarf daher neben der integrativ-wirtschaftsphilosophischen Analyse der (zahlen-)ethischen Argumente (vgl. Abs. 6.1.1, Abs. 6.1.2, Abs. 6.1.3) auch einer eingehenden Kritik und Diskussion der epistemischen und ontischen Vorannahmen zeitgenössischer Wachstumskritik (vgl. Abs. 6.1.4, Kap. 6.2). Zuvor möchte ich mich im folgenden Unterkapitel 3.2 noch derjenigen Literatur widmen, welche versucht zu den drei Lagern der zeitgenössischen Wachstumsdebatte, inkl. zu den beiden wachstumskritischen Lagern, einen gesamtkritischen Aussenblick zu bewahren. Dieser Aussenblick zeichnet sich dadurch aus, dass sich die jeweilige Position zumindest nicht einfach so in ein bestimmtes bestehendes Lager der Wachstumsdebatte einordnen lässt, da diese jeweilige Position die zugrundeliegenden, von den verschiedenen bestehenden Lagern scheinbar ganz und gar geteilten fundamentalen Realitäts- und Wertebestimmungen eben gerade nicht übernimmt und/oder diese geteilten Vorannehmen sogar explizit kritisch reflektiert.

3.2 Kritik der zeitgenössischen Wachstumskritik: Stand der Literatur

Die Wahl zur Aufnahme von Literatur in dieses Unterkapitel ist durchaus mit gewissen konzeptuellen Problemen verbunden, da in vielen Fällen die Abgrenzung zwischen einer etwaig gegebenen Position innerhalb der Prämissen und der bestehenden Lagereinteilung der bisher geführten zeitgenössischen Wachstumsdebatte (vgl. Kap.

[104] Mit der im folgenden Kapitel 4 (dort insb. Kap. 4.1) eingeführten systematischen Unterscheidung zwischen cartesischem Denken und verselbständigt-cartesianistischem Denken als dessen Verfallsform im zweiten Paradigma der prima philosophia, werde ich zeigen, dass es sich bei der zeitgenössischen Wachstumskritik in aller Regel um einen cartesianistischen Entwurf handelt, d.h. hier eine Weltanschauung zugrunde liegt, welche in monistischer Weise die gesamte Welt bis hin zum Innenleben des Subjekts – welches damit zum Objekt wird – als Teil der res extensa betrachtet und die Welt entsprechend erschliesst, berechnet, formt und beherrscht. Dies stellt wiederum die eigentliche, immer währende, da auf diese gedankliche Weise niemals abschliessbare und somit entgrenzte Wachstumsdynamik dar und zementiert diese auch (vgl. Hyp. 1a und Hyp. 1b, Kap. 1.2).

3.1) und einer ggf. externen wachstums(meta)kritischen Kritik fliessend sein kann. Zu beachten ist zudem grundsätzlich auch, dass «Kritik der Wachstumskritik […] keine Pro-Wachstums-Position [ist]» (Land, 2012, S. 246), aber sie kann sehr schnell in eine solche abgleiten, was gerade dann besonders plausibel wird, wenn man den Wachstumsgegenstand in seinem inneren, ideellen Kern ernstnimmt und man damit davon ausgeht, dass einem die auch auf geistiger Ebene tätige Wachstumsdynamik immer wieder einholt, selbst wenn man dieser quasi entfliehen möchte.

Insgesamt gibt es meines Wissens derzeit keine vollumfängliche, philosophisch fundierte Gesamtkritik der Debatte um die zeitgenössische Wachstumskritik und die Wachstumsfrage herum. Die kritische Diskussion zum Wachstumsgegenstand spielt sich zumeist innerhalb der bestehenden geistigen und materiellen wissenschaftstheoretischen und politischen Strukturen ab, seltener ausserhalb.[105] Manchmal werden für den weiteren Fortgang der Postwachstumsdiskussion unaufgelöste Fragen an der theoretischen Basis anerkannt (vgl. Schmelzer & Vetter, 2019, S. 229-235), wie z.B. das mögliche Spannungsfeld zwischen sozialem und grünem Anliegen, welches sich auch auf der Postwachstumsseite der Debatte zeige (ebd./S. 232). Schmelzer und Vetter (2019) begründen dabei jedoch keine eigene systematische Kritik der (Post-)Wachstumskritik, sondern sind am ehesten auch als VertreterInnen des Postwachstumslagers richtig beschrieben. Die hier im Folgenden aufgeführten Inhalte diverser AutorInnen stellen daher zumeist eher kritische Fragmente dar, wenn auch sicherlich keine unwichtigen, um auf dem Weg zu einer besseren Basis der integrativen wirtschaftsphilosophischen Gesamtkritik – dem Ziel dieser Arbeit (vgl. Kap. 1) – immerhin von nicht unerheblicher Hilfe sein zu können. Nichtsdestotrotz werde ich in den Ausführungen in diesem Unterkapitel meist kursorisch bleiben und bei der Auswahl der spezifischen Argumente in der Literatur ganz gezielt äusserst selektiv vorgehen, meist ohne mich abschliessend und endgültig zur Frage zu äussern, ob die jeweiligen AutorInnen mit ihren jeweiligen Gesamtargumenten nicht doch weitestgehend am besten einem der bestehenden drei Lager der zeitgenössischen Wachstumsdebatte (vgl. Kap. 3.1) zuzuordnen sind oder eben berechtigterweise doch nicht.

Selektionskriterium für die Auswahl in dieses Unterkapitel ist bspw., ob die jeweilige Argumentation auch ohne die Setzung der materiellen Begrenztheit der Welt

[105] Schmelzer und Vetter (2019) fassen folgende Ansätze zusammen in ihrer Übersicht der (unbedingten) Wachstumskritik, welche aus ihrer Sicht ganz ausserhalb der Annahmen des Postwachstumslagers lägen: regierungsnahe, konservative und völkisch-nationalistische Wachstumskritiken (S. 141-145). Diese Ansätze sollen im Weiteren nicht weiter interessieren, da sie aufgrund ihrer zumeist offensichtlich politisch-instrumentellen Natur keinen substantiellen erkenntnisorientierten Beitrag zum Kern der Problematik der Wachstumsdynamik liefern können.

auskommt. Ferner wäre ein Kriterium, ob die moralische Nicht-Grenzüberschreitungsmaxime des Anti-Wachstumsimperativs oder auch umgekehrt die (ökonomistische) Moral des Wachstumsimperativs aus einer (wirtschafts-) philosophischen Logik heraus reflektiert wird, welche nicht zwingend auf die Prämissen der bestehenden Debatte zurückfällt. Damit einhergehend müsste auch der von der neuzeitlichen und modernen Wachstumskritik gewählte Erkenntnispfad des zahlenmaterialistischen Realitätsankers innerhalb des zweiten Paradigmas der prima philosophia im besten Falle mit reflektiert werden (vgl. Abs. 2.2.2).

Bemerkenswert früh, nämlich kurze Zeit nach Veröffentlichung des Club of Rome (Kap. 2.3), wartete eine Gruppe um die *Science Policy Research Unit* der Universität Sussex herum mit einer «Antwort auf *Die Grenzen des Wachstums*» auf (Cole, Freeman, Jahoda & Pavitt, 1973). Neben der in manchen Beiträgen dieses Herausgeberbandes auch herausklingenden wachstumsbefürwortenden Schlagseite,[106] spricht dieses heute in der zeitgenössischen Wachstumsdebatte fast vergessene Werk einige hoch relevante epistemologische und ontologische Punkte der modernen Wachstumskritik an.[107] Aus vereinender wissenschaftstheoretisch begründeter kritischer Haltung fragen die beteiligten AutorInnen, ob sich die «Zukunft aus dem Computer» überhaupt sinnvoll berechnen liesse (ebd.). Freeman (1973) zitiert aus Gesprächen mit dem Kollegen R. Golub, einem Physiker, welcher das für den Club of Rome erstellte Weltmodell von aussen kritisch untersucht hatte, «daβ das Modell ein

[106] Insbesondere der Einband liest sich auch als eine mögliche vertretbare Position für das erste, wachstumsbefürwortende Lager, indem dort an die Innovationskraft des Menschen erinnert wird, sich «auf seine sich ständig ändernde Umwelt» immerzu anzupassen (Cole et al., 1973, Einband, Rückseite). In zahlreichen Stellen des Buches werden auch Argumente für die bessere Berücksichtigung des menschlichen Fortschritts gemacht (vgl. z.B. Freeman, 1973, S. 11-14; Marstrand & Sinclair, 1973, S. 136; Page, 1973, S. 52-57). Es bleibt dabei offen, wie sehr diese Argumente nicht nur als epistemisch-deskriptive Kritik an den Grundlagen des quantitativen Modells für den Club of Rome gemeint sind (d.h. z.B. wie sehr das Modell in der Folge verzerrt, inakkurat, usw. sei), sondern auch moralisch intendiert sind, um einen Wachstumsimperativ normativ zu begründen, wie es eben im ersten Lager der Wachstumsdebatte der Fall ist.

[107] Im Vorwort der deutschsprachigen Ausgabe kritisiert Kade (1973), dass «die meisten der bisher vorliegenden Auseinandersetzungen mit der Studie, die im Auftrag des Club of Rome erstellt wurde, dadurch gekennzeichnet [sind], daβ sie sich auf eine immanente Kritik beschränken» (S. XVII). «[E]inige Ansätze der Sussex-Gruppe» würden hier aber zumindest «eine rühmliche Ausnahme» machen (ebd.). Insbesondere beschäftigt Kade (1973) dabei die «Methode der Computer-Simulation». Problematisch daran sei vor allem, falls diese nicht grundlegend hinterfragt werde, d.h. «[i]st man […] einmal davon überzeugt, daβ sich gesellschaftliche Zukunftsprognosen mit Hilfe formaler Modelle erreichen lassen, bleibt als kritischer Einwand nur mehr der Zweifel am ‹Realismus› des Modells» (ebd.). Die hier von Kade (1973) kritisierte fehlende methodologische Reflexion der Computer-Modellierung und der Annahmen hinter einer solchen Modellierung verweist in vielen Aspekten auf das tieferliegende Quantifizierungsproblem, das in der zahlenmaterialistischen Reduktion der Welt – welche jedoch historisch keinesfalls erst mit den ersten materiell greifbaren «Computer-Modellen» auftritt (vgl. hierzu Kap. 4.1) – für eine gehaltvolle Analyse des Wachstumsgegenstandes einer genauen Begutachtung bedarf.

Versuch ist, Wissen durch Mathematik und Verstehen durch Berechnen zu ersetzen» (S. 15). «Auch wir sind der Ansicht, daβ die Welt-Modelle – und oft auch andere Modelle – diese Gefahr bergen. Einige Mitglieder unseres Teams meinen mit Golub darin übereinstimmen zu können, […], den kybernetischen Ansatz in bezug auf die Welt überhaupt zurückzuweisen» (ebd.). Diese wissenschaftstheoretisch, methodologisch und epistemologisch äusserst tief an den zugrundeliegenden Prämissen rüttelnde Kritik verwirft nicht etwa nur relationale Fehlinterpretationen, Verzerrungen, Unvollständigkeiten, usw. der verwendeten Prognosevariablen, sondern stellt das gesamte Quantifizierungsreduktionsverfahren in seiner epistemischen *und* normativen Gänze in Frage oder weist es sogar ggf. völlig zurück. Das Buch ist damit als eine epistemologisch begründete Fundamentalkritik an dem neuzeitlichen Quantifizierungs- und Berechnungsprogramm innerhalb des nach Descartes gewählten zweiten Erkenntnispfades des zweiten Paradigmas der prima philosophia zu verstehen (vgl. Abs. 2.2.2). Denn auch andere Beiträge in Cole et al. (1973) schliessen an diese epistemologische Kritik an und ergänzen sie durch die ontologische Frage nach dem Realitätsstatus von mathematischen Modellen, der (Aussen-)Welt und dem Verhältnis dieser beiden Entitäten zueinander. Zwar etwas weniger klar zurückweisend, d.h. ambivalenter in seinem persönlichen Fazit zur mathematischen Abbildung der Welt, kritisiert aber auch Cole (1973) die Vorannahmen hinter dem Modell, welches für den Club of Rome erstellt wurde:

> Ein mathematisches Modell ist im Grunde ein System von Gleichungen, mit dessen Hilfe man die Erzeugung von *in der Realität* beobachteten Entwicklungstrends *simulieren* kann. Unter der Voraussetzung, daβ das Modell *tatsächlich* eine *wirklichkeitsgetreue Nachahmung* der *realen Welt* ist, können die Ergebnisse durchaus *richtig* sein. Es ist jedoch in der Praxis nicht so einfach, wie es sich anhört: die Definition des Begriffs ‹*reale Welt*› wirft an sich schon Probleme auf […]. *[D]ie Anwendung* mathematischer Modelle *zur Ergänzung* eines Denkmodells [ist] *eine Frage des persönlichen Ermessens*. Offensichtlich setzen Forrester [J. W. Forrester, Informatiker und Systemtheoretiker, Urheber des wachstumskritischen Buches *World Dynamics*[108]; Anm. des Autors] und Meadows *groβes Vertrauen* in ihre Modelle, und mit der Unterstützung des Club of Rome ist es ihnen gelungen, ungewöhnlich groβes Interesse in der Öffentlichkeit zu erwecken. *Angesichts der generellen Problematik solcher*

[108] Forrester, J. W. (1971). *World Dynamics.* Cambridge, MA: Wright Allen Press.

> *mathematischer Modelle muß ihre Sicherheit erstaunen*. (S. 29f.; mit Hervorhebung)

Fundamentale Kritik an den weltanschaulichen Hintergrundannahmen zeitgenössischer Wachstumskritik, hier am Beispiel des Club of Rome als dem vermutlich berühmtesten Klassiker derselbigen (vgl. Kap. 2.3), kommt an der Frage nach dem (ontischen) *Realitätsstatus* mathematischer Entitäten wie Zahlen also nicht vorbei: Wie verhält sich die *reale Welt* in Bezug auf *Zahlen*?[109] Weitet sich nämlich aus methodologischen, wissenschaftstheoretischen und/oder allgemeiner aus erkenntnistheoretischen Gründen der fundamentale neuzeitliche Zweifel an gegebenen Gewissheiten auch auf den Quantifizierungsprozess äusserer Materie aus, eigentlich ja ein Teil des Rettungsankers seit Descartes um Gewissheit im zweiten Paradigma der prima philosophia zu erlangen, kommt das gesamte Gedankengebäude der Wachstumskritik ins Wanken. Dies führt wiederum zur epistemologischen und auch ontologischen Grundfrage zurück, inwiefern Zahlen einen *psychologisch* Halt-gebenden und *philosophisch* begründeten, absolut fundierten Realitäts- und Werteanker in einer relativistisch-orientierungslos gewordenen Welt in Zeiten der Postmoderne geben können. Inhaltlichen Niederschlag in der weiteren Wachstumsdebatte haben die Einwände des Zirkels um die *Science Policy Research Unit* der Universität Sussex herum aber meines Wissens nicht gefunden, jedenfalls nicht auf dieser Fundamentalebene.

Jedoch bestehen auch bei anderen ausgewählten AutorInnen tiefergehend begründete Zweifel an der Plausibilität und Legitimität von quantitativen Indikatoren als – zumindest normatives – Kriterium einer jeglichen Position innerhalb der Wachstumsdebatte. Dies beträfe dann natürlich auch die Positionen der beiden Lager der Wachstumskritik (Abs. 3.1.2, Abs. 3.1.3). Der Nachhaltigkeitstheoretiker Ekardt (2020) kritisiert interessanterweise *sowohl* postmoderne und konstruktivistische Tendenzen als epistemische Verirrung (vgl. S. 33-35), *als auch* die empiristische Epistemologie behavioristischer Ansätze (vgl. S. 41-44). Aus einer diskursethischen Perspektive und damit aus den Prämissen des in dieser Arbeit nicht weiter vertieften dritten Paradigmas der prima philosophia (vgl. Abs. 2.1.3, dort insb. Fn. 44)[110] heraus,

---

[109] Natürlich ist diese Frage nur plausibel, wenn man nicht bereits die entscheidende Vorannahme getroffen hat, dass die reale Welt aus nichts weiter als Zahlen besteht (vgl. Kap. 4, dort insb. Kap. 4.1, Kap. 4.3).

[110] Ekardt (2016) arbeitet vor allem in diskursethischer Tradition an einer Weiterentwicklung der universellen Menschenwürde als Fundament einer normativen Nachhaltigkeit (vgl. S. 243-260), möchte dabei aber trotz seiner Relativismuskritik einen «Universalismus ohne Absolutismus» vertreten. Eine Kritik an dieser Position würde auf fundamentale philosophische Orientierungs- und

möchte Ekardt (2020) damit nicht nur die quantitativen Prognosemodelle der Wachstumskritik in Frage stellen, sondern liefert auch ein Werkzeug, um die wie bisher gezeigt in allen Lagern gängigen methodischen Konzeptualisierungen von Glück als zahlenmässige Nutzeneinheiten zu hinterfragen: «Under the influence of economists, the idea that behavioural research per se must proceed analogously to natural science has dominated for some time. This means […] that research results should be reproducible and quantifiable» (S. 42).[111] Dieser wissenschaftstheoretische Blickwinkel verweist nicht nur auf die geistigen Verstrickungen von ökonomischem Gegenstand, Quantifizierung und Kritik am ökonomischen Gegenstand («Under the influence of economists»). Ekardt erachtet bereits das empirisch-quantitative wissenschaftliche Unterfangen als epistemisch voraussetzungsreich und damit problematisch:

> However, the empiricist focus on countable and reproducible facts (and leaving norms aside) is by no means epistemologically self-evident. […]. [W]e will see right now that there is strong evidence that there are approaches to understand human behaviour that are less based on bean counting and reproducible experiments, even though are of great importance. (a.a.O., S. 43)

Epistemische Fakten wie durch Zahlen gewonnen Daten zum Klimawandel sprächen eben nicht für sich selbst (vgl. a.a.O., S. 36), sondern man würde für Sollensforderungen in der Nachhaltigkeitsdiskussion ein anderweitig *begründetes normatives Kriterium* benötigen, denn sonst erfolgte ein Sein-Sollen-Fehlschluss:

> Rather, one needs an evaluation criterion, i.e. a normative standard that says ‹one should not kill people› or ‹one should maintain the basis of human life and thus

Bestimmungsfragen zwischen zweitem und drittem Paradigma der prima philosophia verweisen und damit den Rahmen dieser Arbeit sprengen. Ohnehin müsste zuvor geklärt werden, ob das zweite Paradigma vom Autor bereits richtig verstanden worden ist, d.h. inwiefern zwischen den verschiedenen Erkenntnispfaden des zweiten Paradigmas in der (notwendigerweise vorgängigen) Bestimmung von der res cogitans und der res extensa womöglich bereits fundamentale Kategorienfehler wie derjenige des Cartesianismus (vgl. Kap. 4.1) vorherrschen könnten.

[111] Sehr ähnlich argumentieren auch Skidelsky und Skidelsky (2012/2013), wenn sie nicht nur die methodischen Messprobleme moderner quantitativer Glücksforschung kritisieren (vgl. S. 150-157), sondern auch aus ethischer Sicht kommensurabel verstandene Glücksquantensummierungen (S. 158-161) auf eindimensionalen Skalen (S. 161-166), also modernes «psychologisch verstanden[es]» (S. 167) «Glück» nicht als «an sich gut» (ebd.) akzeptieren. In der Folge setzt ihre Kritik auch auf einer genuin ideellen Ebene an: «Vom Wachstumsstreben zum Streben nach Glück überzugehen, bedeutet, *ein falsches Ideal* durch ein anderes zu ersetzen» (a.a.O., S. 170; mit Hervorhebung). Dies verhindert eine pauschale Einordnung des überaus reflektierten Autorenpaares Skidelsky und Skidelsky (2012/2013) in ein bestehendes Lager der Wachstumsdebatte.

> a stable global climate›. And this evaluation criterion cannot be observed anywhere in the outside world; one can only justify it. (a.a.O., S. 37)

Auf Basis dieser ohne Zweifel ebenfalls neuzeitlichen, aber in der Tradition des ersten Erkenntnispfades des zweiten Paradigmas stehenden Hervorhebung des erkennenden und begründeten (hier Diskurs-)Subjekts (vgl. Abs. 2.1.3, Abs. 2.2.2), welches gegenüber der äusseren Materie, der res extensa, bei Ekardt immer noch den Status des primären Realitäts- und Wirklichkeitsanker zu haben scheint, ist dann auch seine Kritik an «ökonomischer Effizienz und Kosten-Nutzen-Analysen» (Ekardt, 2016, S. 199) konsequent. Ekardt verwirft darin das moderne ökonomische Rationalitätsverständnis: «Rational sind für die Kosten-Nutzen-Analyse quantifizierende (!) Abwägungen, die die ihrerseits nicht rational überprüfbaren Präferenzen in eine einheitliche ‹Währung› (Geld) bringen und sie damit vergleichbar machen» (a.a.O., S. 203). Durch diese Kritik am Präferenz- und nicht nur am Nutzenutilitarismus («ihrerseits nicht rational überprüfbaren Präferenzen») gelingt Ekardt wie wohl keinem anderen aktuellen Denker im weiteren Kontext der Postwachstumsdebatte, zu welcher er sich im Übrigen partiell kritisch stellt (vgl. Ekardt, 2020, S. 25f.), das Zusammenbringen von Relativismus- und Ökonomismuskritik. War diese Verbindung für Platon und Aristoteles noch selbstverständlich (vgl. Kap. 2.1), stellt ein derartiger Blickwinkel seit dem philosophischen Paradigmenwechsel der Neuzeit (vgl. Kap. 2.2, dort insb. Abs. 2.2.1) eine Ausnahme dar. Gezeigte Präferenzen am Markt als letztliche Entscheidungsinstanz zu Werte- und Realitätsfragen anzuerkennen ist für Ekardt offensichtlich keine philosophisch plausible, da relativistische und damit wohl zu verwerfende Lösung (vgl. hierzu Abs. 4.1.2.2).

Dennoch bleiben auf dem zweiten Blick auch bei Ekardt (2016; 2020) grundsätzliche Fragen offen für die Tauglichkeit seines Nachhaltigkeitsansatzes in der Auflösung möglicher Aporien in der zeitgenössischen Wachstumsdebatte. *Erstens*, Ekardts Versuch «Abwägung» als Entscheidungskategorie in den ethisch-teleologisch vorstrukturierten Nachhaltigkeits- respektive Wachstumsfragen (vgl. seine Akzeptanz der «precautionary idea», Ekardt, 2020, S. 8) zu bewahren, aber «Abwägung nicht als quantifizierte Normativität» (Ekardt, 2016, S. 429) und «jenseits von Effizienz» (a.a.O., S. 367) zu verstehen, ist stets hochgradig von einem möglichen Selbstwiderspruch bedroht. Denn jeglicher normative Rekurs auf eine Rechtsordnung und ihre faktisch realisierten Aushandlungsergebnisse wie das 1.5 Grad Celsius Temperaturziel des Pariser Klimaabkommens (vgl. a.a.O., 33f.) unterliegt der Gefahr

des Positivismus. In diesem Zusammenhang besonders selbstwiderspruchsrelevant ist, dass ja eben jenes von der (transnationalen) Rechtsordnung hervorgebrachte Ergebnis bereits von der eigentlich kritisierten, Quantifizierungs-überhöhenden (Wachstums-) Logik implizit durchtränkt sein könnte. Die vermeintliche Lösung könnte sich damit schnell als potentiell wachstumsdynamisch verstärkendes Problem entpuppen (vgl. Hyp. 1b, Kap. 1.2). Ist nun die ethisch-konsequentialistische Frage nach dem «Wohlstands-, Wirtschafts-, Gesellschaftsmodell, das dauerhaft und global lebbar, also nachhaltig ist» (Ekardt, 2016, S. 28) wirklich «unhintergehbar» (ebd.) oder eben doch stattdessen der Status des *erkennenden und abwägenden* (Transzendental-) Subjekts des zweiten Paradigmas der prima philosophia, welches sich selbst unter den Bedingungen der Möglichkeit eines Erkenntnis- und Abwägungsvorgangs eben nicht relativistisch «abwägen» darf (d.h. in kantischen Termini als Subjekt Würde besitzt)? Beides kann im möglichen Konfliktfall nicht gleichzeitig «unhintergehbar» sein, bspw. wenn eine gegebene Klimaschutzmassnahme auch nur ein einziges Mal im Spannungsfeld mit der unveräusserlichen Würde des Menschen stehen sollte. Ansonsten müsste die Vereinigung von deontologischer und konsequentialistischer Ethik qua Nachhaltigkeitsdenkweise einen ultimativen Harmonismus dieser beiden Ethiken unterstellen, um genau jeden möglichen Konfliktfall definitorisch auszuschliessen.

Diese erste offene Frage bei Ekardt führt direkt hinein in den *zweiten* Punkt, nämlich dass Ekardts Prämisse im Ausgangspunkt des von ihm konzeptualisierten Nachhaltigkeits-respektive Wachstumsproblems bereits eben doch einen quantitativen Realitäts- und Wirklichkeitsanker in sich trägt. Der Geist von von Carlowitz (vgl. Abs. 2.2.2) und dem weiteren Werdegang der wachstumskritischen Debatte seit Beginn der Neuzeit ist bei Ekardt also trotz aller epistemologischer Fundamentalkritik an der Quantifizierung keinesfalls verschwunden. Dies wird nicht nur sichtbar in eben jener epistemischen Akzeptanz der kommensurablen Schadstoff-Supermetrik des globalen Temperaturanstiegs, überdies ein Produkt der modernen Wachstumskritik (vgl. Kap. 2.3), sondern auch in der Definition der Problemstellung durch «[d]ie Berücksichtigung ökologischer Belastungsgrenzen» (Ekardt, 2016, S. 28). Denn auch für Ekardt stösst Wachstum «in einer endlichen Welt physikalisch nahezu unweigerlich irgendwann an Grenzen» (a.a.O., S. 58). «Die grundsätzliche naturwissenschaftliche Gegebenheit» von Phänomenen wie dem Klimawandel «gilt dabei als sicher, auch dank des hohen Vernetzungsgrades der gesamten weltweiten natur- und wirtschaftswissenschaftlichen Klimaforschung» (a.a.O., S. 32). Übertrumpft dann die zahlenmässige Berechenbarkeit des naturwissenschaftlichen

(verstanden im neuzeitlichen Sinne) Weltbildes, wenn es hart auf hart kommt, eben doch die Grundlagenreflexion nach dem epistemischen, ontischen und normativen Status eben jener vom Subjekt gemachten Beobachtung der quantitativ erfassten Aussenwelt? Wenn «Tatsachenquantifizierungen von Nutzen und Schäden» (a.a.O., S. 439) also doch «sehr hilfreich» sind (ebd.) und «einer korrekten Tatsachenermittlung [dienen]» (ebd.), wie sehr relativiert das dann zahlenmaterialistisch überhöhend den Stellenwert von transzendentalepistemologisch fundierter Quantifizierungskritik in der gleichen Nachhaltigkeitstheorie eben doch? Ohne diese Fragen in Bezug auf Ekardts Ansatz auflösen zu können, sollten diese Punkte zeigen, dass selbst bei externem, reflektiertem Standpunkt zur gegenwärtigen Wachstumsdebatte noch nicht automatisch der mögliche Rückfall auf wirtschaftsphilosophisch potentiell problematische axiomatische Setzungen kategorisch ausgeschlossen werden kann.

Weitere zeitgenössische AutorInnen versuchen sich ebenfalls einen kritischen externen Blick auf die (Post-)Wachstumsdebatte zu bewahren. Bspw. fordert Luks (2013) mehr definitorische Klarheit darüber ein, was unter dem Wachstumsgegenstand verstanden wird, wenn über Wachstum geredet wird (vgl. S. 23). Die Frage «*Was* wächst?» sei notwendig, um «verwirrenden Argumentationsfiguren» bei der Entkopplungsfrage zu entkommen (ebd.). Die von Luks differenziert angegebenen Beispiele von «Wachstum des Durchsatzes des Wirtschaftssystem» bzw. «Wachstum der Wirtschaft» [z.B. gemessen am BIP; Anm. des Autors] und «Wachstum der menschlichen Wohlfahrt oder der Lebensqualität» verweisen auf die Notwendigkeit klarerer Bestimmungsverhältnisse des Wachstumsgegenstandes auf dem Spektrum von Idealismus und Materialismus. Denn wenn es bspw. in dualistischer Perspektive so etwas wie ein rein ideelles «Wachstum» hypothetisch geben könnte, was wäre dann eigentlich wirklich problematisch daran bei damit definitorisch gegebener Nicht-Gefährdung materieller, äusserer Grenzen? Gibt es nicht auch oder sogar gerade ein Wachstumsproblem auf ideeller Ebene, so wie es Platon postulierte (vgl. Abs. 2.1.1), und falls ja, auf welcher weltanschaulichen Grundlage wäre dies heute nach der Umwertung der Werte (Abs. 2.2.1) nicht nur auf ethischer, sondern auch auf epistemologischer Ebene zu begründen?

Utilitarismuskritiker Romano (2012) kritisiert ferner dezidiert die Forderung nach De-Globalisierung von PostwachstumsbefürworterInnen wie Latouche als selbstwidersprüchlich:

> I argue therefore that degrowth via relocalization requires a systematic amplification of modernity's conception of the human subject: more soberness, more temperance, more rationality, more self-control, more utilitarian attitude. [...] The *principle* of unlimited utility is fully re-confirmed in this way, even as growth and wealth are rejected. [...] The incitements to re-use, re-cycle, reduce resources are not a blow against the demon of productivism, as degrowth advocates believe, but, I argue that it is the *Trojan horse of an intensified, complete rationalization*. (S. 587; mit Hervorhebung)

Der sich dezidiert ausserhalb der heutigen Wachstumsdebattenlager positionierende Romano (2012) bettet seine Kritik des ökonomistischen Rückfalls moderner Postwachstumskritik jedoch weitergehend ein in den Appell ein neues Bild des «Subjekts» zu entwerfen, um *wirklich* einen Zustand von Degrowth zu erreichen (S. 588). Inwiefern diese Argumentation vor dem Hintergrund des teleologisch umdefinierten Begriffs der Selbstbestimmung und des damit einhergehenden Ziels «to gain *more* autonomy» (ebd.) jedoch nicht letztlich doch wiederum auf eine Postwachstumsposition hinausläuft, welche einfach in aller Konsequenz ein «degrowth of the modern subject» (ebd.) einfordert, soll an dieser Stelle offen bleiben. Der Vorwurf jedoch an die WachstumskritikerInnen, dass diese doch immer wieder auf die von ihnen kritisierte Logik des ökonomischen Gegenstandes zurückfielen, taucht interessanterweise auch hin und wieder bei selbst erklärten PostwachstumsbefürworterInnen auf (vgl. z.B. Knolle, 2016, S. 86), bleibt dort jedoch ebenfalls zumeist fragmentarisch und theoretisch unsystematisch ausgearbeitet. Am Beispiel von Knolle verpufft diese partikulare Kritik an der ökonomischen Logik sogar geradezu vor den eigenen, tief ökonomisch geprägten Lösungsversuchen, die heutigen klimaökologischen Probleme bspw. mit der Hilfe eines Emissionszertifikate-Handels CO_2-neutral (rein quantitativ) aufzulösen (vgl. a.a.O., S. 96-100).

Ein weiterer wachstumskritischer Autor, welchen ich jedoch wiederum sehr viel klarer als die beiden gerade genannten Autorenrepräsentanten in *wirklich* relevanter Weise ausserhalb der festgesetzten Prämissen und der darauf basierten Lagereinteilung der zeitgenössischen Wachstumsdebatte (vgl. Kap. 3.1) verorten würde, ist Hartmut Rosa (2015; 2018). Auch wenn dieser von Schmelzer und Vetter (2019) als Vertreter der Postwachstumsposition gesehen wird (vgl. z.B. S. 91-96) und Rosa selbst als Herausgeber von Postwachstumsbeiträgen auftritt (vgl. z.B. Rosa & Henning, 2018), stammt Rosas Beschleunigungs- und Entfremdungskritik und sein Lösungsversuch

durch einen «Resonanz»-Begriff (Rosa, 2016)[112] meines Erachtens von einer von der zeitgenössischen Wachstumskritik weitestgehend systematisch unabhängigen ideengeschichtlichen Tradition ab. In Anlehnung auch an den ausserhalb vom Mainstream stehenden Charles Taylor (vgl. Rosa, 2018, S. 48; vgl. für Taylor auch detaillierter Abs. 2.2.3) entwirft Rosa (2018) eine Wachstumskritik, welche auf genuin ideeller Ebene angesiedelt ist und damit vollständig ohne das Kriterium der quantitativ-materiellen planetaren Grenzen auszukommen scheint. Eine komplette Darstellung seines Ansatzes ist hier jedoch nicht möglich und für die weiteren Zwecke dieser Arbeit auch nicht notwendig.

[112] Rosa (2016) umschreibt die Notwendigkeit der Berücksichtigung von Resonanz auf deskriptiver Ebene folgendermassen. «*Erstens* bilden sich menschliche Subjektivität und soziale Intersubjektivität grundsätzlich über die Etablierung von basalen Resonanzbeziehungen heraus. […] *Zweitens* aber sind Menschen existentiell vom Verlangen nach Resonanzbeziehungen geprägt» (S. 293f.). Als «Maβstab des gelingenden Lebens» wird Resonanz somit zu einem normativen Konzept (ebd./S. 294), welches womöglich tatsächlich einen in sich konsistenten, absolut gültigen Begründungsanker für die Auflösung der Wachstumsdynamik bieten könnte. Als Forschungsfrage möchte ich das Erfolgspotential von Rosas meines Erachtens sehr tiefgehenden These an dieser Stelle offen lassen, obgleich eine weitere Untersuchung an anderer Stelle ohne Zweifel lohnen würde.

4 Eine wirtschaftsphilosophische Systematik zur Kritik an der Wachstumskritik

Erst die Geldwirtschaft hat in das praktische Leben –
und wer weiß, ob nicht auch in das theoretische –
das Ideal zahlenmäßiger Berechenbarkeit gebracht.
(Simmel, 1907/1989, S. 614)

Bisher wurden in dieser Arbeit verschiedene historische Wachstumskritiken mitsamt ihrer zwischen Antike und Neuzeit erheblich divergierenden paradigmatisch-philosophischen Fundamente dargestellt (Kap. 2). Dieser ideengeschichtliche Rückblick sollte ein besseres Verständnis für die systematischen Grundlagen zeitgenössischer Wachstumskritik ermöglichen, so wie diese im vorangegangenen Kapitel 3 deskriptiv präsentiert und in einer parallelen Voranalyse mittels Hervorhebung offener Fragen kritisch begleitet wurden. Um die Möglichkeit für eine möglichst gut begründete Reflexion zur und Kritik an der zeitgenössischen Wachstumskritik zu ermöglichen, kann die Erörterung der theoretischen Grundlagen von Wachstumskritik jedoch keinesfalls nur die wirtschaftsphilosophisch meist implizit bleibenden Annahmen der bestehenden Wachstumsdiskussion, wie in Kapitel 3 und teils bereits in Kapitel 2 expliziert, einfach übernehmen. Dies liegt daran, dass ja gerade in den voraussetzungsreichen Annahmen die eigentliche geistige Tiefenproblematik der noch zu verdeutlichenden Wachstumsdynamik (vgl. Kap. 1.1) versteckt sein könnte (vgl. Kap. 1, dort insb. Kap. 1.2). Das vorangegangene Kapitel 3 sollte somit bereits deutlich gemacht haben, dass es also einer kritischen, integrativen Aussenperspektive auf das Thema bedarf. Ein solcher externer Blickwinkel kann sich jedoch ebenfalls nicht einfach nur auf einen ideengeschichtlichen Zugang wie in Kapitel 2 beschränken. Historische *Genese* ist *nicht gleich Geltung* und das Erkenntnisziel dieser Arbeit ist es schliesslich einen systematischen *wirtschaftsphilosophischen* Beitrag zur heutigen Wachstumsdebatte zu leisten (vgl. Kap. 1.2, dort insb. Fn. 14), inkl. einer normativen Problemerörterung der Hypothesen von Geltungsrang mit den Reflexionsinstrumenten des zweiten Paradigmas der prima philosophia (vgl. Kap. 2.2). Die in der neuzeitlichen Wachstumskritik zugrundeliegenden moralischen, epistemischen und ontischen Setzungen gehören also aus *systematischer* und *nicht nur historischer* Sicht *ethisch*, *epistemologisch* und *ontologisch* aufgearbeitet.

Der Zweck dieses Kapitels ist nun die Darstellung einer wirtschaftsphilosophischen Systematik, welche für die Zwecke dieser Arbeit eine möglichst fundierte Konzeptgrundlage und Analysestruktur bereitstellen soll. Die sich unter der sichtbaren Oberfläche der heutigen Wachstumsdebatte befindlichen weltanschaulichen (axiomatischen) *Annahmen*, welche für die zeitgenössische Wachstumskritiker konstitutiv von Relevanz sind für die spezifische vorherrschende Erfassung und Bearbeitung des Problemgegenstandes des «Ökonomischen» und des Wachstums, wurden bisher von mir in den Zusammenhang gewisser – gleichsam noch nicht abschliessend begründeter – geistiger Fehlentwicklungen des an der Schwelle zur Neuzeit gewandelten Realitäts- und Werteverständnisses gebracht. Hierzu habe ich im Rahmen einer Quantifizierungskritik, welche erst in diesem Kapitel endlich systematischer fundiert wird, Begriffe verwendet wie *Zahlenmetaphysik* respektive *Zahlenmaterialismus* im Kontext einer von mir ebenfalls problematisierten *relativistisch-materialistischen* Denkform der (Post-)Moderne. Erst durch eine saubere Auslegeordnung dieser bisher noch nicht abschliessend definierten Begriffe kann ein Verständnis für den Aporie-Charakter der Reduktion der zeitgenössisch-wachstumskritischen Problemdefinition auf die rein materielle und zahlenmässig erfasste Begrenztheit der Erde hergestellt werden, ein unerlässlicher Schritt für die präzise Verfolgung der beiden Hypothesen 1a und 1b (vgl. Kap. 1.2) dieser Arbeit.

Das selbst von den radikalsten WachstumsablehnerInnen geteilte, unreflektierte Festhalten an Zahlen als letztem *materiellen* Halt im Sinne der *res extensa* in einem ansonsten *relativistisch*-brüchig gewordenen Wirklichkeitsverständnis führt im ersten Unterkapitel zurück zu René Descartes' Philosophie an der Schwelle zur Neuzeit und seiner Unterscheidung von *res cogitans* und *res extensa* (Kap. 4.1). Darin schlage ich vor, die ursprüngliche weltanschauliche hierarchische Ordnung dieser beiden Realitätskonzepte im ursprünglich dualistischen, cartesischen Sinne scharf von einer unreflektierten und sich mittelweile längst verselbständigten cartesianistischen Interpretation abzugrenzen. Darin sehe ich den Schlüssel entlang der sowohl ontologisch, als auch epistemologisch relevanten Positionsspektren von Absolutismus-Relativismus und Idealismus-Materialismus, die durcheinander geratenen Verstrickungen sowohl von Wachstumsimperativ und Anti-Wachstumsimperativ, als auch von ökonomischem Gegenstand und Wachstumsgegenstand wieder auf solide Füsse zu stellen. Dadurch wird die meist implizit auch bei den heutigen WachstumskritikerInnen wirksame geistige Wachstums(hintergrund)dynamik als Form einer «cartesianistischen» Denkweise rekonstruierbar und kritisierbar. Damit wird auch plausibel, warum zeitgenössische

Wachstumskritik im Widerspruch zu den eigenen proklamierten Zielen steht (vgl. Hyp. 1b, Kap. 1.2). Im darauffolgenden Unterkapitel nehme ich eine Reihe von Begriffsabgrenzungen vor, um zu zeigen, inwiefern sich die von mir vorgeschlagene Cartesianismuskritik mit den verwandten Konzepten von bestehender Relativismus-, Materialismus-, Szientismus- und Ökonomismuskritik jeweils deckt und/oder sich von diesen unterscheidet (Kap. 4.2). Abschliessend werfe ich nochmals den Blick auf das für jegliche Beleuchtung des ökonomischen Gegenstandes und damit auch des Wachstumsgegenstandes *unerlässliche* (wie bereits Aristoteles erkannte, vgl. Abs. 2.1.2) Konzept des Geldes, genauer gesagt des Geldes nicht nur in seiner materiellen Form, sondern auch in seiner spezifischen ideellen (Denk-)Form (Kap. 4.3). Das Eingangszitat in diesem Kapitel deutet bereits an, wie tiefgreifend und von nicht zu überschätzender Relevanz dabei die konzeptuelle Konfundierung von Geld und der wissenschaftlichen Tendenz in Neuzeit und Moderne ist, die gesamte Welt vor allem oder sogar nur noch in der mathematisierten Sprache von Zahlen aufzufassen. Georg Simmel kommt in seiner wirtschaftsphilosophischen Kritik an der spezifisch ambivalenten Rolle des Geldes entlang eben jener für das cartesische Denken so relevanten Positionsspektren von Absolutismus-Relativismus und Idealismus-Materialismus so nah heran an eine bestehende Cartesianismuskritik wie kein Denker vor und kein Denker nach ihm mehr. Deshalb gehört die im Unterkapitel 4.3 ebenfalls vorkommende *Philosophie des Geldes* (Simmel, 1907/1989) zum letzten wichtigen Theoriebaustein für diese Arbeit.

Die insgesamt durch dieses Kapitel geschaffenen theoretischen Grundlagen zu einer ganzheitlichen, integrativen Kritik am ökonomischen Gegenstand und am (ökonomischen) Wachstumsgegenstand werden im Anschluss an dieses Kapitel methodisch operationalisiert werden (Kap. 5) zur Vorbereitung der eigentlichen Analyse und Diskussion (Kap. 6) der problematischen weltanschaulichen Annahmen zeitgenössischer Wachstumskritik. Auch für die darauffolgende Skizzierung von Lösungsansätzen (Kap. 7) und dem kurzen Schlussausblick (Kap. 8) bleibt die nun hier vorgestellte wissenschaftstheoretische und wirtschaftsphilosophisch relevante Systematik von zentraler Bedeutung.

4.1 Cartesisches Denken versus verselbständigter Cartesianismus

Um die eigentliche problematische weltanschauliche Weichenstellung zu verstehen, mit welcher ich die Wachstumsdynamik rekonstruieren möchte, die meiner Hypothese nach auch der zeitgenössischen Wachstumskritik zugrunde liegt (vgl. Kap. 1.2), gilt

es nochmals den Blick auf René Descartes zu werfen (vgl. Abs. 2.2.1), den Urheber des zweiten Paradigmas der prima philosophia (ebd., vgl. dort insb. Fn. 50). Anhand von Descartes' Neubegründung der ersten philosophischen Prinzipien lässt sich der in dieser Arbeit bisher anhand der zwei unterschiedlichen Erkenntnispfade seit der Neuzeit ideengeschichtlich thematisierte (vgl. Abs. 2.2.2) und wachstumsdynamisch relevante Wendepunkt nun *systematisch* nachzeichnen. Zuerst möchte ich daher das cartesische Denkfundament des zweiten Paradigmas der prima philosophia auslegen und mit seiner Verkehrung in den Cartesianismus kontrastieren (Abs. 4.1.1). Danach ist es meine Absicht, die zweifache Selbstwidersprüchlichkeit der cartesianistischen Reduktion auf eine relativistisch-materialistische Denkform aufzuzeigen (Abs. 4.1.2). Im Anschluss ist es mein Ziel, die durch diese zweifache Reduktion entstehende, hoch problematische Eigendynamik des Cartesianismus darzulegen (Abs. 4.1.3).

4.1.1 Cartesisches Denkfundament und seine Verkehrung in den Cartesianismus

Descartes erringt aus seiner Haltung des fundamentalen *methodischen*, d.h. eben nicht bereits selbstzweckhaften, *Zweifels* heraus, welcher grundlegend auch das zu seinen Lebzeiten noch vorherrschende erste Paradigma der prima philosophia (vgl. Abs. 2.1.3) miteinschliesst, neue Gewissheit durch den Rückgriff auf die unbestreitbare Realität des denkenden Subjekts (vgl. Abs. 2.2.1, Abs. 2.2.2). Descartes' «subjektiver Idealismus» (Apel, 2011, S. 67, S. 73) im Cogito-Argument (vgl. Descartes, 1637/2011, S. 32f.; Descartes, 1641/2008, S. 24f.) bildet den Ausgangspunkt für den neuen *Begründungsanker* im sich selbst konsistent, d.h. selbstwiderspruchsfrei[113] absolute Gewissheit erschaffenden «Erkenntnis-Subjekt» (Apel, 2011, S. 23). Selbst wenn alles andere ein Fake oder eine Verschwörung wäre, die *res cogitans* ist in der cartesischen Grundlegung *wahr*. Das sich selbst gewiss werdende Subjekt ist damit auch das archimedische Zentrum für die nächsten Begründungsschritte und die durch eben jene weiteren Begründungsschritte – unter der zusätzlichen Setzung Gottes – erkannte *res extensa* (vgl. Abs. 2.2.1). Das Subjekt bildet somit den *primären Realitätsbezug* des zweiten, transzendental-epistemologischen Paradigmas der prima

[113] Apel (2011) rekonstruiert Descartes' Letztbegründung aus der Perspektive des dritten Paradigmas der prima philosophia transzendentalpragmatisch folgendermassen: «Die Tatsache, daβ das Subjekt des Zweifelns oder des Denkens *existieren* muβ, ist ein weiteres Beispiel für eine *Argumentationspräsupposition*, die nicht ohne *PS* [performativen Selbstwiderspruch] bestritten werden kann. Niemand kann konsistent argumentieren: ‹Ich behaupte hiermit, daβ ich nicht existiere›» (S. 210; vgl. auch a.a.O., S. 211-213, S. 285-289).

philosophia (vgl. Apel, 2011, S. 71ff.).[114] Darstellen lässt sich diese *cartesische* ontologische Hierarchie folgendermassen:

(2) Gott
(1) res cogitans → (3) res extensa

Descartes (1641/2008) beweist diese hierarchische Ordnung im vom Subjekt unhintergehbar zu akzeptierenden Realitäts- und Wahrheitsgehalt dieser neuen, ersten Philosophie durch drei methodisch-skeptische Realitäts- und Wahrheitsanerkennungsprüfschritte: dem (i) *Sinnestäuschungsargument*, dem höher geordneten (ii) *Traumargument* und dem höchstgeordneten (iii) *Argument des Genius malignus* (S. 17-23). Diese letzte und höchste Stufe des Zweifels in Form des Genius malignus setzt voraus, dass «nicht der wohlmeinendste Gott, die Quelle der Wahrheit, sondern irgendein boshafter Genius, ebenso allmächtig wie verschlagen, […] all seine Hartnäckigkeit darein [setze], mich zu täuschen» (S. 22). Der mögliche Realitätsanker (2) Gott kann diesen höchsten aller Selbstvergewisserungstests schon definitionsgemäss nicht bestehen; es herrscht in dieser Welt eben der Genius malignus, d.h. der Teufel, nicht aber Gott. Descartes geht es schliesslich darum, einen *paradigmatisch neuen Absolutheitsanspruch im denkenden Subjekt* durch das «cogito, ergo sum» (Apel, 2011, S. 285) zu begründen, welcher auch noch unhintergehbare Gültigkeit besitzt, selbst wenn die von ihm schlussendlich nachgelagert dann doch noch akzeptierte Setzung Gottes als Primärprämisse versagen würde. Auch die andere mögliche primäre Realitätsgrundlage der (3) res extensa besteht den Test des (iii) Genius malignus nicht; sie kann daher nicht als unhintergehbar wahr anerkannt

[114] Mit primären Realitätsbezug meine ich nicht, dass die res cogitans hinreichend ist für die korrekte Beschreibung des cartesischen Paradigmas oder für die vollständige Welterschliessung innerhalb dieses Paradigmas. Ein solcher Schritt wäre in der Tat eine Reduktion der Interpretation des bei Descartes substanzontologisch dualistisch ausgelegten Paradigmas auf das «defiziente[…] Subparadigma» des subjektiven Idealismus (vgl. Apel, 2011, S. 73). Vielmehr ist mit primärem Realitätsbezug gemeint, dass in jedem gegebenen Zweifelsfall, d.h. wenn es in zu klärenden Grundsatzfragen darauf ankommt, der Realität der res cogitans – oder weniger substanzontologisch aufgeladen formuliert und hiermit bereits in kantischer Terminologie gefasst, der Realität gewisser (a priori) Sätze des erkennenden Transzendentalsubjekts – gegenüber etwaigen anderen Realitätssuppositionen, insbesondere denjenigen, welche der res extensa zuzuordnen sind, stets der Vorzug der Gewissheit zu geben ist. Der moralisch für das praktische Handeln, aber auch für jede allgemeine ethische Reflexion hochgradig relevante Spezialfall der notwendigen Erkennung anderer Transzendentalsubjekte – dass sich also unter den «Hüten und Mänteln», welche man beim Blick aus dem Fenster auf der Strasse erblickt, nicht etwa «Automaten verstecken», sondern dass man diesen objekthaften Wesen den Subjektstatus des Menschen zuschreibt (vgl. Descartes, 1641/2008, S. 32) – inkl. der Frage des potentiellen Subjektstatus nicht-menschlicher Wesen, ist hier an dieser Stelle noch vollständig ausgeklammert.

werden. Besteht die res extensa zwar noch den Test der (i) Sinnestäuschungen und des (ii) Traumargumentes (vgl. Descartes, 1637/2011, S. 39; Descartes, 1641/2008, S. 19f.), versagt ein absoluter Wahrheitsanspruch der «arithmetrischen [sic!] oder geometrischen Sachverhalte» («res Arithmeticas vel Geometricas») wie etwa dass «*Zwei und drei miteinander addiert […] fünf [ergeben]*» (a.a.O., S. 35f.) aber vor der Allmacht eines Gottes – wenn es ihn denn gäbe (vgl. ebd./S. 36) – oder eben der Allmacht eines bösen Gottes, eines Teufels: «Immer wenn sich mir diese vorgefaβte Meinung über die Allmacht Gottes darbietet, kann ich nicht umhin, einzuräumen, daβ, wenn er es denn will, es ihm ein leichtes wäre, zu bewirken, daβ ich mich auch in dem irre […].» (ebd.)

Auch direkt gegenüber (2) Gott ist der Nachweis der (3) res extensa bei Descartes nachgelagert, denn erst nach erfolgtem Beweis für die Existenz Gottes im zweiten Beweisschritt (vgl. Abs. 2.2.2, dort insb. Fn. 53) und dass «er [Gott] kein Schwindler ist» (Descartes, 1641/2008, S. 70), lässt sich mit relativer, d.h. relativ in Bezug zur res cogitans und Gott,[115] Sicherheit schlussfolgern, dass die materielle Grundlage der Aussendinge, von denen das denkende Subjekt ja nur «Ideen» besitzt, tatsächlich wahr ist (vgl. a.a.O., S. 63). Diese materielle Grundlage ist aber nur in ihren quantitativen Dimensionen «deutlich» und nicht «verworren» sinnlich wahrnehmbar, nämlich in «Quantität, […], bzw. die Ausdehnung dieser Quantität, oder vielmehr: die Ausdehnung des so und so groβen Dinges in Länge, Breite und Tiefe» (ebd.). Es handelt sich ontologisch gesprochen also um einen *geometrisierten Materialismus*, oder auch um einen *Vermessungsmaterialismus*, welcher im Übrigen auch nicht von der aristotelisch-ontologischen Begründung der von Wirkursachen durchtränkten (materiellen) Substanzen (vgl. Abs. 2.1.2) ausgeht. Selbst der quantitative Kern der Ontologie der res extensa steht bei Descartes (1641/2008) im ursprünglichen, strengen Sinne der höchsten Realitäts- und Wahrheitsprüfung, d.h. wenn der (iii) Genius malignus ins Spiel kommt, nicht für sich allein, sondern ist neben der «Güte Gottes» (S. 83) immer auch abhängig vom «Einblick des Geistes» (S. 31). Die im äusseren Raum ausgemessenen Proportionen bspw. der Ausdehnungsdistanzen von und zwischen Objektpunkten liegt also stets eine vom Subjekt qua Quantitäts*zuschreibung*

[115] Descartes grenzt sich an einigen Stellen sehr klar von einer möglichen cartesianistischen Interpretation ab, welche die res extensa gegenüber der res cogitans oder Gott überhöhen würde. Bspw. behauptet Descartes (1637/2011): «Falls es schlieβlich immer noch Menschen gibt, die durch die Gründe, die ich angeführt habe, von der Existenz Gottes und ihrer Seele nicht hinreichend überzeugt sind, will ich sie gerne wissen lassen, daβ alle anderen Dinge, von denen sie vielleicht denken, ihrer sicherer zu sein – wie daβ sie einen Körper haben, daβ es Gestirne und eine Erde gibt und ähnliche Dinge –, weniger gewiβ sind» (S. 37).

vorausgesetzte *ratio* zugrunde,[116] denn es handelt sich innerhalb der cartesisch-dualistischen Realitätsstruktur bei den subjektseitigen Vorstellungen über die res extensa um eben stets «lediglich gedankliche Zugriffe» (a.a.O., S. 34f.). Dies heisst nicht, dass bei Descartes die gegenüber der res cogitans (und Gott) sekundäre res extensa nicht *real* bzw. *wahr* ist (vgl. Descartes, 1641/2008, Sechste Meditation/S. 71-90), denn sonst handelte es sich ja überhaupt gar nicht mehr um einen Dualismus, sondern um einen idealistischen Monismus. Jedoch heisst dies, dass es auf Basis der cartesischen Realitätsprüfung am Beginn des zweiten Paradigmas der prima philosophia ein zumindest epistemologisch begründet sehr klares hierarchisches ontologisches Verhältnis gibt: Zuerst kommt (1) die *res cogitans*, dann (2) *Gott* und erst dann hat (3) die *res extensa* Gültigkeit. Dies spiegelt sich nicht nur wie bisher gezeigt in den einzelnen Argumenten Descartes', sondern auch in der Gesamtstruktur seiner Meditationen (1641/2008): Die zweite Meditation «Über die Natur des menschlichen Geistes: daβ er bekannter ist als der Körper» (S. 23ff.), wird gefolgt von der dritten Mediation «Über Gott, daβ er existiert» (S. 34ff.), wird gefolgt von der fünften Meditation «Über das Wesen der materiellen Dinge; und erneut über Gott, daβ er existiert» (S. 63ff.).

Die Natur des primären Realitäts- und Bezugsankers, der res cogitans, ist dabei streng immateriell: «Daraus erkannte ich, daβ ich eine Substanz war, deren ganzes Wesen oder deren ganze Natur nur darin bestand, zu denken, und die, um zu sein, weder einen Ort benötigt, noch von irgendeinem materiellen Ding abhängt» (Descartes, 1637/2011, S. 33). Das also höchste «wahre[…] und wahrhaftig existierende[…] Ding» (Descartes, 1641/2008, S. 27), ist ein «denkendes, kein ausgedehntes Ding» (a.a.O., S. 78), d.h. «Geist, bzw. Gemüt, bzw. Verstand, bzw. Vernunft» (a.a.O., S. 27) sind sicherer als alles äusserlich Erfassbare, sogar sicherer als die nur mittels Zahlen beschreibbare res extensa, dem cartesischen Kern des (Zahlen-)Materiellen. Für den Fall, dass es hier zu einer analytisch bedingten Konfusion des ontischen Status von Zahlen gegenüber der Materie kommen könnte (denn bei Descartes könnte nicht ganz zu Unrecht der Eindruck entstehen, dass Materie

[116] Aus diesem Grund kann man an dieser Stelle des cartesischen Denkens auch noch nicht von (einem subjektlosen) Zahlenmaterialismus sprechen, sondern viel eher von geometri*sierten* oder auch von einem *Vermessungs*materialismus. Prof. Dr. Michael Esfeld gebührt der Dank für den Hinweis der Notwendigkeit der klaren begrifflichen Differenzierung des Materialismusbegriffs an dieser Stelle entlang der Unterscheidung von cartesischem materialistischen Denken und cartesianistischem materialistischen Denken. Denn erst *wenn sich die ausgemessenen Distanzen cartesianistisch von ihrer Bindung an die ratio des Subjekts lösen*, verselbständigt sich der unreflektiert bleibende Eindruck eines *Zahlenmaterialismus* im Sinne von scheinbar für sich selbst sprechender Zahlen zur Erkenntnis der äusseren Materie, wobei sich Erkenntnis dann zu einem Programm der reinen Zahlenverrechnung reduziert und ich daher auch von defizitärer cartesianistischer Erkenntnis spreche.

und Zahlen ontologisch quasi verwoben im Begriff der res extensa sind) und man den mathematischen Entitäten der Zahlen separat von der Materie eine ontologisch gehobene, subjektunabhängige Sonderrolle zuschreiben wollen würde, äussert sich Descartes (1644/2005) sehr dezidiert ablehnend: «*Alle Zahlen und Universalien sind nur gedankliche Zugriffe.* Ebenso ist die Zahl, insofern sie nicht an irgendwelchen geschaffenen Dingen, sondern nur für sich selbst, d.h. als Gattung betrachtet wird, lediglich ein gedanklicher Zugriff […]» (S. 27). «*Dauer, Ordnung und Zahl* werden von uns äuβerst deutlich eingesehen, sofern wir ihnen nicht den Begriff der Substanz andichten […]» (a.a.O., S. 26). D.h. nichts anderes, als dass im ursprünglichen cartesischen, ersten Erkenntnispfad des zweiten Paradigmas der prima philosophia ohne den reflektierenden Rückgriff auf das denkende Subjekt die scheinbar objektiven[117] *Zahlen* keine Bedeutung, ja letztlich *keinen für sich selbst sprechenden Wahrheitsgehalt* haben können.

Durch diese cartesisch fundierten epistemologischen Erörterungen der res cogitans, der res extensa, und des Verhältnisses der beiden zueinander, lässt sich die weiter oben dargestellte *cartesische* ontologische Hierarchie nun weitergehend durch Berücksichtigung eben jener epistemologischen Ebene von der bei Descartes vor allem

[117] Die Begriffe der Subjektivität und Objektivität verwende ich in dieser Arbeit weitestgehend durchgehend in ihrer post-cartesischen, letztlich cartesianistischen Interpretation, so wie ich diesen zweiten, von Descartes abweichenden und defizitären Erkenntnispfad des zweiten Paradigmas in diesem Unterkapitel systematisch benenne. Dies soll die Kommunikation mit dem ggf. nicht spezialisierten Leser/der Leserin erleichtern, birgt aber die Gefahr, dass es zu Missverständnissen kommt. Ich halte, wie gerade gezeigt mit Descartes, Zahlen für genuin subjektiv; aus ihnen selbst heraus kann nichts wie eine «objektive», für sich selbst sprechende Realität herausgelesen werden. Der Glaube daran, dass Zahlen «objektiver» und damit «gültiger» seien als Meinungen, Moral, Werte, usw. ist bereits eine cartesianistische Verfallserscheinung. Wohlers (2008) beschreibt das Missverständnis in der zeitgenössischen Interpretation der beiden Begriffe ‹subjektiv› und ‹objektiv› sehr anschaulich und meines Erachtens treffend: «*[S]ubjektiv* ist für uns das, was bloβ einer Privatmeinung nach sich auf eine bestimmte Weise verhält, im Gegensatz zu der *objektiven* Bestimmung eines Gegenstandes, worin der wahre Sachverhalt getroffen ist. Deshalb gilt eine *subjektive* Behauptung als eine bloβe Meinung, eine *objektive* als Wissen. Anders Descartes. Subjekt ist das, was dem Geist unterworfen (*subjicere*) ist, was also Gegenstand des Geistes ist, nach unserem heutigen Sprachverständnis also ein Objekt des Geistes, während das Subjekt der Geist selbst wäre. Für Descartes dagegen ist das, was dem Geist Objekt seiner Beschäftigung ist, stets *subjektiv* = *Gegenstand im Geist*. Jede Idee ist also Idee des Geistes und ist insofern *subjective*» (S. XXXVII). Im strengen Sinne gibt es also keine «objektiven Zahlen» (natürlich kann es ein Objektivitätserreichbarkeits*ideal* geben), sondern diese Zahlen sind erst einmal genauso subjektiv wie andere Gegenstände des Geistes. Dem moralisch relativistischen Cartesianisten, der eine gegebene moralische Position mit Zahlenmodellen widerlegen, dekonstruieren, usw. möchte und dabei darauf hinweist, dass Moral doch nur subjektiv sei, kann daher im originär cartesischen, d.h. hier im richtigen Sinne, erwidert werden: ‹Ja, was soll Moral denn auch anders sein? Natürlich ist Moral subjektiv, genauso wie die (von Dir, mir oder wem auch immer verwendeten) Zahlen.› (Diese rhetorische Argumentationsfigur schreibe ich in ihren essentiellen Teilen der mündlichen Quelle Prof. Dr. Martin Booms' zu, bei welchem ich mich für die Ausleihe der Verwendung an dieser Stelle bedanken möchte.)

substanzontologisch geprägten Begründungsstruktur abstrahieren. Aus der ontologisch-hierarchischen Begründungsfolge (1) res cogitans, (2) Gott und (3) res extensa lässt sich die gesamte *ontologisch-epistemologische cartesische Realitätsstruktur* folgendermassen darstellen:

(1) Subjekt: das Ideelle / das Absolute → (2) Objekt: das Materielle / das Relative

Die von mir hierbei getätigte Auslassung von Gott respektive der Gottessubstanz ist philosophiegeschichtlich natürlich hoch problematisch, aber für die weiteren Zwecke dieser Arbeit vernachlässigbar.[118] Entscheidend ist, dass der hier von der originären Version nachgezeichnete cartesische Erkenntnispfad von einem Absolutum ausgeht, welches *in dem ideellen bzw. geistigen Ausgangspunkt* des (1) Subjekts ebenjenes *Absolutum* setzt. Die restlichen *materiellen Weltbestandteile* sind in ihrer grundsätzlichsten Begründung, d.h. aus der höchsten Realitäts- und Wahrheitsanerkennungsprüfstufe (iii) des Genius malignus heraus, als (2) Objekte *immerzu nur relativ* zu diesem ideellen-absoluten Anker. D.h., dass innerhalb der ontologisch, als auch epistemologisch relevanten Positionsspektren von Absolutismus-Relativismus und Idealismus-Materialismus bei Descartes der Absolutismus und der Idealismus denklogisch primär vorgelagert sind, ohne jedoch das Relative oder das Materielle jeweils aufzulösen. Ohne das absolute und gleichzeitig geistig-immaterielle, d.h. ideelle *Denkfundament*, auf welchem die res extensa bei Descartes denklogisch baut, wäre zahlenmässig erfassbare äussere Materie jedoch vollständig bedeutungslos. Materialismus ist deshalb hier noch nicht als für sich selbst sprechender *Zahlenmaterialismus* zu verstehen, sondern als ein *von der ratio des Subjekts durchdrungener geometrisierter Materialismus* bzw. *Vermessungsmaterialismus*. Jedoch birgt die ontologische zahlenmässige Reduktion der Struktur der res extensa die ständige Gefahr, Zahlen und Materie erkenntnistheoretisch zu konfundieren und damit das epistemische Päckchen von

[118] Die alte Frage, inwiefern Descartes wirklich erster systematischer Denker der Neuzeit war (d.h. Begründer des zweiten Paradigmas der prima philosophia) oder doch noch einem metaphysisch-substanzontologischen Paradigma (d.h. dem ersten Paradigma der prima philosophia) behaftet geblieben war, kann gut und gerne ganze Philosophieseminare füllen, soll als philosophiegeschichtliche Frage aber nicht weiter für die Zwecke dieser Arbeit interessieren. Ich interpretiere Descartes hier trotz aller Ambivalenzen und Rückgriffe auf das aristotelische Begriffsvokabular (vgl. Wohlers, 2008) grundsätzlich im Sinne Apels (2011) als neuzeitlichen Denker. Die tiefergehenden Verstrickungen von res cogitans und Gott (denn natürlich setzt Descartes in seinem (iii) Argument des Genius malignus einen Gott und seinen potentiell gleich mächtigen bzw. sogar mächtigeren Konterpart bereits voraus) handle ich hier einfach unter dem zusammengesetzten Begriff des Absoluten ab.

Zahlen und Materie bis zur Untrennbarkeit zu verschmelzen. In der Tat zeigt sich im weiteren Verlauf des zweiten Paradigmas der prima philosophia allenthalben das Phänomen der begrifflichen Unschärfe, nicht mehr so einfach oder gar nicht mehr zwischen Zahl und Materie zu trennen.[119]

Der Begriff des Absoluten wirkt dabei im Angesicht des relativistischen Zeitgeistes der Postmoderne womöglich abschreckend und selbst heutige Nicht-Relativisten versuchen ihn nicht selten ganz durch Wortschöpfungen wie das «Universelle» zu umschiffen, ohne dabei zuzugestehen, dass eben ein für sich selbst Universalität beanspruchendes Argument, wie bspw. die Unantastbarkeit der Menschenwürde, definitorisch auf eine *absolute Grundlage* gestellt werden muss, gerade damit das Argument eben *idealiter* unabänderlich gilt, d.h. unabhängig von kulturellen und historischen Kontingenzen. Man sollte jedoch bei der spezifischen Ausdeutung des Begriffs des Absoluten keine paradigmatisch fehlplatzierten Analogien treffen, d.h. diesen Begriff mit den Mitteln des ersten Paradigmas der prima philosophia ausdeuten. Das Absolute ist mit dem Beginn des zweiten, cartesischen Paradigmas keinesfalls mehr als etwas Statisches, platonisch im Ideenhimmel zu Verortendes und/oder (rein) Göttliches aufzufassen, sondern kann und sollte durchaus auch *dynamisch* als kontinuierlicher Selbstvergewisserungs*prozess* aufgefasst werden. So gesehen bleiben tatsächlich in der Grundlegung des cartesischen Weltbildes Fragen offen, nämlich «[w]as» das zum neuen Absolutum erklärte Subjekt in seiner denkenden Existenz eigentlich genau ist (vgl. Booms, 2018, 30f.). Aber in gewisser Weise ist das ja genau der springende Punkt des dynamisierten Absolutums des zweiten Paradigmas, nämlich dass sich *das selbstvergewissernde Subjekt qua seiner selbst* dynamisch-offen, und nicht etwa statisch-festgezurrt, seine eigenen

[119] Die beobachtete «Mathematisierung der Welt» (Booms, 2013, S. 13) ist also immer schon als tiefen-epistemologisches Phänomen zu betrachten und geht jeglichen materialisierten Quantifizierungsprozessen wie Ökonomisierung und Digitalisierung voraus. Für diejenigen reflektierten DenkerInnen, welche die nicht-quantitativen Grundlagen des quantitativen Denkens jedoch heute noch hinterfragen, sind bspw. die Möglichkeit und die Grenzen der Möglichkeit von der Anwenderbarkeit von Mathematik in den Bereichswissenschaften Gegenstand philosophischer Untersuchungen (der Mathematik, der Physik, usw.). So versucht bspw. Wilholt (2004) zwischen mathematischem Realismus und mathematischem Nominalismus zu navigieren und dabei eine plausible (Zwischen-)Position zu finden, um den Status von Materie und der (subjektseitigen) Anwendung mathematischer Entitäten wie Zahlen auf die Materie zu klären. Das Ignorieren dieser Fragen des Verhältnisses von Zahl und Materie bei gleichzeitigem Rückgriff auf die Zahlenmaterie als aus sich selbst heraus angeblich begründete Kategorie ist jedoch definitiv bereits eine cartesianistische Verfallserscheinung, wohingegen sich der reflektierte Denker/die reflektierte Denkerin über die immer auch ideellen Aspekte des cartesischen Corpuscularianismus stets bewusst sein sollte, insbesondere des corpuscularianistischen Ideals der beliebig immer weiteren und damit potentiell infiniten Teilbarkeit von Partikeln gerade in Abgrenzung zum Atomismus, in welchem jegliches Teilbarkeitsprojekt zu einem natürlichen Ende kommen muss (vgl. hierzu auch Abs. 4.2.2).

Erkenntnisgrundlagen abzuringen hat. Dieses Abringen ist jedoch nicht relativistisch-materialistisch-dynamisch als infiniter, immerwährender und beliebig offener Prozess zu verstehen, der damit ganz und gar niemals materiell abschliessbar wäre. Stattdessen kann das Subjekt in sich selbst, d.h. in der Idee von sich selbst, immer auch einen philosophisch absolut gültigen, erkenntnistheoretisch sattelfesten und gleichzeitig psychologisch Halt-gebenden Begründungsanker finden (vgl. auch Booms, 2013, S. 13). In Form eines Ideals, an dessen unbedingt anzustrebender Erreichung dieses Subjekt sich festhalten kann, muss sich das Subjekt gerade nicht in der ansonsten mit dem zweiten Paradigma drohenden relativistischen Bodenlosigkeit (post-)modernen Denkens verlieren.

Auf nichts anderes möchte in diesem Sinne Immanuel Kant auf Basis eben dieses ersten Erkenntnispfades des zweiten Paradigmas der prima philosophia hinaus, wenn er in der Frage, wie denn nun das sich selbst vergewissernde und zur neuen Absolutheit aufgestiegene Subjekt handeln soll, eine absolut gültige Antwort findet. Gerade aus dieser moralischen Frage «Was soll ich tun?» leitet Kant (1786/1999) bekanntlich in der transzendentalphilosophisch kohärenten Weiterentwicklung des cartesischen Realitätsankers das (ethisch) letztbegründet Halt-gebende moralische Prinzip des kategorischen Imperativs[120] ab. Nicht etwa zählbare, der materiellen Aussenwelt stets subjektiv zugeschriebene relative Werte sind der ultimative Realitätsanker dessen, *was wirklich moralisch gilt*, sondern die absolut gültige, nicht-materielle Menschenwürde.[121] Vor dem Hintergrund des cartesischen Realitätsankers ist auch verständlich, warum die *Gesetzesformel* des kategorischen Imperativs, das anti-relativistische «Universalisierbarkeitsgebot», mit der *Zweckformel* des kategorischen Imperativs, d.h. mit dem dem Würdekonzept zugrundeliegenden «Instrumentalisierungsverbot» (Hübner, 2014, S. 196f.), als äquivalent zu betrachten ist (vgl. ebd.). Eine Objektifizierung des Subjekts stellt die cartesisch grundlegende

[120] Dieser kategorische Imperativ leitet sich aus dem Status des objekti*fizierenden* und damit der Aussenwelt seine subjektiven Zwecke aufzwingenden Menschen als vernünftigem, sich seiner Subjektivität bewusstem Wesen ab: «Die Zwecke, die sich ein vernünftiges Wesen als *Wirkungen* seiner Handlung nach Belieben vorsetzt (materiale Zwecke), sind insgesamt nur relativ; denn nur bloß ihr Verhältnis auf ein besonders geartetes Begehrungsvermögen des Subjekts gibt ihnen den Wert, der daher keine allgemeine für alle vernünftige Wesen, und auch nicht für jedes Wollen gültige und notwendige Prinzipien, d. i. praktische Gesetze, an die Hand geben kann. Daher sind alle diese relativen Zwecke nur der Grund von hypothetischen Imperativen. Gesetzt aber, es gäbe etwas, *dessen Dasein an sich selbst* einen absoluten Wert hat, was, als *Zweck an sich selbst*, ein Grund bestimmter Gesetze sein könnte, so würde in ihm, und nur in ihm allein, der Grund eines möglichen kategorischen Imperativs, d. i. praktischen Gesetzes, liegen» (Kant, 1786/1999, 427-428).

[121] «Im Reiche der Zwecke hat alles entweder einen *Preis* oder eine *Würde*. Was einen Preis hat, an dessen Stelle kann auch etwas anderes, als *Äquivalent*, gesetzt werden; was dagegen über allen Preis erhaben ist, mithin kein Äquivalent verstattet, das hat eine Würde» (Kant, 1786/1999, 434).

epistemisch-ontische Hierarchie auf den Kopf, wäre also selbstwidersprüchlich und würde sich somit seiner eigenen transzendentalphilosophisch unhintergehbaren Erkenntnisgrundlagen berauben. Ein Subjekt kann ein Subjekt nicht vollständig objektifizieren, da es damit die subjektseitigen Fähigkeiten raubt, überhaupt erst zu «objektifizieren». Und auch die diskurstheoretische und transzendentalpragmatische Weiterentwicklung dieses *cartesischen Denkens* in Form der saubersten Ausformulierung des dritten Paradigmas der prima philosophia bei Apel (2011) sieht die «Wahrheit als regulative *Idee*» (S. 322ff.; mit Hervorhebung) an, welche sich in ihren Letztbegründungsabsichten klar von relativistischen oder materialistischen (postmodernen) Ansätzen abgrenzt.[122]

Die cartesische, ontisch-dualistische Realitätsstruktur und der sich darin begründende erste Erkenntnispfad des zweiten Paradigmas der prima philosophia hat sich als überaus einflussreich erwiesen für die humanistischen Errungenschaften seit dem Beginn der Neuzeit. Dieser erste Erkenntnispfad, der im *cartesischen Denken* verankert ist, bildet also auch die geistige Hintergrundschablone für den von Kant später entwickelten Selbstbestimmungs- und Menschenwürdebegriff, welcher das Subjekt weiterhin im Zentrum sieht und auch der Freisetzung der ökonomischen Kräfte und damit der Entfaltung des ökonomischen Gegenstandes mittels eines «kompetitive[n] Marktwirtschaftssystems einen Spielraum» eröffnet (vgl. Booms, 2013, S. 41). Eine freiheitlich verfasste, demokratische Gesellschaft moderner Prägung wäre ohne diese Grundlegung im cartesischen Denken daher im wahrsten Sinne des Wortes undenkbar, lange bevor sogenannte pragmatische oder politische Umsetzungs- und Implementierungsfragen überhaupt erst auftauchen können. Gleichzeitig ist das im Absoluten und Ideellen beruhende Realitätsfundament des zweiten Paradigmas der prima philosophia auch klar abzugrenzen von dem alternativen zweiten Erkenntnispfad der Neuzeit, den Francis Bacon, Thomas Hobbes in entscheidenden Teilen (vgl. Abs. 2.2.1, dort insb. Fn. 57, Fn. 58) und später Julien Offray de La Mettrie definitiv mehr oder weniger vollständig einschlagen (vgl. Abs. 2.2.1).[123] Diesen *zweiten Erkenntnispfad* nenne ich *in scharfer Abgrenzung zum*

[122] Wie bereits an vorherigen Stellen in dieser Arbeit würde eine Darstellung dieses dritten Paradigmas hier zu weit führen. Als Beleg für meine Behauptung möchte ich daher lediglich anführen, dass Apel (2011) in transzendentalpragmatischer Transformation die «Idee von der notwendigen *Antizipation* der absoluten Wahrheit retten und bestätigen» (S. 79) möchte und zwar durch das Postulat einer «*idealen Kommunikationsgemeinschaft*» (ebd.), welche sich von der «*realen* [d.h. empirisch beobachtbaren, materiellen; Anm. des Autors] *Kommunikationsgemeinschaft*» (S. 81) abgrenzt (vgl. z.B. S. 81-83).

[123] Daher unternimmt Booms (2013) in seiner *wirtschaftsphilosophischen* Analyse der Wertegrundlagen der beiden Denker Kant und Hobbes auch eine klare Abgrenzung zwischen den beiden (vgl. S. 39-41), ähnlich wie im ideengeschichtlichen Teil dieser Arbeit vorgenommen (vgl.

cartesischen Begründungsfundament Cartesianismus, da es sich dabei um *eine verselbständigte* und *auf die res extensa reduzierte* und damit *defizitäre Denkform* innerhalb des zweiten Paradigmas der prima philosophia handelt. Dieser Cartesianismus hat sich von dem cartesischen primären Realitätsanker des sich selbst erkennenden (Transzendental-)Subjekts, der res cogitans, losgelöst und *scheint* damit auf selbständigen eigenen Begründungsbeinen zu stehen. Dies ist aber eine Illusion, da der nicht mehr reflektierte, *ideengeschichtlich und systematisch* relevante Verselbständigungsprozess anhand des angestrebten Wegfalls des Absoluten und des Ideellen des Subjekts in der eigenen *relativistisch-materialistischen, d.h. cartesianistischen* Weltanschauung als verzwickt und letztlich selbstwidersprüchlich erwiesen werden kann – und darüber hinaus, so die Hypothese dieser Arbeit, im Kern der Problematik der Wachstumsdynamik liegt. Was genau meine ich aber hier mit Selbstwidersprüchlichkeit des Cartesianismus *auf systematischer Ebene*?

Wenn sich der cartesische methodische Skeptizismus *methodologisch* im Hinblick auf das potentielle Finden eines absolut gültigen Realitäts- und Wahrheitsfundaments zu einem nahezu globalen Relativismus[124] ausweitet (vgl. auch Kap. 1.2, dort Fn. 13), d.h. (1) einem *ontischen Relativismus* (oder auch alethischen Relativismus; vgl. Irlenborn, 2016, S. 12f., S. 71-77), (2) einem *epistemischen Relativismus* (vgl. a.a.O., S. 14), und (3) einem *moralischen Relativismus* (vgl. a.a.O., S. 15f.) anhängt, wird das Subjekthafte, und damit auch der von Descartes gefundene Realitätsanker ganz negiert oder zumindest als nachrangig, sekundär betrachtet, denn dieser Realitätsanker existierte ja demnach eben doch nicht wirklich (primär). Damit verkehrt sich die ontologisch-epistemologische cartesische Realitätsstruktur genau in

---

Kap. 2, dort insb. Abs. 2.2.1). Zu einem sehr ähnlichen Schluss, obwohl aus einer anderen, *wissenschaftsphilosophischen* Perspektive kommend, gelangt auch Esfeld (2019) in seiner Szientismuskritik. Im Rückgriff auf Sellars (1962; vgl. auch Abs. 2.2.3) und der Gegenüberstellung von der Vorstellung der Vollständigkeit des (natur-)wissenschaftlichen Weltbildes und der Vorstellung der Vollständigkeit des manifesten Weltbildes problematisiert Esfeld (2019) u.a. denjenigen Erkenntnispfad der Aufklärung, der durch die Annahme der Vollständigkeit des (natur-)wissenschaftlichen Weltbildes schlussendlich die Freiheitskonzeption der Person – in meinen Worten des Subjekts – selbst bedroht respektive eliminiert (vgl. S. 7-13). Die Genese des (natur-)wissenschaftlichen Verständnisses sieht auch Esfeld in ihren systematischen, d.h. hier ontologischen Grundlagen in der Formulierung der res extensa bei Descartes (vgl. a.a.O., S. 131). Das Aufzeichnen der meines Erachtens durchaus erheblichen programmatischen Gemeinsamkeiten zwischen Cartesianismuskritik und Szientismuskritik, sowie auch die Abgrenzung zwischen diesen beiden Konzepten, erfolgt im nächsten Unterkapitel (Kap. 4.2; vgl. dort Abs. 4.2.3).

[124] Der Konstruktivismus- und Relativismuskritiker Boghossian (2013) verwendet den Begriff des «globalen Relativismus» in Anlehnung an Richard Rorty und in Abgrenzung zu einem lediglich «lokalen Relativismus» wie dem moralischen Relativismus (vgl. S. 53-58). «Nahezu» beschreibt in meiner Zuordnung des Relativismus zum Cartesianismus, dass es neben der klar relativistischen Tendenz eben auch einen zahlenmaterialistischen (Schein-!)Anker gibt, welcher eben doch einen Geltungsstatus besässe. Ich werde später in der Besprechung der Dynamik der relativistisch-materialistischen Erkenntnisform zu diesem Punkt zurückkehren (vgl. Abs. 4.1.3).

ihr Gegenteil. Wird das *Cogito-Argument*, sei es explizit oder sei es implizit, aberkannt, nicht jedoch die Gültigkeit der ja bereits durch relationalistische geometrische Vermessungen epistemisch-ontisch relativistisch angelegten Struktur der nun *zahlenmaterialistisch reduzierten res extensa*, aus deren Eigenlogik heraus die relativistische Dekonstruktion des Subjekts nur noch weiter angetrieben wird, lässt sich die nun *cartesianistische*, sich von ihrem Fundament zunehmend verselbständigte Realitätsstruktur folgendermassen darstellen:

(2) Subjekt: das Ideelle / das Absolute ← (1) Objekt: das Materielle / das Relative

Das «Objektive» ist nun der primäre Realitätsbezug (neu 1). Die denkende Substanz wird im Cartesianismus zunehmend nur noch als nicht freiheitliche, sondern (naturalistisch) determinierte Masse betrachtet, deren rein quantitative Dimensionen in Raum und Zeit für sämtliche Erklärungen, auch normativer Art, nun hinreichend sind. Das im Ideellen und das im Absoluten verankerte eigentlich Substantielle des Subjekts wird zurückgedrängt (neu 2). Im Cartesianismus heisst es demnach: «Das (wirklich) Wirkliche ist das Materielle» und «[d]as Materielle ist das Ausgedehnte, d. h. Berechenbare» (Booms, 2013, S. 13[125]). «Also ist das Wirkliche das Berechenbare» (ebd.). Das zahlenmässig Erfassbare wird damit zum primären Realitätsanker. Nicht ohne Zufall ist hiermit auch auf fundamentaler epistemischer und ontischer Ebene der Weg bereitet für die vollständige ungebremste Entfesselung des Ökonomischen sowie damit einhergehend, zum Aufstieg der Ökonomik zur Leitwissenschaft (vgl. a.a.O., S. 14f.).[126] Philosophiegeschichtlich ist der kausale Hintergrund für diese Verkehrung des Realitätsbezugs im zweiten Paradigma schwierig zu rekonstruieren und nicht Teil

[125] Booms (2013) rekurriert neben René Descartes hier auch auf Karl Marx. Obwohl der *marxsche* historische Materialismus und auch die darauf basierte (wohl analog dem cartesischen Denken und der cartesianistischen Rezeption ebenso verzerrte) *marxistische* Rezeption überaus wirkmächtig gewesen sind und damit kulturphilosophisch, d.h. auch ideengeschichtlich, ohne Zweifel einen Einfluss auf die Verstetigung des Verselbständigungsprozesses cartesischen Denkens gehabt haben mag, ist der historische Materialismus meines Erachtens *nicht systematisch notwendig* zum Verständnis der «Mathematisierung der Welt» (Booms, 2013, S. 13). Die Dynamik des Verselbständigungsprozesses kann meines Erachtens auch vollständig mit den erkenntnistheoretisch und ontologisch relevanten Positionen des Relativismus und Materialismus innerhalb der cartesischen Begriffsinstrumentariums nachgezeichnet werden. Relevant ist, dass lange vor Marx bei Descartes in Form des Zahlenmaterialismus bereits beide notwendigen Elemente, Relativismus und Materialismus, zugegen sind. Diesen Punkt werde ich im restlichen Verlauf dieses Unterkapitels im Übrigen weiter ausführen.

[126] Auf diesen für das Verständnis der geistigen Grundlagen zeitgenössischer Wachstumskritik und damit für das Verständnis des Wachstumsgegenstandes zentralen Punkt gehe ich später sowohl in den Übereinstimmungs- und Abgrenzungsaspekten zwischen Ökonomismuskritik und Cartesianismuskritik ein (vgl. Abs. 4.2.4), als auch in der Beleuchtung des für die cartesianistische Dynamik zentralen ökonomischen Gegenstand des Geldes (vgl. Kap. 4.3).

der Aufgabe dieser Arbeit, auch wenn die beitragende Rolle des Ökonomischen zur Zementierung dieses Prozesses sicherlich nicht abgestritten werden kann, so wie man Georg Simmels Geldtheorie als ein solches Beispiel dieser Beteiligungsthese des Ökonomischen anhand des Eingangszitats zu diesem vierten Kapitel zurecht interpretieren kann (vgl. hierzu auch detaillierter Kap. 4.3). Die genauen kausalen Wechselwirkungen sollen hier aber nicht weiter von Interesse sein, da sie weniger zum systematischen Analysegehalt von Cartesianismuskritik beitragen und eher ideengeschichtlich-kulturphilosophisch von Relevanz sind. Genauso wenig ist mit der Verkehrungs- und Verselbständigungsthese des Cartesianismus, welche ich hier vertrete, impliziert, dass die früheren oder heutigen Cartesianisten Descartes verstanden oder sogar gelesen haben müssen[127] und/oder der Akt der Verkehrung der Begründungsfigur überhaupt ein expliziter sein muss. Es spricht gerade für die weitreichenden gesellschaftlichen Einwirkungen dieser an der Schwelle der Neuzeit schwelenden Neubegründungsfragen des geistigen Realitätsfundamentes über die Person Descartes selbst hinaus, dass dieser Prozess auch implizit und auch weit ausserhalb der Grenzen von Philosophie, Wirtschaftsphilosophie, und überhaupt im Allgemeinen ausserhalb der Grenzen von Wissenschaft und Academia ablaufen kann. Descartes erkannte anhand der epistemologisch-ontologischen Positionsspektren von Absolutismus-Relativismus und Idealismus-Materialismus lediglich ganz hervorragend die Notwendigkeit der systematischen philosophischen Neubestimmung des Subjekts an der Schwelle nicht nur zu einer neuen zeitgeschichtlichen Epoche, sondern eben auch zu einem neuen philosophischen Paradigma, welches die «*subjektiven Bedingungen der Möglichkeit der objektiv gültigen Erkenntnis*» (Apel, 2011, S. 70) zwingend als neuen primären Realitätsanker mit einbeziehen muss.

[127] Man könnte sogar so weit gehen zu fragen, inwiefern der Cartesianismus, ohne jemals zwangsläufig zu einer eigenen, gesellschaftlich durchschlagend wirkmächtigen Weltanschauung aufgestiegen zu sein, zumindest in Ansätzen bereits in prä-cartesischen philosophischen Strömungen zu suchen ist, bis hin zu den antiken, vorsokratischen Pythagoreern, welche nach Aristoteles (1907) die Ansicht vertraten, «die Elemente der Zahlen seien die Elemente alles Seienden und das gesamte Weltall sei eine Harmonie und eine Zahl» (Metaphysik, 1. Abt., Einl., II, B, 18; vgl. auch Hackemann, 2016, S. 55-65). Derartige philosophiegeschichtliche Fragestellungen, obwohl hochspannend und weit über den Rahmen dieser Arbeit hinausgehend, wären durchaus mit einer gewissen Portion Vorsicht zu geniessen, da insbesondere beim Suchen nach antiken Parallelen die damals vollständig andere metaphysische Grundlegung zu berücksichtigen ist (vgl. in Analogie hierzu auch Kap. 2.1 und Kap. 2.2). Die pythagoreische Zahlenmetaphysik und die cartesianistische Zahlenmetaphysik teilt womöglich weniger, als dies auf dem ersten Blick den Anschein haben mag, auch wenn entscheidende Parallelen von mir an dieser Stelle nicht ausgeschlossen werden können. Auch mögliche Gemeinsamkeiten auf ontologischer Ebene zwischen Cartesianismus und der atomistischen Denktradition des Epikureismus, sowie auf ethischer Ebene zwischen Cartesianismus und der pyrrhonischen Skepsis, wären zumindest zu diskutieren.

Die höchste cartesische Realitäts- und Wahrheitsprüffrage, d.h. das (iii) Argument des Genius malignus, übersteht in der Verfallserscheinung des Cartesianismus aber nicht mehr wie in der ursprünglichen cartesischen Fassung die Erkenntnis der immateriellen Existenz des eigenen subjektiven Selbst. Im Gegenteil, im Cartesianismus wird das Immaterielle verdrängt. Die gleichzeitige, relativistisch getriebene Verwerfung des Absoluten transformiert genau genommen auch das Argument des (iii) Genius malignus selbst. Wer heute noch mit Gott und Teufel in der Wissenschaft argumentieren würde, wäre nichts anderes als ein Spinner. Stattdessen wird dieses Argument der cartesischen ultimativen Verschwörung nicht nur verweltlicht, sondern auch auf zahlenmaterialistische Art und Weise transformiert und in gewisser Weise auch (bis zu einem gewissen Grad sogar konsistent) «objektiviert». Es ist nun die Angst vor der materiellen Verschwörung (und als Gegenreaktion die politische oder aktivistische Abwehr von «VerschwörungstheoretikerInnen»; vgl. auch Kap. 1) anhand von zahlenmässig rekonstruierten Gewinnmaximierenden (homines oeconomici; vgl. Kap. 4.3), welche die ultimative Realitätsprüfung geworden ist: Welche PolitikerInnen, JournalistInnen, WissenschaftlerInnen, usw. möchten mich durch Manipulation von Zahlen hinter das Licht führen, um ihre eigenen Gewinne respektive ihre eigenen Zahlen (z.B. Geld) zu optimieren auf Kosten meiner eigenen Gewinne? Was einst mit der res extensa als ein Sekundärprodukt der cartesischen, methodisch ultimativ verschwörungstheoretischen, d.h. methodisch skeptischen, Suche nach einem festen Halt in der Morgendämmerung des zweiten Paradigmas startete, wird nun zu einem alle Realitätshierarchien und -prüfstrukturen durchdringenden, sich immer weiter ausdehnenden Phänomen, welches die Betrachtung des Subjektseitigen in Richtung hin zur Konzeptualisierung des «Subjekts» *als res extensa* transformiert und sogar auch das Prüfkriterium der Differenzierung und Demarkation zwischen Objekt und Subjekt selbst aushebelt und letztlich auflöst.[128] Denn wenn die ultimative Prüfstufe sozusagen selbst cartesianistisch verzerrt wird, d.h. der ultimative Betrug[129] (scheinbar)

[128] Nicht umsonst fordern heutige explizite Relativisten auch die Auflösung von Subjekt- und Objektgrenze. Dieses Argument wird im Analyseteil dieser Arbeit eine Rolle spielen (vgl. dort Kap. 6.2). Meine Gleichsetzung von postmodernen Relativisten und Cartesianisten, welche gleich noch ausgeführt wird, ist dabei maximal radikal: In der problematischen Auflösung der offenen Fragen des zweiten Paradigmas der prima philosophia anhand des hier beschriebenen, dominanten zweiten Erkenntnispfades dieses zweiten Paradigmas, in welchem die überwiegende Mehrzahl von heute lebenden WachstumskritikerInnen gefangen zu sein scheint, gibt es gar keine nicht-cartesianistischen Relativisten. Ich kehre noch in diesem Unterkapitel auch zu diesem Punkt zurück.

[129] Die Etymologie dieses deutschsprachigen Begriffs veranschaulicht bereits schön die sowohl *moralischen* (im Sinne von jemanden betrügen als anlügen), als auch untrennbar damit verbundenen *epistemischen und ontischen* Aspekte (der Trug als Täuschung im Sinne bspw. einer (i) Sinnestäuschung, der ersten Prüfstufe Descartes') der nicht nur psychologisch wichtigen, sondern

entmetaphysiziert wird, damit materiell-weltlich präsent wird und auch überall im allgegenwärtigen Umgang mit den Mitmenschen lauern könnte (und nicht mehr nur bei der philosophischen cartesischen Meditation), wird auch die Notwendigkeit des zur cartesianisierten Prüffrage natürlich tautologisch liegenden cartesianistischen Antwortgebens stetig gesteigert. «Subjekte», welche nur noch als zahlenmässig erfassbare und ihrerseits motivational zahlenmässig getriebene Objekte wahrgenommen werden, könnten jederzeit für ihren Eigennutz lügen, nur die «wahren», d.h. [scheinbar; Anm. des Autors] subjektunabhängigen «Zahlen lügen nicht». Immer öfter werden also nun in Wissenschaft und Ökonomik die Zahlen aufgesucht, um doch noch etwas Sicherheit zu bieten gegenüber dem überall lauernden cartesianistischen Betrug: «Follow the science!» lautet in der Folge die quantifizierungssüchtige Devise. Dem cartesianistischen (wissenschaftlich-ökonomistischen) Berechnungs-, Beherrschungs- und Optimierungsprojekt liegt damit ein grundsätzlich infinit kontinuierliches und inhärent expansives Quantifizierungsprojekt zugrunde (vgl. hierzu auch Kap. 4.2, dort insb. Abs. 4.2.2, Abs. 4.2.4), um unter den nun relativistisch-materialistisch gewendeten Vorzeichen zahlenmässige (scheinbare!) «Sicherheit» in einer gleichzeitig immer brüchiger und unsicherer werdenden Realitätsanschauung zu erlangen, «scheinbar», denn genau eben jene Sicherheit können die Zahlen gar nicht bieten, sondern das Misstrauen nur noch verstärken. Das Ökonomisierungsprogramm ist somit auch als ein epistemologisches Programm unter cartesianistischen Vorzeichen zu begreifen, etwas, das der Wirtschaftsphilosoph Georg Simmel vielleicht besser als kein Anderer vor oder nach ihm verstanden hat (vgl. Kap. 4.3).

Damit entpuppt sich der Verselbständigungsprozess des Cartesianismus als ein dynamisch-entgrenzter Prozess, der sich seiner eigenen (einst cartesischen) Annahmen und Fundamente zunehmend beraubt. Nach der Verkehrung der Begründungsfigur und des Realitätsankers im zweiten, nun als inhärent expansiv explizierten Erkenntnisprogramm des zweiten Paradigmas der prima philosophia, und der zunehmenden Entkopplung von den eigenen cartesischen Denkfundamenten, steht nun der angestrebten Auflösung der absoluten und ideellen Subjektivität nichts mehr entgegen:

~~(2) Subjekt: das Ideelle / das Absolute ← (1)~~ Objekt: das Materielle / das Relative

geradezu philosophisch-existentiell notwendigen Suche nach einem festen Halt. Dabei ist der «feste Halt» natürlich auch nichts anderes als eine reichlich materialistische Metapher zur Beschreibung dessen, was in der prima philosophia die *Letztbegründungsfrage* darstellt.

Es verbleibt im *Cartesianismus* also letztlich eine *rein relativistisch-materialistische Struktur des ontisch-epistemischen Programms,* wie es in der Verknüpfung der mit der *relationalistischen Zahl* operationalisierten *Materie*, der res extensa, zum Ausdruck kommt. Die Welt und die Erkenntnisart, um zu «sicheren» Aussagen zu dieser Welt zu gelangen, basiert dann auf dem *Prinzip der res extensa*. Die innerhalb des cartesischen Denkens ontologisch und epistemologisch relevanten Positionsspektren von (1) Idealismus-Materialismus und (2) Absolutismus-Relativismus werden im Cartesianismus damit auf ihren jeweiligen Relativismus und Materialismus reduziert und – auch in Bezug zueinander –transformiert. Denn innerhalb der ursprünglichen cartesischen dualistischen Realitätsstruktur des ersten Erkenntnispfades im zweiten Paradigma hat das Subjekt zur Prüfung irgend einer theoretischen und/oder (moralisch-)praktisch relevanten Frage (z.B. ‹Haben Bäume Rechte?›; ‹Kann die Ökonomie ewig wachsen?› Usw.) die Demarkationslinie zwischen Subjektseitigem und Objektseitigem zu reflektieren und damit stets auch eine Verhältnisbestimmung zwischen den Erkenntnistendenzen des Idealismus und des Materialismus, sowie des Absolutismus und des Relativismus vorzunehmen. Aus der von der originären cartesischen Realitätsstruktur abgeleiteten Erkenntnistheorie zur Erschliessung der Welt, d.h. bevor der Cartesianismus übernimmt, sind es also noch insgesamt vier Pole auf zwei Positionsspektren. Diese integrativ zu betrachtenden Erkenntnistendenzen bringen das cartesische Denken erst zur Geltung:

1) Idealismus ↔ Materialismus
2) Absolutismus ↔ Relativismus

Zwei mögliche Missverständnisse zu dieser Darstellung sollten hier ausgeräumt werden. *Erstens*, es handelt sich in dieser dimensionalen Repräsentation der vier Erkenntnispole auf zwei Positionsspektren offensichtlich nicht um eine streng substanzontologische Interpretation des cartesischen Denkens,[130] denn sonst wäre meine Darstellung definitiv falsch. Es macht ja gerade die Essenz des cartesischen *Dualismus* aus, dass Materie und Geist *getrennt* sind und nicht dimensional zueinander in Verbindung stehen.[131] Stattdessen ist meine Darstellung bereits das Resultat der

[130] Als gleichfalls auf Basis des ersten Erkenntnispfades des zweiten Paradigmas gegen eine solche strenge, d.h. eng ausgelegte, rein substanzontologische Interpretation Descartes' scheint mir Esfeld (2019) zu argumentieren. Vgl. hierzu auch im Folgenden Fussnote 131.

[131] Das durch die Trennung resultierende Interaktionsproblem könne in dieser substanzontologisch streng ausgedeuteten Interpretation Descartes' erst durch eine wie bei Nicolas Malebranche okkasionalistische (Lee, 2020) Vermittlung Gottes zwischen den beiden Substanzen geklärt werden, sozusagen eine Art philosophischer *Deus ex machina* zur Auflösung der kausalen

transzendental-epistemologischen Weiterverarbeitung des ersten Erkenntnispfades des zweiten Paradigmas der prima philosophia, welches die Bestimmungsleistung zwischen den Erkenntnispolen von (1) Materialismus und Idealismus, sowie (2) Relativismus und Absolutismus dem aufgeklärten Transzendentalsubjekt selbst überlässt, bspw. in Form der stets zu eruierenden Frage, wo zwischen Geist und materieller Aussenwelt nun wirklich die wie auch immer geartete, ggf. dynamische Grenze verläuft. In diesem Zusammenhang geht diese Konzeption auch über Kant hinaus.[132] Am ehesten ähnelt sie Georg Simmels (1907/1989; vgl. auch Kap. 4.3) Erkenntnistheorie, welcher hier meines Erachtens das zweite Paradigma in cartesisch-kantischer Tradition sehr konsequent weiterverarbeitet.[133] *Zweitens,* durch die dimensionale Repräsentation ist keine (meta-)relativistische Deutung impliziert, insofern, dass zwischen der Erkenntnistendenz des Absolutismus und derjenigen des Relativismus irgendwie *beliebig* navigiert werden könne. Der absolutistische Anker ist als Setzung unhintergehbar und kann damit keiner eigenen übertrumpfenden relativistischen Ausdeutung ausgeliefert werden. Offen bleibt jedoch, wie sich das nicht weiter *material* bestimmte Verhältnis in einer gegebenen spezifischen Fragestellung ausgestaltet, bspw. in der moralischen Frage, ob Schimpansen der absolut gültige Status von Menschenwürde notwendigerweise zuzuschreiben wäre oder nicht. Für die Zwecke dieser Arbeit reicht jedoch bereits die *formale* Feststellung der Ausgangssetzung des zwingend ganzheitlich zu denkenden, d.h. in beide jeweilige Richtungen jeweils irreduziblen Verhältnisses von (1) Idealismus-Materialismus und (2) Absolutismus-Relativismus aus.

Im Cartesianismus werden im Zuge des Verselbständigungsprozesses nun also die idealistischen und absolutistischen Pole, welche jeweils gleichermassen als psychologisch und gesellschaftlich jeweils wirksamer stabilisierender Realitätsanker *und* als philosophisch denknotwendiges Fundament der erkenntnistheoretischen Gesamtstruktur fungieren, verdrängt und schliesslich aufgelöst. Damit ergibt sich die markante erkenntnistheoretische *Reduktion des Cartesianismus auf den Materialismus und den Relativismus*:

1) ~~Idealismus~~ ↔ Materialismus
2) ~~Absolutismus~~ ↔ Relativismus

Wechselwirkungsproblematik zwischen Immateriellem und Materiellem im Substanzdualismus. Für eine Kritik an diesem Versuch, vgl. z.B. Esfeld (2019, S. 163f.).

[132] Vgl. hierzu die Kritik Apels (2011) an der präkantischen Ontologie bei Kant, indem Kant eben doch noch entgegen «seiner kritischen Intention» in seinen Voraussetzungen ontologisch den «nicht erkennbaren *Dingen-an-sich*» verhaften bleiben würde (S. 74; vgl. auch a.a.O., S. 28, Fn. 7).

[133] Die Erklärung hierzu liefere ich in diesem Unterkapitel, sowie auch später (vgl. Kap. 4.3) nach.

4.1.2 Zweifache Selbstwidersprüchlichkeit der cartesianistischen Reduktion

Die im vorigen Abschnitt (Abs. 4.1.1) dargelegte cartesianistische Reduktion ist auf zweierlei Weise selbstwidersprüchlich, nämlich in ihrer Reduktion auf den Materialismus (Abs. 4.1.2.1) und in ihrer Reduktion auf den Relativismus (Abs. 4.1.2.2).

4.1.2.1 Widersprüchliche Reduktion auf den Materialismus

Auf dem Positionsspektrum (1) Idealismus-Materialismus ist der Wegfall des Idealismus bspw. normativ problematisch, weil damit die geistige Natur des Menschen negiert wird und damit letztlich alles, was zu dieser ideellen Sphäre gehört – Selbstbestimmung, Würde, Freiheit, Verantwortung, usw. – geleugnet wird, oder objektifiziert respektive funktionalisiert umgedeutet und damit letztlich auch entkernt wird. Wenn «das Wirkliche das Berechenbare» (Booms, 2013, S. 13) ist, gäbe es diese den Humanismus begründenden Konzepte auf ideeller Ebene also scheinbar gar nicht wirklich, zumindest nicht für den Cartesianisten. Ergo dürfe man sie in postmoderner Manier problemlos dekonstruieren (bspw. aufgrund von *Ockhams Rasiermesser*, vgl. Absatz 2.2.1, oder aus anderen nominalistischen, letztlich relativistischen Beweggründen). Diese cartesianistischen *moralischen* Implikationen aus prinzipienethischen Gründen zu verwerfen, setzt damit allerdings auch eine kantische (ethische) Ausdeutung des cartesischen Denkens voraus und würde somit letztlich wiederum nur cartesisches Denken in Stellung bringen gegenüber dem cartesianistischen Denken (vgl. Abs. 4.1.1). Als eigenes, externes Widerlegungsargument, warum dieser zweite, cartesianistische Erkenntnispfad gegenüber dem ersten cartesischen Erkenntnispfad defizitär ist, wäre es nicht ausreichend, respektive schlichtweg redundant zu meinen bisherigen Ausführungen. Mit anderen Worten: Vielleicht haben die Cartesianisten ja doch Recht und das Ideelle könne wirklich weg. Statt der immerwährenden Verhältnisbestimmung von Idealismus und Materialismus herrschte in Wahrheit ein materialistischer Monismus; alles in der Welt (Mensch, Natur, usw.) liesse sich folglich auf das (Zahlen-)Materielle reduzieren.

In der philosophischen Literatur gibt es nun allerdings zahlreiche plausible, genuin erkenntnistheoretische – und nicht einfach nur über den Umweg der Ethik rekonstruierte – Argumente, warum eine um das Ideelle vollständig entleerte Welt, d.h. ein rein materialistischer Blickwinkel auf die Welt, zwingend falsch sein muss. Auf eine kleine Auswahl von Beispielen möchte ich hier kurz verweisen. Esfeld (2019)

weist u.a. die «Zirkularität» (S. 97) rein (moderner, natur-)wissenschaftlicher Erklärungen nach (vgl. S. 94-105) und verwirft somit die These der Vollständigkeit des wissenschaftlichen Weltbildes, d.h. er verwirft letztlich die Vollständigkeit einer «Ontologie der Physik» (S. 10). Im Rückgriff auf die Terminologie Sellars' (1962; vgl. auch Abs. 2.2.3) sind für eine ontisch vollständige Weltanschauung zwingend auch – nicht rein als materiell konzipierte [Anm. des Autors] – Personen in ihrer «Normativität» unhintergehbar (vgl. Esfeld, 2019, S. 131-196). Genuin subjektives «Denken und Handeln» (ebd./S. 194) *kann also gar nicht* eliminiert werden.

Ebenfalls aus einer wissenschaftsphilosophisch geprägten, erkenntnistheoretischen Perspektive zeichnet Thomas Nagel (2012) anhand der Evolutionstheorie die «failure of psychophysical reductionism» (S. 5) nach. Er kommt zu der Schlussfolgerung:

> The great advances in the physical and biological sciences were made possible by excluding the mind from the physical world. This has permitted a quantitative understanding of that world, expressed in timeless, mathematically formulated physical laws. But at some point it will be necessary to make a new start on a more comprehensive understanding that includes the mind. (a.a.O., S. 8)

Nagels (2012) Programm ist dabei nicht nur rein anti-reduktionistisch zu verstehen um die Selbstwidersprüchlichkeit des monistischen Materialismus aufzuzeigen, sondern besitzt auch eine darüberhinausgehende positive Komponente[134]:

> [... T]he situation may be more serious than that. If one doubts the reducibility of the mental to the physical, and likewise of all those other things that go with the mental, such as value and meaning, then there is some reason to doubt that a reductive materialism can apply even in biology, and therefore reason to doubt

[134] Auf die genauen Begründungen von Nagels Reduktionismus-ablehnender Theorie kann ich hier nicht eingehen, da dies den Rahmen dieser Arbeit sprengen würde. Für den Kontext der Ziele dieser Arbeit sei jedoch bemerkt, dass meine Kritik am Cartesianismus, hier am Beispiel der materialistischen Reduktion entlang der Dimension Idealismus-Materialismus, ebenfalls nicht rein negativistisch motiviert ist im Sinne der Widerlegung der cartesianistischen Position. Stattdessen geht es ja auch und gerade darum aufzuzeigen, dass der Cartesianismus als weltanschauliche Grundlage der Wachstumsdynamik zu weitreichenden, hoch problematischen moralischen, gesellschaftlichen, usw. Problemen *sui generis* führt. In diesem Sinne ist der programmatischen Notwendigkeit zuzustimmen, es nicht einfach bei einer (analytischen) Widerlegung zu belassen, sondern eben (synthetisch) klar zu machen, was mit einer (postmodernen) Gesellschaft passiert, wenn sie ihre Institutionen, Kollektivziele, etc. auf einem derartigen, als philosophisch widerlegt geltenden und damit ungültigen geistigen Fundament widersinnig aufzubauen trachtet.

> that materialism can give an adequate account even of the physical world. (S. 14)

Teilweise auch unter Rückgriff auf Nagel führt F. Jackson (1982) den Begriff der *Epiphenomenal Qualia* als eine Art Restkategorie ein, um folgendes epistemisches Phänomen zu erklären: «[O]ne can have all the physical information [about the world; Anm. des Autors] without having all the information there is to have» (Abs. I). Egal wie präzise und sorgsam man die gesamte Welt über ihre materiellen Eigenschaften zu verstehen versucht, ein gewisser epistemischer oder modaler Aspekt des subjektiven Verstehens dieser materiellen Eigenschaften transzendiert stets den materialistischen respektive physikalistischen Reduktionismus: «*Ergo* there is more to have than that, and Physicalism is false» (ebd.).

Von all diesen AutorInnen übernehme ich daher als meine eigene, erste Prämisse und im Einklang mit einer genuin (transzendental-)erkenntnistheoretischen – jedoch nicht streng substanzontologischen – Interpretation cartesischen Denkens, und damit im Einklang mit dem ersten Erkenntnispfad des zweiten Paradigmas der prima philosophia, das Postulat der Unmöglichkeit der Reduzierbarkeit des zur Erschliessung der Welt notwendigen epistemologisch-ontologischen Positionsspektrums (1) Idealismus-Materialismus auf den Materialismus. Ich erachte diese monistische Sichtweise auch im Rückgriff auf die Literatur als widerlegt und sehe als Resultat die cartesianistische Position, zumindest dahingehend, dass sie der materialistischen Reduktion folgt, als einen nicht selbstwiderspruchsfrei aufrechtzuerhaltenden und damit zu verwerfenden Standpunkt an.

4.1.2.2 Widersprüchliche Reduktion auf den Relativismus

Gleichsam verhält es sich mit der cartesianistischen Reduktion auf dem Positionsspektrum (2) Absolutismus-Relativismus. Im Laufe dieser Arbeit wurden bereits unterschiedliche (auch wirtschafts-)philosophische Denker präsentiert, welche einen Relativismus *begründet* ablehnen, u.a. Platon (vgl. Abs. 2.1.1) und – aus heutiger Sicht als anti-relativistische Position intuitiv etwas weniger einleuchtend – auch Aristoteles (vgl. Abs. 2.1.2) vor dem Hintergrund ihrer jeweiligen weltanschaulichen (ontologischen) Konzeptionen. Dezidierte Widerlegungen relativistischer Haltungen kommen im ersten Paradigma der prima philosophia u.a. auch bei Augustinus und Ibn Sīnā vor (vgl. Abs. 2.2.1, dort Fn. 52). Zeitgeschichtlich schon lange vor Descartes teilen sie alle nach jeweils genauer Prüfung die Auffassung, dass eine relativistische

Position nicht stringent, d.h. selbstwiderspruchsfrei durchhaltbar sei und daher abzulehnen sei. Denn spätestens bei der Selbstanwendung des Postulats des Nicht-Wahrheitsgehaltes aller Aussagen ist immer Schluss. Der Relativismus hebt sich letzten Endes stets selbst auf und untergräbt sich seines eigenen Begründungsfundamentes, da die eigene notwendige Behauptung der Geltung des Relativismus auch konsistent für unwahr zu erklären wäre (*Contradictio in adiecto* des Relativ*ismus*). Der Relativismus ist sozusagen dem Relativismus sein Tod. Interessanterweise war dies den ersten klugen und reflektierten (nicht-sophistischen) Relativisten auch vollumfänglich bewusst – was diese damit im Übrigen ohnehin begrifflich eher zu methodischen Skeptikern heraufgestuft hätte, gleichwohl unter dem damals vorherrschenden gesellschaftlichen und kulturellen Zeitgeist. So beschäftigt sich bspw. Sextus Empiricus (1985) im *Grundriß der pyrrhonischen Skepsis* eingehend mit der Frage, ob nicht auch «*der Skeptiker dogmatisiert*» [d.h. ver*absolutiert*; Anm. des Autors] (S. 96f.) und kommt zur behelfsmässigen, aber keinesfalls abschliessenden, da letztlich nur auf eine andere Begriffsebene zurückverlagernden Notlösung, dass der Skeptiker eben keine *per definitionem* absolutistische «Lehrmeinung» hätte, sondern einer lediglich skeptischen, d.h. von Urteilszurückhaltung geprägten «Lebensform» anhinge (ebd./S. 97).

Auch wenn man diese Argumente aus der Perspektive des ersten Paradigmas der prima philosophia nicht anerkennen würde und wie schon beim Positionsspektrum Idealismus-Materialismus (vgl. Abs. 4.1.2.1) anti-reduktionistische cartesische Gegenargumente gegenüber dem cartesianistischen Reduktionismus aufgrund des in diesem Kontext der Diskussion der Problematiken innerhalb des zweiten Paradigmas einhergehenden Zirkelschlusses ebenso nicht akzeptieren würde,[135] gibt es dennoch darüber hinaus weitere schlagende Argumente gegen eine relativistische Haltung. Boghossian (2013) bspw. schliesst sich dem traditionellen Selbstwiderspruchsargument aus der Philosophiegeschichte zwar nicht bedingungslos an (vgl. S. 58-60), zeichnet aber nach, dass die relativistische Aussage, dass bestimmte Tatsachen nicht als solche absolut wahr sein könnten, sondern immer nur relativ zu einer bestimmten, kontingenten Theorie existierten, unweigerlich in einen infiniten Regress führt (S. 60-62). Die beharrliche Relativierung von Tatsachen würde

[135] Dies würde dann natürlich auch die Aberkennung der kantischen Weiterverarbeitung bspw. in der Ethik (vgl. Kant, 1786/1999) beinhalten, da diese mit dem kategorischen [d.h. absolut gültigen; Anm. des Autors] Imperativ und dem darauf basierten Prinzip der Menschenwürde ja auch entlang des ersten (cartesischen) Erkenntnispfades des zweiten Paradigmas der prima philosophia argumentiert (vgl. hierzu auch Abs. 4.1.1, dort Fn. 120, Fn. 121).

konsistent zu «infinitären Propositionen» (ebd./S. 62) ausgebaut werden müssen; dies sei aber «absurd» (ebd.).

Die sprachphilosophische Ebene aus Sicht der bei ihm transzendentalpragmatisch weiterverarbeiteten Perspektive des dritten Paradigmas der prima philosophia bezieht Apel (2011) sogar noch systematischer mit ein. Um nämlich sämtliche postmoderne relativistische Argumente seit der «‹hermeneutisch-linguistisch-pragmatisch-semiotische[n] Wende› der Gegenwartsphilosophie» (ebd./S. 141) abzuwehren, bleibt Apel in seinem intersubjektiv-diskursiv gewendeten, sich aber weiterhin nach dem (abstrakt) Absoluten ausrichtenden Letztbegründungsanspruch dem Selbstwiderspruchsargument verhaftet, wenn auch eben auf raffinierte Weise (transzendental-)sprachpragmatisch weiterentwickelt. Letztlich verfinge sich jeder noch so ausgefeilte relativistische Anspruch in der Postmoderne nämlich nach Apel in einen «*performativen Selbstwiderspruch*» (z.B. a.a.O., S. 12), welcher daher durch ein (diskursives) *Retorsionsargument* aufzudecken und abzulehnen sei.

Simmel (1907/1989), der hier jedoch noch sehr klar in das vorhergehende, zweite Paradigma der prima philosophia einzuordnen wäre,[136] sieht in seiner komplexen Verhältnisbestimmung von Relativismus und Absolutismus *beide* Erkenntnisprinzipien als komplementär zueinander und letztlich abhängig voneinander an (vgl. S. 106-121).[137] Eine Reduktion – im Übrigen in beide Richtungen des Spektrums – wäre demnach nicht möglich.

Im Einklang mit all diesen Autoren erachte ich den Relativismus als widerlegt und sehe als Resultat die cartesianistische Position, zumindest dahingehend, dass sie der relativistischen Reduktion folgt, als einen nicht selbstwiderspruchsfrei aufrechtzuerhaltenden Standpunkt an. Von all diesen AutorInnen übernehme ich daher

---

[136] Für den Subjektivisten Simmel (1907/1989) ist das «Ich […] die allgemeine Quelle der Werte überhaupt» (S. 53) und dieses Ich unterwirft sich ja gerade nicht dem transzendentalpragmatischen, intersubjektiven Argument der «*Unhintergehbarkeit des Diskursaprioris*» (vgl. Apel, 2011, S. 13) respektive irgendeiner, das singuläre (solipsistische) Subjekt transzendierenden «*ideale[n] Kommunikationsgemeinschaft*» (a.a.O., S. 83).

[137] Dies führt zu überaus kontroversen und voneinander divergierenden Positionen in der Interpretation Simmels. Während Kusch (2020) Simmel vor allem als Relativisten betrachtet, allen voran als einen ontischen Relativisten (Kusch, 2019, S. 167-170) und ggf. auch als einen epistemischen Relativisten (ebd./S. 170), weist Gordon (2007) Deutungen, dass Simmel Relativist sei, entschieden zurück (vgl. S. 27f.). Stattdessen kategorisiert Gordon Simmels erkenntnistheoretische Position als einen ernsthaften Versuch gerade zur Überwindung des Begründungstrilemmas (vgl. a.a.O., S. 29-43). Zu dieser Debatte kann ich mich für die Zwecke dieser Arbeit nur summarisch und nicht in der inhaltlichen Sache selbst äussern, möchte aber feststellen, dass ich mich weitestgehend der Begründung Gordons anschliesse. Relevant für die Zwecke dieser Arbeit bleibt ohnehin lediglich, dass die Verhältnisbestimmung zwischen absolutistisch und relativistisch ausgerichteter Erkenntnistendenz selbst unhintergehbar ist und damit die einseitige epistemische Reduktion auf die relativistische Erkenntnisform aufgrund der Selbstwiderspruchsproblematik des Relativismus zu verwerfen ist.

als meine eigene, zweite Prämisse und im Einklang mit einer genuin (transzendental-) erkenntnistheoretischen – jedoch nicht streng substanzontologischen – Interpretation cartesischen Denkens, und damit im Einklang mit dem ersten Erkenntnispfad des zweiten Paradigmas der prima philosophia, das Postulat der Unmöglichkeit der Reduzierbarkeit des zur Erschliessung der Welt notwendigen epistemologisch-ontologischen Positionsspektrums (2) Absolutismus-Relativismus auf den Relativismus. Daraus folgt die Verwerfung der relativistischen Position des Cartesianismus.

4.1.3 Dynamik der relativistisch-materialistischen Denkform des Cartesianismus

Da nun die Irreduzibilität der beiden epistemologisch-ontologischen Positionsspektren erwiesen ist (vgl. Abs. 4.1.2), kann auch die spezifische *Eigentümlichkeit* der *cartesianistischen Denkform* nachgezeichnet werden. Gerade in dem vom Cartesianismus nicht mehr reflektierten Anspruch der Einlösung eines sich transzendentalphilosophisch als unmöglich erwiesenen Projektes, nämlich der Reduktion der beiden Positionsspektren (1) Idealismus-Materialismus auf den Materialismus (vgl. Abs. 4.1.2.1) und (2) Absolutismus-Relativismus auf den Relativismus (vgl. Abs. 4.1.2.2), ergibt sich eine zu beobachtende, hoch problematische *Eigendynamik* auf vor allem epistemischer, aber des Weiteren auch ontischer und moralischer Ebene. Das cartesianistische Ziel, Mensch und Natur rein relativistisch und materialistisch aufzufassen, ist – von VertreterInnen des Cartesianismus unerkannt – niemals einlösbar, aber damit jedoch gleichzeitig potentiell infinit zu extremisieren. Denn ohne Selbsterkenntnis der Widersprüchlichkeit des eigenen Unterfangens wird der eben niemals *wirklich* zu erreichende Endpunkt stets weiter angestrebt, nämlich die Welt vollumfänglich auf das Materielle und das Relative zu reduzieren. Daher meine ich, wenn ich von Cartesianismus als verselbständigter Denkform spreche, nicht nur die *ideengeschichtliche und systematische* Verselbständigung im Sinne einer Herauslösung respektive Entkopplung von den cartesischen Wurzeln, d.h. den nicht reflektierten Übergang von einem plausiblen (ersten) Erkenntnispfad des zweiten Paradigmas zu einem defizitären und selbstwidersprüchlichen (zweiten) Erkenntnispfad. Mit Verselbständigung ist in einem zweiten Bedeutungssinne auch die immerwährende Eigendynamik gemeint, welche nun Materialismus und Relativismus als Erkenntnistendenzen miteinander in einen wechselwirkenden Bezug

setzt, und damit *moralische, epistemische und ontische Probleme sui generis* erzeugt. Die in dieser Arbeit thematisierte Wachstums*dynamik* ist dann auch nichts anderes als ein Beispiel des Ausflusses aus genau jener verselbständigten, den eigenen Selbstwiderspruch nicht erkennenden geistigen Dynamik des Cartesianismus, so die These. Diese verselbständigte Eigendynamik ist somit das Resultat der widersprüchlichen Transformation vom cartesischen zum cartesianistischen Denken und wird als spezifische erkenntnistheoretische Dynamik des Cartesianismus in folgender Abbildung dargestellt:

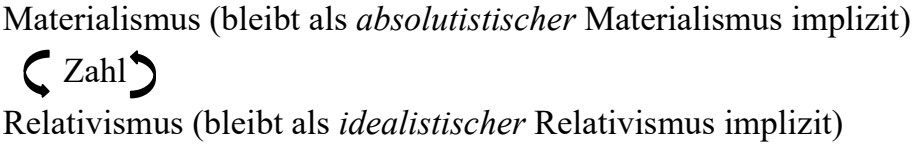

Abbildung 2. Die Eigendynamik des verselbständigten Cartesianismus (eigene Darstellung).

Es ergeben sich im Cartesianismus also zwei miteinander auf eigendynamische Weise verwobene und mittels der eigentümlichen Entität der Zahl vermittelte Erkenntnistendenzen. Dieser Cartesianismus lässt sich daher zusammengenommen als *relativistisch-materialistische Denkform* (respektive *Erkenntnistendenz*) definieren. Widersprüche und Ambivalenzen zeichnen dieses Beziehungsgeflecht von Materialismus und Relativismus aus. Was bedeutet dies aber genau im Sinne der cartesianistischen Eigendynamik?

Auf der einen Seite steht als ein möglicher, einzunehmender Ausgangspunkt der wechselseitigen cartesianistischen Dynamik der monistische respektive *reduktionistische Materialismus*. Da das epistemologisch-ontologische Positionsspektrum (1) Idealismus-Materialismus eigentlich eben nicht denklogisch kohärent auf den Materialismus reduzierbar ist (vgl. Abs. 4.1.2.1), genau dies aber vom Cartesianismus auf widersinnige Weise angestrebt wird, füllt nun der Relativismus die Rolle des dimensionalen Konterparts des weiterhin eigentlich (d.h. auf tieferer Ebene) unhintergehbaren Idealismus aus. Allerdings findet dies implizit, in gewisser Weise versteckt statt, da ja im expliziten materialistischen Monismus eigentlich gar nichts Ideelles existieren dürfte. Das nicht mehr reflektierte Relativisierungs*ideal* des *idealistischen Relativismus* ist dabei sozusagen der *epistemisch-normative ideelle Motor* der cartesianistischen Dynamik. Deshalb führt hier auch eine reine Materialismuskritik zu kurz (vgl. hierzu Abs. 4.2.2). Die ganze

Welt wird über eine gedachte Zahlenstruktur rein zahlenmaterialistisch erfasst und somit *soll* auch *idealiter* alles irgendwie mit allem relational zusammenhängen, allerdings nicht etwa stoisch, pantheistisch oder auf eine andere Art *manifest* (Sellars, 1962; vgl. auch Abs. 2.2.3) oder *transzendent* (Taylor, 2007; vgl. auch Abs. 2.2.3), sondern mittels der Kommensurabilitätsnatur der gleichmachenden und gleichförmigen, alle qualitativen Dimensionen der Materie *nivellierenden Zahl*. Bis zu einem gewissen Grad bleibt diese Zahl als *Bindeglied* zwischen den auf dem ersten Blick widerstrebenden Erkenntnistendenzen des Materialismus und des Relativismus mysteriös.[138] Nicht das ontische Wesen der Dinge (erstes Paradigma), oder die transzendentalphilosophisch unhintergehbaren subjektseitig konstitutiven Erkenntnisbedingungen zur Erkenntnis dieser Dinge (zweites Paradigma; cartesischer, erster Erkenntnispfad) ist im Cartesianismus von Relevanz – Subjekt und absolute Wesenheiten sollen ja abgeschafft werden –, sondern nur noch die *relationalen Beziehungen der Dinge zueinander*, so wie sie durch Zahlen ausgedrückt werden. Das in dieser Arbeit öfters genannte wissenschaftliche und/oder ökonomistische[139] Beherrschungs- und Optimierungsprojekt im Sinne eines grundsätzlich infiniten und expansiven Quantifizierungsprojektes liegt also dieser epistemische ideelle Motor des Cartesianismus zugrunde. Der vom Ausgangspunkt des Materialismus gesehen innerhalb der cartesianistischen Dynamik *als Ideal implizit bleibende Relativismus* äussert sich dann bspw. psychologisch in einem ideellen Getrieben-Sein[140] eines bildlich gesprochen sich ständig und potentiell infinit lange im Kreis drehenden

[138] Die Frage, welcher erkenntnistheoretische und ontologische Status der Zahl zukommt, insbesondere in der Anwendung des Subjekts auf die vom Subjekt objektivierte Aussenwelt, bspw. auch konzeptualisiert in der Sub-Frage der Anwenderbarkeit der Mathematik in den einzelnen Wissenschaften, ist hoch komplex, und so möchte ich trotz vielversprechender Lösungsvorschläge (vgl. z.B. Wilholt, 2004) betonen, weiterhin völlig ungelöst.

[139] Der ökonomische Gegenstand wird vor dem Hintergrund des Cartesianismus in Unterkapitel 4.3 definiert.

[140] Diese motivationale Wachstumsdynamik müsste natürlich ein wichtiges Thema neuzeitlich-zeitgenössischer Wachstumskritik sein, auch wenn ich nach Sichtung der wachstumskritischen Literatur (vgl. Abs. 2.2.2, Kap. 2.3, Kap. 3.1), zu der Schlussfolgerung gelangt bin, dass auf dieser Ebene der Durchdringung des integrativen, d.h. eben auch ideell zu berücksichtigenden Wachstumsgegenstandes sich lediglich Hartmut Rosa (vgl. Kap. 3.2) in seiner Beschleunigungs- und Entfremdungskritik (vgl. Rosa, 2015; 2018) an eine, in seinem Fall soziologische respektive sozialphilosophische, Rekonstruktion wagt. Die gängigen Hamsterradmetaphern zeitgenössischer Wachstumskritik greifen hier meines Erachtens im Unterschied zu Rosa meist viel zu kurz und sind wohl eher als zum Scheitern verurteilte Versuche anzusehen, sich konzeptuell aus der unerkannten cartesianistischen Wachstumsdynamik zu befreien (vgl. Kap. 6). Rosas (2016) Resonanzkonzept hingegen lässt sich aus cartesianismuskritischer Perspektive womöglich als Reintegrationsvorhaben der ideellen und absoluten Aspekte des wieder zu-sich-kommenden Subjekts deuten (vgl. auch Kap. 3.2, dort Fn. 112).

Subjekts[141] auf der Jagd nach immer neuen epistemischen, zahlenmaterialistischen Relationalisierungen (bspw. eben mit Hilfe der Naturwissenschaft und/oder der Ökonomik). Von hoher Bedeutung ist hier die integrativ zu durchdringende Verflechtung von Epistemologie und Ethik. Epistemische, auch implizite Relationalisierungstendenzen fördern natürlich auch Relativierungen im Sinne eines moralischen Relativismus und umgekehrt.

Ethisch hat die Seite der Dynamik, welche sich zwischen Materialismus und dem impliziten idealistischen Relativismus abspielt, folgende Implikation: Ein sich selbst und die Aussenwelt nur als Materie betrachtendes und sich selbst damit in seiner Ganzheitlichkeit reduzierendes «Materie-Subjekt» kann *grundsätzlich* nicht mehr das ruhende, statische Glück im Sinne der aristotelischen *Eudaimonia* (vgl. Abs. 2.1.2) erreichen, weil ja das dynamisierte und zahlenmaterialistisch entgrenzte, neue «materialistische Glück» cartesianistisch nur noch als etwas Zählbares, vornehmlich auf irgendeiner zeitlich-quantitativ mediierten Skala in irgendeiner von der Gegenwart entfremdeten Zukunft existieren kann.[142] Keine Zahl kann ja an und für sich im Hier und Jetzt Glück bedeuten, denn dann müsste Glück bspw. als ‹1›, oder – warum auch nicht – als ‹42›, oder welche Zahl auch immer definierbar sein, oder eben implizit relativistisch konsequent weiter gedacht (denn die Zahl *kann ja cartesisch nicht* für sich selbst sprechen und muss daher letztlich wiederum selbst relativiert werden) als infinit vom Subjekt entfernt liegender Punkt, der gegen unendlich strebt. Aus dieser

[141] Diesen Gedankengang entlehne ich der Parallelisierung des infiniten Regresses mit der nicht nur geometrisch-*materiellen*, sondern eben auch auf *ideeller Ebene* wirksamen Form des Kreises bei Simmel (1907/1989): «Wenn die Wirkung, die ein Element auf ein anderes ausübt, für dieses zur Ursache wird, auf jenes erste eine Wirkung zurückzustrahlen, die so wiedergegebene aber, ihrerseits wieder zur Ursache einer Rückwirkung werdend, das Spiel von neuem beginnen läβt: so ist hiermit das Schema einer wirklichen Unendlichkeit der Aktivität gegeben. Hier ist eine immanente Grenzenlosigkeit, der des Kreises vergleichbar; denn auch diese entsteht doch nur in der völligen Gegenseitigkeit, mit der jeder Abschnitt desselben jedem anderen seine Stelle bestimmt – im Unterschied gegen andere in sich zurücklaufende Linien, von denen nicht jeder Punkt von allen immanenten Seiten her die gleiche wechselwirkende Bestimmtheit erfährt» (S. 120f.). Ich schliesse mich Simmels Parallelisierung an, möchte aber darauf hinweisen, dass diese erst im zweiten Paradigma der prima philosophia Sinn ergibt, in welchem das Subjekt nicht mehr statisch, sondern eben auch dynamisch als Selbstfindungssubjekt konzeptualisiert wird. Unter bspw. antiken, metaphysisch-ontologischen Vorzeichen würde der Kreis vermutlich vielmehr sinnvoll als etwas Abschliessendes betrachtet werden, wohingegen der Kreis erst in der Neuzeit epistemologisch gewendet durch die Vorstellung des auf dem Kreis wandernden Subjekts seinen Unendlichkeitscharakter erhält – eine gleichförmige, nicht-hierarchische Linie, die eben niemals endet und daher für das Subjekt «immanente Grenzenlosigkeit» bedeutet. Zudem repräsentiert der Kreis auch die Verstrickungen des infiniten Regresses mit dem Zirkelschluss, die unter postmodernen, cartesianistischen Vorzeichen wechselseitig verwoben sind. Simmel sieht diese Verstrickung von infinitem Regress und Zirkelschluss sehr klar (vgl. Kusch, 2019, S. 169). Ich komme auf den nächsten Seiten auf diesen Punkt zurück.

[142] Genau hierin steckt wohl auch das Erfolgsrezept des zentralen ökonomischen Gegenstandes des Geldes und der damit einhergehenden Denkweisen in Investitionen, Gewinnen, usw. (vgl. Kap. 4.3).

ethischen Perspektive erklärt sich auch gleichzeitig wiederum im Umkehrschluss, warum keine abschliessende, psychologisch Halt-gebende Erkenntnissicherheit im *epistemischen* Quantifizierungsprojekt gefunden werden kann. Zwar treibt das Relativisierungsideal zu immer neuen (wissenschaftlichen) Ausmessungen und (ökonomischen) Monetarisierungen an, aber *Erkenntnissicherheit* geben oder philosophisch *wirkliche Begründungen* liefern kann diese cartesianistische Dynamik niemals. Sie führt stattdessen zu immer neueren erkannten Problemen, welche wiederum immer neuer Lösungen durch die moderne Naturwissenschaft oder durch die Ökonomik bedürfen. Selbst die gefundenen Zahlenwerte entpuppen sich immer wieder als ein doch unsicherer materialistischer Grund und daher werden immer neue Verrechnungen und Supermetriken notwendig. Die Umwandlung moralischer Vorstellungen wie derjenigen vom Glück (im Sinne von Eudaimonia) hin zu einem zunehmend ausbuchstabierten (Nutzen-)Konsequentialismus ist also bereits das Ergebnis dieser cartesianistischen Eigendynamik und bringt diese Dynamik weiter zur immer grösseren Entfaltung. Dass wir heute zahlenbasierte teleologische moralische Denksysteme wie den Utilitarismus überhaupt als «Ethik» anzuerkennen meinen können, ist bereits ein Verfallsprodukt dieses gesellschaftlich unerkannten cartesianistischen Umdeutungsprozesses von «Moralität» (vgl. Abs. 2.3, Fn. 70). Für das cartesianistische, sich selbst objektivierende und letztlich ja nur als einen auszumessenden Materieklumpen denkende «Materie-Subjekt» setzt ein geradezu existentieller Selbstverlust ein, nämlich eine – nun zur Veranschaulichung in dezidiert cartesianistischer Begriffsmetaphorik gesprochen – «Halbierung» des Subjekts auf sein zahlenmässig erfassbares, materielles Seiendes, welches sich relational zu allem anderen in der Welt nicht grundsätzlich unterschiedlich zu verhalten hat (Materialismus und idealistischer Relativismus; vgl. Abbildung 2).

Philosophisch kann der Relativismus des Cartesianismus aber auch explizite Formen annehmen und somit den anderen einzunehmenden Ausgangspunkt der wechselseitigen cartesianistischen Dynamik bilden (vgl. ebd.). Die neue Rastlosigkeit des cartesianistischen Menschen, welche vom Ausgangspunkt des Materialismus noch als *idealistischer Relativismus* implizit bleibt, kann sich auch ganz *explizit* in einem *globalen Relativismus* spiegeln. Bei Thomas Hobbes (1651/1966) wird die damit verbundene moralische Dimension in seiner Ethik deutlich: «es gibt kein finis ultimus, d. h. letztes Ziel, oder summum bonum, d. h. höchstes Gut» (S. 75; vgl. auch Abs. 2.2.1). Aber nicht nur in diesem Übergang vom cartesischen, ersten zum cartesianistischen, zweiten Erkenntnispfad des zweiten Paradigmas kommt die explizite (bei Hobbes vor allem noch auf den moralischen Aspekt begrenzte)

relativistische Haltung zum Vorschein, sondern auch in den zahlreichen postmodernen[143] Strömungen unserer heutigen Zeit und dort dann zunehmend als (nahezu) globaler Relativismus, der alle «absoluten» Ansprüche wie Menschenwürde, Wahrheit, Fakten, usw. als letztlich kulturell oder historisch kontingent erachtet, diese daher im Hinblick auf ihre scheinbar wahre Relativität hin dekonstruieren möchte und diese als Absoluta dezidiert ablehnt (vgl. Einl. in Kap. 1). Allerdings greift auch von diesem Ausgangspunkt ausgehend unausweichlich die cartesianistische Dynamik, da das epistemologisch-ontologische Positionsspektrum (2) Absolutismus-Relativismus ja eigentlich eben nicht denklogisch kohärent auf den Relativismus reduzierbar ist (vgl. Abs. 4.1.2.2). Da genau dies aber vom Cartesianismus auf widersinnige Weise angestrebt wird, füllt nun der (Zahlen-)Materialismus die Rolle des dimensionalen Konterparts des weiterhin eigentlich (d.h. auf tieferer Ebene) unhintergehbaren Absolutismus aus. Auch dies findet versteckt statt, weil ja im expliziten (reinen) globalen Relativismus eigentlich gar nichts Absolutes existieren dürfte. Die nicht mehr reflektierte, vor allem ontische zahlenmaterialistische Hintergrundschablone bleibt bei jeglicher relativistischen Dekonstruktion (in der Postmoderne) aber implizit wirkmächtig. Der Relativismus innerhalb der cartesianistischen Dynamik ist also ohne *absolutistischen (Zahlen-)Materialismus* nicht möglich (vgl. Abbildung 2).

Wie äusserst sich der Teil der Dynamik, welcher sich zwischen explizit eingenommener relativistischer Haltung und dem impliziten absolutistischen (Zahlen-)Materialismus abspielt, *epistemologisch*? Im expliziten Relativismus herrscht eine nicht logisch, d.h. ohne Selbstwiderspruch begründbare *Bevorzugung* des infiniten Regresses gegenüber den anderen beiden Alternativen des Zirkelschlusses (*Petitio Principii*) und des Dogmatismus, wenn man mit dem Begründungstrilemma (vgl. z.B. Apel, 2011, S. 15-17; Gordon, 2007, S. 21-26)[144] oder mit allgemeinen oder spezifischen auf das Begründungstrilemma zurückverweisenden moralischen, epistemischen oder ontischen Fragen konfrontiert ist. Der Absolutismus des Dogmatismus wird natürlich aufgrund der anti-absolutistischen Natur des Relativismus ganz entschieden abgelehnt, aber er kommt doch immer wieder zum Vorschein, nämlich auf einer Meta-Ebene, auf welcher Epistemologie und Ontologie zwingend verschränkt sind und hier einer kritischen integrativen Explikation bedürfen. Da infinite Regresse in der *per definitionem* finiten Argumentationspraxis

[143] Vgl. hierzu im folgenden Unterkapitel (Kap. 4.2) die Abgrenzung zwischen Cartesianismuskritik und Relativismuskritik (Abs. 4.2.1). Die von mir vorgeschlagene Definition zur Postmoderne liefere ich in diesem Abschnitt alsbald in Fussnote 145 nach.

[144] Vgl. hierzu auch Sextus Empiricus (1985, S. 102-135), wobei in der Antike weitaus mehr als die heutigen üblichen *drei* aus dem Friesschen respektive dem Münchhausen-Trilemma bekannten Argumentationstropen überliefert sind.

undurchführbar sind, führen sie sich letztlich immer selbst qua *realiter* feststellbarem Abbruch *ad absurdum*. Die versteckt bleibende, verabsolutierte zahlenmaterialistische Hintergrundschablone des expliziten Relativismus innerhalb der cartesianistischen Dynamik führt nämlich dazu, dass die in der Postmoderne stattfindenden Dekonstruktionen von Wahrheitsansprüchen und begründeten moralischen Ansprüchen stets vor dem Hintergrund eines nicht mehr reflektierten Zahlenmaterialismus stattfinden. Denn einen «reinen» relativistischen Erkenntnisprozess kann es ja aufgrund des damit einhergehenden Selbstwiderspruchs gar nicht geben. D.h. jedes relativistische Argument findet *auf Basis* einer eben doch *vorausgesetzten Tatsache* statt, an welcher scheinbar kein Zweifel bestehen darf, und diese Basis bildet im Cartesianismus eben ein auf Zahlen basierter Materialismus im Sinne der verselbständigten und weltanschaulich alles dominierenden *res extensa*. Dieses Phänomen ergreift meines Erachtens die gesamte Postmoderne[145]: Egal ob Machtungleichgewichte, Geschlechtsidentitäten oder struktureller Rassismus, usw. relativistisch dekonstruiert werden, d.h. die jeweils für das beanstandete Phänomen zugrundeliegenden qualitativen Begriffskategorien relativistisch aufgelöst werden, weil sie nicht wirklich existieren würden, am Ende wird für die Notwendigkeit des spezifisch gewählten Dekonstruktionsvorhabens stets ein diese Notwendigkeit scheinbar bezeugender Hintergrundindikator angeführt. Dieser Indikator kann eine Nutzenverteilung oder eine Geldbesitzverteilung sein, oder auch durch quantitative Quoten irgendwelcher (ja eigentlich konsistent schon längst ganz aufzulösender) Kategorien operationalisiert sein, usw. Die Zählbarkeit von Materie sowie die Reduktion der weltanschaulichen Relevanz auf das quantitative Ergebnis des *ver-objektivierten* und *de-subjektivierten* Zählungsprozesses wird damit blind vorausgesetzt, so wie im berühmt gewordenen *Zuschauerstreit* (vgl. Booms, 2018, S. 35), welcher der politisch-instrumentellen Verwendung des Begriffs der «alternative[n] Fakten» (vgl. Kap. 1) zum Durchbruch verhalf und damit auch der gesellschaftlichen Diskussion um den hier cartesianistisch von beiden politisch

[145] Ob etwas Bestimmtes nun Fake ist oder nicht, die Gleichsetzung von Fakten und Zahlen ist, so lautet meine Behauptung, für jedes postmoderne Dekonstruktionsvorhaben, von welcher politischen Seite auch immer dies kommen mag, immer bereits vorausgesetzt (vgl. auch im Folgenden Fn. 146). Der saubere Nachweis für diese Behauptung muss gleichwohl für die Zwecke dieser Arbeit ausbleiben, da dies weit über den Rahmen der Wachstumsthematik hinausgehen würde. Im Umkehrschluss würde ich daher die Hypothese für zukünftige Untersuchungen aufstellen, dass die eigentliche Problematik der Postmoderne gar nicht (nur) der Relativismus darstellt, sondern tatsächlich *die gesamthafte Eigendynamik der relativistisch-materialistischen Denkform des Cartesianismus das Kernproblem der Postmoderne ist*. Daher möchte ich mich trotz wichtiger Gemeinsamkeiten in meiner Cartesianismuskritik auch von einer (reinen) Relativismuskritik abgrenzen (vgl. hierzu Abs. 4.2.1).

involvierten Seiten des Streits gleichermassen rein als quantitativ verstandenen Wahrheitsbegriff.[146]

In der Wachstumsdebatte bilden die konsequentialistischen, zahlenbasierten Ethiken in ihren verschiedenen zahlenethischen Teilansätzen (vgl. Abs. 6.1.1, Abs. 6.1.2, Abs. 6.1.3) und die epistemisch-ontische Setzung der Erde als zählbarer Masse gleich ‹eins› (vgl. Abs. 6.1.4) die zahlenmaterialistische Hintergrundschablone, vor derer sich dann alle epistemischen und ontischen Relationalisierungen, sowie moralischen Relativismen abspielen. Dies bedeutet damit auch, dass die Bevorzugung des infiniten Regresses innerhalb des expliziten Relativismus den Cartesianismus epistemologisch noch nicht hinreichend beschreibt, sondern in der Argumentationspraxis auch ständig materialistische Zirkelschlüsse stattfinden, in denen davon ausgegangen wird, dass Zahlen schon irgendwie für sich selbst sprechen würden. Wir könnten schliesslich, so der Cartesianismus, nicht *mehr* Erde ausgeben, als wir besässen (vgl. Abs. 6.1.4). Wer sozusagen die selbstevidente Problematik des auf Zahlen reduzierten Wachstumsimperativs bestreitet, ist nicht nur eine Art WachstumsleugnerIn (vgl. Kap. 1) innerhalb der cartesianistischen Weltanschauung, sondern leugnet damit einhergehend nichts anderes, als dass Zwei grösser als Eins sei, d.h. dass es auf einem begrenzten Planeten kein unbegrenztes, d.h. über die Grenze – hier als Zahlenwert ‹1› definiert – hinausgehendes Wachstum geben dürfe/könne. Der relativistische Schutz des «Anything goes!» umfasst damit keine Kritik an den verabsolutierten zahlenmaterialistischen Setzungen. Dieses gesamthaft verselbständigte und nicht mehr reflektierte Zusammenspiel von expliziter Bevorzugung des infiniten Regresses (*expliziter Relativismus*), und den immer wieder unweigerlich auftauchenden, zahlenmaterialistischen Zirkelschlüssen, setzt also eine dogmatisierte und implizit respektive versteckt bleibende Setzung voraus (*absolutistischer Materialismus*), ohne die das cartesianistische Gedankengebäude

[146] Der aus cartesianismuskritischer Sicht entscheidende Aspekt des Zuschauerstreits, in welchem es darum ging, ob bei der Amtseinführungszeremonie des damaligen US-Präsidenten Donald J. Trump im Januar 2017 *mehr* ZuschauerInnen anwesend gewesen wären, als vier Jahre zuvor bei seinem Vorgänger Barack H. Obama, ist die Reduktion des Wahrheitsfundamentes und des normativ Massgebenden auf das Quantitative. Die Behauptung, dass bei Trump mehr ZuschauerInnen anwesend gewesen seien, wurde nach Zählung der Menschenmengen auf Basis vergleichenden Bildmaterials eben nicht als *alternative* Erklärung im Sinne eines ‹Anything goes!› akzeptiert, sondern als Lüge (in Abgrenzung zu einer damit vorausgesetzten Wahrheit) entlarvt. «Zahlen lügen nicht», auch nicht für den postmodernen, d.h. cartesianistischen Relativisten, sondern stellen eben eine Art von cartesianistisch-zahlenmaterialistischer Hintergrundtatsache dar. Zudem wird vor dieser zahlenmaterialistischen Hintergrundschablone von allen beteiligten politischen Parteien vollständig selbstverständlich vorausgesetzt, dass es moralisch irgendwie wünschenswert wäre, «mehr» zu haben – ‹Mehr ist besser!› (vgl. hierzu auch für die Wachstumsdebatte den Wachstumsimperativ *und* den Anti-Wachstumsimperativ; vgl. Kap. 1, Kap. 3.1).

sonst sofort in sich zusammenstürzen würde. Diese Eigendynamik relativiert damit natürlich unerkannt auch jeglichen Anspruch auf einen strengen globalen Relativismus, der eben letztlich nicht durchhaltbar ist (vgl. Abs. 4.1.1, dort Fn. 124). Zwar kann dieser Relativismus ohne Zweifel in der angestrebten *Tendenz* als global beschrieben werden, aber dieses Ziel ist niemals einlösbar. Dass durch die inhärente Beliebigkeit des eigendynamischen cartesianistischen Gesamtphänomens auch die scheinbare moralische Toleranz des Relativismus (vgl. Hübner, 2014, S. 66) sehr schnell in sich zusammenbrechen kann, ist vor dem Hintergrund eines schnell ins Totalitäre abgleitenden, unerkannt bleibenden absolutistischen Materialismus als unhintergehbarem Gegenpol des Relativismus nicht überraschend (vgl. hierzu Abs. 4.2.3).

Auf der ethischen Ebene gibt es beim expliziten Relativismus als Ausgangspunkt innerhalb der Eigendynamik des Cartesianismus nun zahlreiche durch die voranschreitende Dynamik abgeleitete Ambivalenzen und Selbstwidersprüche höherer Ordnung. Aufgrund der verschachtelten und unerkannt bleibenden epistemologischen Verselbständigung werden aus relativistisch-dekonstruierten qualitativen Kategorien immer neue verabsolutierte quantitativ-materialistische Skalen und Metriken gebildet als Resultat des Wechselspiels zwischen explizitem Relativismus und absolutistischem Materialismus (vgl. Abbildung 2), sei es mittels der Naturwissenschaft oder der Ökonomik, und diese werden dann selbst wiederum in den folgenden Iterationsstufen des im Cartesianismus niemals endenden, epistemisch-relativistisch getriebenen Verselbständigungsprozesses immer wieder aufs Neue relativiert. Dies führt zu immer neuen Relationalisierungen in Form von zusammengebündelten Supermetriken, welche wiederum immer weiter in die einstmals ideellen und absoluten Bereiche menschlicher Existenz vordringen, wie eben der moralischen Werteebene, die nun ebenfalls nur noch rein relativistisch-materialistisch betrachtet wird. Weiter oben in diesem Abschnitt habe ich angemerkt, dass nur so überhaupt der moderne, zahlenbasierte Konsequentialismus *als eine* (cartesianistische) Ethik denkbar geworden ist, aber die Geschichte endet noch längst nicht dort, denn auch innerhalb der verschiedenen konsequentialistisch-ethischen Spielarten wie Utilitarismus, Egalitarismus und Minimalversorgungsansatz (vgl. Abs. 3.1.3) hört der Verselbständigungsprozess nicht auf. Denn jedes gefundene Zahlenkriterium könnte ja doch noch absolutistisch-idealistisch vom zu nivellierenden Subjekt verzerrt sein und daher einer weiteren cartesianistischen Verfeinerung bedürfen, um wirklich alles Nicht-Relativistisch-Materialistische zu entfernen. Hierin liegt auch der Grund, warum in der Postmoderne der zahlenethische

Konsequentialismus stets zum rastlos-maximierenden Utilitarismus tendiert und diese Tendenz auch beim Egalitarismus und dem Minimalversorgungsansatz sichtbar wird.[147]

Sofern man die cartesianistische Dynamik durchdrungen und verstanden hat, gibt es zudem gute Gründe, warum in der Literatur zum einen der hedonische kardinalskalierte Nutzenutilitarismus (vgl. z.B. Caillé, 1988) als Operationalisierung des ökonomsichen Gegenstandes auf ethischer Ebene herangezogen wird und zum anderen der intersubjektive, zahlenbasierte Vergleichsnutzen-Analysen ablehnende, paretianisch gewendete (vgl. Bruni, 2010; vgl. auch Abs. 3.1.1, dort insb. Fn. 84, Fn. 86) ordinalskalierte Präferenzutilitarismus. Ersteres repräsentiert die (naiv) verabsolutierte zahlenmaterialistische Seite der Dynamik. Auf Basis des letzteren ergibt sich ein für den weiter gedachten Relativismus typisches faktisches Machtprinzip in der vollendet ausbuchstabierten modernen ökonomischen Theorie: «Legitim», d.h. nichts anderes als «akzeptiert» im Relativismus, d.h. nichts anderes als ökonomistisch-relativistisch gleichgesetzt mit pareto-superior, sei dann eben das, was sich qua ökonomischem Pareto-Prinzip am Markt [wie auch immer dieser definiert und abgegrenzt vom Nicht-Markt wird; Anm. des Autors] realiter durchgesetzt hat. Extern eingebrachte [ideelle oder absolute; Anm. des Autors] normative Korrektive sind dann eben gar nicht denkbar (vgl. Thielemann, 1996, S. 125), gerade weil sie sofort relativistisch dekonstruiert werden. In dieser relativistisch-wirtschaftslibertär gewendeten Weiterverarbeitung des klassischen ethischen «Zahlenzähl-»Konsequentialismus können die zugrundeliegenden «Präferenzen bzw. Intentionen nicht wahrheitsfähig sein» (a.a.O., S. 127). Das Pendel schwingt dann innerhalb des Cartesianismus wieder von einem naivem, verabsolutierten Zahlenmaterialismus, welcher interpersonale, objektive Nutzwertberechnungen voraussetzen muss, hin in Richtung Relativismus: «Wahr», d.h. nützlich, ist halt das, was sich am Markt signalisiert durch das Eingehen von Tauschverträgen bewährt hat.[148] Aufgrund der weiterarbeitenden Verselbständigung des cartesianistischen

[147] Diesen Punkt werde ich anhand der Analyse des ethischen Egalitarismus der Wachstumskritik und des ethischen Minimalversorgungsansatzes der Wachstumskritik in den Analyseabschnitten 6.1.2 und 6.1.3 klarer darstellen.

[148] Hierfür ist es notwendig zu verstehen, dass nicht jede Zahl sofort für bare Münze genommen wird. Die cartesianistische Dynamik arbeitet auch bei den Zahlen, welche gegenüber allen qualitativen Kriterien sehr viel weniger unter Legitimationsvorbehalt stehen, weiter und versucht diese quantitativ zu optimieren, im epistemischen wie gleichermassen nicht davon zu trennen im ökonomischen Sinne. Die cartesianistische Dynamik erklärt auch, warum in der wirtschaftsphilosophischen Literatur zurecht festgestellt wird, dass der Utilitarismus mit zahlreichen «complications, ambiguities, and doubts» versehen ist, u.a. auch im Hinblick auf die Frage, ob dieser absolutistisch ist oder nicht (Hausman & McPherson, 2006, S. 108). Der Utilitarismus sei «‹absolutist› in one sense – whatever action maximizes welfare is *the* morally right action to perform – but it is not absolutist in the sense

Dynamik in der Oszillation zwischen vor allem hedonisch-utilitaristischem, zahlenmaterialistischem Konsequentialismus und wirtschaftslibertärem, relativistischem Zweifel an der Validität von gegebenen Zahlenwerten, ist die klare Zuschreibung *einer bestimmten relativistischen Ethik* für den Cartesianismus gar nicht so einfach, sondern bedarf vorher des systematischen Einbezugs des ökonomischen Gegenstandes des Geldes als (eine ideelle) Denkform, damit diese fortgeschritteneren Stadien des cartesianistischen Dynamik ausgeleuchtet werden können. Hierzu werde ich im Unterkapitel 4.3 auf Simmels Geldtheorie rekurrieren, welche die cartesianistische Dynamik auf den höheren Iterationsstufen plausibel fassbar macht.

Zum jetzigen Zeitpunkt, noch ohne Hinzuziehung des mit dem ethischen Konsequentialismus konfundierten ökonomischen Gegenstands, kann allerdings attestiert werden, dass der explizite *moralische Relativismus* des Cartesianismus nicht mit dem antiken Relativismus bspw. demjenigen der pyrrhonischen Skepsis zu verwechseln ist. Denn der damalige moralische Relativismus spielte sich hinter einer statischen ontischen Hintergrundschablone ab (vgl. Abs. 2.1.3). Sextus Empiricus (1985) weist explizit darauf hin: «[D]as Ziel des Skeptikers [nennen wir] Seelenruhe» (S. 101); Dogmatismus hingegen würde von eben jener Seelenruhe entfernen (vgl. ebd.). Ganz entgegen dieser impliziten ontischen Bevorzugung des Statischen zielt der postmoderne Relativismus, der ja nur als ein Teil des materialistisch-relativistischen Wechselspiels innerhalb der cartesianistisch-dynamischen Hintergrundschablone denkbar ist, auf eine immerwährende und potentiell infinite Dynamik ab, eben einem «ständige[n] Fortschreiten des Verlangens» (Hobbes, 1651/1966, S. 75).

Zusammengefasst lässt sich sagen: Die gesamte Dynamik des Cartesianismus kann von zwei komplementär zueinander liegenden epistemologisch-ontologischen Ausgangspunkten beschrieben werden. Nach angestrebter Eliminierung des Idealismus und des Absolutismus, welche für das originäre cartesische Denken noch unhintergehbar notwendig sind (vgl. Abs. 4.1.1), besteht nun zwischen Materialismus

---

of supporting inflexible formulas for conduct» (ebd.). Der hier skizzierte Absolutismus des Utilitarismus bezieht sich in meinen Worten auf die absolutistische (zahlen-)materialistische Seite der dem Utilitarismus zugrundeliegenden cartesianistischen Dynamik, welche selbst in den ausgefeitesten präferenzökonomischen Ansätzen nicht zu eliminieren ist (vgl. hierzu Abs. 4.3). Der Nicht-Absolutismus bezieht sich hingegen auf den relativistischen Anspruch des Nicht-Vorschreibens qualitativer Moralkataloge (welche ja ontisch-epistemisch gar nicht *wirklich* existierten nach relativistischer Lehre), so dass die einzelnen moralischen Präferenzen einfach scheinbar ethisch wertneutral auf einer angeblich «objektiven» Zahlenskala kommensurabel gemacht und deskriptiv repräsentiert werden würden. Sobald der relativistische Zweifel aber natürlich auch gegen die erst als neutrale Rettung ersehnten Zahlenkataloge gewendet wird, was in der infiniten cartesianistischen Dynamik unweigerlich passiert (vgl. hierzu Abs. 4.2.3), braucht es für einen *wirklichen Nicht-Absolutismus* einen relativistischer*en* Utilitarismus wie in den modernen präferenzökonomischen Ansätzen.

und Relativismus eine neue, den Cartesianismus definierende, eigendynamische Wechselbeziehung (vgl. Abbildung 2). Die inhärente Selbstwidersprüchlichkeit dieser *verselbständigten relativistisch-materialistischen Denkform* wird durch die unreflektiert bleibende Fortführung der Eigendynamik im Wechselspiel von Relativismus und Materialismus jedoch nicht aufgelöst, sondern im Gegenteil weiter zementiert. Für eine gegebene cartesianistische Position mag bspw. das Pendel mal mehr oder auch mal weniger klar in Richtung expliziter Relativismus oder expliziter Materialismus ausschlagen. Mal werden (scheinbar alle) Wahrheitsansprüche dekonstruiert und relativiert, mal wird – auch gerne von gleicher Seite – das Motto «Follow the Science!» (vgl. Kap. 1, Kap. 2.3), hier im Kontext der zeitgenössischen Wachstumskritik in der Feststellung der zahlenmässigen Begrenztheit des Planeten Erde, wie eine Monstranz vor sich hergetragen. Die Widersprüchlichkeit des ganzen, sich längst verselbständigten cartesianistischen Unterfangens wird nicht mal mehr gesehen – denn Zahlen lögen scheinbar nicht im Gegensatz zu dem angeblich nicht vertrauenswürdigen und stets zu relativierenden Subjekt (Mensch). Aber diese Zahlen bilden eben genau den Dreh- und Angelpunkt der infiniten Dynamik auf epistemischer, ontischer und letztlich auch moralischer Ebene. Innerhalb der cartesianistischen, durch Zahlen mediierten Dynamik als Resultat der *Unhintergehbarkeit der Irreduzibilität der beiden epistemologisch-ontologischen Positionsspektren (1) Idealismus-Materialismus und (2) Absolutismus-Relativismus* (vgl. Abs. 4.1.2) kann dann eine partikulare, jeweils scheinbar klar relativistische oder klar (zahlen)materialistische Position nur eine dynamische Verstetigung der immerzu fragileren Gesamtdynamik darstellen, da diese partikulare Position ohne die implizite Einführung des jeweiligen Gegenstücks nicht aufrecht zu erhalten ist. Mit anderen Worten: Sobald sich die *res extensa* als Weltanschauung von den cartesischen Wurzeln des ersten Erkenntnispfades des zweiten Paradigmas der prima philosophia entkoppelt hat und den einstmaligen subjektiven Realitätsanker im Absoluten und Ideellen selbst okkupiert, d.h. der Übergang in den Cartesianismus und damit dem defizitären zweiten Erkenntnispfad innerhalb des zweiten Paradigmas stattgefunden hat, ist der cartesianistischen Eigendynamik selbst nicht mehr auszuweichen.

Auf Basis der Definition und Beschreibung des Cartesianismus als *relativistisch-materialistische* Denkform innerhalb dieser Verfallserscheinung des zweiten Paradigmas der prima philosophia können nun auch wichtige Überlappungen und Abgrenzungen einer Cartesianismuskritik zu anderen kritischen Konzepten im folgenden Unterkapitel getätigt werden.

4.2 Cartesianismuskritik: Konzeptüberlappungen und -abgrenzungen

Die von mir vorgeschlagene systematische Differenzierung zwischen cartesischem Denken und verselbständigtem Cartesianismus findet sich in der Literatur meines Wissens sonst nirgendwo.[149] Jedoch bestehen wichtige Gemeinsamkeiten und auch Unterschiede zwischen einer Cartesianismuskritik und anderen kritischen Perspektiven. Im Folgenden möchte ich daher Cartesianismuskritik von vier verwandten Konzepten abgrenzen: Relativismuskritik (Abs. 4.2.1), Materialismuskritik (Abs. 4.2.2), Szientismuskritik (Abs. 4.2.3) und Ökonomismuskritik (Abs. 4.2.4).

4.2.1 Relativismuskritik

Innerhalb der kritischen Diskussion zu den gesellschaftlichen Ausprägungen der Postmoderne und zur postmodernen Philosophie findet *Relativismuskritik* seitens unterschiedlicher AutorInnen statt (vgl. z.B. Boghossian, 2013; Neiman, 2017).[150] Die hier vorgeschlagene Cartesianismuskritik hat mit diesen relativismuskritischen Ansätzen gemein, dass die Selbstwidersprüchlichkeit und damit die Untauglichkeit des (global) relativistischen Kernarguments notwendigerweise anerkannt wird. Abgegrenzt werden muss die Cartesianismuskritik von der Relativismuskritik jedoch dahingehend, dass letztere im Regelfall vor allem nur die eine Seite des problematischen Pendels zwischen relativistischer und materialistischer Denkform

[149] Dies führt zu teils erheblichen Interpretationsproblemen bezüglich der Begrifflichkeiten zwischen meiner hier vorgeschlagenen Terminologie und der gängigen Terminologie in der bestehenden Literatur. Wenn bspw. in der Postwachstumsliteratur der «Cartesianismus» im Sinne des Dualismus Descartes' kritisiert wird, diese Kritik allerdings unerkannt für den/die KritikerIn innerhalb einer materialistisch-monistischen Schablone stattfindet, welche überhaupt erst ein Resultat des ideengeschichtlichen und systematischen cartesianistischen Verselbständigungsprozesses ist (vgl. Abs. 4.1.3), so ist dies nicht nur im hohen Masse paradox aus der Perspektive dieser Arbeit, sondern auch in keiner Weise terminologisch zu vergleichen mit der hier differenzierten Verwendung von cartesischem und cartesianistischem Denken.

[150] Innerhalb der zeitgenössischen Wachstumsdebatte wird das Thema Relativismus explizit von Latouche (2007/2015) gestreift (vgl. S. 149-160). Darin prangert er die «Stigmatisierung des Relativismus» an (ebd./S. 153) und den «universalistische[n] Fanatismus» (a.a.O., S. 154). Dennoch ist Latouche auch kein astreiner Relativist, sondern fordert eine «Wiederverzauberung der Welt» (a.a.O., S. 158), rhetorisch zumindest im Einklang mit einigen der anachronistischen Wachstumskritiken (vgl. Abs. 2.2.3). In der Analyse und der Diskussion dieser Arbeit möchte ich zeigen, dass Latouches Ansatz aufgrund seiner meist relativistisch-materialistischen, d.h. cartesianistischen Hintergrundschablone meines Erachtens zum Scheitern verurteilt ist, eine hinreichend gut begründete Wachstumskritik darzubieten (vgl. Kap. 6; vgl. auch Kap. 7.3).

thematisiert (vgl. Abs. 4.1.3), nämlich – wenig überraschend – nur die explizit relativistische Seite. Die immer schon denknotwendigen nicht-relativen Voraussetzungen relativistischer Argumentation, d.h. die zugrundeliegende weltanschauliche Hintergrundschablone – in der Postmoderne ist dies der Cartesianismus mit seinem (Zahlen-)Materialismus – gehört jedoch ebenfalls in jede integrative Kritik mit Anspruch auf Vollständigkeit der Beschreibung des postmodernen Gesamtphänomens. Wenn bspw. in der zeitgenössischen Wachstumsdiskussion im Zuge einer Relativismuskritik die «Arroganz des Universalismus» und der «dogmatische[…] Anthropozentrismus der abendländischen Moderne» beklagt wird (Latouche, 2007/2015, S. 157), so gilt es nicht nur relativismuskritisch den Selbstwiderspruch dieser Argumentation aufzuzeigen, sondern auch den damit untrennbar verbundenen (vgl. Abs. 4.1.3) impliziten absolutistischen – notabene reichlich westlich geprägten – (Zahlen-)Materialismus klar herauszuarbeiten (vgl. Kap. 6).

Am ehesten findet sich beim zeitgenössischen, bis zu einem gewissen Grad durchaus selbstreflexiven relativistischen Denker Bruno Latour in dem von ihm beklagten *Elend der Kritik* eine Thematisierung einer ganzheitlichen Argumentationsdynamik, welche auch der hier von mir vorgeschlagenen cartesianistischen Eigendynamik nahekommt. Latour (2004/2007) stellt fest, dass die modernen, relativistisch geprägten Sozialwissenschaften nicht nur die [verabsolutierten; Anm. des Autors] «Lieblingsobjekte» (S. 40) des «naive[n] Gläubige[n]» (S. 37) in ihrer Bedingtheit dekonstruieren, sondern ihrerseits auch immer «*eigene*[…] Lieblingsobjekte» (ebd.) besitzen. D.h. für jede relativistische Entzauberung eines «Märchen[s]» (a.a.O., S. 36) wird ein eigenes nicht reflektiertes «Lieblingsfaktum» (a.a.O., S. 38) benötigt aus Theorien zu «Rasse, Klasse und Gender, vielleicht auch etwas Neurobiologie, Evolutionspsychologie, was auch immer, vorausgesetzt, sie agieren als unbestreitbare Fakten, die hinsichtlich ihres Ursprungs, ihrer Herstellung und Entwicklung ungeprüft bleiben» (ebd.). In diesem Zusammenhang ist die Cartesianismuskritik tatsächlich anschlussfähig an Latours breiteres und dynamischeres Verständnis der von ihm eingestandenen Problematik der Relativismuskritik, inkl. der attestierten Beliebigkeit des qualitativen Theorie*inhalts*, auf die jeweils durch den Relativisten/die Relativistin implizit und versteckt rekurriert wird. *Formal* jedoch ist die cartesianistische Dynamik keinesfalls derart beliebig, denn zwischen den verschiedenen herangezogenen, implizit bleibenden Theorieinhalten gibt es einen gemeinsamen substantiellen Nenner, nämlich denjenigen des Zahlenmaterialismus (vgl. Kap. 4.1). Bei den naturwissenschaftlichen

Lieblingsobjekten mag die Attestierung des Zahlenmaterialismus relativ schnell einleuchtend sein, aber bei näherem Hinsehen wäre mir auch bei den sozialwissenschaftlich-postmodern geprägten Theorien zu «Rasse, Klasse und Gender» keine einzige Position bekannt, die moralisch nicht einen zahlenbasierten (z.B. egalitaristischen) Konsequentialismus und/oder eine irgendwie geartete qualitativ eliminierende respektive dekonstruierende und reduktionistisch-quantitative Diversitäts-/Pluralitäts*maximierung* (der Clou zur steckt hier ja bereits im Begriff selbst) anstrebt, spätestens nämlich wenn die tiefsten Prämissen aufgedeckt werden (vgl. Abs. 4.1.3, dort insb. Fn. 145, Fn. 146)

4.2.2 Materialismuskritik

Wie schon bei der Relativismuskritik (vgl. Abs. 4.2.1) gibt es auch zwischen *Materialismuskritik* und Cartesianismuskritik entscheidende Gemeinsamkeiten, nämlich dahingehend, dass die Reduktion der Welt auf Materie keine konsistent durchhaltbare Position ist und unweigerlich Lücken und unauflösbare Widersprüche aufgrund des versuchten Reduzierungsunterfangens auftreten (vgl. Abs. 4.1.2.1). Auch die nach Descartes philosophisch-paradigmatisch bedingte Verzahnung und Nicht-Entwirrbarkeit von Materie und Zahl (vgl. Abs. 4.1.1, dort insb. Fn. 119) wird in moderner Materialismuskritik zumindest implizit anerkannt, wenn bspw. die epistemologische Notwendigkeit der Einführung von *Qualia* begründet wird, weil der Materialismus respektive der Physikalismus nicht ausreichend weltbeschreibend sein könne (vgl. F. Jackson, 1982).[151] Im Verhältnis zwischen Cartesianismuskritik und Materialismuskritik gibt es aber auch Unterschiede und hier verhält es sich nun grundsätzlich genau umgekehrt wie bei der Gegenüberstellung von Cartesianismuskritik und Relativismuskritik. Materialismuskritik thematisiert im Regelfall nur die andere Seite des problematischen Pendels zwischen relativistischer

[151] Ausserhalb der Philosophie der Mathematik und der dortigen zahlreichen Positionen zur Verbindung von Zahl und (objektiver) Wirklichkeit (für eine Übersicht, vgl. z.B. Wilholt, 2004) findet allerdings eine *explizite differenzierte* Thematisierung von Zahl und Materie in der Philosophie selten statt, was in meinen Augen ausserordentlich erstaunlich ist, da ja zahlreiche ontologische und epistemologische Schwierigkeiten durch die seit Descartes paradigmatisch gewordene, etwaige Konfundierung von Zahl und Materie in der *res extensa* denkbar sind, deren Thematisierung den Rahmen dieser Arbeit bei weitem sprengen würde. Beim Materialismuskritiker F. Jackson (1982; vgl. auch Abs. 4.1.2.1) ist schon die auf den Qualitätsbegriff zurückgehende Semantik der *Qualia* (S. 127, vgl. dort Fn. 1; vgl. auch Holborow & Mellor, 1973) sicherlich vielsagend und kein Zufall in Anbetracht des bereits intuitiv naheliegenden Gegensatzpaares von Quantitäten und Qualitäten. Jedenfalls wäre im Gegenzug das Abstreiten des von mir unterstellten materialismuskritischen Musters, dem monistischen Materialismus stets etwas entgegenzusetzen, *indem eben auf etwas rekurriert wird*, was *nicht rein quantitativ beschreibbar ist*, hochgradig begründungsbedürftig.

und materialistischer Denkform (vgl. Abs. 4.1.3), nämlich – auch hier wenig überraschend – die explizit materialistische Seite. Dabei gerät bei Fokussierung nur der einen Seite der Dynamik die epistemische Wucht der relativistisch-materialistischen Gesamtdynamik vergessen. Diese sollte jedoch auch für eine (reine) Materialismuskritik von Relevanz sein, wenn diese den ganzheitlichen Überblick zur Dynamik des Denkens in der Postmoderne bewahren möchte.

Am besten lässt sich das an den zwei Materiekonzepten des Atomismus und des Corpuscularianismus veranschaulichen. Denn während beim klassischen, ontologistischen (bspw. epikureischen) Atomismus zumindest hypothetisch irgendwann physikalische Erkenntnis abschliessend, d.h. in gewisser Weise absolut erreicht werden kann, wenn nämlich verstanden wird, wie die erkannten kleinsten Teilchen (wechsel-)wirken, ist das Projekt des u.a. auf Descartes zurückgehenden Corpuscularianismus grundsätzlich infinit angelegt. Letzterer «[…] differs from atomism in that corpuscles are usually endowed with a property of their own and *are further divisible*, while atoms are neither» (Bigotti, 2020; mit Hervorhebung). Das prinzipiell infinit erweiterbare epistemische Teilbarkeitsprogramm des Corpuscularianismus, welches *per definitionem* niemals an wirklich feste materielle Grenzen stossen kann,[152] beinhaltet somit eine genuin subjektseitige Entgrenzungsproblematik, welche ja genau der Relativismus als (komplementäres) Gegenstück zum Materialismus innerhalb der cartesianistischen Dynamik versinnbildlicht und ausbuchstabiert. D.h., dass die real existierende Unterscheidung zwischen Atomismus und Corpuscularianismus seit dem Beginn des zweiten Paradigmas der prima philosophia bereits auf die epistemologische Notwendigkeit verweist, auch die *subjektiven Triebkräfte* hinter dem Erkenntnisprozess in den Blick zu nehmen, wenn man wirklich ganzheitliche Materialismuskritik üben möchte.

In der zeitgenössischen Wachstumskritik ist Materialismuskritik im Gegensatz zur erkenntnistheoretischen und ontologisch aufgeklärten Thematisierung des Materialismus eher selten systematisch ausgearbeitet (vgl. z.B. T. Jackson, 2017b, S. 114). Stattdessen stellt «Materialismus» ein von bspw. kapitalismuskritischer Konsumkritik (Røpke, 2012; Stengel, 2012) scheinbar intuitiv abgeleitetes, negativ konnotiertes Schlagwort dar, welches scheinbar selbstevident nur im Lager der WachstumsbefürworterInnen (Abs. 3.1.1) oder aus Sicht der Postwachstumsbewegung

[152] Das bisher gefundene kleinste Teilchen wäre ja durch ein noch grösseres (und zwangsläufig mit «ökonomischem Wachstum» verbundenen) Forschungsprogramm *idealiter* immer als sich bestehend aus noch kleineren Teilchen zu erweisen, und diese dann wiederum aus noch kleineren Teilchen, usw. Natürlich läuft dies auf einen infiniten Regress hinaus, welcher aber durch das moderne wissenschaftliche und ökonomische Berechnungs- und Beherrschungsprogramm eine stets auch *materielle* Schlagseite hat.

zusätzlich im Lager der WachstumstransformatorInnen (Abs. 3.1.2), nicht aber bei sich selbst, zu verorten sei. Eine cartesianismuskritisch geläuterte Materialismuskritik würde hingegen gerade das Phänomen in den Blick nehmen, dass der Begriff von Materie, insbesondere in den eher intuitiv geprägten Ansätzen innerhalb der zeitgenössischen Wachstumsdebatte, überhaupt nicht geklärt ist. Warum bspw. sollte der Wunsch nach Besitz eines grossen, schadstofflastigen Autos genauso «materialistisch» sein wie der Wunsch nach möglichst viel Geld, insbesondere in der modernen, substanzontologisch-vereinfacht gesagt reichlich «nicht-materiell» erscheinenden Form von Buchgeld auf der Bank?[153] Die grössten Undifferenziertheiten und Aporien unreflektierter Materialismuskritik kommen ja gerade dadurch zum Vorschein, dass der Begriff der Materie selbst einem erheblichen – und meist eben leider unreflektierten – Wandel unterzogen ist.[154] Spätestens seitdem Fragen wie Industrie 4.0, Telearbeit, Bitcoin, digitale Identität, usw. für alle Beteiligten in der ökonomischen, post-industriellen Sphäre sehr konkret «greifbar» geworden sind, bedürfte es einer dringenden Neuorientierung der Tauglichkeit der impliziten Begrifflichkeiten bezüglich der Materie, auch in Abgrenzung zur Sphäre des Ideellen.

Offensichtlich reicht es nicht aus, einfach nur irgendwie unbestimmte Materialismuskritik zu üben, wenn der Materiebegriff nicht völlig (relativistisch) beliebig auf alles Mögliche (und letztlich unweigerlich auch auf sich selbst) angewandt werden soll. Mit anderen Worten: Wie möchte man in dem vom Cartesianismus angestrebten (aber eben nicht erreichbaren, vgl. Abs. 4.1.2.1) monistischen respektive reduktionistischen Materialismus überhaupt sinnvoll Materialismuskritik üben, ohne in die *geistige, in der Postmoderne eben cartesianistische Verselbständigungsdynamik*

[153] Die Deutsche Bundesbank (2014) definiert dieses auch im Unterschied zu Bargeld als «Geld, das man nicht sehen kann» (S. 56). Man kann hier auch weiterführend, um die begrifflich bedingte Problematik noch weiter zuzuspitzen, auf aktuelle, sogenannte digitalisierte und dezentrale Blockchain-basierte Varianten von Krypto-Geld verweisen (vgl. z.B. Coeckelbergh, 2015). Offensichtlich müsste hier zumindest im Materialismusgrad ein Unterschied bestehen, ob man nun Bitcoin-Besitz anstrebt oder ein grosses, materiell sehr sichtbares Auto. Die gesamte Entkopplungsfrage (vgl. Abs. 3.1.2) verweist natürlich auf diese zugrundeliegende ungeklärte, auch (wirtschafts-)philosophisch noch ungeklärte, Problematik in der Verhältnisbestimmung von Idee und Materie.

[154] Aristoteles bspw. geht ja in seiner Ontologie vom materiellen Stoff aus, der *Causa materialis* (vgl. Abs. 2.1.2). Offensichtlich hat ein solcher «Materialismus» mit dem von heutigen, kapitalismuskritischen MaterialismuskritikerInnen gemeinten Materialismus nicht mehr viel zu tun, weder ontologisch, noch epistemologisch, noch als ethisches Argument. In die Definition dessen, was wir heute im Volkssinne (und nicht selten auch im akademischen Sinne) als «materialistisch» bezeichnen, passt Aristoteles' weltanschauliche Herangehensweise wohl nicht mehr, obwohl sie im substanzontologischen Sinne wohl sehr viel klarer als authentisch «materialistisch» zuzuordnen wäre, als die zahlenbasierten Konzeptionen des zweiten Paradigmas der prima philosophia (daher verwende ich zumeist hierfür auch den Begriff des *Zahlen*materialismus).

von Materialismus und Relativismus zu verfallen, unter welcher natürlich auch der/die MaterialismuskritikerIn jederzeit MaterialistIn wäre? Ein potentiell gelungenes Beispiel aus der philosophisch-technikkritischen Literatur stellt Günther Anders (1980) dar, der in seiner eigenen Materialismuskritik inhärent das ideelle Fundament im Kippen des Realitäts- und Werteankers seit der Neuzeit mit einbezieht:

> Entsprechend ist die ‹l'homme machine›-Theorie des französischen Philosophen Lamettrie – also seine These, daß wir Menschen Maschinen glichen – nun in das Postulat umgeschlagen, daß wir Menschen uns maschinengleich zu machen, uns in Maschinen bzw. Maschinenteile größerer Maschinen, schließlich *der* Maschine, zu verwandeln haben. Auf diesen Endzustand, indem es Einzelmaschinen deshalb nicht mehr geben wird, weil diese dann alle als Maschinenteile in den Schoß der einen allein seligmachenden Maschine eingegangen sein werden, sind alle Maschinen von vornherein angelegt. Von diesem *gerät-eschatologischen Reiche der Glückseligkeit* haben sie seit jeher geträumt, und von ihm träumen sie auch heute noch, weil sie, solange sie noch unter dem Fluche stehen, individuell, jedenfalls noch nicht in restloser Koordination und Abgestimmtheit, arbeiten müssen, ihr Leistungsoptimum, und damit ihre Bestimmung, noch nicht erreicht haben. (S. 112f.)

Die von Anders erkannte totalitäre Komponente dieses ganzen Maschinisierungsunterfangens (vgl. a.a.O., S. 114) ist nicht nur – aber natürlich auch – als vehemente Kritik am verabsolutierten Materialismus zu sehen. Anders bezieht die subjektseitige, idealistische Komponente dezidiert mit ein, welche hier eine epistemisch und moralisch entgrenzte Relationalisierungskomponente beinhaltet: Nicht nur Subjekt-Objekt-Grenzen werden im Materialismus aufgelöst, sondern alle in der Welt existierenden Materie-Objekte *sollen* miteinander in *einem* relationalen Gesamtzusammenhang stehen. Das Erreichen dieses Ideals des Zielzustands ‹Weltmaschine gleich eins› ist «unter dem Fluche» des Individualismus, respektive in meinen Worten des selbst erkannten (Transzendental-)Subjektivismus, aber ein grundsätzlich unerreichbares, infinit verlängerbares Unterfangen.[155]

[155] Just genau jene Argumentationsform des materiell-quantitativ gefassten Wachstumsproblems aus Sicht der zeitgenössischen Wachstumskritik auf Basis der unbestimmten Prämisse *und* der unbestimmten Zielsetzung von ‹Mensch-Natur-Masse gleich eins› wird die Analyse beschäftigen (vgl. Kap. 6, dort insb. Abs. 6.1.4, Kap. 6.2).

4.2.3 Szientismuskritik

Zwischen Cartesianismuskritik, Materialismuskritik (vgl. Abs. 4.2.2) und Szientismuskritik gibt es sehr enge, gegenstandsbedingte Schnittfelder. Wenn man auf Grundlage des *cartesischen Dualismus* die ontologische, epistemologische und auf Basis der kantischen Weiterentwicklungen auch die ethisch relevante Legitimation der Gegenüberstellung der Sphäre des Subjektiven und der Sphäre des Objektiven akzeptiert (vgl. Abs. 4.1.1), so wie in der von mir übernommenen (begründeten) Irreduzibilitätssetzung der Positionsspektren (1) Idealismus-Materialismus und (2) Absolutismus-Relativismus (vgl. Abs. 4.1.2), ist es vor dem Hintergrund einer bis zu einem gewissen Grad *wissenschaftsökonomischen* Arbeitsteilung (vgl. von Hayek, 1937, S. 49) plausibel, dasjenige Momentum, was ich unter der cartesianistischen Eigendynamik verstehe (vgl. Abs. 4.1.3), auch mittels der Gegenüberstellung des Verhältnisses von (a) Sozialwissenschaften und (b) Naturwissenschaften zu rekonstruieren. Erstere (a) repräsentieren dabei grob und in der für Vereinfachungszwecke noch statischen (d.h. nicht bereits dynamisch-interagierenden) Betrachtungsweise die *subjektivistisch*-relativistische Seite des cartesianistischen Zusammenspiels von Relativismus und Materialismus – zumindest in der desintegrativen, transzendental uninformierten, postmodernen Variante von dekonstruierenden Sozialwissenschaften (vgl. Abs. 4.2.1). Letztere (b) repräsentieren die mittels Zahlen mediierte *objektivistisch*-materialistische Seite der Eigendynamik, z.B. durch die Physik in der strengen Auslegung, darüber hinaus auch durch die Biologie, Chemie, usw. in der weniger strengen Auslegung.[156] Wenn nun die mathematische Sprache (von Hayek, 1942, S. 272) und die objektivistische Methodik der Naturwissenschaften (von Hayek, 1943, S. 34-41), welche für ihre ihnen zugehörige Sphäre [d.h. das Reich der *res extensa*; Anm. des Autors] vollständig geeignet sind (von Hayek, 1942, S. 269), schier sklavenhaft imitiert werden («slavish imitation»), um auch genuin subjektseitige und damit auch zusammengehörig genuin soziale Phänomene zu erklären [d.h. das Reich der *res cogitans* im weiteren Sinne betreffend; Anm. des Autors], liegt ein sogenannter Szientismus vor (vgl. ebd.). Aus einer ontologischen (vgl. von Hayek, 1973, Kap. 2) und epistemologischen (vgl. von Hayek, 1942; 1943) Position heraus, welche in ihrem methodologischen Individualismus (vgl. von Hayek, 1942, S. 284) grundsätzlich im Einklang mit dem ersten cartesischen Erkenntnispfad des zweiten Paradigmas der prima philosophia steht, sieht von Hayek (1942) die Unmöglichkeit die geistige, soziale und auch die

[156] Auf Reduzierbarkeitsfragen *innerhalb* der Naturwissenschaften gehe ich hier vereinfachend nicht weiter ein.

ökonomische Ordnung in materialistisch-objektivistischen und mathematischen Termini vollständig zu beschreiben (vgl. S. 284-291).[157]

Die Gemeinsamkeiten zwischen Cartesianismuskritik und Szientismuskritik sind derart zahlreich, dass hier nicht ausschöpfend auf alle eingegangen werden kann. Diese Gemeinsamkeiten gehen auch über die Gemeinsamkeiten mit einer desintegrativen (reinen) Relativismuskritik ohne Einbezug der nicht-relativistischen, materialistischen Grundlagen (vgl. Abs. 4.2.1) und einer desintegrativen (reinen) Materialismuskritik ohne Einbezug der nicht-materialistischen, relativistischen Grundlagen (vgl. Abs. 4.2.2) dahingehend hinaus, dass die Szientismuskritik die cartesisch-weltanschauliche Hintergrundstruktur, wie sie eben auch der Cartesianismuskritik zu eigen ist (vgl. Kap. 4.1), teilt und auch *die spezifische Dynamik* zwischen vorausgesetzter (sozialer) Subjektsphäre und materieller Objektsphäre im Übergriff der versuchten objektivistischen Reduktion des Subjektiven klar erkennt, benennt und begründet ablehnt: «The ‹collectives› of statistics on which we study the regularities produced by the ‹law of large numbers› are thus emphatically not wholes in the sense in which we describe social structures as wholes» (von Hayek, 1943, S. 48). Die Unmöglichkeit der Abbildung subjektseitig (sozialer) menschlicher Werte, Motive, Zielsetzungen, usw. durch eine zahlenmaterialistische Methodik und Sprache führt Hayek zur konsequenten Ablehnung eines ethisch-hedonischen (kardinalskalierten) Nutzenutilitarismus, welcher interpersonale, objektive Nutzwertberechnungen qua Zahlen ja voraussetzen muss (vgl. von Hayek, 1942, S. 290, dort insb. Fn. 1).[158] Hayek bringt diese Überhöhung des Zahlenmaterialismus ganz explizit und anders als die meisten blossen (d.h. nicht szientistisch aufgeklärten) MaterialismuskritikerInnen (vgl. Abs. 4.2.2) in Verbindung mit dem Absolutismus und absolutistisch strukturierten Gesellschaftsformen (von Hayek, 1943; vgl. dort insb. Abs. VII, Abs. VIII). Er lehnt diese nicht nur aus normativen, sondern (wirtschafts-)philosophisch integrativ gedacht auch vor allem aus epistemologischen und ontologischen Gründen ab. Hierin liegt aus Sicht der Cartesianismuskritik demnach auch die grösste Stärke, denn Hayek kritisiert nicht nur die Reduktion auf den Zahlenmaterialismus qua fehlerhafter Berufung auf die Naturwissenschaften zur Erklärung *auch der ideellen Faktoren des menschlichen*

[157] Die Präsentationen und Diskussionen aus dem wissenschaftsphilosophischen Forschungsseminar bei Prof. Dr. Michael Esfeld an der Universität Lausanne im Frühjahrssemester 2021 bilden eine wichtige Grundlage für die Ausführungen in diesem Abschnitt. Neben dem Dank an alle Kursteilnehmenden möchte ich mich besonders bei Cristian A. López, PhD für seine systematischen und erkenntnistheoretisch wertvollen Anregungen zur Szientismuskritik von Hayek bedanken.

[158] Die Berufung auf Vilfredo F. Pareto (vgl. Abs. 3.1.1, dort Fn. 84, Fn. 86; vgl. auch Kap. 4.3) bei Hayek ist in diesem Zusammenhang der auch von ihm angestrebten, post-paretianischen Ökonomik natürlich wirtschaftsphilosophisch konsequent, d.h. (transzendental-)logisch und ideengeschichtlich konsistent.

Lebens und kauft somit die blinde Berufung auf Zahlen als (Schein-)Realitätsanker richtigerweise nicht ab. Darüber hinaus bringt die damit einhergehende Verdrängung der subjektiven Sphäre und damit des genuin Menschlichen und Sozialen in eine klare Verbindung mit der absolutistischen Denkform, genauso wie in der cartesianistischen Dynamik der Materialismus *als absolutistischer Materialismus* identifiziert wird und von den Cartesianisten als ein solcher Absolutismus unerkannt bleibt (vgl. Abs. 4.1.3). Genau in dieser wissenschaftstheoretischen Repräsentation der gesamten cartesianistischen Dynamik durch die Szientismuskritik ergeben sich jedoch aus cartesianismuskritischer Sicht zwei mögliche Herausforderungen für die Szientismuskritik, welche trotz höherer Erfassungsebene der dynamischen Gesamtproblematik im Vergleich zur reinen und damit auch statischeren Materialismuskritik strukturell nicht ganz unähnlich eben derjenigen der Materialismuskritik sind. In diesen zwei miteinander in Verbindung stehenden Punkten grenzt sich die Cartesianismuskritik dann auch von zumindest Hayeks Version der Szientismuskritik ab.

Hayek versucht die Szientismuskritik im konsistenten Verbund von Epistemologie und (evtl. doch *post?)*moderner Ökonomik zu lösen auf Basis des ursprünglichen, cartesischen Erkenntnispfades des zweiten Paradigmas. Grundsätzlich erkennt er dabei durchaus die Gegengefahr, dass das Pendel umschwingt und er in den ökonomistischen Relativismus [der Eigendynamik, vgl. ebd.; Anm. des Autors] abdriftet. Die Feststellung eines Marktes im (normativ anzustrebenden) Zustand des Equilibriums würde durch eine präferenztheoretische «Pure Logic of Choice», d.h. eine ökonomische Theorie, in welcher niemand den genauen (qualitativen) Wert und die Bedeutung von Zahlen auf Andere aufoktroyieren könnte, und damit niemand dem absolutistischen Zahlenmaterialismus verfallen würde, eben nicht ohne Zusatzannahmen auskommen (vgl. von Hayek, 1937, S. 46), gerade um zu verhindern, dass nicht *irgend eine* beliebige Situation am ggf. ja eigentlich noch unvollständigen Markt bereits tautologisch und damit auch fälschlich als Equilibrium gedeutet werden würde. Bloss was könnten solche festen Zusatzannahmen sein, welche weder relativistisch, noch absolutistisch (zahlen-)materialistisch sind? Hayek selbst gibt hierzu keine klare Antwort, auch wenn er in seinem 1937er Paper kohärent zur erkenntnistheoretischen cartesischen Basis des zweiten Paradigmas einsieht, dass eine solche Antwort auf letztlich epistemologischer Ebene bei der Definition legitimen Wissens anzusiedeln sein müsse. Genau eine solche positive Definition verweigert aber Hayek, sondern er sieht das bessere Wissen – hier zur Frage, wann denn ein

Equilibrium erreicht sei – letztlich doch als Funktion der durch das begrenzte Wissen der Individuen geformten (Wissens-)Präferenzen am Markt:

> And we may therefore very well have a position of equilibrium only because some people have no chance of learning about facts which, if they knew them, would induce them to alter their plans. Or, in other words, it is only relative to the knowledge which a person is bound to acquire in the course of the carrying out of his original plan and its successive alterations that an equilibrium is likely to be reached. (a.a.O., S. 51)

Hayek erweist sich hier letztlich als postmoderner Denker (vgl. übereinstimmend Burczak, 1994). Denn der Zustand, welcher in ökonomischen, präferenztheoretischen(-paretianischen) Termini ein Optimum beschreibt und aufgrund der bei ihm vorhandenen epistemologisch-ökonomischen Verschränkung optimales Wissen voraussetzen muss, läuft bei ihm in der realen empirischen Feststellung lediglich auf das faktisch vorfindliche, gezeigte Wissen der AkteurInnen hinaus. Das Beliebigkeitsgespenst des Relativismus, das dem ökonomistischen Denken zu eigen ist (vgl. Kap. 2.1, Kap. 4.3), schlägt hier zu. Denn eigentlich, so müsste man hier doch deuten aus den Worten Hayeks, gäbe es kein universell besseres Wissen und was gut für jemanden sei respektive hier gleichbedeutend was gutes Wissen für jemanden sei, müsse jeder für sich selbst «wissen». Genau hier müsste aber eine cartesianistisch aufgeklärte Szientismuskritik Anlass zur Selbstkritik geben, denn das relativistische Problem ist für die liberalen und humanistischen Zielsetzungen Hayeks ein gewaltiges. Daher meine ich auch, dass die Cartesianismuskritik über die Szientismuskritik, zumindest in Hayeks Version, hinausgeht und dies auch von Nöten ist, um das damit einhergehende Relativismusproblem im Zusammenhang mit der (Zahlen-)Materialismuskritik aufzuzeigen und aufzulösen.

Dies lässt sich am deutlichsten mittels des Freiheitsbegriffs demonstrieren. Hayeks epistemologisch-ökonomis(tis)che «Lösung» würde an dieser Stelle zu einer extremisierten Konzeption von negativer Freiheit führen, welche auch die geistige Sphäre der Erkenntnismöglichkeiten einschliesst. Denn jegliches Wissen über die Aussenwelt könne dann als quantitative Informationen, d.h. als Daten erfasst werden (vgl. von Hayek, 1937, Abs. IV), quantitative Zuschreibungen von aussen durch andere wären aber absolutistisch und daher aus relativistischen und negativ

freiheitlichen[159] Gründen konsequent abzulehnen. Anders ausgedrückt: Man dürfte dann beliebig wählen, welche Daten man aufnehmen möchte oder nicht (Stichwort *digitale Filterblasen* in der postmodernen «Diskurskultur») und damit was als wahres oder gutes Wissen für einen selbst «gelten» könne. Damit gäbe es aber, konsequent zu Ende gedacht, auch keinen absolut gültigen, universell geteilten Geltungsanspruch mehr, die für Hayek cartesisch so wichtige Demarkation zwischen Subjektsphäre und Objektsphäre festzulegen, denn diese Demarkation hat ja im zweiten Paradigma auf (transzendental-)epistemologischer Ebene durch das irreduzible, wissende «Erkenntnis-Subjekt» selbst (vgl. auch Abs. 2.1.3) zu erfolgen. Auf genau jener Möglichkeit der Demarkation fusst aber Hayeks Szientismuskritik, denn die Möglichkeit der Feststellung zu einem tatsächlichen Übergriff des Objektiven auf das Subjektive setzt die wissende Definition der beiden und die Demarkation zwischen diesen beiden Sphären bereits voraus.

Das durch diese potentielle Nicht-Erkenntnis des Ausmasses des relativistischen Momentums des aus der cartesianistischen Dynamik folgenden Problems reicht also tief bis ins Mark der konsistenten Umsetzung von einer szientismuskritisch wünschenswerten Ökonomik und Gesellschaftsform, sogar bis hin zur vollständigen Torpedierung des szientismuskritischen Unterfangens. Die expansive Ausdehnung der Eigendynamik geht ja quasi infinit weiter, indem am Ende jeder selbst *beliebig* Subjekt- und Objektgrenzen festlegen könnte, ohne dass ein (cartesisch-kantischer)-epistemologischer Begründungsanker, der die cartesianistische Verselbständigung zu einem Stopp bringen würde, einschreitet. Die Extremisierung der negativistischen Freiheitskonzeption wird dann zum absolutistischen Terror, wenn die immerwährende Abwehr allmöglicher, realer oder vermeintlicher negativer Freiheitsansprüche relationalistisch-allumfassend und damit im wahrsten Sinne des Wortes auch *unbegründet* wird. Wir sehen ja gerade in der Postmoderne negativistisch-relativistische Freiheitskonzeptionen auch immer weiter ausgedehnt, auch unabhängig von der jeweils aktiven politischen Seite, sogar so sehr, dass nun jede mögliche

[159] Die Verbindung zwischen Relativismus und negativistischer Freiheitskonzeption wie von Berlin (1958/1969) beschrieben (vgl. Abs. I) wird sofort plausibel, wenn man die epistemologische Ebene dezidiert mit in den von einer (hier negativistischen) Freiheitskonzeption umschliessenden Gegenstandsbereich aufnimmt und damit die Verbindung von moralischem und epistemischem Relativismus herstellt, z.B. in der Form der epistemisch-moralisch-relativistischen Aussage ‹Niemand darf mir vorschreiben, was ich zu lernen und zu wissen habe, denn es gibt gar keinen Weg zu wissen, was besseres Wissen ist!› Somit würde jeder äussere Wissens*anspruch* auf absolute Geltung aus scheinbar negativ-freiheitlichen Gründen abstreitbar, ja auch ein zahlenmaterialistischer Wissensanspruch, den man szientismuskritisch im Gegensatz zu anderen Wissensansprüchen ebenso nicht einfach so abkauft, da eben *jeglicher von aussen kommender* (qualitativer oder quantitativer) *Wissensanspruch* so gedeutet mit den Worten Berlins stets nur ein «specious disguise for brutal tyranny» (ebd.) sein würde.

Subjekt-Handlung – nehmen wir das Ausatmen des Menschen oder das Verbreiten unerwünschter Wissensansprüche – auch völlig evidenzbefreit auf Basis der konkreten Handlung als faktische negative Externalität qua Zahlenmodellierung gedeutet wird. Im Kontext dieser Arbeit kommt dieses Phänomen bspw. in der Diskussion zum CO_2-Ausstoss zum Vorschein, welcher als *negative*, d.h. freiheitseinschränkende, d.h. cartesianistisch aber gar nichts anderes mehr als lediglich gesamtnutzenminimierende, Klima- respektive im weiteren Sinne Wachstums*externalität* gedeutet wird, und mit allen Mitteln daher einzuschränken wäre (vgl. Abs. 3.1.3.1 für diese Grundform der Argumentation auch im Lager der strikten WachstumsablehnerInnen). Der Ausweg des durch die präferenzökonomische Grundlegung relativistisch-libertären Marktes, der all diese echten oder auch nur zahlenmaterialistisch beliebig nach Gefühl[160] modellierten Externalitäten internalisiert, ist also in der Tat keine wirkliche, nicht-absolutistische Lösung (vgl. hierzu Esfeld, 2021, S. 9ff.) im herkömmlichen Sinne. «Der Gegensatz [ist] nicht der zwischen Staat und freien Märkten» (ebd./S. 9) wie von Hayek angestrebt, sondern unter der Verselbständigungsdynamik des Cartesianismus kann auch der «nur» die negative Freiheit gewährleistende Nachtwächterstaat zu einem totalitär allumfassenden Gebilde werden – es gäbe dann halt einfach überall und mit allen Mitteln cartesianistisch verselbständigte, negativistische Freiheit zu gewährleisten, bspw. mittels rationierter Atemkontingente oder mittels gleichfalls negative Externalitäten bereits präventiv verhütender Zensur.[161] Letztlich löst sich die

[160] Wenn in der relativistisch-materialistischen Spirale nicht mehr universell festgelegt werden kann, wer die Dinge nach welchen Kriterien wie zählt, d.h. wie die cartesisch aufgeklärt ja nie für sich selbst sprechende *Zählung* (von Äpfeln, Birnen, Menschen, CO_2-Bilanzen, Wachstumsexternalitäten, was auch immer) begründet wird, vereinen sich natürlich Gefühl (idealistisch-relativistischer Emotivismus) und Wissenschaftshörigkeit (materialistisch-absolutistischer Szientismus) anschaulich (vgl. Abs. 4.1.3). Grundsätzlich scheint mir also genau diese cartesianistische Dynamik hinter den in Kapitel 1 skizzierten Aporien der Postmoderne zustecken.

[161] Hier offenbart sich ergo eine Paradoxie: Die etwaige nicht ausreichende Berücksichtigung der *eigentlich* bereits an und für sich relevanten, und nicht nur funktional aus anti-absolutistischen Gründen relevanten, Relativismusproblematik einer dann eben dadurch nicht ganzheitlichen Szientismuskritik, führte als ungewollter Nebeneffekt auch zur Nicht-Erreichung des eigenen, absolutistische Auswüchse ja eigentlich verhindernden sollenden ökonomisch-gesellschaftlichen Ziels. Denn eine ökonomistisch-relativistische Auflösung der szientistischen Problematik durch einen wirklich auch alle möglichen Externalitäten internalisierenden, allumfassenden Markt, bewacht durch einen scheinbar minimalen Nachtwächterstaat, könnte einen anti-humanistischen, absolutistischen und letztlich auch totalitären Staat keinesfalls konsistent von sich heraus verhindern. Dies liegt darin begründet: Die expansive, entgrenzte Natur der relativistischen Denkform dehnt auch jeden Nachtwächterstaat ins Unermessliche aus. Denn zahlenmässig erfassbare Externalitäten (Zahlenmaterialismus) lauerten dann potentiell überall. Das Projekt der Erfassung ebensolcher steigert sich im wahrsten Sinne des Wortes ins epistemisch-ökonomisch Unermessliche und keine Instanz kann einen Externalitätenverdachtsfall mehr ausreichend von aussen korrektiv widerlegen (Relativismus). Am Ende bürgte die blosse Externalitätenbehauptung, die sich in der Kombination von Relativismus und Zahlenmaterialismus auf beliebige, nicht qualitativ-wissenschaftlich fundierte (Willkür-)Zahlen stützte, für sich selbst. Letztlich würde jede Meinung und jeder Wahrheitsanspruch,

Unterscheidung zwischen Staat und freien Märkten in der immer weiter drehenden Verselbständigungsspirale des Cartesianismus kategorial auf, so wie alle anderen qualitativen Kriterien letztlich relativistisch (vgl. Abs. 4.2.1) ineinander aufgelöst werden und kollabieren, eben auch diejenige von Staat und Markt. Die real beobachtbare Ökonomisierung (vgl. Abs. 4.2.4) bspw. von Staatswesen oder staatlicher Institutionen, welche zunehmend wie Unternehmen geführt werden und sich mit anderen Staaten respektive staatlichen Institutionen im marktlichen Wettbewerb zueinander sehen, ist dann nichts anderes als die materiell sichtbare Folge dieses tieferen, geistigen Problems, welches auf eine im Kern unvollständige und daher sich selbst konterkarierende Szientismuskritik zurückgeht und den praktischen ökonomisch-gesellschaftlichen Umsetzungen auf Basis dieser Szientismuskritik.

In der Tat kann der Weg der (cartesianistischen) Vervollständigung der Szientismuskritik daher nicht in einer Fortführung des ökonomistisch reduzierten, epistemischen Beliebigkeitsrelativismus ohne festen Realitätsanker im zweiten Paradigma der prima philosophia liegen, sondern bedarf einer aufgeklärten Grundlage in Form eines nicht relativierbaren Personenbegriffs (d.h. z.B. der Verankerung des Subjekts in Abgrenzung zur objektiven Sphäre) und der Unhintergehbarkeit des Gebens [und auch des sich ernsthaften Anhörens; Anm. des Autors] von Gründen (vgl. z.B. Esfeld, 2019, S. 149-151). Dieser diskursive Prozess darf dann aber nicht unter die vermeintliche (Beliebigkeits-)Schutzformel einer missbräuchlich verwendeten, relativistisch-negativistischen und auf die epistemische Ebene exzessiv ausgedehnten Freiheitskonzeption fallen. Mit anderen Worten: Man darf und sollte qua seines Subjektstatus zum Diskurs «gezwungen» werden dürfen mit dem bekannten und von Jürgen Habermas viel zitierten zwanglosen Zwang des besseren Argumentes.[162]

---

sogar jeder potentielle Fakt, zu einem Externalitätenproblem, welches mit allen Mitteln, bspw. präventiv auf epistemologischer Ebene durch Zensur, verhindert werden dürfte und sollte. «[S]tate suppression of assaultive discourse» (vgl. hierzu kritisch Staddon, 2021) wäre demnach freiheitlich-negativistisch-cartesianistisch «legitim» respektive sogar normativ geboten.

[162] Aufmerksame KritikerInnen des Ansatzes in dieser Arbeit dürften an dieser Stelle zu Recht einwenden, dass ich mich jetzt nicht mehr auf dem Boden des zweiten, sondern vielmehr auf dem Boden des dritten Paradigmas der prima philosophia bewege (vgl. auch Abs. 2.1.3). Vermutlich führt an einer Ausdehnung der Transzendentaltheorie von der subjektiven zur inter-subjektiven Sphäre letztlich kein Weg vorbei. Dies ist jedoch nicht eigentliches Ziel dieser Arbeit, sondern in diesem Zusammenhang gilt es darauf hinzuweisen, dass das dritte Paradigma nicht auf einer weltanschaulich reduktionistischen und damit defizitären Verfallsform des zweiten Paradigmas der prima philosophia in Form des Cartesianismus aufgebaut werden darf. Um in einer reichlich materialistischen Metapher zu sprechen: Bevor der dritte Stock gebaut werden kann, muss erstmal geprüft werden, ob das Mauerwerk im zweiten Stockwerk weiterhin tragfähig und nicht löchrig ist und hier im zweiten Stockwerk erscheint mir in Anbetracht des aktuellen postmodernen Zeitgeistes erhebliche und immer drängender werdende Mauerarbeiten notwendig zu sein, denn der Cartesianismus ist definitiv kein Problem, welches sich ausschliesslich auf die zeitgenössische Wachstumskritik begrenzt.

Eng mit diesem ersten, aus cartesianismuskritischer Sicht problematischen Punkt gewisser Formen unvollständiger Szientismuskritik steht auch ein zweiter Gefahrenpunkt in Verbindung, zu welchem die Cartesianismuskritik ebenfalls einen Beitrag leisten könnte. Durch die – wie gerade gezeigt eben nicht vollständige, da das Relativismusproblem nicht auflösende – szientismuskritische Rekonstruktion der cartesianistischen Gesamtdynamik mittels der Gegenüberstellung von Sozial- und Naturwissenschaft kann sehr schnell vergessen geraten, dass ja bereits die Begriffe je von Sozial- und Naturwissenschaft einer relativistisch-materialistischen Verselbständigungsdynamik unterliegen. Eine integrativ ganzheitliche, d.h. cartesianismuskritisch ausgedehnte Szientismuskritik würde *nicht nur* (obwohl natürlich auch) den Übergriff der Methodik und Sprache der Naturwissenschaften auf die Subjektsphäre kritisieren. Das Problem geht aber noch weiter, da ja dasjenige, was wir unter naturwissenschaftlicher Sprache und Methodik verstehen, selbst einem cartesianistischen Wandel ausgesetzt ist. Hayeks Problematisierung der naiven und von ihm kritisierten Vorstellung, dass «people's *knowledge* corresponds with the objective *facts*» (von Hayek, 1945, S. 530) müsste ja auch auf die *geistige Vorstellung*, d.h. den *Begriff von Naturwissenschaften* selbst zutreffen und damit auch den Kern seiner Szientismuskritik. Daher gilt es bereits die Begriffe, mit denen eine wissenschaftstheoretisch orientierte Szientismuskritik operiert, selbst cartesianismuskritisch zu durchdringen. Das Wissen über Naturwissenschaft ist nämlich nicht mit dem Fakt real existierender und tatsächlich auch dem szientistisch-cartesianistischen Wandel unterliegender Naturwissenschaft zu verwechseln.

Diesen eigendynamischen Wandel in Form der bereits (postmodernen) sozialwissenschaftlichen Einflüsse auf Naturwissenschaften gilt es durch die genaue Berücksichtigung des relativistischen Moments der Gesamtdynamik aufzudecken und zu reflektieren. *Wann* und *wie* nämlich die mathematische Sprache und die objektivistische Methodik innerhalb der Wissenschaft zum Einsatz gebracht werden, unterliegt genau jenen von der anderen Seite übergriffigen Relativierungsmechanismen, welche sich auf tieferer geistiger Ebene abspielen und kritisch meist nur nachgelagert und äusserlich-oberflächlich durch aktivistische oder politisierende Eingriffe in die «objektiven» Naturwissenschaften wahrgenommen werden. Wenn bspw. qualitative und vom Subjekt zu reflektierende, (natur-)wissenschaftliche Gütekriterien wie Validität, Reliabilität oder die angemessene Repräsentativität von Daten zunehmend durch quantitative (Meta-) Verrechnungen verwässert werden, um einen möglichst hohen «Impact» der Forschung vor dem Hintergrund eines gesetzten ökologischen oder sozialen Ziels zu

erzielen, wobei ja die damit einhergehende Reduktion der normativ relevanten, ideellen Zielwerteebene auf einen zahlenethischen Konsequentialismus bereits das Resultat des materialistisch grenzüberschreitenden, d.h. szientistischen Anteils der Gesamtdynamik ist (vgl. Abs. 4.1.3), so herrscht damit bereits ein dem Cartesianismus unterliegender, postmoderner Wandel des Verständnisses selbst von Naturwissenschaft vor. Dass es bspw. «keinen Planet B [gibt]» (Berners-Lee, 2019/2020) wird in diesem zweiten, funktionalistisch gewendeten cartesianistischen Erkenntnispfad des zweiten Paradigmas, wie schon in der Spaceship-Earth-Metapher verkörpert (vgl. Kap. 2.3), als eine reine Berechnungs- und Optimierungsherausforderdung innerhalb der zahlenmässig festgestellten Grenzen des Wachstums (vgl. ebd., Kap. 3.1) gesehen.[163] Die geradezu verheerenden

[163] Wissenschaftstheoretisch lässt sich diese Verschiebung vom ersten zum zweiten Erkenntnispfad des zweiten Paradigmas der prima philosophia, also von einem cartesisch fundierten zu einem cartesianistisch defizitären Wissenschaftsverständnis, mit einem Wechsel von Karl Popper zu Hans Jonas nachzeichnen. Bei ersterem wäre ein *Ignorieren* wissenschaftlicher *Güte*kriterien niemals gerechtfertigt, um die Erreichungswahrscheinlichkeit zahlenethisch vorgegebener Ziele zu maximieren, sondern ein solcher Versuch wäre immer als eine Art wissenschaftsfremde, z.B. politische, Einmischung in wissenschaftliche Belange zu betrachten. Allenfalls wären – um ein Beispiel zu nennen – zielgerichtete *Anpassungen* wie Verschärfungen von Signifikanzniveaus denkbar bei der inferenzstatistischen Auswertung von Stichprobendaten, um die Wahrscheinlichkeit zu reduzieren, dass sich beim Begründen von praktischen Handlungsweisen auf Basis dieser Daten eben kein datenverzerrungsbedingter Fehler eingeschlichen hat, der als ungewollte Folge zu besonders negativen Konsequenzen führen würde. Anders jedoch Hans Jonas (1984), der für eine Funktionalisierung letztlich sämtlicher wissenschaftlicher Gütekriterien eintritt als Folge einer grundsätzlichen «*Unsicherheit der Zukunftsprojektionen*» und «einen größenordnungsmäßig höheren Grad von Wissenschaft» einfordert (S. 66). Dieser höhere Grad der Wissenschaft läuft auf nichts anderes hinaus, als dass die vom Subjekt eingesetzten, bei Popper noch regulierenden wissenschaftlichen Gütekriterien (das Regulativ) mit dem naturwissenschaftlich ausgewerteten Forschungsobjekt (dem Regulierten) als kommensurabel betrachtet werden (epistemischer Relativismus) und im Hinblick auf ein zu optimierendes zahlenethisch-konsequentialistisches Ziel auf einer Supermetrik verrechnet werden (implizit bleibender moralischer Absolutismus des zahlenethischen und zahlenmaterialistischen Utilitarismus); vgl. auch Wolfgang Wieland (1999) für eine ethische Kritik dieses weitreichenden Utilitarismus in Hans Jonas' *Prinzip Verantwortung*. Dass Jonas' (1984) Utilitarismus dabei durch die systematische Bevorzugung der «*Unheilsprophezeiung*» gegenüber der «*Heilsprophezeiung*» streng risikoavers geformt ist (S. 70ff.), was binnen-utilitaristisch keinesfalls aus sich selbst heraus plausibel erklärbar ist, stellt dabei aus cartesianismuskritischer Sicht nichts anderes als ein Artefakt des verbliebenen materialistischen Pols der cartesianistischen Eigendynamik bei Jonas dar, nämlich in seiner Intention die Überlebensfähigkeit *der materiellen Hülle der* «Idee des Menschen» (a.a.O., S. 91) und damit der UrheberInnen von Zahlenwerten *maximal* sicherzustellen (vgl. a.a.O., S. 86-92; vgl. hierzu kritisch im Analyseteil dieser Arbeit die Diskussion in Kap. 6.2; vgl. auch Kap. 7.1). Dass sich sämtliches, nun cartesianistisch weltanschaulich völlig neu begriffenes und geistig entkerntes, subjektseitiges Innenleben, wie bspw. eben menschliche Emotionen, auf Basis der relativistisch-materialistischen Denkform entlang der durch zahlenmässig operationalisierten Schreckensszenarien neu auszurichten haben, ist als Folge der Totalität der Reduktion der Wissenschaft als Berechnungs- und Optimierungsherausforderdung für die maximale Überlebensfähigkeit des Menschen konsequent: «Die Einnahme dieser Haltung, das heißt die Selbstbereitung zu der Bereitschaft, sich vom erst gedachten Heil und Unheil kommender Geschlechter affizieren zu *lassen,* ist also die zweite ‹einleitende› Pflicht der gesuchten Ethik, nach der ersten, es zu einem solchen Denken erst einmal zu bringen. Unterrichtet von diesem, sind wir dazu

wissenschaftstheoretischen Implikationen einer fehlenden gesamtplanetaren Kontrollgruppe für die *Begründung kausaler Aussagen* im Gesamtsystem, bspw. im Hinblick auf die zugeschriebenen anthropogenen Faktoren für den real feststellbaren Klimawandel, spielen in einer cartesianistisch gewandelten Wissenschaftskultur vor dem Hintergrund der «Unheilsprophezeiung» (Jonas, 1984, S. 70) keine systematische Rolle mehr.[164] Es reicht dann eben aus, dass in einer cartesianistischen Gesellschaft ein solcher *as-if-Nachweis akzeptiert statt* (wirklich wissenschaftlich-selbstreflexiv) *legitimiert* wird.

Mit dieser Akzeptanz neuer «wissenschaftlicher» (cartesianistischer) Grundlagen wandelt sich bereits der Begriff von «Science» in «Follow the Science!» entsprechend. D.h. nicht nur der politisierende Teil «Follow!» sollte aus aufgeklärt cartesianismuskritischer Sicht für eine Szientismuskritik problematisch sein, sondern immer auch bereits der «Science-»Teil dieser postmodernen Formel. Es betrifft das Herzstück aufgeklärten philosophisch-wissenschaftlichen Denkens, wenn bspw. Korrelationen und Kausalitäten scheinbar nicht mehr systematisch getrennt werden müssten, Einbussen bei der Validität in empirischen Versuchsdesigns hinzunehmen seien, solange dies scheinbar nützlich sei (worüber dann nicht selten verselbständigte aufmerksamkeitsökonomische und letztlich ihrerseits cartesianistische Dynamiken ökonomisierter Wissenschaften entscheiden), Berufungen auf nicht mehr dem Falsifikationsparadigma unterliegenden Präventionsparadoxa den Anspruch auf mögliche Falsifizierbarkeit einer Hypothese ersetzen, usw. Cole et al. (1973) erkannten anhand der zeitgenössischen Wachstumskritik als erstes diese problematische Tendenz (vgl. Kap. 3.2), indem sie die Möglichkeit *wissenschaftlicher* Vorhersagen zur «Zukunft aus dem Computer» grundsätzlich in Frage stellten. Konsequent müsste man diese Kritik der Wachstumskritik cartesianismuskritisch weiter ausbauen und nach den Möglichkeiten und Grenzen von «Wissenschaft aus dem

---

gehalten, uns zu der passenden Furcht anzuhalten» (Jonas, 1984, S. 65). Man könnte auch zusammengefasst sagen, «I want you to panic» (Greta Thunberg; zit. in European Parliament, 2019), wobei man dabei anhand der ethischen Zweistufigkeitsformel von Hans Jonas immer stets bedenken sollte, dass sich der emotivistische Duktus zeitgenössischer wachstumskritischer Appelle, welche von sich in Anspruch nehmen, «der Wissenschaft zu folgen», erst abgeleitet ist von der zugrundeliegenden relativistisch-materialistischen Denkform und sich der kollektive emotional-wissenschaftliche ökologische Aufruf somit innerhalb einer weltanschaulichen cartesianistischen Hülle abspielt (vgl. hierzu auch in der Analyse Abs. 6.1.3.2, dort Fn. 209).

[164] Wie und anhand welcher ethischer Massstäbe dabei ein durch was auch immer anthropogen (mit-) verursachter Klimawandel gesellschaftlich bearbeitet werden sollte, ist dabei hier nicht die Frage. Allerdings ist der Glaube daran, dass die (vermeintlich sichere) *Feststellung* oder auch die (vermeintlich sichere) *Leugnung* anthropogener Ursachen quasi sachzwanghaft und ganz automatisch aus sich selbst heraus sprechend zu bestimmten Handlungsanweisungen zu führen hätte, als ein einfacher *Sein-Sollen-Fehlschluss* zu identifizieren.

Computer» fragen: Lässt sich ein Forschungsobjekt, bspw. eine Kontrollgruppe, durch Zahlenmodelle *simulieren*, und falls zumindest dies unter aufgeklärten Einbezug der damit einhergehenden subjektiven Verzerrungen in der Modellerstellung mit einem *bedingten ‹Ja›* beantwortet werden sollte,[165] wie ist es zu bewerten, wenn die cartesianistische Dynamik auch zu einer *Simulation des Forschungssubjekts*, d.h. des Experimentators in naturwissenschaftlichen Untersuchungen, führt?[166]

4.2.4 Ökonomismuskritik

Basierend auf der in Unterkapitel 1.2 gegebenen Ökonomismusdefinition (vgl. dort Fn. 21) lassen sich zwischen Cartesianismuskritik und Ökonomismuskritik erhebliche Gemeinsamkeiten identifizieren. Die «*Verselbständigung der ökonomischen Rationalität*» (Ulrich, 2008, S. 137f.) und die «*Verabsolutierung des Kosten/Nutzen-Denkens*» (ebd./S. 138) gleicht formal und inhaltlich der verselbständigten cartesianistischen Eigendynamik (vgl. Abs. 4.1.3) in vielerlei Gesichtspunkten. Ulrich selbst baut seine Ökonomismuskritik auf Prämissen auf, welche den Irreduzibilitätsthesen der epistemologisch-ontologischen Positionsspektren (1) Idealismus-Materialismus und (2) Absolutismus-Relativismus (vgl. Abs. 4.1.2) nicht nur nicht widersprechen, sondern auch bis zu einem gewissen Grad positiv im Einklang mit diesen stehen. So ordnet Ulrich (2008) seine diskursethisch verankerte Integrative Wirtschaftsethik vor dem Hintergrund des folgenden von ihm beschriebenen Spannungsfeldes ein:

> Im Dilemma zwischen vormodernem Dogmatismus und ethischem Skeptizismus pendelt der ‹Zeitgeist› der Jahrtausendwende noch immer hin und her zwischen der vermeintlich ‹postmodernen› Beliebigkeit samt dem entsprechenden Opportunismus einerseits und neu aufkeimenden Fundamentalismen aller Art andererseits. Diese wollen den Angst einflössenden normativen

[165] Es geht in diesem Schritt also um nichts anderes, als eine Reflexion des Empiriebegriffs unter cartesischen Vorzeichen im Hinblick auf die Attacken auf eben jenen Begriff durch den Cartesianismus.

[166] Natürlich handelt es sich hier um eine rhetorische Frage. Wenn totalisierte zahlenethische Maximen, welche in der stetigen Dynamik des Cartesianismus aus den postmodern-szientistischen Sozialwissenschaften wieder in naturwissenschaftliche Gefilde vordringen und den jeweiligen Ansatz schlussendlich sogar so sehr dominieren, dass man sich am Ende bspw. durch Algorithmen und «künstliche Intelligenz» bessere, d.h. hier nur nützlichere Forschung erhofft, so entfaltet sich genau jene cartesianistische Falle in Gänze, welche den Subjektbegriff und den cartesisch aufgeklärt eigentlich subjektseitigen Realitätsbegriff, jeweils letztlich ganz auflöst. Die cartesianistische *Simulation der Realität würde zur neuen Realität* und damit zu einer «*Neuen Normalität*».

> Orientierungsverlust und die Zumutung der Moderne, sich als autonomes Individuum selbst im Denken und Handeln orientieren zu müssen, durch die gegenaufklärerische Rückwendung zu autoritativen ‹festen Werten› ersetzen. (S. 41)

Jedoch unterscheidet Ulrich, trotz aller hier vorliegenden Gemeinsamkeiten, nicht systematisch zwischen alter Metaphysik und Zahlenmetaphysik moderner Prägung (vgl. a.a.O., S. 178-187) und damit auch nicht systematisch zwischen den beiden Erkenntnispfaden, dem ursprünglichen cartesischen, und dem defizitären cartesianistischen (vgl. Kap. 4.1, dort insb. Abs. 4.1.1), innerhalb des zweiten Paradigmas der prima philosophia.[167] Dass trotz aller relativistischen Tendenzen der Postmoderne also ganz spezifisch *zahlenmaterialistische* Fakten, Tatsachen und/oder Wahrheiten mehr als je zuvor paradoxerweise in der sonst alle anderen Geltungsansprüche ablehnenden Postmoderne als unverrückbar gelten (vgl. Kap. 1), wird damit in Ulrichs Ökonomismuskritik nicht eindeutig als eine *genuine Verfallserscheinung* des zweiten, (nach-)neuzeitlichen philosophischen Paradigmas angesehen. In gewisser Weise lässt sich als Folge dessen, auch mangels klarer Definition des modernen ökonomischen Gegenstandes, eine gewisse Desintegration feststellen,[168] wohingegen der aus cartesianismuskritischer Sicht immer schon

[167] Dies führt zu zahlreichen weiteführenden Problemen in der diskursethischen Fundierung von Ulrichs Ansatz im dritten Paradigma der prima philosophia, nämlich dahingehend, dass gewisse cartesianistische Artefakte sich auch in Ulrichs Ansatz identifizieren liessen. Eine systematische Herausarbeitung dieser Artefakte würden den Rahmen dieser Arbeit sprengen. Mit den Begrifflichkeiten des dritten Paradigmas lassen sich diese von mir attestieren und hier aber nicht weiter ausgeführten diskurs(meta-)ethischen Probleme auch anhand der Auseinandersetzung rekonstruieren, ob nun Habermas oder Apel als die «bessere» Grundlage für das dritte Paradigma angesehen werden könne. Insoweit sei nur so viel gesagt, dass wenn man die Cartesianismuskritik systematisch mit den Mitteln des dritten Paradigmas ausarbeiten wollen würde, die Wahl des Rekurses vor allem auf Apel und Simmel (vgl. Kap. 4.3) mitsamt ihrer jeweiligen affirmativen Letztbegründungsansprüche fallen würde und eben nicht auf Habermas (vgl. hierzu auch Heumann, 2016, S. 54ff. zur Kritik an der bestehenden Ökonomismuskritik). Bei Habermas lässt sich der Verdacht nicht ausräumen, dass cartesianistische Artefakte innerhalb seines diskursethischen Gedankengebäudes prävalent sind. In den Worten Apels (2011) wäre dies bspw. das von Habermas-KritikerInnen benannte «Verschwinden des *transzendentalen Subjekts* bzw. der transzendentalen Funktion des *Selbstbewußtseins* zugunsten anonymer, transsubjektiver *Strukturen* oder *funktionaler Subsysteme* oder seine *naturalistische* (etwa *sozialpsychologische* oder *soziologische*) Reduktion auf einen Mechanismus der *sozialen Interaktion*» (S. 283).

[168] Es handelt sich hierbei um einen im Schweregrad milde ausgeprägten Einwand, denn in dem von der Ökonomismuskritik kritisierten methodischen Kunstform des *Homo oeconomicus* und des damit assoziierten Rationalitätsverständnisses (vgl. z.B. Ulrich, 1993, S. 195-218), insbesondere in der weitergehenden Verarbeitung bei Thielemann (1996), der den Ökonomismus schon fast mit dem Nihilismus identifiziert (vgl. S. 273), liegt bereits eine auch aus cartesianismuskritischer, wirtschaftsphilosophischer Sicht relativ weitgehende Integration von epistemologischer *und* ethischer Grundlagenkritik *am ökonomischen Gegenstand* vor. Mit anderen Worten überwiegen meiner Ansicht nach die Gemeinsamkeiten die Unterschiede bei weitem.

bestehende geistige Zusammenhang zwischen relativistischem Programm (vgl. hierzu kritisch Ulrich, 2008, S. 36-44) und dem Quantifizierungsprogramm (vgl. hierzu kritisch a.a.O., S. 200, S. 443) der (Post-)Moderne sich durch das Geld als ökonomischem Analysegegenstand radikal an der Wurzel in Verbindung zueinander bringen liesse (vgl. hierzu Kap. 4.3).

Aus cartesianismuskritischer Sicht ist das Programm der Integrativen Wirtschaftsethik daher an manchen Stellen an der Wurzel des Ökonomischen *nicht integrativ genug* und könnte durch die grössere Betonung auf die zugrundeliegenden Wertemassstäbe hinter ökonomismuskritischen Problemen wie Knappheit (Ulrich, 2008, S. 235-240) und Konsum (a.a.O., S. 228-235) *auf ideeller Ebene* ergänzt werden, gerade um die von der bisherigen Ökonomismuskritik ganz richtig erkannten Paradoxien bei diesen Themen bereits auf geistigem Level kohärent als Artefakt einer *relativistisch-materialistisch verselbständigten Denkform* auszulegen. Generelle Kritik an *materiellen* Erscheinungen des Ökonomismus und am *geistig-(un)logischen* «ökonomistische[n] Begründungszirkel» (a.a.O., S. 416) würden damit nicht einfach quasi zufällig Hand in Hand gehen, sondern der Ökonomismus selbst auch epistemologisch aus der ideellen Beschaffenheit des relativistischen Begründungszirkels heraus erklärt werden (vgl. auch Abs. 4.1.3, dort Fn. 141; Abs. 4.3). Daraufhin gehörten ökonomistisch-materielle Phänomene wie eben die sichtbare Überhöhung von Knappheits- und Konsumkategorien in der Gesellschaft nicht einfach nur als materiell beobachtbare, *exogene* Aussenphänomene irgendwelcher ökonomisierter Strukturen kritisiert, sondern konsequenter *endogen* erklärt und kritisiert anhand des explizierten geistigen und immer auch (epistemisch) relativistisch getriebenen *Kerns des ökonomischen Gegenstandes*.

Die wirtschaftsphilosophische Seite der Cartesianismuskritik (vgl. hierzu detaillierter Kap. 4.3) erhebt dennoch zweifelsohne in Anbetracht der ausgeprägten programmatischen Gemeinsamkeiten mit der Ökonomismuskritik ebenfalls den Anspruch auf eine *integrative Kritik* des ökonomischen Gegenstandes. Dennoch lassen sich beide Programme zumindest auch dahingehend abgrenzen, dass aus meiner Sicht bestimmte Ökonomisierungen auf struktureller respektive materieller Ebene stets das Symptom sind einer sehr viel tiefer liegenden, wirtschaftsphilosophisch zu identifizierenden Verschachtelung zwischen der ökonomischen Denkform des Geldes und dem (post-)modernen, cartesianistischen Erkenntnisprogramm *als einem epistemisch, ontisch und ethisch reduktionistischen Berechnungsprogramm*, welches sich sogar bis hin zu den Strukturen und Begriffen moderner Natur- und Sozialwissenschaften verfolgen lässt. Materiell sichtbare Ökonomisierungen stellen

demnach nur einen – durchaus wichtigen – verkörpernden Teil eines viel tieferliegenden, erkenntnistheoretisch hochgradig problematischen Programms der Postmoderne dar, welches nicht nur in die Nivellierung der Moral im Sinne einer «Ethik ohne Moral» (Ulrich, 2008, S. 122) mündet, sondern durch die selbstwidersprüchliche Leugnung der subjektseitigen Realitätsfundamente letztlich auch ganz die Moralität als «grundlegende *Disposition* des Menschen» (a.a.O., S. 44), ja überhaupt *das Menschliche selbst*, negiert.

4.3 Der ökonomische Gegenstand, das Geld und der Cartesianismus

In den zurückliegenden beiden Unterkapiteln (Kap. 4.1, Kap. 4.2) ist der ökonomische Gegenstand, welcher ja zusammen mit dem Wachstumsgegenstand zentral für die zeitgenössische Wachstumskritik (vgl. Kap. 1.2, Kap. 3.1) und damit auch für eine möglichst gehaltvolle Kritik an dieser Wachstumskritik ist, in den Hintergrund gerückt. Im Rahmen der philosophisch orientierten Grundlegung einer hinreichend präzisen Systematik für eine fundamentale, integrative Kritik an der Wachstumskritik scheint derzeit die notwendige *wirtschafts*philosophische Perspektive aber nur auf dem ersten Blick zurückgedrängt zu sein. Denn erst nach der systematischen Herausarbeitung der cartesianismuskritischen Perspektive dieser Arbeit im Sinne einer Kritik an der Verselbständigung cartesischen Denkens (vgl. Kap. 4.1, Kap. 4.2) lässt sich nun der *ökonomische Gegenstand* genau vor diesem Hintergrund zum ersten Mal überhaupt erst wirklich sinnvoll definieren. Durch die enge Verzahnung zwischen ökonomischem Gegenstand, Cartesianismus und dem in diesem Unterkapitel zentralen Stellenwert besitzenden Geld sollte klar werden, dass die bisher von mir nicht im wirtschaftsphilosophisch engeren Sinne beschriebene *cartesianistische Dynamik* postmodernen Denkens *inhärent wirtschaftsphilosophisch relevant* ist.

Hierzu gilt es in diesem Unterkapitel anhand von Georg Simmels (1907/1989) *Philosophie des Geldes* zwei intuitiv und auf dem ersten Blick erstmal ungewöhnliche, aber für den Fortgang dieser Arbeit äusserst relevante Behauptungen aufzustellen. *Erstens*, *definiere* ich den *ökonomischen Gegenstand* nicht etwa wie so oft durch interindividuelle Tauschhandlungen, Arbeitsteilungsausprägungsgrade, volkswirtschaftlich messbare Leistung wie dem BIP, Handelsströme oder anderweitige voraussetzungsreiche Objekte empirischer Beobachtung, sondern *durch das (transzendental)werttheoretisch zu begründende Geld*. Geld verstehe ich nach Georg Simmels Geldtheorie nicht etwa über ebenso voraussetzungsreiche materielle Artefakte wie Münzen, Geldscheine, Schecks oder welche Vorstellung auch immer

beim Triggerwort Geld als Erstes in den Sinn kommen möge, sondern *als eine Form des Denkens*. Dies führt zur *zweiten zentralen Behauptung* dieses Unterkapitels, welche im weiteren Verlauf ebenso ausgearbeitet gehört. Geld als Denkform mitsamt seinen erst darauf basierten, vom Subjekt erst notwendigerweise anzuerkennen materiellen Artefakten wie den Objekten der Münzen, der Geldscheine, usw. ist nichts anderes als *die epistemisch-ökonomische Vollendung* der relativistisch-materialistischen Denkform des Cartesianismus. Das Denken durch und mit Geld, d.h. das *geldförmige Denken*, bringt die cartesianistische Dynamik, mit all ihren Widersprüchlichkeiten, in gewisser Weise am klarsten zum Ausdruck.

Zuerst einmal gilt es Simmels wirtschaftsphilosophisches Verständnis klar zu machen. Für Simmel (1907/1989) sind ökonomische Tatbestände wie der wirtschaftliche Tausch nie als etwas objektivistisch Gegebenes ohne das betrachtende Erkenntnissubjekt hinzunehmen, sondern immer und damit vollständig im Einklang mit einer ganzheitlichen, weltanschaulich nicht-reduktionistischen cartesischen Perspektive (vgl. Kap. 4.1), als etwas *primär Subjektseitiges* zu betrachten:

> Dieser subjektive Prozeβ von Opfer und Gewinn in der Einzelseele ist keineswegs nur etwas Sekundäres oder Nachgebildetes gegenüber dem interindividuellen Tausch, sondern umgekehrt: der Austausch zwischen Hingabe und Errungenschaft innerhalb des Individuums ist die grundlegende Voraussetzung und gleichsam die wesentliche Substanz jedes zweiseitigen Tausches. (S. 62)

Für Simmel ist also das Subjektseitige dasjenige am Wirtschaftsprozess was real ist, «was *wirklich*, d. h. in der Seele jedes Wirtschaftenden, geschieht» (ebd.). Ökonomisch interindividuelle Tatbestände, d.h. Prozesse und Wirkungen zwischen den einzelnen (wirtschaftenden) Subjekten wie der interindividuelle Tausch oder «Konkurrenz und Arbeitsteilung» lassen sich sinnvoll erst deuten als die «wirtschaftlichen Projizierungen der metaphysischen Aspekte des sozialen Individuums» (Simmel, 1984, S. 219). Diese von Simmel (1907/1989) als unhintergehbar erachtete Andockung ökonomischer Tatsachen als *vom Subjekt objektivierte ökonomische Tatsachen* äussert sich auch in seiner Werttheorie: «Daβ eine Sache rein ökonomisch etwas wert ist, bedeutet, daβ sie mir *etwas* wert ist, d. h. daβ ich bereit bin, etwas für sie hinzugeben» (S. 78). Simmels subjektivistische Wirtschafts- und Werttheorie steht im Einklang mit der kopernikanischen Wende des zweiten Paradigmas der prima philosophia und der damit einhergehenden Erklärung

der Welt und der Werte in der Welt vom Erkenntnis- und Bewusstseinssubjekt aus (vgl. Abs. 2.1.3, Abs. 2.2.1). Der spätestens seit Beginn der Neuzeit stattfindende, wirtschaftsphilosophisch konsistente Wandel hin zu einer subjektivistischen Werttheorie (vgl. ebd.) wird von Simmel konsequent umgesetzt, jedoch handelt es sich bei ihm weder um einen Relativisten (vgl. Abs. 4.1.2.2, dort Fn. 137), noch um einen das Objektive (eigentlich ja stets das Objekt*ivierte*) an menschlichen (Aus-) Tauschprozessen leugnenden Denker. Auch wenn für Simmel (1907/1989) die (ökonomischen) Werte nicht aus den materiellen Dingen selbst abgeleitet werden können, so «[schafft] [d]ie technische Form für den wirtschaftlichen Verkehr […] ein Reich von Werten, das mehr oder weniger vollständig von seinem subjektiv-personalen Unterbau gelöst ist» (S. 55). Denn durch die subjektiv-*ideelle* Wertegrundlage muss sich immer *auch die materielle Daseinsfacette* des Gebens und Nehmens im Tausch am getauschten «*Gegenstande*» mitgedacht werden: «[D]amit wächst der subjektive Vorgang, in dessen Differenzierung und aufwachsender Spannung zwischen Funktion und Inhalt dieser zu einem ‹Wert› wird, zu einem sachlichen, überpersönlichen Verhältnis zwischen Gegenständen aus» (ebd.; vgl. auch a.a.O., S. 114). Im Hinblick auf das epistemologisch-ontologische Positionsspektrum (1) Idealismus-Materialismus (vgl. Abs. 4.1.2.1) verfolgt Simmel also, trotz und gerade wegen der *primären* ideellen Verankerung, eine beidseitige Irreduzibilitätsthese im Einklang mit dem cartesischen, ersten Erkenntnispfad der prima philosophia (vgl. Abs. 2.2.2, Kap. 4.1).

Simmels epistemisch-subjektivistische Werttheorie ist entscheidend für das Verständnis des geltungslogischen und normatives Status seines ökonomischen Gegenstandes. Denn die ökonomisch ausgedrückten Werte können für ihn im besten cartesisch-kantischen Sinne nur relative Werte sein, relativ zum Ökonomie-erzeugenden Subjekt. «Die Gegenseitigkeit des Sichaufwiegens, vemöge deren jedes Objekt des Wirtschaftens seinen Wert in einem anderen Gegenstande ausdrückt, hebt beide aus ihrer bloβen Gefühlsbedeutung heraus» (Simmel, 1907/1989, S. 56). Diese dadurch stattfindende «Objektivierung» im ökonomischen Gegenstandsbereich ist aber nur ein Ausdruck der «Relativität der Wertbestimmung» (ebd.) und ist durch eben jene Relativität im Realitätsstatus begrenzt, aufgrund der für das Subjekt unhintergehbar notwendigen Absolutheit eines Realitätsankers. Denn die Irreduzibilität des epistemologisch-ontologischen Positionsspektrums (2) Absolutismus-Relativismus (vgl. Abs. 4.1.2.2) wird auch beim kantisch und teils phänomenologisch geprägten Simmel (1907/1989) ausführlich begründet (vgl. S. 107, S. 112f., S. 120f.) im Einklang mit den Setzungen des cartesisch(-kantischen) Denkens

im ersten Erkenntnispfad der prima philosophia (vgl. Abs. 2.2.1, Abs. 2.2.2, Kap. 4.1). Die wahren, absoluten (subjekteigenen) Werte können durch die intersubjektiv-ökonomische Objektivierung nicht hinreichend abgebildet werden (vgl. Simmel, 1907/1989, S. 83). «Das Entscheidende also ist dies: daβ der wirtschaftliche, praktisch wirksame Wert niemals ein Wert überhaupt, sondern seinem Wesen und Begriff nach eine bestimmte Wert*quantität* ist» (a.a.O., S. 77; mit Hervorhebung).[169]

Auf Basis dieser wirtschaftsphilosophischen Bestimmung des Verhältnisses von subjektseitigen absoluten Werten und objektivierten relativen ökonomischen Werten lässt sich nun die erste Behauptung in diesem Unterkapitel anhand von Simmels Ansatz erklären, nämlich dass das *Geld als Denkform den zentralen ökonomischen Gegenstand darstellt*, d.h. diesen *auf ideeller Ebene symbolisiert und gleichzeitig materialisiert*. Denn der «Begriff des wirtschaftlichen Wertes» findet im Geld «seinen Gipfel und reinsten Ausdruck» (a.a.O., S. 93). Hierzu gilt es die «Doppelrolle des Geldes» zu verstehen (a.a.O., S. 126), der «entscheidende[…] Schlüssel für das Verständnis der *Philosophie des Geldes* im allgemeinen, vor allem aber für die Erschlieβung von Simmels Ausführungen zum Wachstum der Geldwirtschaft» (von Flotow, 1994, S. 33). Für Simmel ist Geld nicht etwas Statisches, sondern etwas Dynamisches, wobei sich die Dynamik zwischen den beiden Rollen des Geldes abspielt. Diese «Doppelrolle des Geldes ist, daβ es einerseits die Wertverhältnisse der austauschbaren Waren untereinander mißt, andrerseits aber selbst in den Austausch mit ihnen eintritt und so selbst eine zu messende Größe darstellt» (Simmel, 1907/1989, S. 126). Erstere Rolle, der «Charakter des reinen Symbols der ökonomischen Werte ist das Ideal, dem die Entwicklung des Geldes zustrebt, ohne ihn je völlig zu erreichen» (a.a.O., S. 181f.). In dieser Rolle besitzt das Geld eine «Qualitätslosigkeit» (a.a.O., S. 127) und ist «Träger und Ausdruck der Tauschbarkeit als solcher» (a.a.O., S. 128), sozusagen als «Wertkondensator» (a.a.O., S. 245) das reinste Symbol der hierin vorausgesetzten epistemisch relationalistischen Kommensurabilität der Dinge (vgl. a.a.O., S. 162-164). In dieser Idealrolle gibt das Geld vor, Werte von zwei qualitativ unterschiedlichen Dingen «durch Reduktion auf einen allgemeinen Wertnenner» (a.a.O., S. 127; vgl. auch a.a.O., S. 135) «reiner Quantität» (a.a.O., S. 243) zu

[169] Erstaunlicherweise kommt der marxsch geprägte Alfred Sohn-Rethel (1978) von einer materialistisch fundierten Seite der Betrachtung her kommend, also von genau der Gegenseite des epistemologisch-ontologischen Positionsspektrums (1) Idealismus-Materialismus her kommend, in *Warenform und Denkform* zu einem fast deckungsgleichen, evtl. letztlich vom kantischen Denken mit beeinflussten Befund, welchen ich im Kontext seines gesamten Werkes als eine *transzendentalmaterialistische* Sicht auf das Ökonomische bezeichnen würde: «Dinge, die essentiell verschieden sind […], werden hier in identischer Formbestimmtheit gleichgesetzt durch die Tat der Tauschhandlung (als ihre objektive Funktion). Diese Gleichsetzung des Verschiedenen, weil sie faktischer Natur ist, erzeugt richtiger: erzwingt den ökonomischen Wertbegriff» (S. 121f.).

vermitteln. Diese Vermittlung ist jedoch nicht nur auf die ideelle Sphäre begrenzt, sondern spielt sich immer auch auf einer materiellen Ebene ab, wie schon prä-monetär gezeigt, d.h. vor der Einführung des sich nachgelagert materiell äussernden Konzept des Geldes bei Simmel, also bevor so etwas wie Geldmünzen in Spiel kommen, in der denklogisch als notwendig erwiesenen wechselseitigen Verhältnisbestimmung von Idealismus und Materialismus (a.a.O., S. 13; vgl. auch Eingangszitat zu Beginn des Kapitels 2). Denn damit das Geld seiner Idealrolle nachkommen kann, ist es «selbst ein konkreter oder singulärer Wert» (Simmel, 1907/1989, S. 125), in welchem sich die kommensurablen Werte im «Geldpreis» eines materiellen Trägers verdichten (a.a.O., S. 242). Diese zweite Rolle des Geldes stellt der «substanzielle[…] Eigenwert des Geldes dar» (a.a.O., S. 196), bspw. in Form des Metallsubstanzwerts von Münzgeld (a.a.O., S. 200f.)[170]. In dieser Rolle tritt Geld in ein ständig [bspw. auch auf dem materiellen Markt] neu zu bestimmendes «Verhältnis» mit seiner ersten Idealrolle, dem «bloβ funktionellen und symbolischen Wesen» (a.a.O., S. 196).

Simmel macht nachdrücklich darauf aufmerksam, dass sich *zwischen diesen Rollen eine Dynamik abspielt*,[171] welche man jedoch nicht rein ökonomisch begreifen darf, sondern wirtschaftsphilosophisch im ursprünglichsten subjektseitigen und besten Simmelschen Sinne *epistemologisch-ökonomisch integrativ* verstehen sollte, «denn die ökonomischen Wertungen und Bewegungen [sind] ihrerseits Ausdruck tieferlegender Strömungen der individuellen und des gesellschaftlichen Geistes […]» (a.a.O., S. 719). Die Dynamik zwischen den beiden Rollen des Geldes zeichnet sich aus durch eine Verschiebung hin zur grösseren Bedeutung der abstrakten Symbolfunktion des Geldes, weg von der blossen Bedeutung als Substanzwert, denn die Entwicklung des Geldes strebt an «das Substanzielle in freischwebende Prozesse aufzulösen» (a.a.O., S. 199). Am Wandel von Naturalgeld, über Münzgeld bis hin zu Papiergeld (z.B. a.a.O., S. 157-164) und der sich historisch-empirisch genauso zugetragenen weiteren Entmaterialisierung, welche von Simmel zielgenau prognostiziert worden war (vgl. a.a.O., S. 245f.), wird das «Wesen des Geistes» des

[170] Ein mögliches Missverständnis räumt Simmel an dieser Stelle bereits von sich aus aus. Es handelt sich hier nicht um einen aristotelischen Materialismus, der die Materie als von Wirkursachen durchtränkt sieht (vgl. Abs. 2.1.2), d.h. der Materie substantialistisch irgendwelche Eigenwerte unterstellt, sondern die Materiewerte werden kohärent zu den Grundlagen cartesischen Denkens (vgl. Kap. 4.1) vom Subjekt immer zugeschrieben. In Simmels (1907/1989) Worten heisst dies: «So sehr man die Edelmetalle als bloβe Substanzen schätzen mag, so schätzt man sie doch etwa nur, weil sie schmücken, auszeichnen, technisch verwendbar sind, ästhetische Freude gewähren u. ähnl. – also, weil sie gewisse Funktionen ausüben; niemals kann ihr Wert in ihrem in sich ruhenden Sein bestehen, sondern immer nur in dem, was sie leisten […]» (S. 199).

[171] Simmel (1907/1989) gebraucht hierzu den Begriff der «innere[n] Polarität im Wesen des Geldes» (S. 298).

Geldes eine quantitative «Form der Einheit» zu gewähren (vgl. ebd./S. 246) deutlich. Dieser Wandel ist nichts anderes als das Korrelat der sich seit Beginn der Neuzeit bahnbrechenden Trennung der «Frage des Wieviel» von «der Frage des Was» (a.a.O., S. 168; vgl. auch Scheler, 1899/1971, S. 163, und in diesem Kontext Abs. 2.2.1). Für Simmel ist diese *geistige Grundlegung des Geldes* und seiner dynamischen Transformation jedoch *nicht nur ideengeschichtlich, sondern auch systematisch von hoher epistemologischer Relevanz*. Denn die mit der Moderne durchbrechende kognitive Fähigkeit zu «Abstraktionen, Durchschnitte[n], Zusammenfassungen» (Simmel, 1907/1989, S. 170) geht einher mit der Richtung des Interesses auf die «Quantitätsbeziehungen» und die «quantitativen Verhältnisse» (a.a.O., S. 168). Simmel setzt hier in den epistemologischen und wirtschaftsphilosophischen Grundlagen zur Erklärung des modernen Siegeszugs des Geldes und damit des Denkens in Geld radikal an der Wurzel an.[172] Epistemologie und der zentrale ökonomisch-dynamische Gegenstand des Geldes liessen sich gar nicht trennen:

> […] [S]chlieβlich hat man es für das Ideal des Erkennens erklärt, alle qualitativen Bestimmtheiten der Wirklichkeit in rein quantitative aufzulösen. […] Auch die Möglichkeit des Geldes geht auf sie zurück, insofern es, von aller Qualität des Wertes absehend, das reine Quantum desselben in numerischer Form darstellt. (a.a.O., S. 168f.)

Das Erstarken des «Relativismus» gegenüber dem «Absolutismus» als erkenntnistheoretisch geprägte Weltanschauung steht mit der Dominanz des geldwirtschaftlichen Lebens in engem, wechselseitig verstärkendem Zusammenhang (a.a.O., S. 716). Jedoch gilt es diese Simmelsche These zum ökonomischen Gegenstand fundamental integrativ auf epistemologischer, ontologischer und ethischer

[172] Letztlich weist Simmel hier auch den Weg, wie man die von mir postulierten Integrationsdefizite der Integrativen Wirtschaftsethik mitsamt ihrer zwar völlig treffenden, aber eben noch nicht hinreichend vollständig aufklärenden Ökonomisierungskritik (vgl. Abs. 4.2.4) beheben könnte, nämlich durch eine konsequente Monetarisierungs- respektive «Vergeldlichungskritik» des Denkens. Dies wäre nichts anderes als die Simmelsche Ausbuchstabierung einer Cartesianismuskritik (Kap. 4.1, vgl. auch Kap. 4.2) am «ökonomischen Gegenstand» des Geldes. Der «Schein der Wertfreiheit oder ethischen Neutralität der ökonomischen Sachlogik» (Ulrich, 2008, S. 125; vgl. auch Abs. 3.1.1, dort Fn. 85), wie im weit verbreiteten Glauben an die Neutralität des Geldes in der reinsten Form ausgedrückt, lässt sich mit Simmels wirtschaftsphilosophischer und letztlich cartesianismuskritischer Einsicht zum Geld sehr plausibel erklären. Die qualitativen, subjektivistischen Bedingungen der Möglichkeit von Monetarisierung respektive Vergeldlichung, d.h. die «nicht-neutralen» Grundlagen von «neutralem Geld» werden im cartesianistischen Denken, welches sich der Bedingtheit seines eigenen (meist sogar implizit bleibenden) relativistischen Neutralitätsideals gar nicht mehr bewusst ist, überhaupt nicht mehr realisiert.

Ebene nachzuvollziehen,[173] denn für Simmel *ist Geld* in seinem inneren Kern «*das Sublimat der Relativität der Dinge*» (a.a.O., S. 124; mit Hervorhebung).[174]

Auf dieser Basis lässt sich jetzt die zweite Behauptung für dieses Unterkapitel sinnvoll erklären, nämlich dass das geldförmige Denken die cartesianistische Dynamik, mit all ihren Ambivalenzen und Widersprüchlichkeiten, *idealiter* am klarsten zum Ausdruck bringt und *realiter* gleichzeitig perpetuiert. D.h. Geld als Denkform ist nichts anderes als *die epistemisch-ökonomische Vollendung der relativistisch-materialistischen Denkform* des Cartesianismus in Theorie und Praxis. Das ambivalente Pendeln innerhalb des Cartesianismus zwischen relativistischer Auflösung auf der einen Seite, und dem Anstreben eines zahlenmaterialistischen psychologisch-metaphysischen Halts auf der anderen Seite (vgl. Abs. 4.1.3), wird durch die Doppelrolle des Geldes exemplifiziert, sowie gleichzeitig analytisch greifbar gemacht und zwar anhand der immerzu *fortschreitenden Dynamik zwischen den beiden Polen des relativistischen Geldideals und der absolutistisch aufgeladenen Geldmaterie*. Denn so wie überhaupt erst die Objekte der cartesischen res extensa in quantitativen Ausmessungen wie Höhen, Längen, Breiten, Masse und Dauer gedacht werden (vgl. Abs. 4.1.1), ist dies mit dem Monetarisierungs- respektive Vergeldlichungsprozess auf epistemischer und ontischer Ebene bereits auf dieser frühen Stufe verwoben, wenn auch noch auf dem ersten Blick undeutlich und verworren. Denn so wie diese einzelnen quantitativen objektivierten Masse in übergeordneten, physisch-nummerischen Konstrukten qua – bereits quasi intrasubjektiv geldlicher – Verrechnung kommensurabel kollabiert werden können, verbleibt trotz aller Versuche das ideelle, nicht-relativistische Moment in

[173] Diese integrative Sichtweise reicht auch erheblich weiter als die gängigen soziologischen Analysen der Verbindung von Ökonomisierung und Quantifizierung wie bspw. bei Mau (2017, S. 42-47). «Quantitative Daten sind für das politische Programm der Ökonomisierung» nicht nur «überaus nützlich» (vgl. ebd./S. 44), sondern das gesamte Programm der Ökonomisierung setzt die weltanschauliche Reduktion von Qualitäten auf quantitative Daten ja bereits denklogisch voraus. Der durch die wechselwirkende Digitalisierung vorangetriebene und soziologisch-empirisch beobachtbare «Wucherungsprozess» des «Datenregime[s]» (a.a.O., S. 45) ist dabei eine auf geistiger Urheberebene tautologische Feststellung, denn die expansive Natur, d.h. das Wuchern, ist ja bereits inhärent in der relativistischen Quantifizierungsdynamik epistemisch-ontisch enthalten.

[174] Die Tragweite dieser mit der Cartesianismuskritik (vgl. Kap. 4.1, dort insb. Abs. 4.1.1, Abs. 4.1.3) vollständig kompatiblen Position des ökonomischen Gegenstandes ist – vielleicht auch aufgrund des wenig überraschenden blinden Flecks einer Notwendigkeit von Relativismuskritik im relativistisch getriebenen Zeitgeist der Postmoderne – nur den Wenigsten bewusst. Dies steht ganz im Gegensatz zur Selbstverständlichkeit dieser Verbindung von Relativismus und Wirtschaft respektive Geld bei den Wirtschafts- und Wachstumskritikern Platon und Aristoteles unter den ontologischen Prämissen des ersten Paradigmas der prima philosophia (vgl. Abs. 2.1.1, Abs. 2.1.2). In der zeitgenössischen Literatur erkennt der Simmel-Rezipient von Flotow (1995) jedoch anerkennenswerterweise sehr klar, dass «[d]ie Klassifizierung einer ökonomischen Position als relativistische […] in der [zumindest neueren; Anm. des Autors] Dogmengeschichte […] nicht allgemein üblich [ist] (S. 42).

geometrischer oder allgemeiner physischer Präzision zu eliminieren, intersubjektiv eine immerzu relativistisch getriebene Skepsis zu den von den (bzw. vor allem von den anderen) Subjekten vorgebrachten Einzelvorschlägen zur Höhe, Länge oder Breite der Messung oder zu spezifischen Relevanzgewichtungen zwischen den zu verrechnenden quantitativen Indikatoren. Der Zahlenmaterialismus in der Dynamik von Geld als Denkform ist eben *kein naiver, statischer Zahlenmaterialismus*, sondern ein stets quantifizierender und damit dynamischer Prozess, und ein als solcher immer wieder neue Iterationsstufen durchlaufender *Realitätswahrnehmungs- und auch Realitätsreduktionsprozess*. Bspw. fragt man sich: Ist bei (dem ausgedehnten und ausmessbaren) Objekt Y für das gegebene (natürlich quantitative) Ziel Z die Höhe, Länge oder die Breite das relevantere, d.h. hier stets nützlichere Messkriterium? In der durch die epistemisch relationalistische Struktur bereits vorausgesetzten absoluten Unauflösbarkeit der Frage, kann eine gelddenkförmig typische Antwort hierauf nur ein relational-quantitativer Verrechnungsschlüssel geben, eine provisorische bilanzierende Gewichtung zwischen Höhen, Längen und Breiten, und/oder auch welchen anderen, ggf. quantitativen und bereits abstrakteren Abmessungen auch immer (z.B. das Volumen nochmals quer verrechnet mit der Höhe, usw.), welche dann auf andere Vorschläge von Verrechnungsschlüsseln trifft und dann im Austausch mit diesen bspw. im «wissenschaftlichen» aber letztlich eben auch ökonomisch-gelddenkförmigen Prozess um ein gemitteltes, akzeptiertes Gesamtergebnis verhandelt. Am Ende dieses fast beliebig viele Iterationsstufen (hier fast schon ein *infiniter Regress*) durchlaufenden Prozesses steht aber das bewusst gewordene Geld als der zentrale, vorerst final erscheinende (fast schon ein *Zirkelschluss*) Vermittler im Sinne eines «Mittel[s] schlechthin» (Simmel, 1907/1989, S. 265). Durch den weltanschaulichen cartesischen Rahmen des realitätsprüfenden (Transzendental-) Subjekts eingegrenzt, d.h. wenn sich diese Dynamik noch nicht verselbständigt hat, sondern eben durch das autonome und dualistisch denkende Subjekt transzendental gebändigt wird, ist dies auch noch nicht an und für sich problematisch.[175] Für den normhierarchischen Status des Geldes bedeutet dies, dass trotz Wechsel vom metaphysisch-ontologischen ersten Paradigma zum subjektivistisch-erkenntnistheoretischen zweiten Paradigma die ehemaligen Einsichten von Aristoteles – neu begründet – aktuell bleiben: Geld bleibt idealiter ein «Mittel» (a.a.O., S. 298) und eben nur ein Mittel. Sein «*Wert* als Mittel» mag bis zu einem gewissen Grad

[175] Bei Kant zeigt sich das normenhierarchisch im Abhängigkeitsverhältnis des (ökonomischen) Wertes von der Würde und im gleichzeitig immer nur bedingt, d.h. vom Subjekt, der Gesellschaft usw. reglementiert, zu öffnendem Spielraum für die Entfesselung des «Ökonomischen» (vgl. Abs. 4.1.1, dort insb. Fn. 120, Fn. 121).

ansteigen (vgl. ebd.), bleibt aber darin begrenzt, dass es nicht selbstwiderspruchsfrei zum Endzweck, zum *Telos teleiotaton* (Hübner, 2014, S. 111f.) aufsteigen kann. *Geld ist eben kein* (ideeller) *Endzweck.*

Setzt aber der cartesianistisiche Verselbständigungsprozess ein (vgl. Abs. 4.1.3), werden in den voranschreitenden, an und für sich problematischen Iterationen[176] der entfesselten relativistisch-materialistischen Eigendynamik genau jene quantifizierten Aspekte von einstmals qualitativ rückgebundenen Objekten immer weiter und verschachtelter miteinander verrechnet. Am Ende findet eine Entwicklung statt, hin zu zunehmend abstrakteren, zahlenbasierten und entgrenzten Supermetriken, wie bspw. verdeutlicht auf theoretischer Ebene innerhalb von konsequentialistischen Ethiken im Kollaps von individuellen Gesamtnutzenskalen hin zu einer übergeordneten Nutzenskala einer künstlich konstruierten kollektiven Gesamt«person» (vgl. hierzu kritisch Hübner, 2014, S. 263-266), und darüber hinaus letztlich hin zu einer totalen,

[176] Die Iterationen innerhalb der cartesianistischen Dynamik lassen sich dadurch erklären, dass ja trotz der cartesianistischen Zuschreibung des grösseren Realitätsgehalts der Quantität gegenüber der Qualität nicht einfach ein naiver Zahlenrealismus vorliegt, sondern die ökonomisch relativistischere Zahl auch gegenüber der einfachen, weniger Verrechnungs- und Iterationsstufen durchlaufenden einfachen Zahl bevorzugt wird. Das Expertenurteil des/der SozialwissenschaftlerIn wird heutzutage überhaupt erst als sachlich real und objektiv anerkannt, wenn es sich möglichst ausgefeilter quantitativer Methoden bedient. Daher ist innerhalb der Sozialwissenschaften das Urteil des/der ÖkonomIn gegenüber dem/der auch rechnenden Nicht-ÖkonomIn zu bevorzugen, da es auf den «objektiveren», d.h. im Cartesianismus für realer gehaltenen, «geldlicheren» Zahlen zu basieren scheint (manchmal wird dies sogar so sehr als «objektiv» angenommen, dass man absurderweise meinen würde, die Ökonomik selbst wäre eine wertfreie und selbstevidente «Naturwissenschaft»). Aber damit nicht genug. Im Konfliktfall, welcher genaue Zahlenwert denn nun stimme, wenn zwei unterschiedliche ÖkonomInnen Einschätzungen vorliegen, dann liegt dasjenige Urteil im Vorteil, welches grössere quantitative Zustimmung von anderen ExpertInnen geniesst, welches sich also am Wissenschaftsmarkt im «Peer-Review-Verfahren» oder irgendwie ansonsten aufmerksamkeitsökonomisch durchgesetzt hat. Und obwohl dies über den Erkenntnisrahmen dieser Arbeit streng genommen hinausgeht, da es das Schnittfeld von Wirtschaftsphilosophie und Wissenschaftsphilosophie tangiert, so sei hier zumindest zur Unterstreichung der Grundsätzlichkeit dieser Verstrickung von ökonomischem Gegenstand und Epistemologie thesenartig angedeutet, dass die geldliche Dynamik bei Simmel sich sogar bis hin in die Messfehlerproblematik der Naturwissenschaften zurückverfolgen lassen könnte. Sogar der Prozess der epistemischen Messfehlerbehebung kann, sobald die Weltanschauung des Cartesianismus breitflächig geteilt wird, sinnvoll als ein ökonomischer und durch die Denkform des Geldes mediierter Tauschprozess betrachtet werden, weil die Ideensphäre eben nicht mehr im ursprünglichen cartesischen Sinne verstanden wird (bspw. anhand des Such- und Prüfkriteriums von Wahrheit als «regulative Idee», vgl. Apel, 2011, S. 322), sondern als ökonomischer «Marktplatz». Simmel selbst geht hier zwar nicht so weit, das Vordringen des ökonomischen Gegenstandes bis hin in die letzten wissenschaftlichen *Ideen und Theorien* systematisch nachzuzeichnen, jedoch finden sich beim Wissenschafts- und Wirtschaftshistoriker Philip Mirowski (2004) diesbezüglich hoch relevante und mit der Cartesianismuskritik kompatible Ausführungen zur Verstrickung von Physik und Ökonomik anhand der «Assignment of Number as a Process of Give and Take» (S. 170ff.): «The root phenomenological problem both in markets and in physical science is that the numbers are never really arbitrage-free (actual prices are never mutually consistent; actual measurements never completely transitive), and therefore the algebraic systems that they embody do not strictly possess invariants» (ebd./S. 173).

alle Glücks- und Nutzenskalenvorschläge kommensurabilisierenden Geldskala. Diese cartesianistisch-geldförmige Eigendynamik wird dann gar nicht mehr vom Subjekt hinterfragt und unreflektiert als *eine neue Realität sui generis* akzeptiert. Der geistig zugeschriebene Wert des Geldes steigt jetzt so sehr an, dass das Quantitative kategorial kippt – es wird «dadurch psychologisch für die meisten Menschen zum absoluten *Zweck*» (Simmel, 1907/1989, S. 298). Quantitativ abgebildete Preise statt qualitativer Werte bestimmen jetzt darüber, was real stimmt und richtig ist, oder mit Simmels Worten: «[…] daβ die Dinge schlieβlich nur noch so weit gelten, wie sie Geld kosten, und daβ die Wertqualität, mit der wir sie empfinden, nur als eine Funktion des Mehr oder Weniger ihres Geldpreises erscheint» (a.a.O., S. 369). Wenn bspw. «törichte Eltern ihre Kinder von mutwilligen Zerstörungen dadurch zurückhalten, daß sie betonen, die Dinge hätten doch Geld gekostet! Statt den Kindern den Wert der Objekte selbst klarzumachen» (a.a.O., S. 354), dann zeigt sich darin genau diese grundlegende, bereits weit vorangeschrittene – in meinen Worten cartesianistische – Verdrehung der Realitäts- und Wertegrundlagen.

Zwar wird durch diese *Verabsolutierung die relativistische Eigendynamik des Cartesianismus* respektive *die Dynamik innerhalb der Doppelrolle des Geldes hin zur relativistischen Idealrolle des Geldes* zahlenmaterialistisch ab und zu durchbrochen in der «psychologischen Verfestigung und Verabsolutierung der Preise» (a.a.O., S. 192), welche ja scheinbar noch an gewisse Bezugspunkte der äusseren Objekte, hier z.B. der Waren, gehaftet sind. Aber auch der zahlenmaterialistische Geldpreis – der ja bereits die Folge zahlreicher Iterationen des gesamt-cartesianistischen-geldlichen Verselbständigungsprozesses ist – besitzt ja immer schon eine inhärente «Relativität» und damit eine «innere[…] Zusammenhangslosigkeit mit der Ware» (a.a.O., S. 190) respektive dem Objekt, welches er nummerisch abbildet. Der zahlenmässige Geldpreis als nur vermeintlich absoluter materialistischer Anker des cartesianistischen Verselbständigungsprozess ist demnach gar kein wirklicher Halt-gebender Realitätsanker, der den infiniten Regress und die innere Haltlosigkeit wirklich durchbrechen könnte. Der zahlenmaterialistische Schein-Anker, d.h. die *Geldmaterie* respektive der am «freien», alles relationalisierenden Markt eben doch nicht fixierte, sondern handelbare Geldpreis stoppt die Dynamik nämlich nicht wirklich per zahlenmaterialistischem Zirkelschluss im engeren, abschliessenden Sinne, sondern befördert die Dynamik nur noch weiter, indem der Geldpreis unweigerlich in die Marktbewegungen neu einfliesst. In diesem immer weiter sich ausdehnenden Markt sind dann «immer mehr Dinge für Geld zu haben» (a.a.O., S. 369), was wiederum die Gesamtdynamik materiell und ideell zementiert. Es werden in diesem Zuge

«außerordentlich viele Dinge, die *eigentlich* den Charakter des Selbstzwecks haben, zu bloßen Mitteln herab[ge]drückt» (a.a.O., S. 593; mit Hervorhebung). Eine tiefgehende, geradezu epistemologisch-existentielle «Entwurzelung» (a.a.O., S. 723) des im zweiten Paradigma ja auf sich selbst zurückgeworfenen (Erkenntnis-)Subjekts setzt ein, da eben eine (cartesianistische Schein-)«Qualität», welche bereits eine rein idealisierte Quantität in Form des *Geldideals* voraussetzt, die von eben jener vorausgehenden Quantifizierung zuvor nivellierten *eigentlichen Qualitäten* des menschlichen Daseins nicht wirklich ersetzen kann. «[D]as wachsende Übergewicht der Kategorie der Quantität über die der Qualität» (a.a.O., S. 368) führt so zu einer zunehmenden Realitätsreduktion bis hin zu einer Realitätsentwurzelung des zählenden und monetarisierenden, aber sich damit sozusagen *ent-realisierenden Subjekts*. Denn ganz analog dazu, wie das Relativisierungsideal der *epistemisch-normative Motor* der cartesianistischen Dynamik ist und diese Dynamik immer weiter antreibt (vgl. Abs. 4.1.3), stellt ja innerhalb von Simmels (1907/1989) Doppelrolle des Geldes der relativistische Pol, sprich die Idealrolle des Geldes, die treibende Kraft dar, denn «[d]ie Steigerung der intellektuellen, abstrahierenden Fähigkeiten charakterisiert die Zeit, in der das Geld immer mehr zum reinen Symbol und gegen seinen Eigenwert gleichgültig wird» (S. 171f.). D.h. die hier beschriebene Dynamik ist derart tiefgreifend, dass der (Geld-)Materiebegriff sich im engeren, antiken Begriffssinne selbst «entmaterialisiert», respektive *zahlen*materialisierend quantitativ transformiert. Die letzten verbliebenen Residuen qualitativer Substanzhaftigkeit (vgl. Abs. 2.1.2) werden sozusagen auch noch eliminiert und Materie lässt sich nur noch als eine durch Zahlen symbolisierte (res extensa-förmige) *Realie* denken von einem zunehmend entfremdeten und einem von aller nicht geld- und zahlenförmigen Realität entkoppelten cartesianistischen «Subjekt» (was auch immer von dem Subjekt des eben im cartesischen Sinne gar nicht mehr wirklich Subjekthaften dann überhaupt noch übrig bleiben kann). Das bspw. wie Geldeinheiten gezählte objektivistische neue Glück kann damit nicht nur aus Sicht des ersten Paradigmas der prima philosophia zu Recht keine *wahre Eudaimonia* darstellen (vgl. Abs. 2.1.2, Abs. 2.1.3), sondern wäre allenfalls eine fehlerhafte, reduktionistische *Simulation des Glücks*. Auch vom Blick der sauber formulierten (primär deontologischen) Ethik des ersten Erkenntnispfades des zweiten Paradigmas, welche wie bei Kant statt des Glücks- vom moralischen Pflichtbegriff ausgeht, können eben jene scheinbar gesollten Handlungen, welche sich neu in rein geldlichen Berechnungen erschöpfen, wie bspw. regelutilitaristische Maximen, eben keinen kategorischen Imperativ (vgl. hierzu auch Abs. 4.1.1, dort Fn. 120, sowie Abs. 4.1.2.2, dort Fn. 135) begründen.

Im vom Simmel genannten Gleichgültigkeitsaspekt des sich aus seiner geldmateriellen Hülle zunehmend herauslösenden Geldideals macht sich damit auch gleichzeitig eine Art zahlenmässige Beliebigkeit in der Realitäts- und Wertebestimmung bemerkbar, welche, wie noch zu zeigen sein wird, in der gesamten weltanschaulichen Grundlegung der zeitgenössischen Wachstumskritik, die nach meiner Hypothese cartesianistisch ist (vgl. Kap. 1.2, Kap. 5), und damit auch der Dynamik der Doppelrolle des Geldes unterliegt (vgl. Kap. 6), geistig wirksam ist. Die Verbindung von (postmoderner) Epistemologie und Geld als Denkform ist in der Tat sogar noch tiefgreifender, als bisher dargestellt, denn sie betrifft auch die theoretischen Konzepte selbst. Geld ist mit dem Abbiegen, oder man möchte fast sagen Verirren, vom ersten cartesischen zum zweiten problematischen cartesianistischen Erkenntnispfad des zweiten Paradigmas auch zu einer verselbständigten *wissenschaftlichen Denkform* mutiert. Erst daher ist die systematisch ausgelegte Dynamik der Doppelrolle des Geldes in ihrer vollen Tiefe überhaupt erst analytisch für die Zwecke dieser Arbeit geeignet und zwar weit über die (ggf. auch heterodoxen) volkwirtschaftlich-theoretischen Ansätze zeitgenössischer Wachstumskritik zur unmittelbaren Verbindung von Geldwachstum, Zins und Wachstumsimperativ hinaus (z.B. H. C. Binswanger, 2006, Dritter Teil; Strunz, Bartkowski & Schindler, 2017).[177] Denn das geldwirtschaftliche Denken ist auch im generellen «Ideal zahlenmäßiger Berechenbarkeit» der modernen Wissenschaften zu suchen (Simmel, 1907/1989, S. 614; vgl. Eingangszitat zu Beginn dieses Kapitels 4). Geld (als Denkform) ist also nicht erst relevant, wenn es als expliziter ökonomischer Gegenstand in einer gegebenen (bspw. hier eben wachstumskritischen) Theorie auftritt. Sondern Geld als der «vollendetste Repräsentant einer Erkenntnistendenz der modernen Wissenschaft überhaupt: der Reduktion qualitativer Bestimmungen auf quantitative» (Simmel,

[177] Die fehlende Durchdringung von Geld nicht nur als materieller, «rein» ökonomischer Substanz, sondern auch als ideeller eigendynamischer Denkform, sollte jetzt z.B. anhand folgender Formulierung deutlich klarer werden. Wenn Deutschmann (2014) als Wachstumskritiker behauptet, dass «[d]er Wachstumszwang […] im Kern ein Zwang zur *Geldvermehrung* [ist]» (S. 514; mit Hervorhebung), so möchte man ihm entgegen, dass bei einem fundierten, d.h. integrativen und damit auch die abstrakte, ideelle Dimension beinhaltenden Geldverständnissees die Benennung des Vermehrungsaspekts redundant zur Benennung des integrativ gedachten Geldes als Denkform ist. Die relativistisch-materialistische Dynamik drängt, sofern sie cartesianistisch entfesselt und nicht cartesisch eingehegt ist, d.h. individuell und gesellschaftlich (selbst)reguliert wird, bereits von sich aus zur «Vermehrung». Genau genommen kommt aus dieser erkenntnistheoretischen kritischen Sichtweise auf das Geld auch eine einsetzende Kritik an einem materiellen Zins wie in der ontologisch fundierten Geldkritik der alten Denker in der Antike (Kap. 2.1) und im Mittelalter (Abs. 2.2.1) zu spät, denn aus der Simmelschen Sicht des zweiten Paradigmas der prima philosophia ist nicht etwa der Zins bei reinen Geldgeschäften das Problem an und für sich, sondern die breitflächige gesellschaftlich-ökonomische unhinterfragte Akzeptanz eines solchen Zinses ist vielmehr eher ein Symptom einer viel tieferliegenden Umwälzung, d.h. einer Vergeldlichung des Denkens.

1907/1989, S. 366) äussert sich auch bereits in der oftmals unbewussten, geradezu metaphysisch getriebenen *Zahlenfixiertheit* – mit marxsch geprägter Terminologie könnte man an dieser Stelle wohl auch von einem Zahlenfetischismus reden – der ethisch-konsequentialistischen wachstumskritischen Argumente (vgl. Abs. 3.1.3; vgl. kritisch hierzu Abs. 6.1.1, Abs. 6.1.2, Abs. 6.1.3) und der damit eng verwobenen epistemisch-ontischen Setzung der quantitativ zu messenden planetaren Grenzen der Erde (vgl. Kap. 2.3, Abs. 3.1.2, Abs. 3.1.3; vgl. kritisch hierzu Abs. 6.1.4).

Die wirtschaftsphilosophisch notwendige Reintegration der cartesianismuskritisch zu eruierenden, gemeinsamen Grundlagen von (post-)moderner Epistemologie und dem ökonomischen Gegenstand Geld geht daher bis ins Mark der Veränderungen der modernen Wissenschaft und seiner *formalen und informalen Institutionen*. Mit *formalen wissenschaftlichen Institutionen* ist nicht nur der in diesem Kontext sehr plausible Siegeszug der Disziplin der Ökonomik und der Ökonomisierung des gesamten Wissenschaftsbetriebs[178] seit dem Start der Neuzeit und insbesondere der Moderne gemeint (vgl. Kap. 2.2, Kap. 2.3). Darüber hinaus wird damit auch der Erfolgstrend der *postmodern studies* seit der «hermeneutisch-linguistisch-pragmatisch-semiotische[n] Wende» der Postmoderne (Apel, 2011, S. 141) plausibel, denn – so meine Behauptung basierend auf Simmel (1907/1989) – ohne die umfassende, d.h. auch theoretische und gleichermassen akademische Durchdringung der «Geldwirtschaft» (S. 614) in all ihren – auch aufmerksamkeitsökonomischen und durch digitale Medien mediierten Facetten – wäre dieser relativistische, und damit einen Teil der cartesianistischen Dynamik darstellende, Trend nicht möglich gewesen.[179]

Auf Ebene der *informalen wissenschaftlichen Institutionen* ist die Verdrängung und Auflösung der gesamten Realitätsprüfungs-, Bewertungs- und Diskursstruktur der

[178] Vgl. hierzu z.B. die Kritik am sogenannten «[a]kademische[n] Kapitalismus» (Münch, 2011), wobei angemerkt werden soll, dass Drittmittelregime, Maximierung des eigenen Akademikerwertes auf Kosten von Wahrheitssuche und marginalisierten wissenschaftlichen Güte- respektive Qualitätskriterien im Allgemeinen *nur Symptome* der zugrundeliegenden und an dieser Stelle bereits weit vorangeschrittenen Quantifizierungsdynamik sind. Dies erklärt auch wiederum, warum die ProtagonistInnen mangels kritischer (cartesianismuskritischer) Aussenperspektive keinen Widerspruch in dem von ihnen getriebenen Ökonomisierungsvorhaben der Wissenschaften sehen, wenn sie sich bspw. sogar selbst als angebliche KritkerInnen «der Wirtschaft» im Aufmerksamkeits- und Drittmittelwettbewerb positionieren.

[179] Die manchmal von kritischen BeobachterInnen gesehene und kritisierte Vetternschaft zwischen Postmoderne und dem, was man gemeinhin Neoliberalismus zu nennen pflegt (vgl. z.B. Bourdieu & Wacquant, 2000), ist vor dem Hintergrund des Verständnisses des ökonomischen Gegenstandes (des Geldes) und seiner inhärenten Verbindung mit dem Cartesianismus *nicht einfach als imperialistische Übernahme exogener* ökonomisierter Logiken, Rationalitäten, usw. oder gar eines monetären Gewinnstrebens nachzuvollziehen, sondern ist *endogen* durch den relativistisch-dynamischen Antrieb des ökonomischen Gegenstandes selbst nachvollziehbar erklärbar.

modernen Wissenschaften gemeint, wie die bereits in Abschnitt 4.2.3 erwähnten Gütekriterien der (Natur-)Wissenschaften (vgl. dort insb. Fn. 163). Wenn man Georg Simmels Geldkritik also sinnvollerweise cartesianismuskritisch versteht, lässt sich attestierten, dass Simmel (1907/1989) mit seiner These des Geldes als dem «vollendetste[n] Repräsentant[en]» der «Erkenntnistendenz […] moderne[r] Wissenschaften» (S. 614) weit über die gängigen Versuche kritischer Verknüpfungen von Ökonomisierungskritik und wissenschaftlicher Epistemologie hinausgeht.[180] Für die Zwecke dieser Arbeit ist die Nachverfolgung der cartesianistischen Dynamik *anhand* des ökonomischen Gegenstandes des Geldes in der wachstumskritischen Theorie relevant, insoweit diese Theorie, auch und besonders in ihrer wachstumsablehnenden Form des Anti-Wachstumsimperativs (vgl. Kap. 1.1), mutmasslich unter dem Einfluss der Wissenschaft der Ökonomik steht (vgl. Kap. 2.3; Kap. 3, dort insb. Abs. 3.1.3), und damit im Hinblick auf das Erkenntnisziel dieser Arbeit (vgl. Kap. 1, Kap. 5) im Analysekapitel (Kap. 6) kritisch untersucht gehört. Die Wissenschaft der Ökonomik, genauer gesagt die *ökonomische und damit letztlich cartesianistische Methodik*, ist aber nicht nur aufgrund ihres realen Einflusses auf die zeitgenössische Wachstumskritik interessant, sondern auch, weil sie *als formale Disziplin* in ihren verschiedenen Spielarten ihren zentralen *inhaltlichen Gegenstand*, das qua Doppelrolle dynamisch aufzufassende *Geld*, in genau jener Dynamik performativ perpetuiert, d.h. als weltanschauliche «geldwirtschaftliche» Perspektive auf die Welt radikalisiert, und damit auch diese Welt (unbemerkt) cartesianistisch und damit mutmasslich wachstumsdynamisch (vgl. Hyp. 1b, Kap. 1.2) transformiert.

Die cartesianistische Dynamik lässt sich dabei, so mein cartesianismuskritisch (vgl. Kap. 4.1, Kap. 4.2) begründeter Verdacht, *an* und *durch* weitestgehend alle theoretischen Diskussionen zwischen den *verschiedenen Strömungen der modernen wissenschaftlichen Ökonomik* identifizieren. Für die Zwecke dieser Arbeit betrifft das relevanteste Beispiel hierzu das bereits mehrmals zuvor erwähnte Spannungsverhältnis zwischen *modernen PräferenzökonomInnen auf der*

[180] Dieses gängige Reflexionsdefizit im Herzen der Verbindung von Epistemologie und ökonomischen Gegenstand betrifft meiner Meinung nach nicht nur die angelsächsische *Business Ethics*, sondern auch die deutschsprachige *Wirtschaftsethik* und sogar in abgeschwächter Weise die Fundamente der Ökonomismuskritik der Integrativen Wirtschaftsethik (vgl. hierzu die damit zusammenhängende Kritik an der fehlenden Integration in ihrem epistemologischen Kern in Abs. 4.2.4). In der ausserhalb ihrer Disziplingrenzen leider meines Erachtens viel zu wenig beachteten *philosophy of economics* lassen sich jedoch auch nicht Simmelsch geprägte, tiefen-epistemologisch interessante Ansätze zur Thematisierung der Verstrickungen von *ökonomischer* Methodik und wissenschaftlicher Theorie identifizieren, u.a. bei Hands (2001, vgl. dort insb. die Ausführungen zum «Economic Turn» in der zeitgenössischen Wissenschaft und ihrer epistemischen Begriffe in Kap. 8) und Mirowski (1999), letzterer mit dem Schwerpunkt der epistemischen Parallelen zwischen Ökonomik und Physik.

relativistischen Seite der Dynamik und den «klassisch» geprägten, hedonischen NutzenutilitaristInnen (vgl. Abs. 3.1.1, dort. insb. Fn. 84, Fn. 86; Abs. 3.1.3.1, dort. insb. Fn. 95; Abs. 4.1.3, dort insb. Fn. 148; Abs. 4.2.3, dort insb. Fn. 158), welche an der Möglichkeit von interpersonalen, objektiven Nutzwertvergleichen festhalten und sich *damit auf der (zahlen)materialistischen Seite der Dynamik befinden*. Während letztere einen psychologischen Halt in der scheinbar realen Festigkeit der Abbildung von Realität und Werten in gültigen Zahlen annehmen, ganz analog den Geld(eigen)*preisen* in der Doppelrolle des Geldes, lehnen erstere nicht nur – und das eint sie noch mit den klassischen UtilitaristInnen – jegliche universelle Realitäts- und Werteansprüche anhand von subjektiven Qualitäten ab, sondern radikalisieren ihre Skepsis auch noch über den klassischen Nutzenutilitarismus hinaus epistemisch auf die mögliche Manipulation und Täuschung von quantitativen Nennwerten, d.h. festgeschriebenen Geldpreisen durch andere Subjekte.[181] Ein *als naiv erscheinender*

[181] Sogenannte liberale politische Programme zur fast unbedingten Öffnung von Märkten, welche sich meist erst cartesianismuskritisch auf dem zweiten Blick als weniger liberal, sondern vielmehr potentiell als cartesianistisch (und damit eigentlich als «wirtschaftsliberal» bzw. «wirtschaftslibertär») identifizieren lassen, sind erst durch diese epistemologisch-ökonomischen Verstrickungen und das Ausschwenken auf die skeptische, letztlich relativistische Seite der cartesianistischen Dynamik zu erklären. Neben dem zuvor beleuchteten Hayek (vgl. Abs. 4.2.3) ist hier auch Milton Friedman (1962/2008) zu benennen, der diese epistemologisch-ökonomische Verknüpfung im Herzstück seiner Theorie zur Begründung der Vorzugswürdigkeit des Marktes gegenüber dem für seine BürgerInnen Glückssummen berechnenden Staat anführt, denn der Markt: «gives people what they want instead of what a particular group thinks they ought to want» (S. 15). Aus dieser der präferenzökonomischen-relativistischen Seite der Dynamik zugeneigten Perspektive dürfte aus prinzipiellen Gründen niemand über universelle gültige Preise, Messskalen, interpersonale Glücks- oder Nutzenoperationalisierungen, usw. entscheiden (schon gar nicht der Staat, aber auch keine über andere bestimmenden WissenschaftlerInnen), da niemand aus epistemologischen Gründen die Wertmassstäbe Anderer kennen könnte. Was gut sei, müsse schon jeder für sich selbst bestimmen und diese Bestimmungen zeigten sich nur (werden «revealed») über das Eingehen von Verträgen am «freien» Markt. Erst aus cartesianismuskritischer Sicht wird klar, dass diese Reduktion jedoch aus dem Grund der Selbstwidersprüchlichkeit des Relativismus (vgl. Abs. 4.1.2.2) nicht funktionieren kann. In diesem Sinne hat, wenn man die Konstrukte Staat und Markt als – reichlich unzureichende, so möchte ich betonen, da ja diese Begriffe ihre Bedeutungen innerhalb des cartesianistisch-epistemisch dynamischen Spiels selbst stets verschieben und von relativistischer Auflösung bedroht sind (vgl. hierzu aus soziologischer und Bürokratisierungsmetrik-kritischer Perspektive z.B. Hibou, 2012) – Proxys für die geldliche, cartesianistische Dynamik verwenden möchte, Karl Polanyi (1944/2012) völlig Recht, wenn er feststellt, dass jede Expansion des «Marktes» nicht ohne die Einwirkung des «Staates» von statten geht. Bevor also bspw. ein CO_2-Emissionszertifikate-Handel über den Markt ablaufen kann, muss eine «absolutistische» Institution wie eben der Staat und seine BürgerInnen und WissenschaftlerInnen überhaupt die generelle Wertigkeit der in den Markt zu internalisierenden (Wachstums-)Externalitäten feststellen. In seiner relativistischen Idealrolle, so wie in der Idealrolle des Geldes, kann dies der Markt überhaupt gar nicht, und zwar nicht aus Gründen des Opportunismus und des Eigennutzes, wie man generell mutmassen würde, sondern aus Gründen der Unmöglichkeit der relativistischen Theoriestruktur Externalitäten als *gültig*, d.h. als *wahr* respektive wahrhaftig *relevant*, anerkennen zu können. Somit hätte der Markt *per definitionem* bereits alle Externalitäten stets internalisiert (z.B. Book, 2021). Zur Feststellung von Externalitäten braucht es also immer den zahlenmaterialistischen Teil der Dynamik. Dies wäre dann soziologisch als äusseres empirisches Phänomen wie bei Polanyi durch die Rolle des Staates beschrieben (in der Messung und

Zahlenmaterialismus wird in der (revealed) Präferenzökonomik also abgelehnt und man radikalisiert die relativistische Seite der Dynamik durch die epistemologische Kritik an eben jenen aktuellen Strömungen wie der Verhaltens- oder Neuroökonomik (vgl. z.B. Gul & Pesendorfer, 2008[182]), welche durch Zählung von operationalisierten Glücksmesseinheiten aller Art (Selbstauskunftsfragebögen, neuronale Aktivität, usw.) die Unvollständigkeit, d.h. letztlich die Falschheit, des relativistischen (aber meist mangels Theoriedefizit nur als «opportunistisch» erkannten) Marktes beweisen wollen.

Jedoch handelt es sich auch bei der präferenzökonomischen *Scheinlösung* der epistemischen Problematik des Zahlenmaterialismus eben keinesfalls um eine Auflösung, sondern nur um eine abermalige Iteration und damit sogar Verschärfung der cartesianistischen Dynamik mit neuerlichen relativistisch-materialistischen Polen innerhalb der Theoriestruktur. Denn trotz der Transformation von einer kardinal- zu einer ordinalskalierten Präferenzordnungstheorie, welche alles «Metaphysische» – in den cartesischen Termini dieser Arbeit alles Subjektive, d.h. auch alles Absolute und Ideelle (vgl. Abs. 4.1.1) – sogar noch konsequenter eliminieren möchte, als der hedonische Nutzenutilitarismus (vgl. Bruni, 2010[183]), bleibt es eine nutzenbasierte Utilitätstheorie mit bestimmten Rationalitätsannahmen wie der (1) «completeness» und (2) «transitivity» (Hausmann & McPherson, 2006, S. 46f.), anhand derer sich die cartesianistische Dynamik wiederum von Neuem abspielt. Damit nämlich nicht jegliche menschliche Handlung *per definitionem* in vollständig relativistischer Auflösung als ökonomisch rational gelten kann – dies würde nämlich aller spätestens dann zum ultimativen, selbstauflösenden Widerspruch führen, wenn im «Markt der Ideen» eben alle epistemischen (Wissens-)Ansprüche in Transaktionen gefasst werden und man daher «frei», d.h. hier im Relativismus *beliebig*, unter seiner «Konsumentensouveränität am Wissensmarkt», d.h. hier eigentlich innerhalb einer *Konsumentenwillkür*[184], entscheiden dürfte, die präferenzökonomischen

---

Zählung von Schadensquanten, der Zuschreibung von Wirkungen und Kausalketten, der Verteilung von Eigentumsrechten, usw.).

[182] Gul und Pesendorfer (2008) sehen verhaltens- und neuroökonomische Ansätze, ähnlich wie bereits strukturell in Hayeks Szientismuskritik und seiner Präferenz der paretianischen Präferenzökonomik angelegt (vgl. Abs. 4.2.3, dort insb. Fn. 158), als paternalistisch an. Für eine Kritik an dieser Gleichsetzung von Verhaltens- und Neuroökonomik mit hedonistischen (kardinalskalierten) Nutzenskalen, vgl. jedoch Hausman (2008, S. 146f.).

[183] Bruni (2010) beschreibt die Motivation hinter der paretianischen-präferenzökonomischen Wende innerhalb der Ökonomik im Entwurf einer «new economic science, based on facts, free from unobservable metaphysical categories such as pleasure and utility» (S. 94).

[184] Die von Postmodernitäts- und RelativismuskritikerInnen oftmals aufgestellte Behauptung, dass *Gefühle wissenschaftliche Fakten und Begründungen für Tatsachenbehauptungen zunehmend ersetzen*, ist damit völlig richtig und plausibel, stellt aber nichts anderes als die unweigerliche

Rationalitätsannahmen selbst einfach «nicht abzukaufen» – gibt es auch eine tief in der Theoriestruktur versteckte zahlenmaterialistische Setzung in der Präferenzökonomik. (1) Denn nicht nur *müssen* alle Präferenzen rangmässig geordnet werden können, was einen auch real wirkmächtigen epistemischen *Zwang* zur cartesianistischen Kommensurabilisierung der nur als *res extensa* aufgefassten und miteinander in Relation zu setzenden Weltobjekte darstellt (*completeness*; vgl. auch ebd./S. 47). (2) Auch einer normativen Sollensforderung in Form eines «Mehr = Besser» gilt es sich zu beugen, um nicht irrational zu sein; wer nämlich *x* über *y* bevorzugt, *y* über *z* bevorzugt, aber auch *z* über *x* bevorzugt ist mit absoluter Sicherheit *irrational* durch seine/ihre intransitive Ordnung (a.a.O., S. 46). Der scheinbare Toleranzschutz des Relativismus *gilt hier nicht*, denn das letzte, doch nicht zu beseitigende Residuum an (absoluter Zahlen-)Realität, welche der Cartesianismus in seinem unbedingten Quantifizierungsprojekt übriglässt, greift hier. Die Begründung für die Transitivitätsannahme (*transitivity*) ist dabei die Krönung des selbstreferentiellen, geldlich-cartesianistischen Denkens: Die Irrationalität der Intransitivität begründet sich nicht etwa durch den selbstreflexiven Transzendentalanspruch des sich selbst notwendigerweise moralisch und epistemisch begrenzenden Erkenntnissubjekts, sondern darin, dass man bei so einem intransitiven Verhalten am Markt ganz offensichtlich ausgebeutet werden würde. D.h. man würde bei Festhalten an der intransitiven Präferenzordnung potentiell durch infinite Tauschhandlungen am Markt infinit viel Geld verlieren (vgl. a.a.O., S. 46f.) und dies könne doch irgendwie *schon nicht richtig* sein. So sehr vielleicht bei dem einen oder anderen immerzu verrechenbaren Objekt in der Welt (z.B. ein grosses Auto als Statusgut, die gewonnene Agrarfläche durch das Abholzen des Amazonas, die ökologische Nutzung der Gesamtware des Planeten Erde, etc.) durch eine präferenzökonomisch zu respektierende, aber jedem Marktakteur selbst zu überlassende Konversion von zahlenmaterialistischen *Preisen* und eigentlichem subjektiven *Wert* auch mal «*Weniger […] mehr [wird]*» [und damit auch besser] (vgl. z.B. Le Monde diplomatique, 2015a), so gilt dies bei dem von allen anerkannten, d.h. wohl auch von allen drei Lagern der heutigen Wachstumsdiskussion anerkannten, Status des Geldes als dem «Sublimat der Relativität der Dinge» (Simmel, 1907/1989,

---

Konsequenz fortgesetzter Iterationen der cartesianistischen Dynamik dar, welche sich auf die epistemische Ebene des im Cartesianismus transaktional gefassten Wissens(aus)*tauschs* bereits ausgedehnt hat (vgl. Abs. 4.2.3). Die damit einhergehenden verheerenden Konsequenzen für die Grundlagen des dritten, transzendentalpragmatisch begründeten diskursethischen Paradigmas der prima philosophia, können hier nicht ausformuliert werden, stellen aber ein von Apel (2011) – bis auf den ökonomischen Unterbau – wohl sehr klar erkanntes und zu Recht problematisiertes Phänomen dar.

S. 124) ganz offensichtlich nicht. *Geld als Denkform*, trotz all seiner cartesianistisch infiniten Regresse und trotz oder gerade wegen seiner verursachten stetigen Auflösung auch der wissenschaftlichen Theoriestrukturen und -begriffe in der immerwährenden Verselbständigungsdynamik, ist in der postfaktischen Postmoderne die *einzig noch zweifelsfrei anerkannte Bedingung von Faktizität*, so zirkulär und nichtssagend, sowohl gleichwohl entgrenzend, expansiv und de-subjektivierend es in letzter Instanz auch aus cartesianismuskritischer Perspektive ist.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass mit Simmels Beschreibung der immer auch auf die idealistischen und absolutistischen Fundamente des Denkens verweisenden Doppelrolle des Geldes der ökonomische Gegenstand in seiner komplexen Ambivalenz plausibel und auf hochgradig relevante Weise konzeptualisiert wird. Der ökonomische Gegenstand unterliegt ohne die wirtschaftsphilosophische Reflexion seiner eigenen Grundlagen und der daraufhin notwendigen Einhegung und Begrenzung des Ökonomischen einer ständigen Entfesselungs- und Verselbständigungsgefahr. Diese Gefahr des geistigen Ökonomismus und Szientismus ist bereits in der Reduktion des Denkens als reines Denken mit dem ökonomischen Gegenstand angelegt, d.h. in Simmels Termini im ewig währenden Wechselspiel von treibendem Geldideal und der bereits zahlenmaterialistisch konfundierten Geldmaterie, welche nicht zur wirklichen Verankerung einer Weltanschauung und zur Begründung von Handlungsnormen imstande ist. Durch das konzeptuelle Abbilden des (cartesianistischen) Wechselspiels innerhalb der Simmelschen Doppelrolle des Geldes wird die Eigendynamik für analytische Zwecke aller Art innerhalb wirtschaftsphilosophischer Fragestellungen anwendbar. Die Erfassung der bipolaren Dynamik von Relativierung und Materialisierung, zwischen Geldideal und Geldmaterie, symbolisiert die cartesianistische Dynamik dabei nicht einfach nur passend, sondern sie dient eben gleichermassen als kritisches methodisches Analysewerkzeug. Dieses lässt sich überall dort zum Einsatz bringen, wo die berechtigte Vermutung besteht, dass das Geld als eine zugrundeliegende Denkform vor dem Hintergrund des von mir postulierten Cartesianismus unreflektiert bleibt und sich gerade dadurch qua Verselbständigung zu einem Problem sui generis des zweiten Paradigmas der prima philosophia entwickelt hat.

5 Methodik

Nachdem die zeitgenössische Wachstumskritik im Hinblick auf ihre ideengeschichtlichen (Kap. 2) und systematischen (Kap. 3) Grundlagen vorgestellt wurde und im vorangegangenen Kapitel eine Systematik entwickelt wurde, welche ausserhalb der Prämissen und der begrifflichen Vorprägungen der bestehenden Wachstumsdiskussion stehend in Form einer externen Aussenperspektive auf die Wachstumsdiskussion eine wirtschaftsphilosophisch orientierte Kritik an der heutigen Wachstumskritik ermöglicht (Kap. 4), kann nun zur methodischen Operationalisierung des Analyseunterfangens übergeschritten werden.

An der im Einleitungskapitel (Kap. 1) eingeführten Argumentationshintergrundstruktur möchte ich hier wieder anknüpfen, nun aber unter begrifflich aufgeklärten Vorzeichen. Ich setze weiterhin voraus, dass der ökonomische Gegenstand zum Wachstum beiträgt (*Obersatz*, vgl. Kap. 1.2). Dies steht als kritische Aussage formal und strukturell zwar im Einklang mit bspw. zeitgenössischen wachstumskritischen Ansätzen, verweist aber bei mir cartesianismuskritisch (vgl. Kap. 4.1, Kap. 4.2), d.h. weitestgehend auch szientismuskritisch (vgl. Abs. 4.2.3) und ökonomismuskritisch (vgl. Abs. 4.2.4) gewendet, auf einen vollständig anderen Begriff des ökonomischen Gegenstandes, nämlich einen solchen, welcher die weltanschaulich *ideellen* und *absoluten subjektseitigen Grundlagen* des Ökonomischen (d.h. immer auch des ökonomischen *Denkens*) inhärent miteinbezieht. Gelingt es einem wachstumskritischen Ansatz nicht, einen solchen epistemologisch, ontologisch und ethisch integrativen Begriff des Ökonomischen innerhalb des ersten, cartesischen Erkenntnispfades des zweiten Paradigmas zu entwickeln und verfällt dieser stattdessen in nicht-selbstreflexiver Manier in einen unerkannten Cartesianismus als weltanschaulich reduktionistische und defizitäre *relativistisch-materialistische Erkenntnisform* des Ökonomischen, *so fällt dieser* –das ist entscheidend – *definitionsgemäss* (vgl. Kap. 4.3) *auf den ökonomischen Gegenstand zurück* (*Untersatz*, vgl. Kap. 1.2). Damit trüge zeitgenössische Wachstumskritik zum Wachstum bei (*Konklusio*, vgl. ebd.). In der Sprache der zeitgenössischen Wachstumskritik würde dann auch der *Anti-Wachstumsimperativ zum Wachstumsimperativ verkehrt* werden.

Um an dieser Stelle begrifflichen Missverständnissen vorzubeugen, ist es nun unerlässlich, auch die bereits eingangs (Kap. 1.1) grob eingeführte begriffliche Differenzierung zwischen Wachstumsimperativ und Wachstumsdynamik theoretisch informiert neu auszudeuten. Denn wie beim ökonomischen Gegenstand liegen in

dieser Arbeit auch *zwei unterschiedliche Vorstellungen des Wachstumsgegenstandes* vor. Mit meiner hier zugrundeliegenden These geht einher, dass in der gesamten Wachstumsdebatte, d.h. alle drei Lager betreffend (vgl. Kap. 3.1), inkl. dem hier besonders relevanten Lager des Anti-Wachstumsimperativs (vgl. Abs. 3.1.3), der zugrunde gelegte Wachstumsbegriff einer weltanschaulichen cartesianistischen *Reduktion auf das Relative und das zahlenmässig erfassbare Materielle* unterliegt und genau deshalb der von mir postulierte Rückfall in das eigentlich relevante Wachstums*denken* (basierend auf dem zweiten, ganzheitlichen Wachstumsbegriff) eben gar nicht bemerkt wird. Diesem ersten, verzerrten Wachstumsbegriff liegt also analog dem ökonomischen Gegenstand ein epistemologisch und ontologisch unreflektiertes Verständnis des eigenen Gegenstandes zugrunde. Moralisch äussert sich die Desintegration des Begriffs in der Verkürzung des (Wachstums- oder Anti-Wachstums-)Imperativs auf die rein zahlenmässig erfassbaren Konsequenzen des Handelns (Konsequentialismus). Dem gilt es einen zweiten, cartesianismuskritisch und gleichzeitig wirtschaftsphilosophisch *aufgeklärten Wachstumsbegriff* entgegenzusetzen, welchen ich *Wachstumsdynamik* nenne. Diese Dynamik spielt sich immer auch zuvorderst auf einer geistigen Ebene, d.h. im Denken ab. Dabei nimmt dieser von mir verwendete Begriff der Wachstumsdynamik die epistemologische und ontologische eigendynamische Verselbständigung einer seit Beginn der Neuzeit und Moderne schwelenden und spätestens mit Beginn der Postmoderne gesellschaftlich durchschlagenden defizitären Erkenntnisform auf und macht diese anhand des cartesianismuskritisch durchdrungenen, *defizitären ökonomischen Begriffs und anhand des defizitären Wachstumsbegriffs analytisch fruchtbar.*

Mit anderen Worten: Durch die Verschränkung des ökonomischen Gegenstandes und des Wachstumsgegenstandes, welche formal und strukturell grundsätzlich und ganz zu Recht von niemandem abgestritten werden kann (vgl. Obersatz in Kap. 1.2; vgl. auch Kap. 2.1), lässt sich somit *durch die verselbständigte relativistisch-materialistische Reduktion des Wachstumsbegriffs die eigentliche Wachstumsdynamik rekonstruieren*. Ein defizitärer Wachstumsbegriff selbst als Grundlage des für sich in Anspruch genommenen Anti-Wachstumsimperativs ist somit nicht als Lösung zu sehen, sondern gerade als ein konstitutives Element des ökonomisch-wachstums*dynamischen* Gesamtproblems, welches wiederum unhintergehbar auch und vor allem *ideeller* und nach einem *absoluten Realitätsanker* drängender Natur ist. Die ethische Eliminierung eines einstmals cartesisch-kantisch selbstbestimmten Subjekts als Zentrum der Ethik zu Gunsten einer reinen nummerischen, objektivistischen Gleichung, welche utilitaristisch, egalitaristisch oder im Hinblick auf

einen zahlenmässig beschreibbaren, ebenfalls entqualifizierten Minimalversorgungsansatz zu optimieren ist, um die Einhaltung der epistemisch und ontisch zahlenmaterialistisch gefassten planetaren Grenzen bestmöglich, d.h. hier nutzenoptimierend zu gewährleisten, ist damit selbst als wachstumsdynamisches Problem wirtschaftsphilosophisch plausibel zu machen. D.h. dem Wechsel auf ethischer Ebene von einer cartesisch-(kantisch) begründeten Deontologie zu einem cartesianistischen Konsequentialismus innerhalb der weltanschaulichen Prämissen der zeitgenössischen Wachstumskritik, unter welchen alle Bestandteile und Abläufe der Mensch-Natur-Masse als kommensurabel erscheinen und damit (naturwissenschaftlich und ökonomisch) stets verrechenbar miteinander sein sollen (und auch realiter stets verrechnet werden), liegt eine relativistisch-materialistisch getriebene Epistemik zugrunde, welche das eigentliche Wachstumsproblem erst miterzeugt. Das sich durch die cartesianistische weltanschauliche Reduktion vollziehende Wechselspiel von infinitem Regress und zahlenmaterialistischen Zirkelschlüssen im Bewältigungsprozesses des Wachstumsproblems ist somit nichts anderes als die *erkenntnistheoretisch problematische Grundlage*, welche sich in den *materiell beobachtbaren Wachstumsphänomenen schlichtweg als Folge* verkörpert. Postmoderne geistige Orientierungslosigkeit durch die sich selbst nicht begründen könnende relativistisch-materialistische Denkform ist bereits unweigerlich als ein stetig «wachsendes», ökonomisch-erkenntnistheoretisch defizitäres Projekt angelegt. Aus einer transzendentallogischen Reflexion auf Basis der für das zweite Paradigma der prima philosophia als notwendig erkannten konstitutiven subjektseitigen Bedingungen der Möglichkeit von Erkenntnis ist ein solches Anti-Wachstumsprojekt innerhalb der defizitären cartesianistischen Bahn des zweiten Paradigmas zum Scheitern verurteilt. Dies gilt es in der Analyse im folgenden Kapitel (Kap. 6) zu explizieren. Denn zeitgenössische Wachstumskritik kann sich selbst nicht ausreichend begründen und damit auch seinen eigenen Begründungs- und Realitätsanker für eine in sich konsistente Wachstums«überwindung» nicht erreichen. Die sich stattdessen inhärent durch die typische cartesianistische Denkform verursachte und sich epistemisch und ökonomisch äussernde Wachstumsdynamik kann demnach durch die Blockaden der Vorprägungen zeitgenössischer Kritik nicht entdeckt und nicht gestoppt werden. Im Gegenteil würde die Wachstumsdynamik sogar stattdessen paradoxerweise verschärft werden. Es gilt in diesem Zusammenhang also nachzuzeichnen, wie die gängige, rein konsequentialistisch-ethische Formulierung des Anti-Wachstumsimperativs mitsamt der epistemologisch und ontologisch

unreflektierten Feststellung der rein zahlenmässig erfassbaren planetaren Grenzen sich als die sich unbemerkt zementierende, dynamische Grundlage von Wachstum erweist.

Zusammengefasst und als Wiederholung aus dem Einleitungskapitel (Kap. 1) lauten die Hypothesen dieser Arbeit, dass *es die verschiedenen Strömungen zeitgenössischer Wachstumskritik jeweils weitestgehend verpassen, plausible Alternativen zum vorherrschenden Wachstumsimperativ darzubieten* (Hyp. 1a). In Zusammenhang damit und darüberhinausgehend würden *sich die verschiedenen Strömungen zeitgenössischer Wachstumskritik sogar selbst als mitkonstituierend für die eigentliche Wachstumsdynamik erweisen lassen* (Hyp. 1b). Methodisch reicht es dabei aus, den Nachweis für die beiden Teile der Gesamthypothese anhand der radikalsten wachstumsablehnenden Strömung zu erbringen, dem Lager des Anti-Wachstumsimperativs, respektive des Postwachstums (vgl. Einl. in Kap. 3.1, Abs. 3.1.3). Dies liegt daran, dass der Nachweis anhand eines der anderen beiden Lager noch nicht hinreichend ist für die Attestierung der cartesianistisch-wachstumsdynamischen Problematik *in der gesamten* heutigen Wachstumsdebatte. Im Gegenteil könnte bspw. der Selbstwiderspruchsnachweis anhand der Argumente des zweiten Lagers der WachstumstransformatorInnen (Abs. 3.1.2) von ProtagonistInnen des Postwachstums als Bestätigung der Vollständigkeit ihrer eigenen Kritik am grünen oder sozial transformierten Wachstum verstanden werden. Meine Kritik zielt jedoch auf die geistige Ebene der Wachstumsdynamik unter der sichtbaren Oberfläche ab und geht einher mit der Annahme, dass zwischen den drei sich zum Teil erheblich als gegensätzlich verstehenden Lagern sogar mehr entscheidende Gemeinsamkeiten als Unterschiede bestehen. Daher ist die *Analyse der expliziten Argumentation des wachstumsablehnenden Postwachstumslagers* für eine derartige fundamentale Kritik an der zeitgenössischen Wachstumsdebatte respektive -kritik *nicht nur notwendig*, sondern auch *bereits hinreichend*, da die *Widerlegung des Postwachstumslagers* mit der *höchsten Begründungslast* versehen ist. Ein solcher *Widerspruchsbeweis* schliesst die partiellen wachstumskritischen Aussagen des zweiten, wachstumstransformierenden Lagers unter den insgesamt geteilten weltanschaulichen Prämissen des Cartesianismus mit ein.

Methodisch verstehe ich unter Widerspruchsbeweis das Folgende: Ich prüfe *nicht direkt* meine eigene, mit den Hypothesen einhergehende Annahme, dass mit der zeitgenössischen Wachstumskritik irgendetwas nicht stimmen würde, sondern ich möchte *indirekt nachweisen*, dass sich die Schlüsse der WachstumsablehnerInnen basierend auf ihren Annahmen (vgl. die Darstellung der systematischen Grundlagen der Wachstumskritik inkl. einer Voranalyse in Kap. 3, dort insb. Abs. 3.1.3) *ad*

absurdum führen und analog der Irreduzibilitätsproblematik von (1) Idealismus-Materialismus und (2) Absolutismus-Relativismus (vgl. Abs. 4.1.2) sich die Prämissen der zeitgenössischen Wachstumskritik, inkl. der dort vorherrschenden Begriffe des Ökonomischen und des Wachstumsgegenstandes, als cartesianistisch und damit als falsch und wachstumsdynamisch problematisch erweisen. Bei einem solchen Vorhaben handelt es sich aber *nicht nur um eine rein formallogische Analyse*, denn auf Basis des cartesischen, von Immanuel Kant und Edmund G. A. Husserl weiterentwickelten (vgl. Apel, 2011, S. 153f., S. 164-169) ersten Erkenntnispfades des zweiten Paradigmas «[stellt] [d]ie formale Logik […] eine notwendige, keine hinreichende Bedingung der Erkenntnis dar» (Irrlitz, 2015, S. 199).

Das Problem der Reduktion einer logischen Analyse auf die reine Formallogik lässt sich analog der Reduktion von cartesischer Realität auf den Cartesianismus folgendermassen veranschaulichen. Wenn bspw. Paech (2009b) voraussetzt, dass es quantitatives und qualitatives Wachstum gibt (Prämisse 1), *quantitatives Wachstum* aus den zuvor benannten Gründen (vgl. Kap. 2.3, Abs. 3.1.3) schlecht sei und daher abzulehnen sei (Zwischenfazit 1), aber auch *qualitatives Wachstum* als bei ihm per definitionem materiell und relational zu fassendes Wachstum (qualitatives Wachstum als «Wachstum ‹light›»; vgl. Paech, 2009b, S. 84) schlecht sei und daher abzulehnen sei (Zwischenfazit 2) und damit *jedes*, d.h. «quantitatives» und «qualitatives», *Wachstum abzulehnen sei* (Konklusio), dann ist dies formallogisch ein zweifelsohne vollständig korrekter Schluss. Über die Plausibilität und potentielle Problematik des *Inhalts* lässt sich damit aber noch überhaupt gar keine Aussage treffen. Denn die hier mit Zwischenfazit 2 einhergehende Setzung, dass Wachstum definitionsgemäss gar nicht qualitativ sein könne, sondern immer quantitativ «light» wäre, lässt diesen Schritt nicht nur zu einer Tautologie zu Zwischenfazit 1 verkommen, sondern sagt etwas viel Relevanteres über die Begriffsapparatur des hier *das Wachstum denkenden Subjekts* aus, nämlich dahingehend, dass Wachstum angeblich nur in der äusseren quantitativ fassbaren Materie, der res extensa, liegen könne. Dieser Entqualifizierungsprozess ist aber für jegliche Bestimmungsleistung, anhand welcher ethischer oder epistemologischer Kriterien stets abzulehnendes Wachstum überhaupt (bspw. empirisch) festgestellt und abgegrenzt zu Nicht-Wachstum werden kann, hochgradig relevant. Die mit der cartesianistischen Reduktion auf das Materielle und das Relative verbundene Verselbständigungsdynamik führt hier wohl unweigerlich zu einer für den integrativen Wachstumsgesamtgegenstand, d.h. für die gesamte Wachstums*dynamik* relevanten (epistemisch-ökonomischen) Bestimmungsdynamik, welche erst mit den

Mitteln der transzendentalen Logik und eben nicht nur mit den Mitteln der formalen Logik im Hinblick auf die Hypothesen expliziert und problematisiert werden kann.

Janssen (1974) drückt den Unterschied zwischen formaler und transzendentaler Logik anhand des hierzu verfassten Werkes von Husserl so aus: «Zum Formal-Logischen im traditionellen Verstande gehört die Seite des subjektiven Bildens und Leistens der formalen Gebilde und der sie beherrschenden Gesetzmäβigkeiten sicherlich nicht. Husserl dagegen fordert eine konsequente Berücksichtigung des subjektiv-erzeugenden Lebens für die gesamte Sphäre der formalen Erkenntnisgebilde» (S. XXVII). Jede (objektivistische) Analyse [hier des Wachstumsgegenstandes] trägt also bereits die Voraussetzung der subjektiven Konstitutionsbedingungen [hier eben des Wachstumsgegenstandes] mit sich. Die Notwendigkeit, für eine cartesianismuskritische Analyse auf die transzendentallogische Methodik zurückzugreifen, ist damit epistemologisch im Sinne des ersten (cartesischen) Erkenntnispfades des zweiten philosophischen Paradigmas konsequent, da es ja gerade Kennzeichen des Cartesianismus ist, dass man zu meinen glaubt, die ideellen und absoluten Dimensionen des Denkens, d.h. das genuin subjektive Fundament von Erkenntnis, negieren zu können (vgl. Abs. 4.1.1). Husserl (1974) erkennt in Weiterentwicklung von (dem cartesischen) Descartes und Kant genau dies, denn für seine Transzendentalphilosophie gilt: «Alles Seiende konstituiert in der Bewuβtseinssubjektivität» (S. 239ff. / § 94).[185]

[185] An dieser Stelle gilt es eine mögliche missverständliche Interpretation auszuräumen, welche in meiner eigenen dualistischen Axiomatik (vgl. Kap. 4.1, dort insb. Abs. 4.1.1) in Verbindung mit dem Rekurs auf eine streng phänomenologische Analysemethodik einen Widerspruch sehen würde. Durch die Verwendung der Methodik der (hier bei Husserl, wie auch bei Simmel phänomenologisch ausgedeuteten) Transzendentallogik gestehe ich nicht ein, dass diese Methodik nicht irgendwann in bestimmten Gegenstandsbereichen auf Grenzen stösst. Immer dort, wo eine weltanschauliche Problematik nicht in der vergeblichen Reduktion auf das Materielle (als eines von zwei Hauptreduktionismen des Cartesianismus) besteht, sondern im Gegenteil auf das Ideelle, so stösst die Methodik der Transzendentallogik wohl notwendigerweise an ihre Grenzen. Für jeden dualistischen Ansatz besteht damit immer die Gefahr der Überhöhung der Methodik der Transzendentallogik. Aus zwei Gründen ist diese Problematik jedoch generell zu relativieren und für die spezifische Zielsetzung dieser Arbeit weitestgehend zu ignorieren. *Generell* ist der von mir eingenommene Dualismus nicht streng substanzontologisch, sondern eben gerade im Einklang mit der epistemologisch-transzendentalsubjektivistischen Natur des zweiten Paradigmas der prima philosophia auszulegen, d.h. das Transzendentalsubjekt ist einfach der primäre Realitätsanker. Aber das bedeutet nicht zwangsläufig, dass es keine sekundären weiteren festen Realitätsanker unabhängig der subjektivistischen Perspektive geben könne. Ich treffe daher keine generelle Aussage über etwaig bestehende reale, objektive und für den Menschen zugängliche Strukturen da draussen, d.h. ich bestreite mit der Verwendung der Transzendentallogik nicht die Möglichkeit einer irgendwie bestehenden Ontologie der Naturwissenschaften respektive Ontologie der Physik (vgl. z.B. Esfeld, 2019, S. 10f.; vgl. dort auch a.a.O., S. 14-80), für welche die Methodik der Transzendentallogik höchstwahrscheinlich nicht (ohne Weiteres) geeignet ist. *Für die spezifischen Zwecke dieser Arbeit*, in welcher es ja im Positionsspektrum Idealismus-Materialismus um das Problem der (Vulgär-) Reduktion des Weltbildes auf einen Zahlenmaterialismus geht, reicht es bereits aus zu attestieren, das

Als eigentliches transzendentallogisches Analyseinstrument ist für den ja definitionsgemäss immer auch *wirtschaftsphilosophisch* aufzuklärenden Gegenstandsbereich des *ökonomischen* Wachstums Simmels Konzept von der Doppelrolle des Geldes (Kap. 4.3) geeignet, da Geld hier im Einklang mit der Cartesianismuskritik als spezifisch wechselseitig epistemisch-ökonomisch verschränkte, relativistisch-materialistische *Denkform* verstanden wird. Durch die Doppelrolle des Geldes wird die Eigenynamik des relativistischen und des gleichermassen (zahlen)materialistischen Denkens analytisch greifbar gemacht, so dass die Verselbständigungsphänomene im Setzen der cartesianistischen Prämissen und Anwenden dieser auf den ökonomischen Wachstumsgegenstand von Seiten der zeitgenössischen WachstumskritikerInnen expliziert und damit (transzendentallogisch) kritisierbar werden. Die aus Simmels (1907/1989) Sicht unhintergehbare Setzung, dass das Subjekt die Quelle aller (Zahlen- und Geld-)Werte darstellt (vgl. S. 53) und die durch die Doppelrolle des Geldes operationalisierbare Problematik des sich selbst auflösenden Wertmassstabs, wenn genau dieses transzendentalphilosophisch unhintergehbare Faktum cartesianistisch-objektivistisch ignoriert wird, prädestiniert die Simmelsche Geldanalyse als transzendentalphilosophisch aufgeklärtes Instrument für die Analyse des ökonomischen Gegenstandsbereichs, worunter auch das Wachstum fällt. Der mit der heutigen zeitgenössischen Wachstumskritik und dem Cartesianismus einhergehende defizitäre Begriffsapparat in der Erschliessung der Welt, welcher die qualitativen

---

was auch immer diese Strukturen in der objektiven Realität da draussen ausmachen könnten, diese sich nicht in den Zahlen erschöpfen können, da die Zahlen immer subjektseitige Schöpfungen sind, womöglich auch im kantischen Sinne gut und gerne auf eine apriorische Begriffskategorie der Quantität (vgl. Irrlitz, 2015, S. 204-221) zurückgehen. D.h. ich vertrete für die nummerischen Entitäten der Zahlen eine mit dem Begriffsrepertoire des ersten philosophischen Paradigmas gesprochen (weitestgehend) *epistemologisch realistische Position*: Es gibt sie und sie sind – zumindest ausserhalb der strengsten aller Realitätsprüfungen in Form des Genius-malignus-Tests – als real anzusehen. Aber ich vertrete gleichzeitig eine *ontologisch nominalistische Position*: Sie sind in der Aussenwelt eben nicht real, sondern sie sind so real wie sie nur real sein können eben *nur durch uns*, und nicht, weil es sie irgendwo da draussen als (Zahlen-)Substanzen gibt. (Die Frage der möglichen subjektunabhängigen Existenz eines mathematischen Raums und einer mathematischen Zeit, wie von Kant postuliert, ist davon meines Erachtens nicht tangiert, da Kants Mathematikbegriff – so wie ich ihn verstehe – sich in diesem Postulat nicht auf Zahlen – die ja nur ein Element der Mathematik sind – reduzieren lassen kann.) So oder so: Für eine negative Kritik an den Prämissen der zeitgenössischen Wachstumskritik ist die Methodik der Transzendentallogik daher, trotz ihrer vermuteten generellen Unvollständigkeit für sämtliche Fragen zum Verhältnis von subjektiver und objektiver Sphäre, definitiv hinreichend. Es sei jedoch angemerkt, dass für sämtliche daraus resultierende weiterführende Fragen zum letztlichen Realitätsstatus der res extensa (hier begrifflich verstanden im weiten Begriffssinne, nicht im engen substanzontologistischen Sinne), welche jedoch bei weitem die Grenzen dieser Arbeit sprengen würden, es wohl ohnehin notwendig wäre, das ganze Unterfangen auch auf das dritte Paradigma der prima philosophia auszudehnen und dieses dann konsequent miteinzubeziehen (vgl. auch Abs. 2.1.3, dort insb. Fn. 44).

Massstäbe vollständig zu ersetzen trachtet zugunsten quantitativer Verrechnungen, ja *den authentischen Begriff von* (z.B. moralischer, wissenschaftlicher, epistemischer, ontischer, usw.) *Qualität selbst abschafft*, wird somit im Hinblick auf die Perpetuierung des Ideals des Geldes, d.h. des idealistischen Relativismus, und damit der Perpetuierung des ökonomischen Gegenstandes und der Wachstumsdynamik rekonstruierbar.

Durch die Zielsetzung dieser Arbeit lässt sich der methodisch relevante Forschungsgegenstandsbereich folgendermassen eingrenzen. Ich beschränke mich in der Analyse (Kap. 6) vor allem auf die Hauptargumentationsstränge des Lagers des Anti-Wachstumsimperativs (Abs. 3.1.3), immer dort unter Hinzunahme weiterer Argumente aus anderen Lagern (Abs. 3.1.1, Abs. 3.1.2) oder der geschichtlich modernen Klassiker der Wachstumskritik (Kap. 2.3) und deren Grundlagen (Kap. 2.2), wo dies sachlich notwendig und gerechtfertigt ist. Da es sich hier in dieser Arbeit nicht um ein empirisches Vorhaben handelt, sondern ja gerade das geistige Fundament eines jeglichen (späteren) empirisch-naturwissenschaftlichen (wachstumskritischen) Vorgehens als Problem im Fokus steht, lege ich keinen Wert auf die zahlenmässige Präzision einzelner Messpunkte oder Messhypothesen. Ob bspw. das *Global Footprint Network* berechnet haben möge, dass wir auf der Erde zum Zeitpunkt Y, z.B. am 30. Juni eines Jahres, bereits einmal den ökonomischen Gesamtverbrauch *einer* planetaren Masse erreicht hätten oder erst zum Zeitpunkt Z, z.B. am 31. August eines Jahres, d.h. unser *ecological footprint* (vgl. Kap. 2.3) nun den genauen Zahlenwert 2.0 oder 1.5 haben soll, d.h. wir als globale Gesellschaft so leben würden, *als ob* wir 2.0 (Y) oder 1.5 (Z) Erdmassen am Jahresende verbraucht hätten, ist dabei jeweils für die *transzendentallogische Problemstruktur* der Argumentation selbst irrelevant.[186] Relevant ist hingegen, ob diese quantitative Begründungsstruktur überhaupt epistemologisch, ontologisch und normativ selbsttragend ist, d.h. eine Alternative zur gängigen wachstumsdynamischen Logik darstellt (Hyp. 1a) oder nicht sogar dieselbige perpetuiert (Hyp. 1b).

Gewisse *Eingrenzungen* im Umfang der für die Zielsetzung dieser Arbeit *relevanten Literatur* lassen sich nicht vermeiden. Trotz der von mir kritisierten heutigen Engführung des Wachstumsbegriffs, hafte ich in der Auswahl und inhaltlichen Abgrenzung der analysierten Literatur einer Art Wachstumskritik-Positivismus an. Literatur zur Wachstumskritik ist für die Zwecke dieser Arbeit vor

[186] Der Vollständigkeit halber sei erwähnt, dass mit Stand 2021 das Global Footprint Network (2021a) das Datum des Erreichens des Verbrauchs genau einer Erdmasse am 29. Juli eines Jahres angibt. Damit ergibt sich aus ihrer Sicht durch einfache mathematische Berechnung gerundet: «Humans use as much ecological resources as if we lived on 1.7 Earths» (Global Footprint Network, 2021b).

allem solche, die sich als Wachstumskritik versteht (vgl. hierzu auch differenzierter Kap. 3.2). Dies führt zu zwei *methodischen Herausforderungen*.

Erstens, vernachlässige ich dadurch zeitgenössische Literatur, welche sich ausserhalb des aktuellen Feldes der Wachstumskritik systematisch mit (natur-, umwelt-, usw.) philosophischen Fragen beschäftigt, welche bei jeder tiefergehenden Analyse des Feldes der Wachstumskritik aufgrund ihrer engen konzeptuellen Verwandtschaft irgendwann stets wieder aufkreuzen. Das beinhaltet bspw. das Postulat, dass die [ja aber auch nie geistig voraussetzungslose; Anm. des Autors] ökologische Krise unsere Konzepte von der Ethik (z.B. Jonas, 1984), der Politik (z.B. Hösle, 1991), der ontologischen Grenze zwischen Mensch und Natur (z.B. Christopher, 1999), oder sogar der Grenze zwischen Mensch, Natur und künstlicher Intelligenz (Lovelock, 2018/2020) fundamental transformiert und/oder etwaig transformieren *sollte*. Damit einhergehende anthropozentrismuskritische Fragen, bis hin zur Frage, ob nicht auch Bäume Rechte hätten (z.B. Stone, 2010/2014), oder ob eine gewisse Anthropozentrik nicht eben doch unhintergehbar sei (z.B. Bayertz, 1986), oder eine etwaige aus ökologischen Problemen entstehende Zukunftsverantwortung nicht doch Menschenwürde und Naturverantwortung zwingend zusammendenken müsse (z.B. Böhler, 2013, Zweiter Teil, IV), können hier in dieser Arbeit nicht als sacheigene Fragen beantwortet werden, auch wenn die theoretische Grundlegung dieser Arbeit und die Implikationen der Analyse der zeitgenössischen Wachstumskritik eben doch in einem weiteren Sachzusammenhang auch zu diesem breit aufgefassten Gesamtfeld (post-)moderner Naturphilosophie stehen. Dieser Sachzusammenhang bleibt jedoch meist implizit und der Interpretation der kritischen Leserin/des kritischen Lesers überlassen, auch wenn nach dem Ende der Hauptanalyse und der Diskussion in Kapitel 7 zumindest die Frage der Plausibilität des Imperativs der unbedingten Fortführung der Existenz der Mensch-Natur-Masse auf den Tisch kommen muss, um die Wachstumsproblematik, soweit wie in diesem Rahmen überhaupt möglich, zu einem gewissen Grad auflösen zu können. Dies zeigt, dass eine strenge Auslegung der Abgrenzung zwischen Wachstumskritikliteratur und Nicht-Wachstumskritikliteratur für die Bewältigung der Bearbeitung der Fragestellung dieser Arbeit methodisch gar nicht möglich ist und jede getroffene Abgrenzung letztlich immer auch einen provisorisch-pragmatischen Charakter hat.

Zweitens, stellt durch das Eingrenzen der Literatur auf sich faktisch als Wachstumskritik verstehende Beiträge eine weitere methodische Herausforderung die mögliche Kritik an der potentiellen Zirkularität meiner eigenen Argumentation dar. Ich setze an dieser Stelle das Problem der Wachstumsdynamik in den Prämissen

derjenigen Literatur voraus, die ich gezielt vor dem Hintergrund der Abstützung auf eben jene problematischen Prämissen auswähle (vgl. Kap. 3.1, auch in Abgrenzung zu Kap. 3.2). Die im Rahmen der Darstellung der systematischen Grundlagen zeitgenössischer Wachstumskritik getätigte Voranalyse (vgl. Kap. 3.1) weist bereits den Weg für dieses Problem, da eben jene Voranalyse schon einige der von mir kritisierten Punkte nicht nur konzeptuell vorbereitet, sondern eben auch bis zu einem gewissen Grad kritisch vorwegnimmt. Diesen Einwand gegenüber meiner Methodik könnte man weiter radikalisieren und mich folgendermassen grundsätzlich kritisieren: Mit dem an die zeitgenössische Wachstumskritik gerichteten Vorwurf des Cartesianismus[187] und dem Nachweis des Cartesianismus bei eben jener nach diesen Kriterien ausgewählten Wachstumskritik setzte ich bereits voraus, was ich eigentlich zu erklären gedenke (*Petitio Principii*). Jedoch gibt es hierzu zwei Gegenargumente, welche meines Erachtens den möglichen Vorwurf eines selbst fabrizierten Strohmannargumentes entkräften und zeigen, dass das von mir gewählte methodische Vorgehen nicht an und für sich problematisch ist.

Zum einen hatten die sporadischen, voranalytischen Ausführungen in Kapitel 3 vor allem nicht das Ziel, meine eigenen vermeintlich projizierten Prämissen in die ausgewählte Literatur hineinzutragen, um diese dann mit vorgefertigter Lösung komfortabel zu widerlegen. Stattdessen ging es bisher darum, anhand der vorgefundenen Kernargumente der Literatur dafür zu sensibilisieren, dass die zeitgenössische Wachstumsliteratur tatsächlich auf denjenigen Prämissen fussen könnte, welche der relativistisch-materialistischen Denkform (vgl. Kap. 4.1), auch in ihrer geld-/wirtschaftsphilosophischen Verkörperung (vgl. Kap. 4.3), zu eigen ist. Die cartesianistischen Prämissen setze ich also nicht (blind) voraus, sondern sie liegen – so bisher nur als (implizite) Hypothese formulierbar und erst in der Analyse (Kap. 6) wirklich abschliessend *belegbar qua Rekonstruktion als Cartesianismus* entlang der Prüfung der Hypothesen dieser Arbeit – genuin der heutigen Wachstumsliteratur zugrunde. In diesem Zusammenhang ist das abgestufte Gesamtvorgehen in dieser Arbeit eher als eine hermeneutische Erkenntnisfolge zu sehen, in welcher zuerst der Gegenstand selbst expliziert wird (Kap. 2, Kap. 3), dann die (wirtschaftsphilosophisch-)theoretischen Grundlagen vertieft werden (Kap. 4), bevor die eigentliche Widerlegung basierend auf der ausgelegten wirtschaftsphilosophischen

[187] Jedoch sei hier nochmals (vgl. Kap.1.2; vgl. auch Einl. in Kap. 4) explizit betont, dass die Zuschreibung des Cartesianismus gegenüber der heutigen Wachstumskritik zu diesem Zeitpunkt immer noch nur thesenartig formuliert ist und auch nur thesenartig formuliert sein kann, da ich erst in Kapitel 6 durch die eigentliche Analyse mitsamt der *Rekonstruktion der zeitgenössischen Wachstumskritik als cartesianistische Verselbständigung* den Beweis der inhärenten Wachstumsdynamik (vgl. Hypothesen, insb. Hyp. 1b) erbringen kann.

Systematik erfolgen kann (Kap. 6). Das bereits in der Voranalyse durchscheinende ökonomische Berechnungs- und Beherrschungsprogramm ist dabei noch nicht hinreichend, um die Selbstwidersprüchlichkeit zeitgenössischer Wachstumskritik eindeutig zu belegen. Erst durch die systematische Hauptanalyse samt synthetischer Schlüsse (vgl. Kap. 1.2, Fn. 28) im nächsten Kapitel können die Hypothesen hinreichend geprüft werden und damit die Wachstumsdynamik der WachstumskritikerInnen rekonstruiert werden.

Zum anderen lässt sich bei einer generellen Kritik an den geistigen Grundlagen einer zu analysierenden Perspektive, hier der zeitgenössischen Sicht des Anti-Wachstumsimperativs, eine gewisse, dem systematischen Gesamtanspruch geschuldete Bündelung der vorgefundenen Argumente unterschiedlicher AutorInnen in der Tat nicht vermeiden. Zumindest in diesem Teilpunkt einer Kritik an meiner Methodik ist offen einzugestehen, dass gewisse durch das Vorgehen bedingte Vereinfachungen entstehen können, durch welche sich womöglich gewisse AutorInnen sich in ihren (Anti-Wachstums-)Intentionen nicht in meinen Ausführungen gespiegelt sehen. Beim Blick auf die HauptprotagonistInnen T. Jackson, Paech und Latouche des für die Analyse relevantesten Lagers des Anti-Wachstumsimperativs lassen sich selbstverständlich über die Zwecke dieser Arbeit hinaus bei näherem Hinsehen feinere Unterschiede feststellen, bspw. in Form der Feststellung, dass der Décroissance-Ansatz Latouches innerhalb der Postwachstumsliteratur (im weiten Begriffssinne) gegenüber den anderen von grösserer wirtschaftsphilosophischer Ambition geprägt ist (vgl. Abs. 3.1.3.1; vgl. hierzu auch die Einl. in Abs. 3.1.3; sowie Kap. 1.2, dort Fn. 18). Nichtsdestotrotz geht es nicht um die Bewertung von Intentionen, sondern um die Bewertung der Begründungskraft und der etwaigen impliziten wachstumsdynamischen und ggf. auch nicht-intendierten Implikationen real ausgelegter Argumente in ihrem Gesamtzusammenhang. Daran gilt es letztlich *die Essenz zeitgenössischer Wachstumskritik*, Vereinfachungsgefahr hin oder her, zu bewerten.

6 Analyse und Diskussion

Anhand der in Kapitel 4 vorgestellten theoretischen Systematik und der darauf basierten, im vorgängigen Kapitel 5 vorgestellten Methodik, gilt es nun die Gesamthypothese dieser Arbeit (vgl. Kap. 1.2, Kap. 5) zu prüfen, um damit das Erkenntnisziel der Durchdringung der zeitgenössischen Wachstumskritik samt ihrer von mir postulierten Widersprüche einzulösen. Hierzu werde ich im ersten Teil dieses Kapitels die Hauptanalyse durchführen (Kap. 6.1). Danach werde ich die Ergebnisse zusammenfassen und diskutieren (Kap. 6.2). Dabei widme ich mich abschliessend den methodisch und erkenntnistheoretisch bedingten Bereichsgrenzen (eng ausgelegter) zeitgenössischer Wachstumskritik und dem Begründungspotential etwaig antretender Zusatzargumente aus den über diese engen Bereichsgrenzen hinausgehenden wissenschaftlichen Einzeldisziplinen zur Untersuchung des (1) Klimawandels, (2) der globalen Frischwasserversorgung und (3) der Biodiversität, um womöglich die festgestellten Selbstwidersprüche der eng ausgelegten Wachstumskritik aufzulösen. Dabei stellt sich aber lediglich heraus, *dass nicht nur die zeitgenössische Wachstumskritik auf Bedingungen fusst, welche sie aus sich selbst heraus nicht erklären kann und inhärent wachstumsdynamischer Natur sind, sondern auch der notwendigerweise immer anfallende «Reparaturservice» der etwaig noch nicht von aussen internalisierten Zusatzannahmen keinen Ausweg bietet*.

6.1 Widersprüche des Anti-Wachstumsimperativs

In diesem Unterkapitel werde ich die Hauptargumentationsstränge der heutigen Wachstumskritik, insbesondere des Lagers des Anti-Wachstumsimperativs (Abs. 3.1.3), analysieren. Die Analyse tangiert dabei die drei Ebenen der Ethik, der Epistemologie und der Ontologie. Zwischen diesen verschiedenen Ebenen herrschen für die UrheberInnen der jeweiligen Anti-Wachstumsimperativ-Argumente oft implizit bleibende Verschränkungen, weshalb eine strikte Abgrenzung in der Analyse von ethischen *oder* epistemologischen *oder* ontologischen Gesichtspunkten nicht möglich ist. Gerade ja in der anvisierten wirtschaftsphilosophisch orientierten und möglichst reflektierten Reintegration dieser drei Ebenen zur Explikation der postulierten wachstumsdynamisch relevanten Widersprüche liegt der methodische Schlüssel zur Bearbeitung der beiden Hypothesen 1a und 1b (vgl. Kap. 1.2, Kap. 5). Strukturell folge ich daher in den ersten drei Abschnitten keiner deduktiv aufgegliederten, die Möglichkeit einer separaten Bearbeitung von Ethik,

Epistemologie und Ontologie suggerierenden Reihenfolge, sondern den zuvor induktiv herausgearbeiteten (vgl. Abs. 3.1.3) ethisch-konsequentialistischen Kernargumenten der (vor allem radikalen) WachstumsablehnerInnen, nämlich der utilitaristischen (Abs. 6.1.1), der egalitaristischen (Abs. 6.1.2) und der Minimalversorgungs- respektive suffizienzbasierten Wachstumskritik (Abs. 6.1.3). Die dort von mir durch die cartesianismuskritische Rekonstruktion der jeweiligen Argumente herauszuarbeitenden analytischen Problempunkte zeichnen auf verschiedenen Ebenen zahlenethische Bestimmungsdynamiken nach, welche durch die explizierte Verzahnung von Ethik, Epistemologie und Ontologie als kompatibel und deckungsgleich mit dem entgrenzten Wachstumsimperativ und paradoxerweise als ursächlich für die Wachstumsdynamik erwiesen werden können. Dies führt zum vierten und letzten Analyseabschnitt in diesem Unterkapitel, in welchem der Imperativ der Nicht-Überschreitung planetarer Grenzen einer fundamentalkritischen Erwiderung auf ebenfalls allen drei Analyseebenen bedarf (Abs. 6.1.4).

6.1.1 Bestimmungsdynamik des ethischen Utilitarismus der Wachstumskritik

Als erstes möchte ich mich mit der utilitaristischen Ausprägung des Postwachstumsansatzes und damit dem ersten von insgesamt drei (zahlen-)ethischen Kernargumenten des radikal wachstumsablehnenden Lagers widmen. Die bereits zuvor im Rahmen der Explikation der utilitaristischen Argumente getätigte Voranalyse (vgl. Abs. 3.1.3.1) ist noch nicht hinreichend, um entweder den ersten (Hyp. 1a), oder den zweiten Teil (Hyp. 1b) der Gesamthypothese für die utilitaristische Wachstumskritik als erfüllt zu sehen. Zwar ist das von den VertreterInnen des Postwachstumslagers gegenüber der als wachstumsverursachend angesehenen (Standard-)Ökonomik und Ökonomie angeführte Nutzenmaximierungs- respektive «Glücks-»Argument mit dem Cartesianismus (vgl. Abs. 4.1.3) und daher auch mit dem ökonomischen Gegenstand verstrickt (vgl. Kap. 4.3). Jedoch gibt es nicht nur *den einen* Utilitarismus als feste Zahlenethik. Vielmehr ist auch die epistemische und ontische Dynamik zwischen den utilitaristischen Spielarten von cartesianismuskritisch entscheidender Relevanz (vgl. ebd.) und daher ist eine Gleichsetzung der Verwendung irgendeines utilitaristischen Argumentes mit der sich in diesem Kapitel noch als wachstumsdynamisch problematisch zu erweisenden cartesianistischen Eigendynamik jetzt noch nicht gerechtfertigt. Stattdessen muss zuvor anhand einer cartesianismuskritischen Rekonstruktion des *vollständigen* utilitaristischen Gesamtargumentes der zeitgenössischen Wachstumskritik inkl. der über die rein

moralische Ebene hinausgehenden epistemischen und ontischen Bestimmungsdynamik von Nutzen bzw. «Glück» noch der Beweis erbracht werden, dass zumindest schon mal die Postwachstumsströmung in ihrer utilitaristischen Ausbuchstabierung *es verpasst, eine plausible Alternative zum vorherrschenden Wachstumsimperativ darzubieten* (Hyp. 1a).

Der spezifische Utilitarismus der zeitgenössischen Wachstumskritik basiert auf einer klassischen hedonischen Gesamtnutzenskala respektive Gesamtglücksskala unter der Voraussetzung der Möglichkeit des komparativen Vergleichs und der Verrechnung interpersonaler Zahlenwerte (vgl. Abs. 3.1.3.1). D.h. falls wir uns innerhalb einer cartesianistischen Dynamik befänden, wären wir an dieser Stelle auf der Seite der Dynamik, zu der hin das Pendel erst einmal weg vom Relativismus hin zum (absolutistischen Zahlen-)Materialismus ausschlägt (vgl. Abs. 4.1.3). Denn die WachstumsablehnerInnen verweisen auf neuere «Glücksforschung», welche sich u.a. «sowohl auf die Kognitive Psychologie als auch auf die Neuropsychologie stützt» (T. Jackson, 2016/2017b, S. 94). Ganz analog also zum (Retro-)Trend von verhaltens- und neuroökonomischen Alternativen zum post-paretianischen und zumindest *relativistisch* angehauchten, wenn auch nicht vollständig relativistisch einlösbaren (vgl. Abs. 4.1.2.2), Präferenzansatz, reklamiert man aus dem Postwachstumslager für sich, anhand angeblich fester *zahlenmaterieller* Wertmassstäbe besser zu wissen, was *der wahre*, d.h. *der wirklich höhere Nutzen* für die menschlichen (und ggf. auch nicht-menschlichen) NutzenträgerInnen ist, als das durch die Marktteilnehmenden fabrizierte, wachstumserzeugende Glücks- respektive Nutzenergebnis (vgl. Kap. 4.3): «What makes individuals happy (‹true utility›) differs from what they choose» (Gul & Pesendorfer, 2008, S. 3[188]). Grund hierfür sind die «Negativeffekte der Wachstumsgesellschaft» (Latouche, 2007/2015, S. 115), d.h. die negativen und wachstumserzeugenden Externalitäten der Wachstumsgesellschaft, welche in die wahren Nutzenberechnungen durch Internalisierung aller bisher unberücksichtigten Externalitäten einfliessen müssten (Latouche, 2005, S. 286f.), so dass das Wachstumsproblem *aus utilitaristischer Sicht* gelöst werden würde. Fehlendes ökonomisches Wachstum als Postwachstumsziel *bedeutete damit nichts anderes* als *das Fehlen von nutzenschadenden Wachstumsexternalitäten* und damit am Ende insgesamt mehr Nutzen. Deshalb lautet die Devise auch entsprechend: «*Weniger wird*

[188] Die beiden Vertreter des *Revealed-Preference*-Ansatzes innerhalb der Ökonomik (vgl. Abs. 3.1.1, dort Fn. 84) verwenden diese Zuschreibung treffend auf die von ihnen thematisierte Annahme der konkurrierenden Neuroökonomik. Ich generalisiere diese Zuschreibung für alle retro-präparetianischen utilitaristischen Ansätze.

mehr!» [und damit auch besser im Sinne von nützlicher; Anm. des Autors] (z.B. Le Monde diplomatique, 2015a).

Nun gibt es insgesamt *drei mögliche Interpretationsmöglichkeiten* (IMs) im Hinblick auf die Frage, ob die zeitgenössische Wachstumskritik hier wirklich eine Alternative darstellt zum von den WachstumsbefürworterInnen propagierten ökonomischen Gegenstand und damit dem Wachstumsimperativ (vgl. Hyp. 1a). *IM 1:* Es handelt sich bei der – hier spezifischen utilitaristischen – Argumentation des Postwachstumslagers tatsächlich nur um die zahlen*materialistische* Ausprägung einer nicht entrinnbaren cartesianistischen Gesamtdynamik. Dieser Zahlenmaterialismus ist mit einem (nahezu) globalen *Relativismus* verwoben, welcher den cartesisch eigentlich unhintergehbaren idealistischen Gegenpart des Materialismus (vgl. Abs. 4.1.2.1, Abs. 4.1.3) «ersetzt» und die cartesianistisch entgrenzte Verselbständigungsdynamik des ökonomischen Gegenstandes freisetzt. Damit würde der ökonomische Gegenstand in seiner wirtschaftsphilosophisch-integrativ als problematisch erwiesenen Dynamik von Relativismus und Materialismus perpetuiert (vgl. Kap. 4.3). Der Rückfall auf den ökonomischen Gegenstand in seiner (post-)modernen cartesianistischen Form mündete folglich in eine Ununterscheidbarkeit des Anti-Wachstumsimperativs der heutigen Wachstumskritik von dem Wachstumsimperativ der WachstumsbefürworterInnen. Der Anti-Wachstumsimperativ wäre nicht anders beschaffen als der Wachstumsimperativ, ersteres gegenüber zweiterem keine Alternative und Hypothese 1a wäre folglich anzunehmen.

IM 2: Es liegt ein Missverständnis in der bisherigen Interpretation der zeitgenössischen Wachstumskritik meinerseits vor, obschon die Cartesianismuskritik unabhängig davon durchaus stimmen möge, aber hier einfach keine geltende Anwendung finden sollte. In den Grundlagen der zeitgenössischen Wachstumskritik fände sich zwar ein Materialismus, aber auch ein wie bei Descartes primär gegenübergestellter und mit diesem in Verbindung stehender, sich selbst tragender Idealismus. Hierzu müsste man lediglich einen sinnvollen, d.h. sich nicht selbst widersprechenden und sich selbst begründeten idealistischen Anker nachweisen, hier auf der ethischen Werteebene anhand der idealistischen Grundlagen der utilitaristischen Position des Anti-Wachstumsimperativs. Dieser idealistische Anker bspw. im Glücks- respektive Nutzenmaximierungsargument würde «abgesehen von physischen Grenzen» (Paech, 2018, S. 112) gelten und wäre damit nicht angewiesen auf einen alternativen epistemologischen oder ontologischen (absolut geltenden) Rettungsanker zum Stopp der cartesianistisch-ökonomistischen Eigendynamik. Eine derartige, dann bspw. dualistische Position wäre nicht mehr von der

Cartesianismuskritik und damit dem von mir cartesianismuskritisch konzeptualisierten ökonomischen Gegenstand erfasst. Die zeitgenössische Wachstumskritik, zumindest in Form des Lagers des Postwachstum würde nicht auf den ökonomischen Gegenstand zurückfallen und damit eine mögliche Alternative bieten zum Wachstumsimperativ: IM 1 wäre ausgeschlossen; Hypothese 1a wäre widerlegt.

IM 3: Es liegt ein Problem mit der cartesianismuskritischen Theorie (vgl. Kap. 4) vor. Trotz möglicherweise erfolgreicher Widerlegung der IM 2, wäre IM 1 immer noch nicht anzunehmen. Der Umkehrschluss gälte nicht und Hypothese 1a wäre damit immer noch nicht als bestätigt anzusehen, da es eine weitere Alternative in Form von IM 3 gäbe. Die Begründung hierfür wäre, dass eine zahlenmaterialistische, ethisch-utilitaristische Begründung zwar tatsächlich noch nicht hinreichend und für sich alleinstehend problematisch wäre für die Begründung einer Wachstumskritik; der Anti-Wachstumsimperativ liesse sich aber durch die Ergänzung weiterer ethischer zahlenmaterialistisch-konsequentialistischer Argumente wie dem Egalitarismus und dem Minimalversorgungsansatz (vgl. Abs. 6.1.2, Abs. 6.1.3) oder durch epistemologische und vor allem zahlenmaterialistisch-*ontologische* Setzungen wie den planetaren Grenzen (vgl. Abs. 6.1.4) abseits der Eigendynamik des ökonomischen Gegenstandes und damit des Cartesianismus begründen. Mit anderen Worten: Eine rein (monistisch) zahlenmaterialistische Fundierung und Verankerung der eigenen wachstumskritischen Weltanschauung wäre nach IM 3 doch möglich, die von mir postulierte, den Relativismus beinhaltende Dynamik (vgl. Abs. 4.1.3) gar nicht zwingend und damit wäre hier eine tatsächliche Alternative zum Wachstumsimperativ durch Überwindung des ökonomischen Gegenstandes gegeben. Die IM 1 wäre mitsamt der Hypothese 1a abzuweisen.

Die IM 3 werde ich in diesem Abschnitt zum ethisch-utilitaristischen Kernargument der zeitgenössischen Wachstumskritik definitionsgemäss nicht bearbeiten können, sondern hierzu muss ich auf die Abschnitte 6.1.2, 6.1.3 und 6.1.4 in diesem Analyseunterkapitel verweisen. D.h. überall dort, wo die Postwachstumsliteratur im Rahmen utilitaristischer Argumente auf weitergehende (d.h. nicht zwingend utilitaristische im engeren Sinne) zahlenmaterialistische (egal ob ethische oder nicht-ethische) Setzungen wie bspw. das Bewertungskriterium des ökologischen Fussabdrucks und damit auf die epistemologisch und ontologisch relevante Setzung der zahlenmässig erfassbaren planetaren Grenzen verweist (vgl. z.B. Latouche, 2007/2015, S. 115f.), verlege ich die Analyse auf die späteren Abschnitte dieses Unterkapitels. Sollte ich jedoch IM 2 widerlegen können unter erfolgreicher Nachzeichnung einer wirksamen cartesianistischen Dynamik als Grundlage für die IM

1, so kann ich in diesem Abschnitt zumindest für den Teilbereich der utilitaristischen Grundlagen zeitgenössischer radikaler Wachstumskritik die These, dass dieselbige *eine plausible Alternative zum vorherrschenden Wachstumsimperativ darstellt*, verwerfen, und Hypothese 1a zumindest für den Bereich utilitaristischer Argumentation vorläufig als bestätigt ansehen.

Gibt es also im Lager der WachstumsablehnerInnen idealistische und damit auch genuin subjektseitige Argumente für die Begründung einer utilitaristischen Position, welche nicht in den Cartesianismus eines nicht mehr reflektierten ökonomischen Gegenstandes zurückfällt? Grundsätzlich erkennt bspw. Paech (2018) genau die Notwendigkeit der Begründung für eine solche Position, wobei er jedoch den ökonomischen Gegenstand quasi rückwärts rekonstruiert auf Basis der zeitgenössisch-wachstumstheoretischen, epistemisch-ontischen Setzung der Notwendigkeit der Nicht-Überschreitung planetarer Grenzen: «Worin könnte ein Zuwachs an Nutzen oder Glück letztlich bestehen, der stofflich oder energetisch neutral ist […]?» (S. 9). Für das utilitaristisch argumentierende Postwachstum gilt es also Wege der Nutzenmaximierung anzustreben, welche – generell gesprochen und die epistemologisch-ontologische Problematik der Setzung von planetaren Grenzen hier ausklammernd (vgl. IM 3) – Nutzenmaximierungs-konterkarierende (negative) Wachstumsexternalitäten verhindern. Aufgrund der für dieses Lager vorausgesetzten Kopplung von ökonomischem Gegenstand und Wachstum gilt es dabei nicht nur einfach eine Entkopplung von Nutzen und Wachstum anzustreben durch ausgefeilte ökonomische Methoden – dieses Vorgehen wird anhand der Kritik an den WachstumstransformatorInnen als untauglich abgelehnt (vgl. Abs. 3.1.2) –, sondern es gilt eine absolute und vollständige Entkopplung auf einer weiteren Ebene zu erreichen, eine absolute Entkopplung von Nutzen respektive «Glück» vom ökonomischen Gegenstand, respektive in der Semantik der WachstumsablehnerInnen, eine «Überwindung» (Paech, 2013) des (bisherigen) ökonomischen Gegenstandes zu erzielen. Denn «Wachsen im ökonomischen Sinn kann also nur das, was mittels Geld und Energie von auβen zugeführt werden muss und deshalb nie ohne Zerstörung zu haben ist» (Paech, 2018, S. 9).

Dabei wird der ökonomische Gegenstand und der Wachstumsgegenstand jedoch *per definitionem rein objektivistisch-materialistisch verstanden*. Denn auf Basis der Setzung, dass sich in dieser utilitaristisch-wachstumskritischen Logik *sämtliche ökonomische und wachstumsrelevante Tatsachen*, inkl. des Wachstumsproblems, d.h. hier gleichzeitig des Wachstumsexternalitätenproblems, im Reich der *res extensa* abspielen, lässt sich zuerst einmal schlussfolgern, dass bis zu dieser Stelle *keine*

idealistische Grundlegung erfolgt ist, welche IM 2 stützen könnte. Wir befinden uns an dieser Stelle der Wachstumsablehnung weiterhin vollständig im Zahlenmaterialismus. Die zwar formallogisch sauber aus Paechs (2009b) Problemstellung und der Problemstellungsbinnenlogik abgeleitete Schlussfolgerung, dass damit jegliches Wachstum überwunden werden sollte, neben dem quantitativen auch das qualitative Wachstum (vgl. Kap. 5), ist somit aus Sicht der möglichen Kritik an dieser zahlenmaterialistischen Binnenlogik als formale Schlussfolgerung nichtssagend und erst transzendentallogisch analysiert wirklich aufschlussreich. Denn die nicht mehr reflektierte *Qualitätslosigkeits*voraussetzung zeigt, dass mangels idealistischer Wachstumsgrundlegung zur Feststellung des als *äusserlich, d.h. objektivistisch* betrachteten ökonomischen und Wachstumsgegenstandes ein *qualitativer Wachstumsbegriff* bis hierhin *überhaupt gar nicht vorhanden ist*. Die vorausgesetzte, ökonomisch und wachstumsgegenständlich alles Relevante umfassende subjektlose Struktur der res extensa schliesst die idealistische Grundlegung der entsprechenden Gegenstände aus (vgl. Kap. 4.1). Dies führt nun zu einem schwerwiegenden Problem, welches nicht nur die IM 2 für die utilitaristische Wachstumskritik endgültig verunmöglicht, sondern auch zur Annahme der IM 1 führt und damit zur Annahme von Hypothese 1a, zumindest für die utilitaristische Wachstumskritik.

Denn die einzige Möglichkeit für eine idealistische Verankerung der utilitaristischen Argumentation der WachstumsablehnerInnen wäre nun auf genuin subjektseitiger *Werteebene* zu suchen, eben in der ethischen Argumentationsgrundlegung selbst. Zunächst scheint es, könnte dieser Rettungsversuch dem monistischen respektive reduktionistischen Materialismus derart aus dem Weg zu gehen, gelingen, denn auch Paech (2018) erkennt: «Wenn ein Zuwachs an Glücksempfinden tatsächlich rein qualitativer, also vollständig entmaterialisierter Art wäre, könnte seine Quelle nur im Subjekt liegen» (S. 10). Die Begriffe des *Subjekts* und der *Qualität* spielen nun zumindest semantisch-rhetorisch eine Rolle und auf Basis eines voreiligen Begriffsrealismus könnte man nun sogar zu der überhasteten Schlussfolgerung gelangen, dass die utilitaristische Postwachstumsargumentation letztlich doch auf eine dualistische Position hinausliefe, welche die IM 2 bestätigen, und die IM 1 und damit Hypothese 1a widerlegen würde. Die alles entscheidende Frage ist hier jedoch, was vom Idealismus eigentlich verbleibt, wenn die ethische Argumentation selbst strukturell auf eine zahlenmässige, geldliche (vgl. Kap. 4.3) Erfassung der hier zu maximierenden Werteeinheiten reduziert wird. Im Folgenden möchte ich zeigen, dass ausser einem (mehr oder weniger impliziten)

Relativismus nichts auf dieser ideellen Ebene übrig bleibt, und damit der Rückfall auf den verselbständigten ökonomischen Gegenstand cartesianismuskritisch erfolgreich rekonstruiert werden kann und damit auch Hypothese 1a im Sinne der IM 1 (vorläufig und vorbehaltlich der IM 3, vgl. weiter oben) bestätigt werden kann.

Da sich der ethische Utilitarismus auf die Wertemaxime des *möglichst Mehr* von Glück resp. Nutzen reduziert, gilt es dies auf Werteebene als vorläufig «idealistische» Begründung eines zeitgenössischen Anti-Wachstumsimperativs erst einmal hinzunehmen, aber kritisch auf innere Konsistenz hin zu prüfen. Denn was sagt dieser Anti-Wachstumsimperativ in dieser Form aus? Wenn tatsächlich *weniger* Wachstum und Ökonomisches zu *mehr* Nutzen führen soll oder zumindest mit diesem kompatibel sein soll («*Weniger wird mehr!*») liegt auch der Postwachstumsliteratur interessanterweise eine Entkopplungsthese zugrunde, jedoch nicht in Form einer Entkopplung zwischen Wachstumsgegenstand und ökonomischem Gegenstand wie bei den WachstumstransformatorInnen (vgl. Abs. 3.1.2), aber eben zwischen dem Zuwachs auf (mutmasslich) «ideeller», «subjektseitiger» – es handelt sich hier jedoch nicht um auf das cartesische (Transzendental-)Subjekt bezogener – Ebene auf der einen Seite und dem ökonomischen *und* Wachstumsgegenstand auf der anderen Seite. Das Problem was jetzt in Kombination mit dem fehlenden qualitativen Begriff von Wachstum und damit auch für die WachstumsablehnerInnen abgeleitet aus dem fehlenden Begriff des ökonomischen Gegenstandes auftritt, ist dasjenige, dass die Entkopplungsthese des zweiten, wachstumstransformierenden Lagers überhaupt gar nicht von der Entkopplungsthese des dritten, wachstumsablehnenden Lagers unterschieden werden kann. Es fehlt ein Unterscheidungs*kriterium*, da ja bereits das Bestimmungskriterium, weder absolut, noch ideell, vorhanden ist. Ein solches definitorisches Unterscheidungskriterium ist jedoch notwendig, um die aus Postwachstumsperspektive vermeintlich *erfolglose Alternative* zum Wachstumsimperativ, wie bei den WachstumstranformatorInnen verortet, von einer vermeintlich *erfolgreichen Alternative*, wie bei sich selbst im eigenen Lager verortet, begründet abgrenzen zu können. Ohne qualitativen Begriff des Ökonomischen und des (ökonomischen) Wachstums kann überhaupt nicht attestiert werden, dass die angestrebte, angebliche materielose Nutzenvermehrung im Subjekt nicht doch zu ökonomischen negativen Wachstumsexternalitäten führt und damit zurück in die Ausgangslage des kritisierten und eigentlich nach eigener Massgabe zu überwindenden Wachstumsgegenstandes. Das Ökonomische lässt sich nämlich so gar nicht vom Nicht-Ökonomischen unterscheiden, das Wachstumsrelevante genauso nicht vom Nicht-Wachstumsrelevanten.

Jedoch kann und müsste konsequenterweise ja allein schon *der epistemische Prozess* der Messung des Nutzenzuwachses, um überhaupt begründen zu können, warum mehr Wachstum gar nicht zu mehr Nutzen führen würde, *jederzeit ökonomisch gefasst* werden dürfen. Es bedarf bspw. einer Messapparatur, welcher notwendigerweise *materiellen Form* auch immer, um überhaupt eine epistemologisch valide Nutzwert*bestimmung* vornehmen zu können. Wenn sich die utilitaristische Maxime des Anti-Wachstumsimperativs nicht der vollständigen relativistischen Beliebigkeit preisgeben möchte, d.h. in ökonomischen Termini den Nutzenbegriff paretianisch präferenzökonomisieren möchte und damit (weitestgehend) die cartesianistische Dynamik vervollständigen möchte (vgl. IM 1), müsste sie eben bspw. auf einer vorausgesetzten kardinalskalierten zahlenmaterialistischen Hintergrundnutzenskala den geringeren und womöglich sogar sich umkehrenden Grenznutzen ab einem bestimmten Grad ökonomischer und wachstumsrelevanter Hochrüstung sicher bestimmen können (vgl. z.B. T. Jackson, 2016/2017b, S. 105). Damit müsste sie aber das Zugeständnis machen, dass die angeblich wachstumsirrelevante, da ja im dritten Lager angeblich *wirklich* vom ökonomischen Gegenstand entkoppelte utilitaristische Nutzenvermehrung, man könnte auch sagen *das vermeintlich ideelle Nutzenwachstum*, eben doch immer auch materielle und damit immer auch wachstumsrelevante Nebenwirkungen besitzt, sprich ggf. negative Wachstumsexternalitäten erzeugen kann und ab einem bestimmten Punkt epistemisch-ökonomischer Hochrüstung auch ohne Zweifel sicher erzeugt. Denn auch der Entwurf, die Herstellung und die Nutzung einer Messapparatur zur Feststellung des Nutzens ist ein Vorgang mit ökonomischen Aspekten und damit *nicht nur Externalitäten-relevant*, sondern auf Basis der eigenen wachstumskritischen Kriterien (vgl. Kap. 1.2, Kap. 5) *auch Wachstumsexternalitäten-relevant und damit nutzenverminderungsrelevant*. Das für die Postwachstumstheorie gebotene epistemische «Wachstum» des Anti-Wachstumsimperativs (*mehr* Nutzenbestimmung ist besser) lässt sich also keinesfalls einfach semantisch auf ökonomischer Ebene wegdefinieren, sondern ist ein theorieimmanentes Problem, welches per cartesianismuskritischem Retorsionsargument sofort zu Tage tritt. Die Attestierung eines Selbstwiderspruchs ist die transzendentallogisch unvermeidbare Schlussfolgerung. Auf Basis der nicht reflektierten Prämissen des Lagers der radikalen WachstumsablehnerInnen lässt sich ein Verstoss *gegen die eigenen (Entkopplungs-)Kriterien* identifizieren, mit denen man *sich ja als wahre Alternative sieht* in der Wachstumsdiskussion, insbesondere in behaupteter Abgrenzung zu dem wachstumstransformierenden Ansatz aus dem zweiten Lager.

Damit wäre aber die IM 2 für die utilitaristische Postwachstumsposition noch nicht abschliessend widerlegt, da es womöglich noch andere Rettungsversuche eines idealistischen Begründungsankers für den Anti-Wachstumsimperativ auf Werteebene geben könnte. Letztlich reichte es ja für die Aufrechterhaltung einer dualistisch plausiblen, bspw. cartesischen Position aus, das Verhältnis zwischen Subjekt und Objekt, das zwischen Idee und Materie und das zwischen dem Absoluten und Relativen normenhierarchisch zu klären, so wie in den Voraussetzungen der Cartesianismuskritik (vgl. Kap. 4.1, Kap. 4.2). Gibt es in den Argumenten der Postwachstumsliteratur irgendwelche anderen Anzeichen, dass das weltanschauliche Primat der Wachstumskritik doch beim Subjekt und seinen ideellen und absoluten Grundlagen liegen könnte, um somit eine genuin zahlenethisch-idealistische, sich selbst nicht widersprechende Fundierung im Rahmen der IM 2 doch noch aufrecht zu erhalten? Die Antwort hierzu lautet ‹Nein› und zwar aus *zwei Gründen*.

Erstens, auch wenn explizite Ausführungen zu den eigenen epistemologischen und ontologischen Grundlagen des wachstumskritischen Denkens selten sind, so sind sie dort in der Literatur, wo sie auftauchen, dezidiert als anti-dualistisch und anti-subjektivistisch einzuordnen. Zwar versucht Latouche (2007/2015) durchaus zwischen «Ökozentrismus und Anthropozentrismus, […] zwischen Relativismus und dogmatischen Universalismus» (S. 150) eine Art Zwischenposition zu finden, weshalb er sich auf (implizit) idealistischer Seite der von mir postulierten cartesianistischen Dynamik nicht einfach so als platter, jedenfalls nicht als expliziter Relativist einordnen lässt. Denn dann wäre die IM 1 und damit auch die Hypothese 1a sofort anzunehmen und ich könnte wohl auf die restliche Analyse in diesem Abschnitt weitestgehend verzichten. Allerdings lässt sich über Latouches Position zwischen einem «humanistische[n] Entwurf» (a.a.O., S. 152) und einem «Antihumanismus» respektive einem «Antiuniversalismus» (a.a.O., S. 156) zumindest dahingehend die Aussage treffen, dass er das Essentielle des Humanismus – in den Termini dieser Arbeit damit auch des Subjekthaften – als materiell rückgebunden sieht, was für die Plausibilität der Verwerfung der IM 2 spricht. Nicht nur relativiert er die Geltung eines absoluten (humanistischen) Ideals durch empirische Beobachtungen der von ihm attestierten materiellen Nicht-Einlösung eben jener damit verbundenen Geltungsansprüche in der westlichen Moderne (vgl. a.a.O., S. 151f.). Auch identifiziert der Décroissance-Vertreter Latouche das stets auf die materielle Daseinsebene verweisende «Überleben der Menschheit»[189] mit einem «Humanismus im besten Sinne», für welches

[189] Als dezidiert materialistisches Argument und damit als mögliche Bestärkung der IM 3 untersuche ich den Überlebensimperativ in diesem Abschnitt und Kapitel nicht weiter. Ich widme mich diesem

ökologische Anliegen eben zu berücksichtigen seien (a.a.O., S. 157). So genau wie wohl nirgendwo sonst in der gesamten Postwachstumsdiskussion wird das Subjekthafte hier grundlegend definiert, aber jedoch *eben gerade nicht* in einem Sinne, welche das bei Descartes noch denknotwendige idealistische Fundament des Subjekts miteinbezieht. Ganz im Gegenteil liesse sich eine unbedingte zukunftsgerichtete Überlebensmaxime problemlos zahlenmaterialistisch-utilitaristisch rekonstruieren, was für die Zwecke der Untersuchung der ideellen Grundlagen und damit der Möglichkeit der Plausibilität der IM 2 in keiner Weise weiterführt, sondern nur zu zirkulären Interpretationen führt. Eine IM 2 liesse sich mit dieser eher stark materialistisch gerichteten Fundierung des Humanistischen respektive des Subjektivistischen also in keiner Weise zusätzlich stützen.

Zweitens, weist die utilitaristische Argumentation des Anti-Wachstumsimperativs über sich selbst hinaus auf die allgemeinen, d.h. nicht nur utilitaristischen, sondern generell zahlenethischen Argumente und auch auf die epistemisch und ontisch meist implizit bleibenden Setzungen der zeitgenössischen Wachstumskritik. Selbst wenn man dabei nämlich davon ausginge, dass meine bisherige Kritik in diesem Abschnitt aus welchen Gründen auch immer daneben läge und die zeitgenössische (radikale) Wachstumskritik tatsächlich den gewünschten Nutzenzuwachs von sämtlichen ökonomisch-materiellen Nebeneffekten und damit ggf. negativen Wachstumsexternalitäten nachgelagert *entkoppeln* könnte, ihre eigenen Kriterien damit einhalten würde und dies auch in nicht (performativ-) selbstwidersprüchlicher Weise epistemisch feststellen könnte, bliebe dennoch eine klar cartesianistische Tendenz sichtbar, welche eindeutig auf die Plausibilität der IM 1, und nicht auf die IM 2 hindeuten würde. Auch wenn man nämlich als *Advocatus Diaboli* zugestehen würde, dass die Postwachstumskritik schon irgend einen richtigen, eben nicht-cartesianistischen Dualismus begründen könnte und auf Basis dessen die «absolute» Entkopplung der (Glücks-, Nutzen-)Maximierung von negativen Wachstumsexternalitäten auf irgendwelchen Umwegen materiell erfolgreich gestaltete, um die eigenen Entkopplungs-kritischen Kriterien doch noch einzuhalten, so ist es hochgradig bezeichnend, dass diese – mutmasslich [eben nur?; Anm. des Autors] «im Subjekt liegen[de]» (Paech, 2018, S. 10) – *per definitionem* niemals enden wollende, da immer noch weiter und selbst bei immer geringerem Grenznutzenzuwachs infinit optimierbare, Nutzenwachstumsmaxime kein eigenes, in seiner vermeintlichen ideellen Natur *eo ipso* als relevant anerkanntes

möglichen Bestimmungskriterium der zeitgenössischen Wachstumskritik erst bei den Lösungsansätzen (Kap. 7) wieder.

Wachstumsproblem darzustellen scheint für die Wachstumskritik. Eine Reflexion zur Frage, warum «Weniger» eigentlich wieder [bei vorausgesetzter Entkopplung angeblich «harmloses»; Anm. des Autors] «Mehr» werden sollte, findet überhaupt nicht statt. Dabei zieht sich die utilitaristische Argumentation doch durch alle Strömungen des dritten, wachstumsablehnenden Lagers und stösst bestenfalls auf punktuelle Selbstkritik (vgl. Kap. 3.2). Die Fokussierung der Wachstumsproblematik auf den rein materiellen Aspekt zeigt ein klares normenhierarchisches Gefälle zwischen der für Wachstumsgegenstandsrelevanz einzig betonten *materiellen Ebene* und der – an dieser Stelle ja nur aus Advocatus-Diaboli-Gründen überhaupt für ideell gehaltenen, jedoch nicht ideell im cartesischen Transzendentalsinne – *«ideellen» Ebene* der allem Anschein nach problemlos zu maximierenden Zahlenwerte von (materiell entkoppeltem) Glück und Nutzen. Selbst wenn man der differenzierenden Unterscheidung zwischen cartesischem und cartesianistischem Denken in dieser Arbeit skeptisch gegenüber stünde (vgl. IM 3), so müsste es doch dennoch äusserst verwunderlich erscheinen, warum im ersten Paradigma der prima philosophia *sowohl* bei Platon, *als auch* bei Aristoteles *das eigentliche Schreckgespenst des Wachstums auf metaphysisch-ideeller Ebene und eben nicht auf materieller Ebene angesiedelt war* (vgl. Abs. 2.1.1, Abs. 2.1.2). Wieso sollte man die Einsichten der ersten antiken Wachstumskritiken derart ignorieren und ist das Ignorieren des völlig abweichenden (vgl. Abs. 2.1.3, Kap. 2.2) idealistischen Begründungsfundamentes älterer Wachstumskritiken nicht doch ein klares Zeichen, dass hier erheblich relevante blinde Flecken schon in den Prämissen zeitgenössischer *materialistischer* Wachstumskritik eingebaut sind? Daraus lässt sich nun also folgern: Selbst wenn man wohlwollend im Hinblick auf IM 2 einen Dualismus samt inkludiertem Idealismus erkennen möchte in der Argumentation der zeitgenössischen Wachstumskritik und damit die «erfolgreiche» Inkludierung der subjektseitigen Seite durch den blossen Utilitarismus unterstellen möchte, so läge das zugeschriebene Realitätsprimat dennoch offensichtlich *beim materiell statt beim ideell Seienden*. Dies weicht nicht nur klar vom cartesischen Denken ab (vgl. Abs. 4.1.1), sondern ist eben auch immer mit der inhärenten Verselbständigungsgefahr des Cartesianismus versehen (vgl. Abs. 4.1.3) und spräche auf Basis der eingenommenen Gesamttheorie (vgl. Kap. 4) somit gegen die IM 2 und stattdessen eher klar für die IM 1.

Damit betrachte ich für die utilitaristische (radikale) Wachstumskritik die IM 2 als widerlegt. Der einzig verbliebene Einwand könnte nur noch lauten, dass die aufgezeigte und auch im Nachgang trotz wohlwollender Prüfung nicht aufgelöste Selbstwidersprüchlichkeit im ungewollten Rückfall der WachstumsablehnerInnen auf

ein Entkopplungsargument gar nicht relevant sei. Man könnte nun nämlich das utilitaristische zeitgenössische wachstumskritische Projekt noch retten, indem man jetzt einfach die Lager der WachstumstransformatorInnen (zweites Lager, vgl. Abs. 3.1.2) und der WachstumsablehnerInnen (drittes Lager, vgl. Abs. 3.1.3) kollabiert aufgrund der eben aufgrund von meinen Argumenten akzeptieren Ununterscheidbarkeit, und behauptet, dass das kombinierte zweite/dritte Lager nun doch eine Alternativ zum Wachstumsimperativ sei. Diese Möglichkeit kann ich in der Tat an dieser Stelle nicht widerlegen, da sie nicht mehr auf die IM 2 verweist, sondern eine Argumentationsstrategie innerhalb der IM 3 darstellt, weil das Lager der Wachstumstransformation, welches neu für die Kriteriumsprüfung den relevanten Bezugspunkt darstellen würde, nicht einmal mehr den Anspruch auf eine konsistente idealistische Argumentation erhebt, sondern direkt auf das (zahlen)materialistische Kriterium der planetaren Grenzen rekurriert. Daher widme ich mich erst später diesem Einwand im Zuge der transzendentallogischen Analyse der ethischen, epistemologischen und ontologischen Grundlagen eben jener zahlenmässigen Begrenztheitsprämisse (vgl. Abs. 6.1.4).

Nun gilt es jedoch noch trotz einiger, bereits im Laufe der Prüfung der IM 2 aufgezeigter Indizien für die Plausibilität von IM 1 die Hypothese 1a anhand von der IM 1 auch ganz direkt zu prüfen, zumindest hier für die utilitaristische Grundlegung der Postwachstumsliteratur: Stellt das Postwachstum mit seinem Anti-Wachstumsimperativ gar keine plausibel begründete Alternative zum Wachstumsimperativ dar? Dies nachzuverfolgen bedeutet den aktiven Nachweis zu erbringen, dass innerhalb der zahlenmaterialistischen Bestimmung zeitgenössischer Wachstumskritik eben kein cartesisch begründeter Idealismus mit einem absoluten Bezugspunkt herrscht, um den Rückfall in den ökonomischen Gegenstand und damit den Cartesianismus zu verhindern, sondern eine unreflektierte *relativistische Bestimmungsdynamik* herrscht, welche jedoch im wohl meist implizit bleibenden Ideal des Relativismus (vgl. Abs. 4.1.3) noch expliziert und kritisiert gehört. In diesem Kontext gibt es Hinweise, dass der vom nicht mehr reflektierten Geist der res extensa ohnehin durchwirkten zahlenmaterialistischen ethischen Struktur wachstumskritischen (utilitaristischen) Denkens auch von einem moralisch-epistemischen und letztlich fast globalen Relativismus geprägt ist.

Auf epistemologischer Analyseebene fällt nicht nur eine relationalistische Rhetorik auf («*Weniger wird mehr!*»), welche statt einer absoluten, nicht-zahlenmaterialistischen Begriffsbestimmung des *Guten* mit dem Konzept des *relativ Besseren* vorlieb nimmt. Die sich meist von den grünen/sozialen

WachstumstransformatorInnen gar nicht wirklich unterscheidenden Lösungsvorschläge der Postwachstumsbewegung (vgl. Abs. 3.1.3.1) deuten zusammen mit den in diesem Analyseabschnitt bisher explizierten Problemen darauf hin, dass diejenigen epistemischen Aspekte (der Argumente, der Handlungs- und Lösungsvorschläge, usw.), welche dem Anti-Wachstumsimperativ zugeordnet werden können, sich gar nicht absolut, sondern eben nur relativ im Ausprägungsgrad unterscheiden von denjenigen Aspekten, welche dem grünen/sozialen (bedingten) Wachstumsimperativ im Sinne der Wachstumstransformation aus dem zweiten Lager der Diskussion zuzuordnen sind. Der Anti-Wachstumsimperativ ist also bei allem bisher Gesagten keinesfalls in sich konsequent als absolut auszulegen, sondern abhängig von epistemisch-relationalen Bezugspunkten, die jedoch keine Fixpunkte im engeren Sinne darstellen, sondern sich bisher nur in relationaler Abgrenzung zur weniger radikalen Wachstumskritik/Wachstumstransformation zeigen. Latouche (2007/2015), für den es trotz aller partiellen Relativismusvermeidungsstrategien eben doch «kein absolutes Prinzip» (S. 157) gibt [dies schliesst natürlich nicht aus, dass seine Theorie implizit absolutistische Prinzipien wie eben das zahlenmaterialistische Prinzip enthält, vgl. Abs. 4.1.3; Anm. des Autors], stützt im Einklang mit der IM 1 eine dezidiert *relativistische Interpretation des epistemischen Relationalismus* der zeitgenössischen Wachstumskritik. Ich nenne das damit assoziierte Problem die *epistemisch-relationalistische Bezugsrahmenproblematik* und möchte im Folgenden skizzieren, wie sich diese nicht nur in einem epistemologischen Relativismus erschöpft, sondern schlussendlich wie von der cartesianismuskritischen Theorie zum Zahlenmaterialismus vorhergesagt (vgl. Kap. 4.1), in Einlösung der IM 1 immer auch auf einen moralisch-epistemischen Relativismus hinausläuft.

Veranschaulichen lässt sich das an folgendem Beispiel. Wenn man vor der Wahl stünde, ob man zur nächsten, den Anti-Wachstumsimperativ wissenschaftlich thematisierenden und politisch mutmasslich unterstützenden Klimakonferenz auf der anderen Seite des Atlantiks mit dem (a) schnellen Flugzeug anreisen möchte, welches pro zurückgelegtem Kilometer so und so viel CO_2-Schadstoffquanten ausstösst und damit so und so viele negative Wachstumsexternalitäten verursacht, oder mit dem (b) langsamen Katamaran anreisen möchte, welches pro zurückgelegtem Kilometer so und so viel weniger CO_2-Schadstoffquanten ausstösst und damit so und so viel weniger negative Wachstumsexternalitäten verursacht, so ist damit nur dahingehend die moralische Folgerung den Katamaran zu nehmen alleinig zwingend indiziert, insoweit man die epistemischen Hintergrundbedingungen zur moralischen Entscheidungsfindung auf die beiden gegebenen und nicht mehr reflektierten

wechselseitig relationalen Entscheidungsoptionen reduziert. Keinesfalls erwiesen ist damit die (absolute) Zugehörigkeit der gewählten Handlung, nehmen wir hier (b) an, zum Gegenstandsbereich eines wirklichen Postwachstumslebens, denn trotz allem erzeugt die zwar nicht durch fossile Energieträger angetriebene Katamaran-Reise aber immer noch Wachstumsexternalitäten, bspw. durch den Energieverbrauch elektronischer Geräte an Bord, durch die ökologischen Kosten der unmittelbar zur Verfügung gestellten sonstigen Infrastruktur, usw.[190] Wie geringfügig diese negativen Externalitäten auch im Prozess der Reise im direkten Vergleich anmuten mögen, wenn man den Bezugsrahmen verändert, ist die Handlung, welche zuerst dem Gegenstandsbereich der Einlösung des Anti-Wachstumsimperativs zugeschrieben worden ist, womöglich nun dem Gegenstandsbereich eines (bedingten oder sogar unbedingten) Wachstumsimperativs zuzuschreiben. Dies macht gegebene Handlungen (a) oder (b) im Hinblick auf ihren wachstumskritischen Status letztlich ununterscheidbar, wenn die Voraussetzung des direkten relationalen Vergleichs durch die Bezugsrahmenproblematik aufgeweicht wird. Ist der Bezugsrahmen bspw. der Vergleich der Anreisehandlung mit der ja auch möglichen Alternative der (c) Nicht-Anreise, d.h. sozusagen dem Imperativ, einfach für die Zeit der Klimakonferenz still und leise im eigenen Zimmer (des natürlich möglichst klimaneutralen Hauses) zu verblieben, erscheint die Katamaran-Reise (b) im Vergleich zu (c) plötzlich als das wachstumsgetriebene Phänomen, bspw. umformuliert und umgedeutet als Resultat eines Wachstums«zwangs», möglichst bei der Klimakonferenz dabei sein zu müssen, koste es ökologisch, was es wolle. Gerade indem der Anti-Wachstumsimperativ sich auf irgendeine Weise materialisiert, materialisiert sich dieser eben bereits mit einem Bezug zum ökonomischen Gegenstand. Jeder zeitgenössische Anti-Wachstumsimperativ ist daher nicht einfach aus sich selbst heraus eine begründete Alternative zum Wachstumsimperativ, sondern stellt seinerseits ein Externalitäten-relevantes Problem dar, welches über sich selbst hinausweist (vgl. Hyp. 1a). Dies zu leugnen, wäre dann ironischerweise ein auf der anderen Seite des Spektrums vorkommendes Phänomen von *Wachstumsleugnung*, als in der Einleitung zu dieser Arbeit beschrieben wurde (vgl. Kap. 1).

So wie in diesem Abschnitt bisher gezeigt, scheint «das Wachstum des Anti-Wachstumsimperativs» und die damit verbundenen (negativen)

[190] Dabei gehe ich an dieser Stelle noch nicht einmal auf die gesamten Verrechnungsmöglichkeiten von Herstellungskosten der Transportmittel, Lebensdauernutzen und weiteren Effizienzgesichtspunkten ein, für die es allesamt keine *verlässlich* standardisierten Verfahren gibt und, so möchte ich hinzufügen, beim Verständnis der zahlenmaterialistisch-relativistisch verwobenen Bestimmungsdynamik auch nicht geben kann. Im Kern verweisen die möglichen Ausweitungen der Verrechnung auch hier stets auf die Bezugsrahmenproblematik.

Wachstumsexternalitäten aus der inneren Logik heraus aber *nicht absolut* relevant zu sein, weil ja gerade die zahlenmaterialistische Struktur von Nutzenverrechnungen *nur relativer* Form sein kann. Insoweit diese Problem dann aber *nur relativ* relevant ist, nämlich derart, dass die damit einhergehenden Handlungen Wachstums-bilanztechnisch «kompensiert» werden können, bspw. durch CO_2-Ausgleichs-/ Kompensationszahlungen (Stichwort Emissionszertifikate-Handel), oder durch den Hinweis auf all die positiven Wachstumsexternalitäten (d.h. den positiven «Impact» wie Aufmerksamkeit für die eigene Sache, usw.) durch die eigene Präsenz an der Klimakonferenz, welche man eben erst durch die eigene Teilnahme erzeugen könne und welche die negativen Externalitäten problemlos ausgleichen würden, befänden wir uns letztlich wiederum in dem klassischen Argumentationsmuster des zweiten, wachstumstransformierenden Lagers. Aber genau dieses gälte es ja abzulehnen, aber damit auch die Struktur der eigenen Argumentation, wenn man den selbst befürworteten radikal wachstumsablehnenden Ansatz des dritten Lagers konsistent stets auf die eigenen mit dem Anti-Wachstumsimperativ verbundenen Handlungen und Teilhandlungen anwenden würde.

Innerhalb der epistemisch-relationalistischen Bezugs- und Verrechnungslogik ist also immer bereits eine relativistische Bestimmungs- und Beliebigkeitsproblematik angelegt, welche ganz analog dem blinden Fleck des Relativismus im Hinblick auf die immer schon vorausgesetzte (absolute) Geltung seiner selbst (vgl. hierzu kritisch Abs. 4.1.2.2) am Schnittfeld von Ethik und Epistemologie zu den bekannten Problemen des (globalen) Relativismus führt. Der Selbstwiderspruch ist dabei den ProtagonistInnen gar nicht zwangsläufig bewusst. Im Gegenteil können im Hinblick auf eine nicht mehr falsifizierbare kontrafaktische Behauptung irgendeines dann doch gesteigerten Gesamtnutzens (inkl. behaupteter vollständiger Wachstumsexternalitäten-Verrechnung) etwaig aufgedeckte Widersprüche sogar ohne bösen Willen rationalisiert werden, um die in Frage stehende, von aussen kritisierte Handlung (a) oder (b) doch dem Gegenstandsbereich des Postwachstums zuzuordnen. Denn wenn die Katamaran-Reise je nach Bezugsrahmen legitim aus Sicht des Anti-Wachstumsimperativs sein könne, dann kann dies natürlich auch die Anreise mit dem Flugzeug, solange die behauptete Bilanz am Ende irgendwie stimmte. Auch der Öffnung und Flexibilisierung des Bezugsrahmens an anderer Stelle steht nun grundsätzlich erst einmal nichts entgegen. Bspw. liesse sich an einem gewissen Punkt scheinbar für sich selbst sprechender utilitärer Verrechnung auch legitimieren statt zur Klimakonferenz zu einem Kernphysikarbeitstreffen für die Besprechung des geplanten Baus eines neuen (CO_2-sparenden?!) Atomkraftwerks anzureisen, dessen Bau- und

Betriebsvorgang ja in der real existierenden Diskussion des Jahres 2021 nicht ohne Grund (im gehörigen Gegensatz zum Jahr 2011 kurz nach den Ereignissen in Fukushima) nicht klar in eines der drei Lager der heutigen Wachstumsdiskussion eingeordnet werden würde (vgl. z.B. MIT Energy Initiative, 2018). Oder auch die Ferienreise zum «Aufladen der eigenen Batterien» in konsequent cartesianistischer Redeweise wäre womöglich Teil eines Anti-Wachstumsimperativs, um sich bspw. vom eigenen Job in der Autoindustrie oder in einer ähnlichen Branche zu erholen, durch den im Rahmen von aufwendigen Corporate Social Responsiblity und Sustainability-Programmen vollzogenen Optimierungen im Prozessablauf besser als je zuvor sichergestellt werden könne, dass all die negativen CO_2- und Wachstumsexternalitäten da draussen von all den KlimakonferenzbesucherInnen auch wirklich technisch kompensiert werden können.

Im Kern verweisen all diese immer weiter, auch polemisch ausbaubaren, aber allesamt systematisch hoch relevanten Gedankenspiele[191] auf das reale und sehr ernst zu nehmende dynamische Bestimmungsproblem, nämlich anhand welcher epistemologisch-ethischer Kriterien wir den Gesamtnutzen von wem oder was im Hinblick auf welchen gewählten Bezugsrahmen maximieren möchten. Letztlich bietet ein epistemisch oder auch moralisch relationaler Ansatz keine Antwort darauf, kann dies auch nicht aus sich selbst heraus, sondern verweist stattdessen immer auch auf die u.a. ontologische Frage, *was* denn der externe Bewertungs- respektive Bezugspunkt für eine Wachstumsbilanz ist. Dies wiederum wäre Aufgabe der Prüfung der weitergehenden zahlenmaterialistischen Fundamente innerhalb der IM 3 (vgl. Abs. 6.1.4). Für die jetzigen Zwecke und die IM 3 ausklammernd gilt es erst einmal festzuhalten, dass das entscheidende Bestimmungskriterium schon strukturell nicht aus dem *res extensa-Relationalismus* und schlussendlich *res extensa-Relativismus* des

[191] Die speziell im Wachstumsthementeilgebiet der Klimadiskussion beobachtbare Emotionalisierung auf allen Seiten des Diskussionsspektrums lässt sich somit abseits aller Polemik auf eine sachliche Ebene bringen. Wenn bspw. von äusseren BeobachterInnen eine Doppelmoral gesehen wird, wenn vehemente KlimaschützerInnen oder radikale WachstumsablehnerInnen zu einer Konferenz mit dem Flugzeug fliegen, so ist der daraus abgeleitete moralische Vorwurf der Heuchelei oder die Abstreitung derselbigen auf der rein funktionalistischen zahlenethischen Ebene überhaupt nicht aufklärend. Das *moralische Beliebigkeitsproblem*, welches sich hier im Kontext der weiteren Bezugsrahmenproblematik äussert, ist somit lediglich *nichts anders als ein Artefakt bzw. ein Epiphänomen der bereits vorab angelegten relativistischen Tendenz am Schnittfeld von Moral und impliziter relationalistischer Epistemik*. Auch Vorgänge wie das Löschen alter reputationsabträglicher Ferienfotos früherer Langstreckenflugzeugreisen in den «Sozialen» Medien zur besseren Selbstdarstellung als wahre(r) Wachstums- und KlimakritikerIn wären in der unreflektierten utilitaristischen Logik vollständig legitim, da ja damit die positiven Externalitäten, d.h. hier die aufmerksamkeitsökonomischen Wachstumsrücknahmeeffekte, gestärkt werden würden. In gewisser Weise *würde jeglicher oberflächlicher Doppelmoral-/Heucheleivorwurf bereits systematisch am relativistischen Kern der cartesianistisch-postmodernen Hintergrundproblematik vorbeigehen.*

Utilitarismus selbst kommen kann; der Utilitarismus kann die Berechnungskriterien seiner Nutzeneinheiten nicht aus sich selbst heraus begründen (vgl. hierzu z.B. auch grundsätzlich Wieland, 1999). Jedoch wirkt die *epistemisch-relationalistische Bezugsrahmenproblematik* bereits auf die ontologische, metaethische Struktur des Utilitarismus des Anti-Wachstumsimperativs zurück, nämlich dahingehend, dass sich die zuerst von mir attestierte klassische, ökonomisch kardinalskalierte Gesamtnutzenskala der radikalen WachstumsablehnerInnen (vgl. Abs. 3.1.3.1) bei näherem Hinsehen immer mehr als eine ordinalskalierte, relationalistische (post-)moderne Form des Utilitarismus herauskristallisiert. Statt interpersonal vergleichbarer Nutzzahlennennwerte («Preise») tendiert die utilitaristische Diskussion zu ordinalen ‹*mehr oder weniger*›-Urteilen berechneter, ihrerseits aber schwer begründbarer Nutzentendenzen. Der Anti-Wachstumsimperativ ist gerade mal so – wenn denn überhaupt – vergleichsweise «besser» als der bedingte Wachstumsimperativ und dieser ist gerade mal so – wenn denn überhaupt – vergleichsweise «besser» als der unbedingte Wachstumsimperativ. Aber letztlich wissen wir nicht einmal das genau, weil eine gegebene Handlung je nach willkürlich gewähltem Bezugsrahmen jederzeit jedem der drei ordinal angelegten Stufen innerhalb einer dreiteiligen Präferenzordnung, welche die drei Lager der Wachstumsdiskussion spiegeln würde, zugeteilt werden kann. D.h. die Präferenzordnung wird schlussendlich selbst innerhalb ihrer Binnenstruktur beliebig, genauso wie eben der paretianische Präferenzutilitarismus gar keine normative Aussage mehr dazu tätigt, ob (c) jetzt wirklich normativ besser oder schlechter als (b) ist und ob dieses (b) wiederum wirklich normativ besser oder schlechter ist als (a). Die Tatsache, dass auch dasjenige, was der radikalen Wachstumskritik heilig, d.h. auch für die eigene Legitimation *absolut* wichtig erscheinen müsste, wie z.B. empirisch abgezählte Wachstumsexternalitäten in Form von CO_2-Schadstoffquanten, auf dem Markt preislich handelbar werden in Form von Zertifikaten, ist nichts anderes als die Folge des im eigenen cartesianistischen Gedankengebäude vorausgesetzten Nicht-Absolutismus, d.h. des real eingenommenen Relativismus. Im Kern lässt sich also *die aufgrund der eigenen epistemischen und moralischen Prämissen bereits im zahlenethischen Utilitarismus der radikalen Wachstumskritik angelegte (idealistisch implizit bleibende) Relativismustendenz* herauskristallisieren und als Cartesianismus rekonstruieren, ganz genauso, wie man es mit der cartesianismuskritischen Theorie im kritisierten Wechselspiel von Zahlenmaterialismus und Relativismus (vgl. Abs. 4.1.3) und in der darauf basierten Tendenz innerhalb der ökonomisch-utilitaristischen Begründungsstruktur hin zum Präferenzutilitarismus (vgl. Abs. 4.3) erwarten würde.

Mit anderen Worten: *Der Rückfall in den ökonomischen Gegenstand* verstanden im cartesianistischen Sinne (vgl. ebd.) ist *bereits durch die utilitaristisch-zahlenethische und relativistische Denkform moderner Wachstumskritik vorgezeichnet.* Vom Anti-Wachstumsimperativ in seiner utilitaristischen Begründung bleibt eigentlich nur übrig, dass er Anti-Wachstumsimperativ insoweit ist, dass dieser schlichtweg als ein solcher zahlenmaterialistisch zirkulär akzeptiert wird, aber eben nicht absolut legitimiert wird.

Abschliessend lässt sich zusammenfassen, dass vorbehaltlich etwaiger externer, d.h. nicht-utilitaristischer, und/oder weiterer, genuin monistischer respektive reduktionistischer (zahlen)materialistischer Rettungsversuche (vgl. IM 3), welche in diesem Abschnitt nicht analysiert werden konnten, *die utilitaristische Fassung der (radikalen) Wachstumskritik nicht dazu in der Lage ist, mit dem Anti-Wachstumsimperativ eine plausible Alternative zum vorherrschenden Wachstumsimperativ darzubieten*. Die utilitaristische Version weist keinen idealistischen Begründungsanker auf, d.h. die IM 2 gilt es zu verwerfen, und stattdessen lässt sich eine klare, idealistisch implizit bleibende, (nahezu) global-relativistische Tendenz herauskristallisieren. Für die utilitaristische Version gilt es *daher die IM 1 anzunehmen und damit auch die Hypothese 1a*, wobei die ebenfalls zahlenethisch verfassten egalitaristischen (Abs. 6.1.2) und Minimalversorgungs-orientierten (Abs. 6.1.3) Begründungsansätze in den folgenden beiden Abschnitten noch analysiert werden müssen.

Auf die systematische Prüfung der Hypothese 1b, nämlich inwieweit der Rückfall in den ökonomischen Gegenstand und den Cartesianismus (vgl. Hyp. 1a) auch paradoxerweise inhärent die Wachstumsdynamik befördert (vgl. Kap. 1.2, Kap. 5), habe ich hier verzichtet, trotz einiger womöglich bereits unter der Oberfläche durchklingender Hinweise in der bisherigen Bearbeitung von Hypothese 1a, dass dieser Schluss durchaus plausibel ist. Der Grund für die Verschiebung der systematischen Prüfung von Hypothese 1b auf die kommenden Abschnitte ist folgender: Der Nachweis der Wachstumsdynamik anhand der zumindest nicht auf dem ersten Blick wie der Utilitarismus auf Maximierung angelegten Zahlenethiken des Egalitarismus und des Minimalversorgungsansatzes ist mit höheren Beweisanforderungen versehen und würde bei einem Erfolg ohne Zweifel auch den Nachweis für die utilitaristische Form der Zahlenethik der Wachstumskritik inkludieren. Ein vorweggenommener Nachweis in diesem Abschnitt würde womöglich sogar zum Missverständnis führen, dass es allein die im Utilitarismus (offensichtlicher) eingeschriebene Maximierungsdenkweise sei, welche die Wachstumsdynamik erzeuge. Obgleich diese Verbindung zwischen

Maximierungsdenkweise und Wachstumsdynamik von mir in keiner Weise abgestritten werden kann, so ist diese Verbindung noch keinesfalls hinreichend für eine vollumfängliche wirtschaftsphilosophisch-integrative Aufklärung. Denn die Cartesianismuskritik geht noch eine Stufe tiefer und würde *das (cartesianistische) Dynamisierungs- und Entgrenzungsproblem bereits in der Reduktion der Weltanschauung auf die res extensa verorten*, deren folgerichtiges Resultat der zahlenbasierten Maximierungs- respektive Optimierungsdenkweise nur ein Symptom, nicht jedoch die Ursache ist. Sprich das wachstumsdynamische Problem der Hypothese 1b tritt eben nicht erst mit der utilitaristischen Version des Zahlenethik auf, sondern bereits mit der Zahlenethik als solcher und dem Zahlenmaterialismus als solchem. Denn in der epistemologisch-ökonomisch unreflektierten Bestimmungsdynamik, in welcher das Erkennen und Erreichen von egalitärer Gleichheit oder suffizienter Minimalversorgung sichergestellt werden sollte, läuft es im Cartesianismus stets auf ein *möglichst viel Gleichheit* und ein *möglichst viel Suffizienz* hinaus, womit die Wachstumsdynamik nicht etwa durchbrochen, sondern eben gerade perpetuiert wird.

6.1.2 Bestimmungsdynamik des ethischen Egalitarismus der Wachstumskritik

Die *Hypothese 1a, ob die zeitgenössische Wachstumskritik es verpasst, eine plausible Alternative zum vorherrschenden Wachstumsimperativ darzubieten*, lässt sich nun auch auf Basis der egalitaristischen Argumentation der Wachstumskritik prüfen. Dabei möchte ich der gleichen Struktur der drei Interpretationsmöglichkeiten wie im vorangegangenen Abschnitt (Abs. 6.1.1) zur Analyse der utilitaristischen Argumentation folgen, da die Analysestruktur für alle Zahlenethiken problemlos kompatibel ist. Wie schon zuvor werde ich mit Ausnahme des Egalitarismus selbst einen grossen Teil der IM 3 definitionsgemäss auch in diesem Abschnitt aussparen aus analogen Gründen wie in Abschnitt 6.1.1 erklärt. Hingegen werde ich in diesem Abschnitt zum ersten Mal auch auf die *Hypothese 1b* eingehen, nämlich ob sich die – hier egalitaristische Version – der (auch radikalen) *zeitgenössischen Wachstumskritik sogar selbst als mitkonstituierend für die eigentliche Wachstumsdynamik erweisen lässt*.

Ein grundlegendes methodisches Problem für die transzendentallogische Analyse der egalitaristischen Argumentationsform stellt die im Gegensatz zur utilitaristischen Wachstumskritik nochmals systematisch erheblich vagere theoretische Ausbuchstabierung der egalitaristischen Wachstumskritik dar (vgl. Abs. 3.1.3.2).

Zwar sind «globale ökologische Gerechtigkeit» (vgl. Schmelzer & Vetter, 2019, S. 159-163) und «soziale Gerechtigkeit» (vgl. a.a.O., S. 165-167) wichtige ethische Argumente bei nahezu allen VertreterInnen des Postwachstums, aber damit ist natürlich noch nicht geklärt, *was* genau darunter jeweils verstanden wird und *was* genau daher möglichst ethisch ausgeglichen verteilt werden sollte. Dies ist aber von enormer Bedeutung, um zu prüfen, ob das egalitaristische Kernargument im Gegensatz zur bereits widerlegten Tauglichkeit des utilitaristischen Kernarguments (vgl. Abs. 3.1.3.1) dazu in der Lage ist, entweder einen (monistischen) zahlenmaterialistischen Anker zu begründen (vgl. IM 3), oder einen sich selbst nicht widersprechenden idealistischen Anker zu begründen (vgl. IM 2), oder ob das gleiche cartesianistische Problem wie in IM 1 postuliert auch hier rekonstruiert werden kann und damit die Hypothese 1a anzunehmen wäre.

Trotz der sparsam ausgearbeiteten Systematik des egalitaristischen Kernargumentes in der Postwachstumsliteratur lässt sich für die Zwecke dieser Arbeit *der Egalitarismus der (radikalen) Wachstumskritik als eine Form der Zahlenethik* beschreiben (vgl. Abs. 3.1.3.2). Es geht also um das Anstreben einer mit den Zielen einer Wachstumsrücknahme, so die Behauptung, weitestgehend harmonisch verwobenen (vgl. ebd.) *quantifizierten* Gleichheit respektive *quantifizierten* Gerechtigkeit. Dieser Umstand ist zwar wenig überraschend auf Basis einer eingenommenen Position der Cartesianismuskritik, welche grundsätzlich die zahlenethische Modellierung der Werteebene und der damit assoziierten Entitäten wie möglichst gleichverteilter Nutzwerte in Form des nicht mehr reflektierten zahlenmaterialistischen Geistes der *res extensa* erwarten würde (vgl. hierzu auch die verwandte Szientismuskritik in Abs. 4.2.3). Jedoch ist dieser Umstand an dieser Stelle dennoch auch weitergehend erklärungsbedürftig, wenn ich mich nicht selbst in einer zirkulären Logik verfangen möchte, indem ich mit der von mir jetzt vorausgesetzten Validität der Cartesianismuskritik keine andere Erklärung als diejenige anhand der Rekonstruktion der egalitaristischen Form der Wachstumskritik als Form des Cartesianismus mehr sähe (Gefahr der *Petitio Principii*). Daher bedarf es einer zusätzlichen Begründung, warum es sich beim Egalitarismus der Wachstumskritik um eine Zahlenethik handelt, welche die Ableitung auf ethischer Ebene ist von einem Zahlenmaterialismus, welcher seinerseits jedoch zumindest schon mal im Fall des egalitaristischen Kernargumentes nicht als monistischer respektiver reduktionistischer

Zahlenmaterialismus selbsttragend ist (denn dies wäre im Einklang mit der IM 3 für die egalitaristische Begründung, welche es aber zu verwerfen gilt; vgl. Abs. 6.1.1).[192]

Zur Erinnerung: Die IM 3 (vgl. Abs. 6.1.1) besagt, dass die Cartesianismuskritik grundlegend falsch aufgebaut ist und eine durchgreifende zahlenmaterialistische Realitätsverankerung – auch der Werteebene der Realität – durch bspw. fest definierbare Nutzwertskalen, *absolut* möglich ist. Kann diese Interpretation auf die egalitaristische Form der Wachstumskritik zutreffen (und nur diese Teil-Form lässt sich hier in diesem Abschnitt prüfen)? Die Antwort lautet ‹Nein› und der sicherste Hinweis darauf ist der innerhalb der Wachstumsdiskussion seit den 1970er Jahren beobachtbare und von allen Lagern geteilte, d.h. gemeinhin von allen Beteiligten *akzeptierte Wandel der als entscheidend angesehenen zahlenbasierten Vergleichsgrundlagen*. War zu Beginn Knappheit partikularer (u.a. fossiler) Ressourcen entscheidend für die Wachstums(grenzen)diskussion, hat sich das zahlenbasierte ethische Kriterium im Laufe der Zeit zu einem Schadstoff-Supermetrik-basierten Kriterium wie ein Grenzwert auf der CO_2-Skala gewandelt (vgl. Kap. 2.3). Dies hat immer auch Einfluss gehabt auf die Wachstumsgerechtigkeitsdiskussion, welche sich zunehmend nicht mehr entlang der Frage von gerechten Ressourcenverbrauchsverteilungen bewegte, sondern sich hin zur Frage von gerecht verteilten CO_2-Schadstoffkontingenten verändert hat (vgl. Abs. 3.1.3.2, dort Fn. 99).

[192] Die Gefahr der eigenen Verabsolutierung der Cartesianismuskritik ist dann gegeben, wenn man überall nur noch den Cartesianismus als Denkform sähe bzw. dies bereits stets voraussetzte. Dies würde zu erheblichen Schwierigkeiten führen, weil die Cartesianismuskritik ja davon ausgeht und auch sinnvollerweise davon ausgehen muss, dass in der voranschreitenden Postmoderne das Phänomen relativistisch-materialistisch verselbständigten Denkens in und durch Zahlen eben nahezu allumfassend geworden ist. Man könnte daher fälschlich nur allzu schnell meinen, auf die notwendige Einzelfallprüfung einer Argumentation verzichten zu können. In der Tat ist es auch so, dass in der heutigen Ethik oft eine zahlenmaterialistische Struktur egalitaristischer Ansätze vorliegt, vielmals auch ökonomisch geprägt (vgl. Hausman & McPherson, 2006, S. 174-177), um bspw. eben zahlenethisch eine Gleichverteilung von Wohlstand und Nutzen (vgl. a.a.O., S. 184f.) oder auch Ressourcen (vgl. a.a.O., S. 185-190) anzustreben. Dennoch gibt es auch potentielle, im Rahmen der Grenzen dieser Arbeit jedoch nicht ausreichend kritisch thematisierbare Versuche von nicht rein zahlenethisch und damit zahlenmaterialistisch limitierten egalitaristischen Ansätzen, wie bspw. dem *Capabilities*-Ansatz (vgl. a.a.O., S. 191f.). Amartya Sen (2009) als wirtschaftsphilosophisch geschulter Vertreter und Vordenker eines solches Ansatzes warnt ganz dezidiert von der Kommensurabilitätsannahme in Form des *Completeness*-Axioms konkurrierender (Rawlsianischer) Ressourcen-basierter (zahlenethisch)-egalitaristischer Ansätze: «[W]e should not be […] tempted by the attractions of a complete ordering (seen independently of *what* it completely orders)» (S. 263; vgl. hierzu auch Kap. 4.3). Es gibt also auch heutzutage egalitaristische Ansätze, welche zumindest versuchen, hinter den eben dann nicht als voraussetzungslos gesehenen Quantitäten auf der Welt die Notwendigkeit des Einbezugs eines Qualitäts- oder Wesensbegriffs hinter den Quantitäten zu belegen (womöglich hier auch als Artefakt des Denkens des ersten Paradigmas der prima philosophia, so meine Vermutung in diesem spezifischen Fall von A. Sen). Dennoch lässt sich für die Zwecke dieser Arbeit attestieren, dass auf derartige, sich womöglich nicht auf Zahlenethik reduzierende moderne (und hier nicht postmoderne) egalitaristische Ansätze in der Postwachstumsliteratur meines Wissens nicht systematisch zurückgegriffen wird.

Damit *bürgt der Wandel des zahlenbasierten Bezugskriteriums bereits dafür, dass die egalitaristische Wachstumskritik gemeinhin keine zahlenmaterialistisch statische, d.h. hier feste und unveränderliche Grundlage akzeptiert*. In der real beobachtbaren egalitaristischen (epistemischen) Logik ist also kein fester, ontisch unbeweglicher Zahlengrund eingebaut, welcher für sich selbst spricht, nicht einmal aus Sicht der sich stets an verändernden Zahlenkriterien ausrichtenden WachstumsablehnerInnen. Nun könnte man noch einwenden, dass dies noch nicht beweist, dass nicht doch irgendeine der Egalitarismus-relevanten Skalengrundlagen die richtige wäre, d.h. absolut und materialistisch-monistisch im Rahmen der Wachstumskritik für sich selbst sprechen würde, unabhängig davon, dass sie einfach (noch) nicht gemeinhin gefunden und/oder akzeptiert worden ist.[193] Jedoch zeigt auch die immer bereits antizipierte Möglichkeit von Wachstumsexternalitäten (vgl. Abs. 6.1.1), dass selbst innerhalb einer gewählten, Wachstumseffekte möglichst präzise berechnenden Wachstumsgerechtigkeitsskala kein statische, absolute Sicherheit in den jeweils berechneten Zahlenwerten vorherrschen kann, selbst aus Sicht der WachstumskritikerInnen nicht. Dieses Problem erstreckt sich wie gezeigt (vgl. ebd.) auch auf die generelle, nicht nur egalitaristisch orientierte Möglichkeit von Berechnungen negativer Wachstumsexternalitäten im Zuge der Handlungen und bereits der praktischen Vermessungen und Berechnungen innerhalb eines Anti-Wachstumsimperativs. Die stets für möglich gehaltene eventuelle Existenz von Externalitäten bedeutet dabei im Kontext der Prüfung und letztlich Zurückweisung der IM 3 nichts anderes, als dass sich zu einem gegebenen Zeitpunkt X etwaig nicht hinreichend genau quantifizierte Aspekte dieser abgezählten Quanten, auf welcher Skala auch immer, später zum Zeitpunkt Y unter dann vollumfänglicherer Quantifizierung (als vorher zum Zeitpunkt X) aller möglichen skalen- und wachstumsrelevanten Entitäten als signifikant für die neuere und genauere – hier egalitaristische – Gesamtnutzenverteilungsrechnung erweisen. Dadurch dass die Möglichkeit von (negativen, aber auch positiven Wachstums)externalitäten immer bereits vorausgesetzt wird in der eben doch zahlenethischen Struktur der – hier egalitaristisch argumentierenden – Wachstumskritik, lässt sich die Möglichkeit der Ungültigkeit einer angeblich für sich selbst sprechenden egalitären Wachstumszielerreichung zu einem Zeitpunkt X niemals grundsätzlich widerlegen (sofern man die Annahme des *Laplaceschen Dämons*

[193] In Abschnitt 6.1.4 kehre ich grundsätzlich, d.h. ausserhalb der rein egalitaristischen Teildiskussion, auf diesen zahlenmaterialistisch-ontologischen und epistemologisch relevanten Punkt im planetaren Massstab zurück.

ausschliesst[194]), sondern mit diesem unsicheren zahlenmaterialistischen Grund muss sogar konstant epistemisch *gerechnet* werden, gerade weil man ja möglichst viele Wachstumsexternalitäten internalisieren möchte (vgl. z.B. Latouche, 2005, S. 286f.). Damit kann die IM 3 für die egalitaristische Wachstumskritik schon mal sicher ausgeschlossen werden: Gegebene Zahlen selbst können ontologisch niemals für *echte* Gleichheit bürgen.

Dies beweist aber noch keinesfalls die Verwirklichung der cartesianistischen Dynamik und damit die Bewahrheitung der IM 1 mitsamt der Einlösung der Hypothese 1a (vgl. Abs. 6.1.1) für die egalitaristische Fassung der Wachstumskritik. Denn wie für die utilitaristische Version der Wachstumskritik gilt es noch die alternative Möglichkeit einer in sich konsistenten, nicht-relativistischen idealistischen Grundlage des egalitären Gedankens zu prüfen (vgl. IM 2, ebd.). Im Gegensatz zum Vorgehen im vorangegangenen Abschnitt werde ich nun jedoch keine direkte Prüfung der von mir zu verwerfenden IM 2 vornehmen, sondern eine auf dem ersten, nicht-cartesianismuskritischen Blick ungewöhnliche These vorschlagen, deren Nachweis gleichbedeutend mit der Individualprüfung der IM 2 und im Umkehrschluss nun der IM 1 für das egalitaristische Kernargument ist: Jeweils *zahlenethische egalitaristische und zahlenethische utilitaristische Denkformen und die damit einhergehenden materiellen Strukturen lassen sich*, cartesianismuskritisch und damit auch Zahlenmaterialismus-kritisch zu Ende gedacht, *überhaupt gar nicht sinnvoll voneinander unterscheiden*, sondern fliessen schlussendlich ineinander durch einen in der Tendenz globalen Relativismus, der dem Cartesianismus und all seinen zahlenethischen Ausgestaltungen zu eigen ist (vgl. Kap. 4.1, dort insb. Abs. 4.1.3). Denn schliesslich werden die Grenzen zwischen Egalitarismus und Utilitarismus selbst in der allumfassenden Eigendynamik aufgelöst. Dieser cartesianistische Prozess führt *zum einen* zur übertragbaren Gültigkeit der Argumente aus Abschnitt 6.1.1 und damit zur Gültigkeit der Hypothese 1a für die (anscheinend) «egalitaristische» Begründung zeitgenössischer Wachstumskritik. *Zum anderen* lassen sich durch die

[194] Eine gesonderte Begründung für den notwendigen Ausschluss des allumfassenden mathematischen, gesetzesdeterministischen Wissens kann ich zwar hier nicht leisten, möchte aber in diesem Zusammenhang auf die Grundlagen der Cartesianismuskritik zurückverweisen (Kap. 4), welche die Möglichkeit eines Laplaceschen Dämons aus transzendentalphilosophischen Erwägungen heraus definitiv nicht zulässt. Der Laplacesche Dämon könnte sich seiner Erkenntnis der scheinbar determinierten, zahlenmaterialistisch erfassten Aussenwelt niemals wirklich sicher sein, da er ja letztlich immer noch vom cartesischen Genius malignus im Hinblick auf diese Erkenntnis getäuscht werden könnte (aber jedoch nicht im Hinblick auf seine Existenz getäuscht werden könnte, was immer diese nicht-laplacesche Existenz dann auch wäre). Im Prinzip handelt es sich bei der Vorstellung der Möglichkeit eines Laplaceschen Dämons bereits um einen (wohl ausgesprochen ausgeprägten) Cartesianismus.

Verdeutlichung dieses Prozesses auch bereits erste Rückschlüsse zur Hypothese 1b ziehen, nämlich dass durch die cartesianistische Verselbständigung sich auch die Wachstumsdynamik selbst verstetigt und zwar auch von Seiten der heutigen radikalen WachstumskritikerInnen ausgehend.

Um dies darzulegen, gilt es mangels einer in der wachstumskritischen Literatur vorfindlichen theoretischen Systematik die egalitaristische Argumentationsstruktur in ihrer zahlenethisch abstraktesten Form zu rekonstruieren. Der moderne Egalitarismus zeichnet sich dadurch aus, dass er im Gegensatz zum Utilitarismus nicht beabsichtigt, den Gesamtnutzen zu maximieren, sondern die Gesamtnutzenanteile bei den NutzenträgerInnen in möglichst gleicher Höhe zu verteilen (vgl. Hübner, 2014, S. 227). Innerhalb der zahlenethischen Gesamtstruktur lässt sich dies folgendermassen verdeutlichen.[195] Gegeben seien drei mögliche Handlungsoptionen *P*, *Q*, und *R* in einer von drei NutzwertträgerInnen respektive Betroffenen bewohnten Welt. An dieser Stelle ist es zuerst einmal völlig unerheblich, wer oder welche Spezies diese Betroffenen sind oder aus was die Nutzwerteinheiten bestehen (es könnten z.B. cartesianistisch konsequent zu Ende gedacht, vgl. Kap. 4.3, «Geldwerte» sein). Option *P* führt voraussichtlich zu einer angestrebten Nutzwertverteilung von 10 Nutzwerten für Betroffenen P_1, 7 für P_2 und 3 für P_3 (in Kurzform:10-P_1, 7-P_2, 3-P_3). Option *Q* lautet: 5-Q_1, 5-Q_2, 5-Q_3. Option *R* lautet: 3-R_1, 3-R_2, 3-R_3. Der Egalitarismus würde nun im Gegensatz zum Utilitarismus nicht Option *P* präferieren, sondern Optionen *Q* oder *R*, da dort jeweils Gleichheit vorzuherrschen scheint und selbst wenn dort scheinbar keine «*absolute*» Gleichheit vorherrschen würde, Option *P* so oder so die zumindest vergleichsweise am wenigsten gleiche Nutzwertverteilung aufweist. Dass der jeweilige Gesamtnutzen (genauso wie im Übrigen der Nutzwertdurchschnitt pro Betroffenem) bei Optionen *Q* und *R* jeweils geringer ist als bei Option *P*, kümmert im Egalitarismus im Unterschied zum Utilitarismus nicht. Um zwischen Optionen *Q* und *R*, welche beide jeweils «gleich gleich» zu sein scheinen, eine Entscheidungshierarchie einzufügen, bräuchte es nun eine Zusatzannahme. Bei Gleichstand bspw. könnte man bspw. sagen, dass sich der Egalitarismus der Wachstumskritik nachgelagert für eine utilitaristische Nutzwertverteilung entscheidet; dann wäre wohl Option *Q* zu wählen. Allerdings wäre auch Option *R* denkbar, insbesondere dann, wenn man davon ausginge, dass zu hohe Nutzwerte mit derzeit noch versteckten, d.h. (noch) nicht in die «objektiven» Nutzwertberechnungen internalisierten negativen (Wachstums-)Externalitäten einhergingen, oder mit anderen

[195] Die nun folgenden Beispiele sind eine für den Postwachstumskontext angepasste Abwandlung der bei Hübner (2014) vorfindlichen Veranschaulichungen (vgl. S. 227f.).

Worten die jetzigen Nutzzahlennennwerte[196] nicht wirklich absolut entkoppelt wären von negativen Wachstumseffekten für die drei Betroffenen bspw. 30 Jahre in der Zukunft. Wenn man dann noch davon ausginge, dass diese negativen Externalitäten, wenn auf die gleiche Nennwertskala gebracht, d.h. wenn sie internalisiert werden würden, die jetzigen Nennwertunterschiede überwögen, wäre aus Sicht eines Anti-Wachstumsimperativs in Form der (auch etwaigen «Suffizienz»-)Devise «*Weniger wird mehr!*» dann ebenso aus sekundär utilitaristischer Sicht (vgl. hierzu auch Abs. 6.1.1) bei egalitaristischem Gleichstand kontraintuitiverweise die Option *R* gegenüber *Q* vorzuziehen, trotz geringerer – aber eben nur auf dem ersten Blick *geringer anmutender* – Nutzensumme. Die aufgrund der dynamischen und eben nicht einmalig festgelegten Nutzzahlennennwerte (vgl. auch Ablehnung IM 3 in diesem Abschnitt; vgl. Abs. 6.1.1, Abs. 6.1.3) mit allerlei solcher Ambivalenzen versehene zahlenethische Begründungsstruktur soll hier im Folgenden jedoch nur im Hinblick auf die Abgrenzungsfähigkeit des Egalitarismus zum Utilitarismus interessieren. Die Unterscheidung der Optionen *Q* und *R* ist daher erst für den kommenden Abschnitt 6.1.3 im Rahmen des Minimalversorgungs- respektive Suffizienzansatzes interessant, weshalb ich Option *R* für den Rest dieses Abschnitts ignorieren werde.

Es bleibt daher vorerst lediglich die Gegenüberstellung von Option *P* (10-P_1, 7-P_2, 3-P_3) und Option *Q* (5-Q_1, 5-Q_2, 5-Q_3). Nun mag an dieser Stelle die Ununterscheidbarkeitsthese von Utilitarismus und Egalitarismus geradezu absurd anmuten, weil beide ethische Handlungsoptionen zu einem jeweils offensichtlich zahlenmässig anderen und auch anders begründeten Ergebnis gelangen müssten (Option *P* vs. Option *Q*). Jedoch gilt es hier sofort cartesianismuskritisch einzuwenden, dass man damit bereits anerkennen müsste, dass rein aufgrund gewisser zahlenmaterialistischer «Fakten» (unterschiedliche Nutzzahlennennwerte und ihre Verteilung wie in der *Unterscheidung* zwischen Optionen *P* und *Q*) eine ontische Verlässlichkeit eines realen Unterschieds zwischen beiden Optionen bestünde. In diesem Abschnitt ist bereits gezeigt worden, dass die egalitaristische Begründungsstruktur, zumindest in ihren eigenen zahlenmaterialistischen Prämissen (d.h. vorbehaltlich etwaiger externer Rettungsversuche wie in Abs. 6.1.4; vgl. hierzu

[196] In meiner Terminologie verhalten sich Nutzzahlennennwerte gegenüber Nutzwerten analog wie (angezeigte) Preise gegenüber (tieferliegenden, versteckten, usw.) Werten innerhalb der Doppelrolle des Geldes (vgl. Kap. 4.3), wobei ich damit natürlich die Äquivalenz von zahlenethischen, cartesianistischen und geldförmigen Argumenten für die Rekonstruktion der egalitaristischen Argumentationsform der Wachstumskritik voraussetze (vgl. ebd.). Hinter aktuell angezeigten objektivierten Preisen (*Geldmaterie*) respektive Nutzzahlennennwerten können sich also natürlich stets versteckte Kosten, eben bspw. negative Wachstumsexternalitäten verbergen, welche noch nicht «eingepreist» sind, aber eben idealiter (*Geldideal*) noch eingepreist respektive internalisiert gehören, um die «wahren» Werte – natürlich hier rein cartesianistisch-quantitativ gedacht – abzubilden.

auch analog beim Utilitarismus Abs. 6.1.1), jedoch nicht zahlenethisch für sich selbst sprechen kann, sondern immer auch bereits eine innere Dynamik besitzt (vgl. IM 3 weiter oben). Dieses Problem verweist aber im zweiten, (transzendental-) epistemologischen Paradigma der prima philosophia weg von der Ontik hin zur Epistemik, dies selbst in der cartesianistischen (Verfalls-)Form des Paradigmas, da auch zuerst naive zahlenmaterielle Fakten durch vermeintlich noch genauere Quantifizierungen in ihrer Zahlenbasis immerzu optimiert werden müssen (z.B. durch umfangreichere epistemisch-relationalistische Verrechnungen mit neuen Daten, Geldwerten, usw.). Das immer auch ökonomische Beherrschungsprogramm der (Post-)Moderne ist letztlich ein epistemisch-ökonomisches Zähl- und Verrechnungsprogramm, ganz analog der geldförmigen Dynamik wie in Kapitel 4.3 bei Simmel beschrieben. Das potentielle Problem bisher versteckter, d.h. noch nicht ausreichend gezählter und verrechneter negativer Wachstumsexternalitäten könnte ja nämlich immer noch die Möglichkeit eröffnen, dass Option *Q* ($5\text{-}Q_1$, $5\text{-}Q_2$, $5\text{-}Q_3$) aus Wachstumsverhinderungs- und gleichzeitig egalitaristischer Sicht doch *in Wahrheit* weniger vorzugswürdig wäre als Option *P* ($10\text{-}P_1$, $7\text{-}P_2$, $3\text{-}P_3$). Dies könnte auch dann der Fall sein, wenn man die egalitaristisch-wachstumskritische Zusatzprämisse, dass mehr Wachstum auch mit mehr Ungleichheit verbunden ist und umgekehrt (vgl. Abs. 3.1.3.2) akzeptieren würde und damit jegliche Skepsis an der «Kostenwahrheit» aktueller Nutzzahlnennwerte sogar in die andere Richtung deuten würde, nämlich dahingehend, dass, wenn schon denn schon, Option *P* aufgrund der aktuellen grösseren Ungleichheit zukünftig zu sogar noch mehr negativen Wachstumsexternalitäten führen würde (z.B. durch das initiierte Wettrennen zwischen P_1, P_2 und P_3 um Statusgüter) und dies dann wiederum zu mehr Ungleichheit führt.

Denn so einfach ist es nicht. Sogar mit diesem relationalistischen «Trick» lässt sich der Egalitarismus dennoch nicht auf ein eigenes, selbstbegründendes idealistisches Fundament, wie von der IM 2 suggeriert (vgl. Abs. 6.1.1), stellen, weil hier im Folgenden gezeigt werden kann, dass mit all diesen (ordinal-) relationalistischen Einwänden, dass sich der Egalitarismus, insbesondere im Kontext der Wachstumsdebatte, vom Utilitarismus selbstverständlich unterscheiden würde, keine ausreichende idealistische (absolute) Begründung des Egalitarismus in Abgrenzung zum Utilitarismus möglich ist, insbesondere dann nicht, wenn man die Ordinalität an anderer Stelle bereits relativistisch auflöst («*Weniger ist mehr!*»; z.B. Muraca, 2014, S. 71). Dies lässt sich am besten am ungeklärten Verhältnis der Verrechnungsgrundlagen von positiven und negativen Wachstumsexternalitäten belegen unter Rückgriff auf das Beispiel der Klimakonferenzreise aus Abschnitt 6.1.1.

Es spricht nun nämlich auf Basis der von der zeitgenössischen Wachstumskritik geteilten egalitaristischen Verrechnungslogik nichts dagegen, dass P_1 mit 10 Nutzwerten, bzw. genauer gesagt 10 Nutzzahlennennwerten, im Moment gegenüber allen anderen NutzwertträgerInnen P_2 und P_3 nicht nur klar «am reichsten» ist und vielleicht auch am meisten negative Wachstumsexternalitäten erzeugt, im Sinne auch der mutmasslichen Korrelation zwischen negativen Wachstumsexternalitäten und Ungleichheit, damit sogar die *eigentlichen* (prognostizierten bzw. modellierten[197]) Nutzwerte von P_2 und P_3 noch weiter herunterdrücken würde, aber durch das eigene Anti-Wachstums-Engagement im Hinblick auf positive Wachstumsexternalitäten (im Sinne von propagierter Wachstumsrücknahme) dies alles wieder «mehr als auszugleichen» vermöge. Geradezu benötigt man ja eben für den Besuch einer Klimakonferenz auf der anderen Seite des Atlantiks oder selbst in einer radikal digitalisierten «umweltfreundlichen», aber eben niemals ganz entmaterialisierten, Variante eines Klimakonferenzbesuchs, mehr «Ressourcen», als wenn man einfach nur passiv daheim bleiben würde, z.B. wie dies hier P_2 oder vielleicht auch P_3 machen würden, welche aber damit auch vermeintlich keine positiven Wachstumsexternalitäten zu erzeugen vermögen.

Dies führt zu einem nicht aus sich selbst heraus, d.h. nicht aus den eigenen egalitaristischen Grundlagen heraus auflösbaren Widerspruch. Im Rahmen der Handlungen des Anti-Wachstumsimperativs müssen auf Ressourcenebene gewisse Ungleichheiten in der Welt vorausgesetzt werden, zumindest schon mal zwischen denjenigen, welche auf eine Klimakonferenz gehen und denjenigen, welche dies nicht tun. Es könnte sogar sein, dass diese Ungleichheiten zementiert werden müssen, bspw. durch Planen der nächsten Klimakonferenz, gerade um auf lange Sicht die positiven Wachstumsexternalitäten «nachhaltig» zur Entfaltung zu bringen, d.h. bis sich die Gesellschaft zu einer auch wirklich so genannten Postwachstumsgesellschaft umgewandelt hat. In dieser dürfte es dann aber genau genommen auch keine Klimakonferenzen mehr geben, weil bei einer strengen nummerischen Auslegung der Option *Q* ($5\text{-}Q_1$, $5\text{-}Q_2$, $5\text{-}Q_3$) unserer vermeintlich egalitären Postwachstumsgesellschaft auch keine Ungleichheit-mit-sich-bringenden Klimakonferenzen im eigentlichen Sinne mehr möglich wären. D.h. analog der beschriebenen Problematik im vorangegangenen Abschnitt 6.1.1 bleibt nicht nur das

[197] Die hier gemeinte Modellierung ist eigentlich bereits auf einer mindestens zweiten Iterationsstufe der Eigendynamik zu sehen, denn cartesianismuskritisch aufgeklärt handelt es sich in der Reduktion von Werten auf Nutz(zahlennenn)werte bereits um eine erste «Modellierung» der Welt inkl. der spezifisch subjektseitigen Wertesphärenelemente, nämlich um eine reduktionistische Modellierung der der *res cogitans* zugehörigen Daseinssphäre im Geiste der reinen *res extensa*. Eine etwaige Computer-Modellierung erfolgt nur *zusätzlich*.

eigene (utilitäre) *Wachstum des Anti-Wachstumsimperativs* ein auf epistemologisch fataler Weise ignorierter blinder Fleck auf der Landkarte des wachstumsablehnenden Lagers. Auch die immer schon vorausgesetzte Ungleichheit, zumindest diejenige zwischen dem Anti-Wachstumsimperativ und der damit einhergehenden notwendigen Ressourcen und dem Nicht-Anti-Wachstumsimperativ und der damit einhergehenden notwendigen Ressourcen, ist denknotwendig unhintergehbar, wenn der Anti-Wachstumsimperativ mit materiellem Gehalt für gesollte Handlungen gefüllt werden soll. Dieses transzendentallogisch zu begründende Selbstwiderspruchsproblem verliert sich nun keinesfalls nur im Abstrakten, sondern konkretisiert sich ja realiter durch das Phänomen, dass selbsterklärte WachstumsablehnerInnen in vielen Fällen nicht nur mehrheitlich aus den weltweit reichsten und wirtschaftlich «wachstumsstärksten» Ländern zu kommen scheinen, sondern auch innerhalb dieser Länder sicherlich nicht zu den am wenigsten (materiell) privilegiertesten Mitgliedern ihrer jeweiligen Gesellschaft gehören.[198]

Es korrelieren also ggf. nicht nur Ungleichheit mit negativen Wachstumsexternalitäten, wie von (radikalen) WachstumskritikerInnen – womöglich zu Recht – festgestellt, sondern eben womöglich immer auch Ungleichheit mit positiven Wachstumsexternalitäten, auch derjenigen, welche im Rahmen der Handlungen des Anti-Wachstumsimperativs entstehen, welche wiederum als notwendig erscheinen, um den Wachstumsimperativ zu überwinden. Diese zweite Korrelation, welche im Widerstreit zur Kohärenz des egalitaristisch begründeten Anti-Wachstumsimperativs steht, wird jedoch meines Wissens in der Literatur vollständig ignoriert. Nun bräuchte es für eine verlässliche ökologisch-sozial-egalitäre Bilanzierung, d.h. für eine *echte* Gesamtverrechnung aller tatsächlichen oder auch nur vermeintlichen positiven und negativen Wachstumsexternalitäten einen Externalitätenerfassungsmassstab, respektive allgemeiner gesprochen, einen Quantifizierungsbestimmungsmassstab, um die vollständige (relativistische) Beliebigkeit jeder möglichen einfach behaupteten Rechnung zu verhindern. Externe ontische Rettungsversuche hier aussen vorgelassen (vgl. Abs. 6.1.4), stellt sich aber heraus, dass das egalitaristische Kernargument dieses Quantifizierungskriterium genauso wenig bieten kann, wie das utilitaristische Kernargument (vgl. Abs. 6.1.1), da beide zahlenethische Argumente nur angeben, im Hinblick auf welches in der Zukunft

[198] Der in öffentlichen politischen Diskussionen oftmals anhand des Wachstumsthementeilgebiets des Klimawandels vorgebrachte Vorwurf, dass man sich Klimaschutz schon auch «leisten können müsse», verweist, wenn man ihn von allen polemischen, fälschlich moralisierenden und ihrerseits oft politisch instrumentell verwendeten Elementen entkleiden würde, im sachlichen Kern durchaus auf genau dieses Widerspruchsproblem.

modellierte *quantitative* Ziel verrechnet werden soll (mehr Gesamtnutzen oder mehr Gleichheit), aber gar nicht unter welchen konstitutiven *qualitativen* Voraussetzungen dies zu geschehen hat. Im Gegenteil: Wenn man diese nicht reflektierten konstitutiven (geistigen) Voraussetzungen in ihrer ihrerseits zahlenethischen, d.h. quantitativen Form expliziert, offenbart sich beim Egalitarismus aufgrund der ständigen Unmöglichkeit, den Zahlenmaterialismus zu einem festen Ende zu bringen[199] unter dem egalitären und eben nicht für sich selbst sprechenden zahlenethischen Ideal, ein unreflektiertes, d.h. auch implizites, subjektseitiges epistemisch-ökonomisches Relativierungs- und Quantifizierungsideal. Dieses seine eigene Begründungslast nicht tragende Ideal (vgl. Ablehnung IM 2) trachtet stets danach, durch *immer mehr* epistemische Beobachtungs- und damit Quantifizierungsvorhaben *eine optimale*, d.h. hier zahlenethisch-epistemisch ausgedrückt *maximale Gleichheit* zu erreichen.

Wenn man nun diesen epistemisch-quantitativen Prozess der egalitaristischen Wachstumsreduktionserreichung im Rahmen des Anti-Wachstumsimperativs selbst auf einer Zahlenskala modellieren würde, so möchte der wachstumskritische Egalitarist Q^*_1 nicht etwa einen *epistemischen Nutzwert*[200] von sagen wir mal ‹5› erreichen im Hinblick auf das möglichst vollständige Verrechnen und damit das bestmögliche Sicherstellen der Erreichung des (scheinbar) egalitaristischen Gesamtziels der Option *Q* (5-Q_1, 5-Q_2, 5-Q_3), sondern den *epistemischen Nutzwert* von z.B. ‹10›. Letzteres würde scheinbar vergleichsweise «besser» sicherstellen, d.h. zahlenmaterialistisch genauer als beim epistemisch inferioren Wert ‹5› eine präzise Messung ermöglichen, so dass nun (vermeintlich) wirklich alle positiven und negativen Wachstumsexternalitäten sauber verrechnet und internalisiert werden würden auf der finalen Nutzwertverteilung und man die *wirklichen* Zahlenwerte, d.h. die auf das Zahlenmaterielle reduzierte Gesamtrealität in den angezeigten Nutzzahlennennwerten von Option *Q* integriert hätte. Auf der epistemischen Verrechnungsebene gilt dann aber eben nicht ein wissenstechnisch egalitäres Ziel, in welchem der berechnende Nutzwertträger Q^*_1 (5-Q_1) nur genauso viel oder wenig über die wahren Zahlenwerte informiert wäre wie Q^*_2 (5-Q_2) oder Q^*_3 (5-Q_3). Sondern *ein solcher epistemisch berechnender und gleichzeitig betroffener Nutzwertträger* Q_1 und Q^*_1, der ja hier gleichzeitig Anhänger des Anti-Wachstumsimperativs wäre und eben

[199] Es könnten ja immer noch negative und positive Wachstumsexternalitäten lauern und/oder die bereits erkannten Externalitäten präziser auf einer noch genaueren Supermetrik miteinander verrechnet werden für die Erreichung des teleologischen Ziels der Wachstumsrücknahme und der angeblich auch damit einhergehenden perspektivischen Ungleichheitsreduktion.

[200] Der epistemische Nutzwert stellt innerhalb der zahlenmaterialistischen Logik nichts anderes dar als ein cartesianistisch reduzierter «Erkenntnis»wert, welcher wiederum immer auch voll ökonomisch modellierbar ist.

vor Entscheidungen stünde, entweder zur Klimakonferenz zu reisen oder nicht, darf sich auf der epistemischen Ebene gerade eben nicht für die Option *Q** (5-Q^*_1, 5-Q^*_2, 5-Q^*_3) entscheiden, in welcher ‹5› das Maximum wäre, sondern vielmehr für die Option *P** (10-P^*_1, 7-P^*_2, 3-P^*_3), in welcher er (Q_1) als gleichzeitig epistemischer Egalitarist Q^*_1 nun neu möglichst als P^*_1 den höchsten epistemischen Nutzwert von ‹10› anstrebt, ja *gerade um* den Egalitarismus (Option *Q*) vermeintlich bestmöglich einlösen zu können. Damit verhält sich der wachstumskritische Egalitarist Q_1 auf epistemischer Ebene wie der epistemische Utilitarist P^*_1 (10-P^*_1). Man sollte eben doch die Klimakonferenz besuchen, unabhängig der negativen Wachstumsexternalitäten und der damit verschärften Ungleichheit, um dort eben zu erfahren, zu erarbeiten oder bekannt zu geben, dass nicht etwa bspw. begrenzte Partikular-Ressourcen die zahlenmässig wahren Wachstumsgrenzen darstellen, sondern es kraft dieses [szientistischen, vgl. Abs. 4.2.3; Anm. des Autors] zahlenmaterialistisch genaueren Wissens bestimmter internalisierungsmaximierender Supermetriken wie der CO_2-Supermetrik, oder auf nächster, noch optimalerer Iterationsstufe, wie der CO_2-Äquivalente-Supermetrik bedarf (vgl. Kap. 2.3). Eine aus egalitaristischer Sicht «faire» Wachstumsexternalitätenverteilung kann und muss also epistemisch zu Ende quantifiziert sehr «ungleich» erscheinen und *ähnelt in der Maximierung der anvisierten Zahlenwerte vielmehr unweigerlich dem Utilitarismus, sobald die epistemischen Konstitutionsbedingungen integrativ miteinbezogen werden*.

Der dabei paradoxerweise ausgestossene Schadstoff (d.h. die negativen Externalitäten) zur eigentlich angedachten Schadstoff(ungleichheits)beseitigung trägt dabei als Mittel eben nicht etwa nur zu einer bezweckten Verstärkung eines Anti-Wachstumskreislaufs im Sinne des Erstarkens der Postwachstumsbewegung bei (positive Wachstumsexternalitäten), sondern trägt immer auch zur sogenannten Wachstumsspirale des Wachstumsimperativs und damit – selbst nach eigener Massgabe – immer auch zur Ungleichheitsvermehrung bei (negative Wachstumsexternalitäten). Dies liegt daran, dass die in der Ausgangsstellung zur konzeptuellen Unterscheidung von Egalitarismus und Utilitarismus präsentierte Nutzwertskala, symbolisiert in den Auswahloptionen *P* («Utilitarismus») und *Q* («Egalitarismus»), und die epistemische Nutzwertskala, symbolisiert in den Optionen *P** (epistemischer Utilitarismus) und *Q** (epistemischer Egalitarismus) – welche jedoch wie gezeigt zu umgekehrten Auswahlergebnissen führen muss (Egalitarismuswissen gilt es *zu maximieren*, d.h. P^*_1 ist gegenüber Q^*_1 zu präferieren, selbst wenn Q_1 egalitaristisch-wachstumskritisch gegenüber P_1 zu präferieren ist) – zwingend als kommensurabel und ineinander verzahnt gedacht werden müssen. Denn

bei der epistemischen Nutzwertskala handelt es sich nicht einfach um vom materiellen Geschehen absolut entkoppelte subjektivistische «Idealzahlen», sondern ganz analog der in Abschnitt 6.1.1 beschriebenen, im Cartesianismus unreflektierten objektivistischen Verzahnung von Epistemik und Ökonomie bringt bspw. der Klimakonferenzbetrieb soziale und ökologische «Kosten» und eben auch Ungleichheitsverstärkungen mit sich. Dies ist nun auch bei andere Handlungen innerhalb des Anti-Wachstumsimperativs denkbar wie ein Kohlekraftwerk abzubauen, ein Naturschutzprogramm hochzufahren, usw. und selbst der abstrahierte wissenschaftliche Wachstumsexternalitäten-Internalisierungsprozess (z.B. Bereitstellung von Messapparaturen, Wissenschaftskommunikation der neu herausgefundenen Supermetriken, der kontinuierliche Forschungsbetrieb drumherum, usw.) bis hin zum Vorgang einer hierzu notwendigen Informationsbeschaffung (vgl. Caplin & Dean, 2015) ist ja mit Kosten verbunden und damit auch mit ökologischen und sozialen Ungleichheitsverstärkungen. Dass dabei auch ein Verweis auf die nicht privat-wirtschaftliche, d.h. z.B. staatliche oder wissenschaftliche, und damit angeblich doch gar nicht «ökonomische» Natur des epistemischen Prozesses des (egalitären) Anti-Wachstumsimperativs kein sinnvolles Gegenargument darstellt, zeigt bereits die in der Ökonomisierung der Gesellschaft (vgl. Abs. 4.2.4) weit vorangeschrittene Ununterscheidbarkeit zwischen staatlichen und privatwirtschaftlichen Institutionen im Allgemeinen (vgl. Kap. 4.3, dort Fn. 181) und im wissenschaftlich-ökonomischen Komplex im Spezifischen (vgl. Kap. 4.3, dort Fn. 178).

Diese empirisch beobachtbaren Ökonomisierungen und konzeptuelle Grenzen-auflösenden Relativisierungsphänomene sind jedoch nur das materiell sichtbare Derivat der zugrundeliegenden wirtschaftstheoretisch-transzendentalphilosophisch zu reflektierenden «Doppelrolle des Geldes». Die Einsicht, dass eine jede zahlenmaterialistische und damit letztlich geldförmige Welterschliessungs-Epistemik «einerseits die Wertverhältnisse der austauschbaren Waren untereinander mißt, andrerseits aber selbst in den Austausch mit ihnen eintritt und so selbst eine zu messende Größe darstellt» (Simmel, 1907/1989, S. 126) macht grundlegend verständlich, warum der Rückfall in den ökonomischen Gegenstand immer dann folgen muss, selbst wenn man diesen Rückfall vermeiden möchte, wenn man die cartesianistisch-geldförmigen Methoden des eben immer auch geistigen ökonomischen Gegenstandes im eigenen Weltbezug zur Entfaltung bringt. Denn spätestens mit dem Auftauchen des immer auch materialisierten und niemals ganz zu entmaterialisierenden Geldes (vgl. Kap. 4.3) wird die durch die ontisch-epistemisch-relativistische Struktur des Zahlenmaterialismus bedingte wechselseitige

Relationalisierung der hier beschriebenen Nutzwertskalen anschaulich greifbar. Um *möglichst viel Gleichheit bei möglichst wenig Wachstum* sicherzustellen, breitet sich das Quantifizierungs- und Berechnungsprogramm im Sinne des relativistischen Geld*ideals* aus, womit dann aber die neu hinzukommenden, d.h. neu zu internalisierenden Nutzwerte als geldförmig kommensurable Werte mit den bereits bestehenden Nutzwerten in relationalistische Interaktion treten. Zahlenbasierte und geldförmige *Idealmessung* und zahlenbasierter und geldförmiger *materieller Austausch* lassen sich innerhalb der relativistisch-materialistischen Eigendynamik, wie von der Doppelrolle des Geldes veranschaulicht, nicht trennen. D.h. die epistemisch-ökonomische Interaktion zwischen der «egalitaristischen» Nutzwertskala und der «utilitaristischen» epistemischen Nutzwertskala kann *niemals einfach nur potentiell* bleiben, *sondern aktualisiert sich* unweigerlich, da beide bereits grundlegend auf Kommensurabilität ausgelegt sind. In der entgrenzten und sich in ihrer Eigendynamik nicht mehr selbst reflektierenden zahlenmaterialistischen Mess- und Berechnungsmethodik, welche z.B. in der ökonomisierten Wissenschaftswelt schon immer auch auf geld*materielle* «Ressourcen» angewiesen ist und selbige utilitaristisch zu steigern trachtet, um *das eigene Quantifizierungsprogramm zu optimieren*, scheint damit bereits nichts anderes durch, als das bereits mehrere Iterationsstufen durchlaufende Interaktionsprodukt des verselbständigten Cartesianismus.[201]

[201] Überspitzt gesagt könnte man zur Prüfung dieses Sachverhalts auch jede/n noch so überzeugte/n egalitäre/n WachstumsablehnerIn mit der Frage konfrontieren, ob er oder sie freiwillig auf mehr Geld«werte», z.B. in Form von mehr akademischen Drittmitteln, mehr Bücherpublikationen, einem höheren Akademikerwert, mehr Social-Media-Aufmerksamkeit, usw. aus egalitaristischen Gründen *verzichten* würde, obwohl diese geldförmigen Werte als zusätzliche Ressourcen ja bei einem Nicht-Verzicht der Postwachstumsbewegung zu Gute kommen würden, eben durch das Stärken des Anti-Wachstumsimperativs mittels positiver Wachstumsexternalitäten. Das u.a. auch an ein Zitat von George Orwell angelehnte und im Volksmund verbreitete Sprichwort, dass alle Menschen gleich seien, aber manche Menschen eben gleicher, verweist auf genau diese erst transzendentalphilosophisch verständlich zu machende Selbstwiderspruchsgefahr eines jeden zahlenethischen Egalitarismus, welcher immer bereits einer eigenen, oft utilitaristischen Bestimmungsdynamik unterliegt. Die NutzwertträgerInnen bzw. die Betroffenen der egalitaristischen Rechnung befinden sich in ihrer Rolle des ökonomisch berechnenden (Erkenntnis-)Subjekts schon immer in einem inhärenten Interessenskonflikt. Eine moralistische Ausdeutung dieses Widerspruchskonflikts ist jedoch nicht hinreichend, sondern es ist notwendig, die transzendentalen Bedingungen der – hier egalitaristischen – Wachstumsepistemologie selbst im Hinblick auf dieses zahlenmaterialistisch-strukturell bedingte Problem zu reflektieren. Dass im Übrigen auch die zahlenethische egalitaristische Theorie keine Antwort für das in ihrem tiefsten geistigen (cartesianistischen) Fundament verankerte Selbstwiderspruchsproblem hat, sondern in den sich oftmals konfligierenden Operationalisierungsalternativen von «Welfare», d.h. ideell gedachtem Wohlstand und Nutzen (vgl. Hausman & McPherson, 2006, S. 184f.; dies wäre geldförmig rekonstruiert das Pendant zum Geldideal, vgl. Kap. 4.3) und materiell rückgebundenen Ressourcen (vgl. a.a.O., S. 185-190; dies wäre geldförmig rekonstruiert das Pendant zur Geldmaterie, vgl. Kap. 4.3) immer wieder auf die abschliessende Nicht-Begründungsfähigkeit der eigenen Zahlengrundlagen

Damit ist die utilitaristische Version der Wachstumskritik (Abs. 6.1.1) schlussendlich gar nicht mehr von der egalitaristischen Version der Wachstumskritik zu unterscheiden. Eine zur egalitaristischen Zielerreichung möglichst «faire» (gleiche) Wachstumsexternalitäten- und Nutzwertverteilung kann und muss also nicht nur epistemisch bedingt sehr «unfair», d.h. ungleich, erscheinen, sondern äussert sich auch auf praktischer «ökonomischer Ebene» durch zementierte Ungleichheiten. Der *Egalitarismus ähnelt strukturell in der epistemischen Maximierung der angestrebten Zahlenwerte* vielmehr dem Utilitarismus. Beide Zahlenethiken fliessen schlussendlich ineinander, da sie theoriebedingt ein gleiches epistemisch-ökonomisches *Relativierungs- und Quantifizierungsideal* in sich tragen, welches sich jedoch nicht selbst begründen kann (Ablehnung der IM 2, vgl. auch Abs. 6.1.1). Der Rückfall auf den ökonomischen Gegenstand ist quasi bereits wie beim Utilitarismus in die zahlenethisch-egalitaristische Denkstruktur eingebaut. Die IM 1 (vgl. ebd.) und damit auch die Hypothese 1a gilt es somit für die egalitaristische Wachstumskritik anzunehmen: *Die egalitaristische Wachstumskritik ist keine Alternative zum vorherrschenden Wachstumsimperativ*. Jeder Lösungsversuch, um der ansonsten cartesianistisch entgrenzten, relativistisch-materialistischen Bestimmungsdynamik zu entkommen, wie bspw. die Einführung einer nicht dynamisch-relationalistischen, sondern erhofft statisch-absoluten Bestimmungsrangordnung zwischen den Nutzwertskalen, den Nutzzahlennennwerten auf den unterschiedlichen Skalen und den immer schon vorausgesetzten wachstumsrelevanten Externalitäten ausserhalb und zwischen den Skalen, müsste auf nicht-zahlenmaterialistischen, d.h. *qualitativen* Bestimmungsbedingungen fussen, welche der Egalitarismus und die *egalitaristisch «begründete»* Wachstumskritik nicht aus sich selbst heraus erklären kann.[202]

---

stösst, ist dabei ebenfalls nur ein generelles theoretisches Artefakt der hier beschriebenen Problematik einer jeglichen cartesianistischen (egalitaristischen) Zahlenethik. Ist nun gleiche Verteilung von Wohlstand/Nutzen und/oder gleiche Verteilung von Ressourcen *wirkliche Gleichheit* und wie verhält sich die subjektseitige Epistemik von Gleichheit und Ungleichheit dazu, welche ja selbst wiederum abhängig ist *von*, und objektseitig wechselwirkt *mit* den entsprechenden Wohlstands-/Nutzen- und Ressourcenverteilungen?

[202] Ein weiterer «Lösungsversuch» an dieser Stelle wäre, meine Kommensurabilitätsannahme zwischen «ökonomischen» Nutzwertskalen und «epistemischen» Nutzwertskalen grundsätzlich anzugreifen und die objektivierte Möglichkeit intersubjektiver Nutzzahlennennwertvergleiche als solche zu leugnen. Dies würde in der Tat meine Argumentation an dieser Stelle noch aushebeln, aber sogleich auch sämtlichen eigenen egalitaristischen Geltungsansprüchen auf egalitäre Nutzwertvergleiche und damit auch das Feststellen von Gleichheits- oder Ungleichheit den Boden entziehen. Im Grunde genommen würde dieser vermeintliche Lösungsversuch durch das Bestreiten der von mir cartesianismuskritisch attestierten denknotwendigen Involvierung eines unbedingten epistemischen Relationalisierungsideals innerhalb eines zahlenethisch infiniten Quantifizierungsprojektes seinerseits einen zugrundeliegenden (idealistisch impliziten) Relativismus innerhalb der zahlenmaterialistischen Struktur offenbaren (vgl. IM 1; vgl. auch Abs. 4.1.3). Das Bestreiten des mittelbaren Relativismusvorwurfs innerhalb der von mir rekonstruierten

Darüber hinaus lässt dieser Abschnitt auch erste Rückschlüsse daraufhin zu, *dass der Rückfall der zeitgenössischen Wachstumskritik in den ökonomischen Gegenstand mit einer Perpetuierung der Wachstumsdynamik* einhergeht, sich also die Wachstumskritik im epistemisch-ökonomisch verwobenen Geflecht *selbst als mitkonstituierend für die eigentliche Wachstumsdynamik* erweist (vgl. Hyp. 1b; vgl. auch Konklusio, Kap. 1.2, Kap. 5). Die explizite Behandlung der Hypothese 1b erst in diesem Abschnitt und nicht bereits zuvor (vgl. Abs. 6.1.1) zeigt, dass dies nicht etwa unmittelbar auf die explizite Maximierungsmaxime der möglichen utilitaristischen Fassung von Wachstumskritik (Abs. 3.1.3.1, Abs. 6.1.1) zurückzuführen ist, sondern dies in einer mit dem Cartesianismus und *allen* darauf aufbauenden Zahlenethiken einhergehenden inhärenten Quantifizierungs-, Berechnungs- und Optimierungslogik begründet liegt. *Auch der Egalitarismus benötigt aufgrund seiner zahlenethischen Struktur ständiges «Wachstum» auf epistemologischer Ebene*, aber da dieses Wachstum gar nicht sinnvoll entkoppelt werden kann von der nicht-epistemischen Ebene, sozusagen immer auch im Wechselspiel von Idee und Materie ökonomischer Natur ist, *erweist sich der Egalitarismus in seiner ideellen und immer auch materiellen Praxis als wachstumsbefördernd*. Das wachstumsdynamische Problem gilt es dabei jedoch gerade eben nicht rein materialistisch zu verstehen, in dem Sinne, dass das Kernproblem des Wachstumsgegenstandes auf die materiellen Konsequenzen reduziert werden könne (vgl. Kap. 1.2, Kap. 5), sondern der zahlenmaterialistisch strukturierte, zahlenethische Konsequentialismus ist auf ideeller Ebene verwoben mit den Konstitutionsbedingungen des immer auch epistemisch und ontisch integrativ zu betrachtenden Gesamtgegenstand des Wachstumsphänomens, was dann eben zu all den bisher beschriebenen Begründungs- und Selbstwiderspruchsproblemen führt. Cartesianismuskritisch stringent durchdacht lassen sich damit auch die Hypothesen 1a und 1b genau genommen gar nicht strikt voneinander trennen, da wie schon von Platon mit den damaligen Reflexionsmitteln des ersten ontologischen Paradigmas der prima philosophia richtig erkannt das «Ökonomische» und das «Wachsende» inhärent, ja

---

cartesianistischen Dynamik für die egalitaristische Begründungsform würde somit durch den Rückfall in einen unmittelbaren Relativismus nicht etwa ausgehebelt, sondern damit die IM 1 für die egalitaristische Form der Wachstumskritik und somit auch die Hypothese 1a erst recht sofort bestätigt werden. Das Pendel schwänge innerhalb der cartesianistischen Dynamik erst einmal wieder um vom Zahlenmaterialismus hin zum Relativismus (vgl. ebd.). Wirtschaftstheoretisch rekonstruiert wäre dies ein Schritt weg von einem zahlenethisch-hedonischen (kardinalskalierten) Nutzenegalitarismus hin zu einem (wenn überhaupt noch ordinalskalierten, vermutlich aber nicht einmal mehr das) relativistischen Präferenzansatz, in welchem letztlich eine normenhierarchische Ordnung zwischen «egalitärer Präferenz» über «utilitärer Präferenz» nicht mehr aufrecht erhalten werden könnte und sich damit der Egalitarismus in Abgrenzung zum Utilitarismus seiner eigenen Grundlage entzöge (vgl. hierzu auch Abs. 3.1.1, dort. insb. Fn. 84, Fn. 86; Abs. 3.1.3.1, dort. insb. Fn. 95; Abs. 4.1.3, dort insb. Fn. 148; Abs. 4.2.3, dort insb. Fn. 158).

metaphysisch zusammenhängen (vgl. Abs. 2.1.1). Der ökonomische Gegenstand trägt tatsächlich zum Wachstum bei (vgl. Obersatz, Kap. 1.2, Kap. 5), aber diese Verbindung ist eben gerade nicht monistisch bzw. reduktionistisch materialistisch und relativistisch zu verstehen, sondern sinnvollerweise erst wirtschaftsphilosophisch ganzheitlich, indem auch die ideellen und absoluten Konstitutionsbedingungen des ökonomischen Wachstumsgegenstandes zu berücksichtigen sind. Die cartesianistische Vernachlässigung der weltanschaulichen Positionspole des Idealismus und des Absolutismus (vgl. Kap. 4.1, Kap. 4.2) führt nun paradoxerweise nicht nur zur Vernachlässigung der Erkenntnis dieses tiefgreifenden Zusammenhangs, sondern aus der cartesianistischen Weltanschauung heraus verstetigt sich die Wachstumsdynamik sogar paradoxerweise mit dem utilitaristischen (vgl. Abs. 6.1.1), aber eben auch mit dem egalitaristischen Anti-Wachstumsimperativ.

6.1.3 Bestimmungsdynamik des ethischen Minimalversorgungsansatzes der Wachstumskritik

In der bisherigen Analyse wurden die utilitaristischen (Abs. 6.1.1) und egalitaristischen (Abs. 6.1.2) Kernargumente der zeitgenössischen Wachstumskritik im Lichte der verselbständigten relativistisch-materialistischen Denkform im Sinne des zweiten, defizitären cartesianistischen Erkenntnispfades des zweiten Paradigmas der prima philosophia rekonstruiert. Dabei wurde gezeigt, dass die geteilte zahlenmaterialistische Basis beider Zahlenethiken nicht im Stande ist, den Rückfall auf den – immer auch wirtschaftsphilosophisch integrativ in seinen ideellen und absoluten Grundlagen zu verstehenden – ökonomischen Gegenstand zu verhindern und damit auch keine plausible Alternative zum Wachstumsimperativ darbieten kann (Hyp. 1a). Im Gegenteil: Der cartesianistische Anti-Wachstumsimperativ in seiner utilitaristischen oder egalitaristischen Fassung perpetuiert die Wachstumsdynamik wohl sogar (Hyp. 1b).

Dieser Befund ist jedoch noch nicht hinreichend, um die gesamte ethische Argumentation der zeitgenössischen Wachstumskritik transzendentallogisch einer *reductio ad absurdum* zuzuführen. Denn es gibt ein drittes ethisches Argument im Rahmen der Verteidigung des Anti-Wachstumsimperativs, nämlich dasjenige der Suffizienz respektive des für ein glückliches Leben und mit sozialen und ökologischen Kriterien scheinbar im Einklang liegenden Minimalversorgungsansatzes (vgl. Abs. 3.1.3.3). Der «Verzicht auf die Befriedigung unnötiger ‹Bedürfnisse›» (Latouche, 2007/2015, S. 124) im Rahmen einer suffizienten Lebensweise ist hierin moralisch

gefordert. Da das Suffizienzargument über die utilitaristischen und egalitaristischen Begründungen hinaus womöglich so etwas wie den «Markenkern» der Postwachstumsbewegung darstellt, zumindest auf ethischer Ebene als so etwas wie der tragende Pfeiler des Anti-Wachstumsimperativs angesehen werden kann (vgl. Abs. 3.1.3.3), gilt es bei der nun folgenden Analyse methodisch besonders Acht zu geben, argumentativ keine fehlerhaften theoretischen (Strohmann-)Attributionen vorzunehmen und eben nicht einen verfälschten Minimalversorgungs-Postwachstumsansatz zu portraitieren und damit ein projiziertes Zerrbild zu analysieren (vgl. Kap. 5).

Aus diesen Gründen gilt es nochmals meinen vor der Einführung des systematischen Theorieteils (Kap. 4) rein auf Basis der Postwachstumsliteratur begründeten Vorschlag, das wachstumskritische *Suffizienzargument als Zahlenethik* aufzufassen (vgl. Abs. 3.1.3.3) – d.h. nun wirtschaftsphilosophisch informiert (vgl. Kap. 4) immer auch *als cartesianistische Zahlenethik* zu verstehen – in diesem Analyseabschnitt nicht bereits vorauszusetzen, sondern nochmals kritisch zu prüfen. Durch eben jene Prüfung wird die Plausibilität der transzendentallogischen Rekonstruktion des spezifischen, von den WachstumsablehnerInnen verwendeten Suffizienzargumentes an der – letztlich auch empirischen – Realität getestet. Dies wird den zweiten Teil der Analyse des Minimalversorgungsansatzes in diesem Abschnitt ausmachen (vgl. Abs. 6.1.3.2) und stellt innerhalb der auch auf diesen Kontext übertragbaren Struktur der drei Interpretationsmöglichkeiten der ethischen wachstumskritischen Argumentation aus den vergangenen beiden Abschnitten (vgl. Abs. 6.1.1, Abs. 6.1.2) eine strenge Prüfung der IM 2 dar: Kann es dem Minimalversorgungsansatz gelingen, einen plausiblen Begründungsanker *in der Idee* von gesollter Suffizienz zu finden, welche eben nicht bereits dem relativistischen quantitativen Beliebigkeitsproblem einer relativistisch-materialistischen Eigendynamik unterliegt? Dies wäre gleichzusetzen damit, dass das Kernargument der Suffizienz eben doch *kein zahlenethisches ist, sondern ein qualitativ begründetes*, und es damit keinem ökonomistischen (vgl. Hyp. 1a) und damit auch keinem wachstumsverstärkenden (vgl. Hyp. 1b) cartesianistischen Zahlenmaterialismus unterläge. Zuvor möchte ich jedoch im ersten Teil dieses Abschnitts (Abs. 6.1.3.1) die Plausibilität, d.h. die innere Konsistenz, des Suffizienzargumentes als eine bereits vorausgesetzte Zahlenethik mit der Prüfstruktur der Interpretationsmöglichkeiten IM 1, IM 2 und IM 3 aus den vergangenen beiden Abschnitten (vgl. Abs. 6.1.1, Abs. 6.1.2) analysieren.

6.1.3.1 Suffizienzbegriff: Analyse

Falls man das Suffizienzargument zahlenethisch auffasst und unter den damit einhergehenden zahlenmaterialistischen weltanschaulichen Prämissen Suffizienz wie Paech (2013) definiert als «den freiwilligen Verzicht des nicht Notwendigen aus der Einsicht, *dass die Natur geschont werden muss*» (S. 44; mit Hervorhebung), so ist das Suffizienzargument in diesem Fall an ein externes weiteres zahlenmässiges Kriterium wie den planetaren Grenzen (vgl. Abs. 3.1.3.3) rückgebunden. Definitionsgemäss ist jedoch für diesen Abschnitt das zahlenethische Suffizienzargument nur insoweit zu prüfen, als dass dieses Argument nicht auf einen externen Begründungsanker wie die zahlenmässig konzeptualisierten planetaren Grenzen verweist. Sollte also durch diese zusätzliche argumentative Abstützung eine durchgreifende *zahlenmaterialistische Realitätsverankerung* mit Hilfe eines festen (zahlen)materialistischen Ankers als weiterer Grundlage des Suffizienzargumentes *absolut* möglich sein (IM 3; vgl. Abs. 6.1.1) und damit gleichermassen die Cartesianismuskritik in ihrer von mir vertretenen Form am Beispiel der Wachstumsfrage wiederlegt werden können (vgl. ebd.), so ist dies analog der erkenntnistheoretischen Folgerungen der Grenzen der Analyse des utilitaristischen und egalitaristischen Kernarguments nochmals später separat zu prüfen (vgl. Abs. 6.1.4).

Falls man das Suffizienzargument zahlenethisch auffasst und jedoch als idealistisch womöglich selbsttragend, d.h. ohne externe Prämissen auskommend im Hinblick auf seine eigene Begründungskraft prüfen möchte, bedarf es einer mit der transzendentallogischen Analyse kompatiblen Operationalisierung. Hierzu möchte ich auf die im vergangenen Abschnitt 6.1.2 verwendeten drei Handlungsoptionen *P*, *Q* und *R* zurückgreifen, von denen die Wahl einer bestimmten Option jeweils archetypisch einem Typ von konsequentialistischer Ethik zugeordnet werden kann. Option *P* strebt in dieser vereinfachten, aus insgesamt drei NutzwertträgerInnen bestehenden Welt eine Nutzwertverteilung an von: 10-P_1, 7-P_2, 3-P_3. Die Nutzerwertverteilung von Option *Q* lautet: 5-Q_1, 5-Q_2, 5-Q_3, während die Option *R* auf folgende anvisierte Nutzwertverteilung hinauslaufen würde: 3-R_1, 3-R_2, 3-R_3. Legt man nun den ethischen Minimalversorgungsansatz derart strikt aus,[203] dass der

[203] *Im Unterschied zur breiten* teleologisch-quantitativen Auslegung bei Hübner (2014, vgl. S. 227f.) gehe ich hier für den spezifischen Kontext der Wachstumskritik *in einer engen Auslegung* davon aus, dass bei Erreichung der Mindestversorgungsschwelle, hier exemplarisch am Nutzwert ‹3› verkörpert, d.h. nachdem sichergestellt worden ist, dass keine «Betroffenen unterhalb einer Versorgungsschwelle» in Höhe vom Nutzwert ‹3› liegen, es an dieser Stelle *nicht* indifferent ist (vgl. ebd./S. 227), was danach passiert, sondern diese Frage auf Basis eines vollumfänglich suffizienzorientierten, *wachstumskritischen* Minimalversorgungansatzes aufgelöst werden sollte. Dies beinhaltet eine intuitive Skepsis gegenüber zu hohen Nutzwerten. Demgegenüber würde jetzt ein auf

individuelle Nutzwert, bzw. genauer gesagt der Nutzzahlennennwert ‹3› *zum suffizienten Leben genüge*, und alle darüber hinausgehenden Werte automatisch bereits unter strengem wachstumskritischen Legitimitätsvorbehalt stünden (vgl. auch Abs. 6.1.2), würde die wachstumskritisch bedingt eng ausgelegte suffizienzbasierte Auswahl auf Option *R* fallen. Unter Legitimitätsvorbehalt fallen könnte jegliche Erhöhung über den Nutzzahlennennwert ‹3› hinaus nämlich wachstumskritisch, weil man bspw. die epistemologisch-ökonomischen Gründe aus meiner Kritik an der utilitaristischen und der egalitaristischen (im Sinne von rein egalitaristischen, nicht suffizienzorientierten) Wachstumskritik aus den vergangenen beiden Abschnitten (Abs. 6.1.1, Abs. 6.1.2) nur partiell akzeptierte und die zahlenethische Lösung des Messproblems in festen und geringen (hier ‹3›) Zahlenwerten wie eben der Nutzwertkombination aus Option *R* sähe. Nur so würde das Problem gelöst werden der schon immer bereits vorausgesetzten, hier rein negativen Wachstumsexternalitäten, welche die Nutzwertbilanz im Utilitarismus und Egalitarismus dahingehend verfälschten, den immer noch nicht überwundenen Wachstumsimperativ und die durch diese Externalitäten tatsächlichen (d.h. tatsächlich nicht beseitigten) Negativfolgen zu kaschieren. Erst durch die Suffizienzverteilung (3-R_1, 3-R_2, 3-R_3) würde, so das Argument, eine vollständige Entkopplung von jeglichen negativen Effekten wahrlich sichergestellt und der Rückfall in den ökonomischen Gegenstand verhindert werden.

Jedoch verkennt dieser binnen-zahlenethische Lösungsvorschlag, dass die erst durch die vorangegangene transzendentallogische Analyse der IM 2 und (in Teilen) der IM 3 (vgl. Abs. 6.1.1, Abs. 6.1.2) aufgedeckte cartesianistische Bestimmungsdynamik genauso gut für *jede* Zahlenethik Gültigkeit besitzt, auch für den streng ausgelegten, d.h. beabsichtigt nicht über das Versorgungsminimum hinaus gehenden Minimalversorgungsansatz. Ganz analog wie die «egalitaristische» Option *Q* (5-Q_1, 5-Q_2, 5-Q_3) gegenüber der «utilitaristischen» Option *P* (10-P_1, 7-P_2, 3-P_3) auf dem zweiten, epistemologisch-wirtschaftsphilosophischen Blick zunehmend ununterscheidbar wird und mangels zahlenethischem, ontischem Anker (vgl. IM 3) und mangels eines letztlich nicht-relativistischen Ideals (vgl. IM 2) sich ganz genauso wie die utilitaristische Wachstumskritik in einen nicht auflösbaren Selbstwiderspruch in der versuchten Aufrechterhaltung des Anspruchs des Anti-Wachstumsimperativs verstrickt, lässt sich nun anhand der Gegenüberstellung der egalitaristischen Option *Q*

---

die Minimalversorgungsschwelle aufgesetzter Utilitarismus zur weiteren Maximierung aufrufen und Option *P* wählen und auch ein aufgesetzter Egalitarismus, der *ceteris paribus* über ein weiteres utilitaristisches Entscheidungskriterium verfügen würde (vgl. Abs. 6.1.2), würde statt Option *R* die Option *Q* präferieren.

(5-Q_1, 5-Q_2, 5-Q_3) mit der für die standardisierten Vergleichszwecke hier ebenfalls egalitaristischen, aber eben auch definitionsgemäss (zahlenethisch-) «suffizienzorientierten» Option *R* (3-R_1, 3-R_2, 3-R_3) eine gleichsam epistemologisch begründete Ununterscheidbarkeit nachweisen. Die rein zahlenbasierte Unterscheidung zwischen ‹5› und ‹3› in der ethischen Bedeutsamkeit des Nutzzahlennennwert für einen gegebenen Betroffenen Q_x oder R_x und damit der Optionen *Q* und *R* löst sich letztlich auf in der gleichen Art und Weise, wie die in Abschnitt 6.1.2 transzendental dekonstruierte Unterscheidung zwischen ‹10› und ‹5›. Anhand der dort analysierten NutzwertträgerInnen P_1 (Utilitarist) und Q_1 (Egalitarist) wurde gezeigt, dass letzterer sich doch als epistemischer und letztlich ökonomischer Utilitarist P^*_1 offenbaren *muss*, um den vermeintlichen Egalitarismus der Option *Q* überhaupt erst sinnvoll materiell einzulösen. Jedoch kann diese Einlösung eben niemals wirklich vollständig vollbracht werden und ist prinzipiell ein infinites, entgrenztes, *de facto utilitaristisches* Quantifizierungsprojekt.

Um der/dem aufmerksamen LeserIn Redundanzen zu ersparen, möchte ich hier die Analyse, welche strukturell entlang der (definitionsgemäss partiellen) Widerlegung der IM 3 und der vollständigen Wiederlegung der IM 2, bei gleichzeitiger provisorischer Annahme der IM 1 und damit der Hypothesen 1a und 1b ganz analog verlaufen würde wie zuvor (vgl. Abs. 6.1.1, Abs. 6.1.2), teilweise verkürzen und lediglich exemplarisch auf einige *allgemeine*, sowie durch die Prüfstruktur zu explizierende Widersprüche *spezifisch* des zahlenethischen Suffizienzkonzeptes eingehen. Hierbei kann an dieser Stelle als gegeben betrachtet werden, dass es sich beim spezifischen Minimalversorgungsansatz der Wachstumskritik nicht nur um eine Zahlenethik, sondern um einen Konsequentialismus, d.h. eine teleologisch-quantitative Ethik (post-?)moderner Prägung handelt. D.h. das suffizienzbasierte präferierte Anstreben der Nutzwertverteilung wie in Option *R* (3-R_1, 3-R_2, 3-R_3) beinhaltet immer bereits die Möglichkeit, dass mindestens einer der Betroffenen, z.B. R_2 und/oder R_3, einen derzeit anderen Nutzwert aufweist. Lautete der zu verändernde Nutzzahlennennwert bspw. aktuell ‹2› oder weniger für z.B. R_3, so wäre klassisches Wachstum, auch im Sinne des kritisierten Wachstumsimperativs scheinbar suffizienzorientiert legitim, zumindest und genau bis der angestrebte Nutzzahlennennwert ‹3› für R_3 erreicht werden würde. Ohne externes Kriterium planetarer Grenzen (vgl. Abs. 6.1.4), auf welches hin der Suffizienzwert ‹3› «geerdet» wäre und dann davon in seiner Validität abhinge, kann jedoch keine Garantie bestehen, dass man sich nicht dennoch in eine ausgeprägte Wachstumsgesellschaft hineinmanövrieren müsste, welche so gar nicht diejenige wäre, welche

WachstumsablehnerInnen im Sinn haben mögen. Denn das Erreichen eines zukünftigen Suffizienzzustands kann nämlich, wenn wirklich ernst genommen, schnell zu einem potentiell infiniten – und hierzu infinites Wachstum benötigenden – Unterfangen auswachsen. Versteckt in der Thementeilgebietsdebatte der Klimagerechtigkeit (vgl. Abs. 3.1.3.2, dort Fn. 99) lässt sich natürlich genau dieses Problem auch für die generelle Wachstumsverteilungsfrage hin generalisieren, wenn man an die immer noch von extremer Armut Betroffenen in der Welt denkt, welche unterhalb der akzeptierten, hier ‹3›, Mindestversorgungsschwelle leben. Dieser Punkt betrifft aber in seiner radikalisierten Fassung auch bereits innerstaatliche gesellschaftliche Spannungsfelder zwischen Suffizienz*erreichung* und Anti-Wachstumsimperativ. Bspw. könnte R_3 mit einem schweren und komplizierten, erheblich den Lebensstandard und damit seinen Nutzen einschränkenden Gendefekt auf die Welt gekommen sein (hier gesetzt als Nutzzahlennennwert ‹1›), für dessen erfolgreiche technische Kompensation zur Erreichung des angestrebten Suffizienzwertes ‹3› ein erhebliches gesamtgesellschaftliches wissenschaftliches und ökonomisches Hochrüstungsprojekt der anderen gesellschaftlichen Mitglieder R_1 und R_2 gefordert wäre. Damit würde sich aber wohl der Unterschied zum eigentlich ja kritisierten Ideal des Wachstums des Wachstumsimperativs (vgl. drittes Lager, Abs. 3.1.1) in Luft auflösen. Im Kontext der IM 2 scheint sich damit also doch kein wirkliches alternatives Ideal des Anti-Wachstumsimperativs herauszukristallisieren, sondern eher dieselbe cartesianistische Bestimmungsdynamik der IM 1 zu offenbaren, welche auf eine Bestätigung der Hypothesen 1a und letztlich 1b hinauslaufen würde, auch für den Minimalversorgungsansatz. Jedenfalls gibt es in der Postwachstumsliteratur keine mir bekannten Hinweise darauf, mit real vorhandenen, hoch problematischen Insuffizienzen, welche ausserhalb der eher privilegierten Kreise westlicher WachstumsablehnerInnen durchaus existieren und auch weiterhin existieren werden, selbst «genügsam» umzugehen, d.h. Insuffizienzen einfach zu akzeptieren.

Lautet der aktuell gemessene Nutzzahlennennwert entgegengesetzt bspw. ‹4› oder mehr für z.B. R_2, weil R_2 ein «zu grosses Auto» besitzt, welches, so die These, *gar nicht wirklich «notwendig»* wäre, so heisst die Devise «Befreiung vom Überfluss» (Paech, 2018), um die entsprechenden ökonomischen negativen Wachstumsexternalitäten und damit die Wachstumsinduktion durch diesen über das rechte Suffizienzmass hinausgehenden Besitz zu unterbinden. Man bedenke jedoch, dass dies auf dem zweiten Blick zu all den auch epistemologisch zu begründenden nachgelagerten, aber damit keinesfalls im vergleichbaren Ausmass automatisch

geringeren Wachstumsproblemen führt. Nicht nur ist der Rückbau, z.B. die Verschrottung eines grossen Autos mit sogenannten «ökologischen» und «sozialen» materiellen Kosten verbunden, welche nur über ein notwendigerweise hinzutretendes externes Kriterium (vgl. Abs. 6.1.4) rechnerisch «abgewogen» werden könnten, aber eben nicht selbst heraus aus der inneren Bestimmungsdynamik der – hier suffizienzbasierten – Zahlenethik mitsamt ihrer ebenfalls vorhandenen *epistemisch-relationalistischen Bezugsrahmenproblematik* (vgl. Abs. 6.1.1). Denn auch zur notwendigen Beobachtung und Feststellung eines Suffizienzzustands, d.h. eines Suffizienzüberschreitungs- oder Suffizienzunterschreitungszustands bedarf es (zunehmender) epistemischer «Kosten», welche inhärent nicht von der die Wachstumsdynamik messenden Nutzwertgrundskala zu trennen sind (vgl. ebd., Abs. 6.1.2). Bspw. müsste man dann ggf. das Zugeständnis machen, dass man aufgrund dieser anzuerkennenden Kosten vielleicht doch den Nutzzahlennennwert ‹4› vertreten könnte, zumindest für unsere(n) Wachstumskonferenz-besuchende(n) und zahlenmaterialistisch möglichst präzise Suffizienz ausmessenden NutzwertträgerIn R_1 oder auch um das Leben für unseren mit einem schrecklichen Gendefekt versehenen R_3 eben doch erträglich zu gestalten (z.B. durch regelmässige Rollstuhl-kompatible Arztbesuche mittels grossem Auto). Falls man dieses Zugeständnis von flexiblen Anpassungen an eine eben dann doch nicht statisch-absolut zu betrachtende, für sich selbst eben nicht zahlenmaterialistisch sprechende Nutzzahlennennwertskala machen würde (d.h. die IM 3 für den Suffizienzansatz verwerfen würde), und man damit auch zumindest punktuelle Suffizienzüberschreitungen zuliesse, wie «suffizient» wäre dann aber eine daraus potentiell erwachsende, sich etwaig ständig vergrössernde (szientistisch anmutende, vgl. Abs. 4.2.3) Wissenschaftsbeobachtungs- und -betriebsmaschinerie, sowie ökonomische Suffizienzsicherstellungsmaschinerie, im Kontext einer, immer auch ökonomisch (vgl. Abs. 6.1.2) *anwachsenden* und Suffizienz- Überschreitung für sich beanspruchenden Postwachstumsbewegung? Warum sollte hier ein Anwachsen über den Suffizienzwert ‹3› hinaus gegen die eigenen Suffizienzkriterien (hier ‹3›) verstossen dürfen, im Gegensatz zum Anwachsen im Wachstumsimperativ? Inwiefern wäre dieses *Suffizienzwachstum* eigentlich überhaupt zu unterscheiden vom Wachstum des Wachstumsimperativs? Da die Postwachstumsliteratur keine Hinweise darauf gibt, wie denn nun mit real vorhandenen Überkapazitäten, insbesondere denjenigen, welche notwendig sind, um überhaupt Suffizienzberechnungen durchzuführen oder um andernorts Insuffizienzen zu kompensieren, widerspruchsfrei und selbstbegrenzt umzugehen ist, ist die IM 2 abzulehnen.

Im Kern sind all diese Widersprüche bereits Ausflüsse dessen, dass Suffizienz eben gemeinhin konsequentialistisch und zahlenethisch von den WachstumsablehnerInnen als bestimmte «Suffizienz*strategie*» verstanden wird (vgl. Abs. 3.1.3.3; mit Hervorhebung). Suffizienzstrategie ist jedoch letztlich ein Oxymoron. Denn ein ganzheitlicher, integrativer Suffizienzbegriff, welcher sich nicht nur auf ethischer Ebene, sondern auch auf ontologischer und epistemologischer Ebene bewegt, beinhaltet eigentlich eine aus Konsistenzgründen genauso notwendige *epistemologische Suffizienz*. Die aktivistische Zukunftsgerichtetheit des Handelns schliesst genau jenes epistemische Sich-Abfinden mit als insuffizient bewerteten, äusseren zahlenmaterialistisch konzeptualisierten Zuständen aber eben bereits aus. Dies führt dazu, dass dadurch performativ selbstwidersprüchlich mit den eigenen Suffizienzzielen, egal wie «gross» und «unerreichbar» diese wären, nicht suffizient, d.h. nicht genügsam, zu verfahren sei. Teleologische und damit immer auch präventiv handlungsintervenierend ausgerichtete Suffizienz kennt aber – und dies liegt im Einklang mit der IM 1 und der Hypothesen 1a und 1b – keine innere «natürliche Sättigungsgrenze» (Latouche, 2007/2015, S. 87), ein Vorwurf, der paradoxerweise genau nur den als problematisch zugeschriebenen Bedürfnissen im Kontext des Wachstumsimperativs und mit Abstrichen im Kontext der grünen/sozialen Wachstumstransformation gemacht wird (vgl. ebd.). Jedoch wäre die Prüfung dieses Unersättlichkeitsvorwurfs besonders anhand der eigenen zahlenethischen Suffizienzprämissen von Seiten der WachstumsablehnerInnen notwendig im Rahmen einer wirtschaftsphilosophischen Selbstreflexion der transzendental unhintergehbaren Grundlagen einer vertretenen Minimalversorgungs-Zahlenethik. Eine selbstreflexive Genügsamkeit stellte dabei jedoch natürlich immer auch eine erhebliche Selbstdekonstruktionsgefahr für jegliche zukunftsgerichtete und aktivistische Suffizienz*strategie* dar, welche sich ja eben, genauso wie die utilitaristische oder die egalitaristische Wachstumskritik, mit *jeglichen* beobachteten Nutzwertzuständen *eo ipso nicht abfinden kann* (vgl. Abs. 6.1.1, Abs. 6.1.2). Dies erklärt womöglich psychologisch, warum diese (ideelle) Selbstreflexion nicht gerne vollzogen wird, aber ändert nichts daran, dass eine unreflektierte konsequentialistische Suffizienzstrategie mit der eigentlich kohärent gebotenen ganzheitlichen Suffizienzmassgabe *an sich selbst* nicht befriedigend umzugehen imstande ist (vgl. Ablehnung der IM 2).

Ein letzter (ontologischer) zahlenmaterialistischer Lösungsversuch innerhalb eines anerkannten Bezugsrahmens, dass es sich beim Minimalversorgungsansatz tatsächlich um eine Zahlenethik handelte, wäre denklogisch zumindest möglich über die Behauptung, dass der Suffizienzidealzustand der Option *R* (3-R_1, 3-R_2, 3-R_3) zu

einem gegebenen Zeitpunkt X bereits eingetreten sei. Damit sei die Postwachstumsgesellschaft damit nun materiell bereits verwirklicht, indem die realiter als erreicht attestierte suffiziente Nutzwertverteilung in Option *R* für sich selbst materiell sprechen würde, d.h. behauptet werden würde, dass die IM 3 im Kontext eines für sich selbst sprechenden Suffizienzansatzes stimmte und Suffizienz im Moment real existierte. Es bedürfe damit keiner eigenen weiterführenden Suffizienz*strategie* mehr und damit stünde auch keine eigendynamische, möglicherweise negative Minimalversorgungsexternalitäten-erzeugende Umsetzung an. Die Umsetzung sei eben bereits exakt vollzogen, die Nutzwertverteilung lautete (jetzt) tatsächlich: 3-R_1, 3-R_2, 3-R_3.[204]

Auch dieses Argument löst jedoch nicht wirklich das transzendentallogisch begründete Widerspruchsproblem eines jeden zahlenethischen Suffizienzansatzes. Denn selbst das Erkennen eines attestierten, hier im Nutzzahlennennwert ‹3› kommensurabel auf einen gemeinsamen Wertnenner kondensierten, scheinbar *statischen* «*Real*»zustands ist nicht nur mit den bereits besprochenen «epistemischen» Kosten eines *per definitionem dynamischen, subjektseitigen Beobachtungsablaufs* verbunden. Sondern *jedes kontinuierliche Aufrechterhalten* dieser getätigten Beobachtung und des von Menschen immer auch per ökonomischer Arbeit mitgeschaffenen Beobachtungsobjektes *bedarf eines fortführenden energetischen und materiellen Zuflusses*. Der attestierte Jetzt-Zustand des beobachteten, menschengemachten Objektes, ausgedrückt in einem spezifischen quantitativen Nutzwert, ist also bereits *eo ipso* qualitativ nicht von Dauer beschaffen, selbst wenn *die vom Menschen quantitativ gesetzte Zahl* in ihrem Nennwert dies fälschlich suggerieren könnte. Wenn man das seit Beginn der neuzeitlichen Wachstumskritik immer wieder herangezogene Beispiel der Lebensmittelversorgung nimmt (vgl. Abs. 2.2.2, dort Fn. 61), so muss natürlich auch für die Be*wirtschaftung* des Ackers menschliche und ökonomisch beschaffene Arbeit kontinuierlich hineingesteckt werden, so dass dieser fortlaufend die suffiziente Menge Getreide abwirft und damit als notwendiges lebensmitteltechnisches Suffizienz*element* des als «statisch» betrachteten Suffizienznutzzahlennennwerts ‹3› für jeweils R_1, R_2 und R_3 auch tatsächlich aufrechterhalten wird. Da man dabei jedoch nicht von einer vollständigen

[204] Was hier im abstrakten Gesamtweltbeispiel bestehend aus insgesamt drei NutzwertträgerInnen reichlich merkwürdig anmutet, da kein(e) WachstumsablehnerIn heutzutage behaupten würde, dass wir bereits in einer weltweiten Postwachstumsgesellschaft leben würden, sondern dieses Ziel vielmehr noch utopisch sei (vgl. Muraca, 2014, S. 13), ist das Argument zumindest im Kontext partikular angegebener, als umgesetzt betrachteter Einzelbeispiele durchaus plausibel. Derartige Bezüge gibt es bspw. zum vermeintlich erfolgreichen Vollzug von Postwachstum in Lebenskonzepten des *Buen Vivir* im globalen Süden (vgl. a.a.O., S. 44-48).

Kontrolle der immer noch real existierenden, nicht-menschlichen Vorgänge in der Natur ausgehen kann, insbesondere auch nicht aus Postwachstumssicht, welche ja den bisherigen ökonomischen Gegenstand mitsamt seines neuzeitlichen Beherrschungsprogramms überwinden möchte (vgl. Abs. 2.2.1, Abs. 2.2.2) und damit ein gewisses Mass epistemischer und praktischer Unkontrollierbarkeit akzeptieren möchte, so muss gerade zur Sicherstellung der ganz genauen Suffizienzmenge – der Nutzwert ‹3› dürfte dann ja nicht «abweichen» zur Gültigkeit dieses Gegenarguments; sonst greifen die bereits weiter oben in diesem Teilabschnitt erwähnten Retorsionsargumente gegen zahlenethische Suffizienz – immer auch eine gewisse Reserve bereit gestellt werden für Zeiten natürlicher (nicht anthropogen verursachter) Fluktuationen, welche sich als widrig erweisen (ungünstiges Wetter, etwaige Heuschreckenplage, usw.). Diese zusätzliche Lebensmittelreserve würde, wenn sie dann aber doch nicht gebraucht, d.h. «konsumiert» werden würde, zur viel kritisierten Lebensmittelverschwendung führen. Ein solcher Vorgang, sonst ja nur dem Anti-Wachstumsimperativ und seinem ökonomischen Überflusslebensstil zugeschrieben, wäre im dann eben doch gar nicht so «suffizienten» Nutzzahlennennwert ‹3› bereits eingepreist, dies eigentlich im genauen Einklang mit der standardökonomische Wertelehre. Die vermeintliche zahlenmaterielle Statik eines spezifisch festgesetzten Nutzzahlennennwerts einer als erfüllt betrachteten Postwachstumsgesellschaft (hier Option *R*) entpuppte sich somit bei näherem Hinsehen als niemals nur «Suffizienz» beinhaltend, sondern immer auch «Überfluss» beinhaltend, auch wenn letzterer motivational eliminiert werden sollte. Wo ist dann aber der epistemologische und ontologische Unterschied von einer sogenannten Postwachstumsgesellschaft zu einer bspw. hochgerüsteten Wirtschaft, welche mit Satelliten im Erdorbit genaueste Wetterbeobachtungen von oben anstellt, um eben gleichermassen industriell betriebene Landwirtschaft zu «optimieren», um «Verschwendung» sogar zu vermeiden? Falls es gar keinen *wirklichen* Unterschied gibt, so meine These, ist das materielle Ineinanderfliessen des Wachstumsimperativs mit dem Anti-Wachstumsimperativ dann nicht die konsequente Folge der epistemisch und ontisch eigentlich geteilten Prämissen?

So oder so lässt sich bereits schlussfolgern: Jedes teleologische und zahlenethische Suffizienzkonzept, welches nicht auch konsequent seine eigene ideelle epistemische und materielle, bspw. auch ökonomische, Bedingtheit anerkennt, d.h. nicht auch suffizient und selbstbegrenzend mit den Möglichkeiten des eigenen Ansatzes ins Gericht geht, setzt die Eventualität und letztlich die wahrscheinliche Verwirklichung von *selbstwidersprüchlichem Überfluss und anderen Suffizienz-*

konterkarierenden Nebeneffekten immer bereits voraus. Jegliche weitere wachstumskritische-zahlenmaterialistische Lösung, welche zugesteht, dass dies wohl so alles stimmen möge, aber in einer Postwachstumsgesellschaft dieses Phänomen negativer «Minimalversorgungsexternalitäten» weitaus weniger ausgeprägt wäre, als in der von ökonomischem (Standard-)Wachstum geprägten und zu überwindenden Gesellschaft, verweist dann doch auf ein «objektives» externes Bilanzierungs- und Bestimmungskriterium wie den planetaren Grenzen (vgl. Abs. 6.1.4), aber kann aus der zahlenmaterialistischen Eigenlogik, hier aus der Minimalversorgungseigenlogik, selbst heraus nicht erklärt werden.

All dies verweist wieder auf die immer auch *ontologische Wesensfrage*, was «Suffizienz» eigentlich *ist* und/oder *normativ sein soll*, wenn Suffizienz idealiter rein zahlenmaterialistischer Natur wäre (vgl. auch IM 2, IM 3). Wenn man statt auf Lebensmittel auf die in der Postwachstumsliteratur ebenso oftmals angeführte Gesundheit als intuitiv vermeintlich klares, typisches Suffizienzgut blickt (vgl. Abs. 3.1.3.3), bleiben gleichermassen grundlegende Bestimmungsfragen vollständig ungelöst. Wie viele Arztpraxen und Spitäler pro 100.000 EinwohnerInnen sind denn nämlich (genau) suffizient? Wie viele sind es, wenn die dazugehörigen EinwohnerInnen an modernen, durch nicht-suffiziente Lebensweisen mitverursachten Erkrankungen wie Diabetes und Fettleibigkeit leiden? Gälte es den Gesundheitsinstitutionsfaktor dann gerechtfertigt [?] anzupassen, so dass man eine gewisse, vergleichsweise Überversorgung aus «Suffizienzgründen» akzeptieren müsste, verschuldet aus – man stelle sich diese postwachstumsmoralische Zumutung vor – bisheriger untüchtiger Nicht-Erfüllung proklamierter Suffizienzmassstäbe (zu viel ungesundes Essen gegessen, zu viel grosse Autos gefahren statt zu Fuss zu gehen, usw.)? Wie viele so ganz und gar nicht subsistenzwirtschaftlich aus lokalem Konsum, sondern nur durch industriellen Rohstoffabbau und moderne Metallverarbeitung herstellbare Defibrillatoren soll ein ansonsten ganz auf lokalen Konsum ausgerichteter, vegetarischer Postwachstumseinkaufsmarkt aufweisen? Soll die Defibrillatorendichte so hoch sein wie in einem kapitalistischen Einkaufszentrum des Jahres 2021 oder so hoch wie auf einem mittelalterlichen Bauernmarkt, um den entsprechend gewählten Suffizienzmassstab für Gesundheit in einer ungesunden Gesellschaft zu erfüllen?

Diese Fragen sind offensichtlich nicht einfach zu beantworten und verweisen innerhalb einer mathematisierten Logik darauf, mit welchem quantitativen Verrechnungsfaktor wir die sich offensichtlich kulturell und zeitlich ganz erheblich ändernden, immer auch moralischen Vorstellungen über ein «genügsames» Leben in

einen geteilten Subsistenznutzwertnenner einpreisen. In diesem Zusammenhang lässt sich fragen: Wie verfahren wir dann damit, wenn sich dieser gar nicht aus einer gegebenen Suffizienztheorie selbsterklärende, quantitative Einpreisungsfaktor als Folge eines (qualitativ unerkannt bleibenden) Wertewandels, einer Umwertung der Werte (vgl. Abs. 2.2.1) dynamisch ändert? Ist dann der gewählte Nutzzahlennennwertnenner anzupassen an die neue, gefühlte Suffizienzbestimmungsrealität oder gilt es den Einpreisungsfaktor statisch-konstant zu halten, um wachstumsdynamische Widersprüche in unseren sich wandelnden und potentiell «wachsenden» Vorstellungen von Suffizienz zu verhindern? Falls letzteres der Fall sein sollte, warum geben wir uns dann aber eben gerade nicht mehr mit einer Spital- und Defibrillatorendichte wie im Mittelalter zufrieden, nicht einmal in einer idealiter «suffizienzbasierten Postwachstumsgesellschaft»? Der «Preis» für Suffizienz hat sich offensichtlich ganz erheblich geändert und ändert sich auch heutzutage weiterhin – und falls meine *ideelle Kritik* der ganzheitlichen Wachstumsdynamik stimmen sollte – so ändert sich dieser «Preis» in der aktuell voranschreitenden Postmoderne noch schneller und erratischer als womöglich je zuvor in der Menschheitsgeschichte. Man erkennt: Das selbstreflektierte Bearbeiten der für jede Zahlenethik eigentümlichen ethisch-epistemologisch-ontologischen Bestimmungsdynamik, welche immer auch auf die unhintergehbar qualitativen, subjektseitigen (vgl. Kap. 4.1) Grundlagen der quantitativen Kriteriums- und Bezugsrahmenproblematik (vgl. Abs. 6.1.1, Abs. 6.1.2) verweist, so wie in der Lebensmittelüberfluss- und der Defibrillatorendichtefrage, ist unabdingbar notwendig für einen aufgeklärten cartesisch begründeten Entwurf einer sogenannten Minimalversorgungsökonomie. Erst damit ist überhaupt erst die subjektseitige *Bedingung der Möglichkeit* erfüllt, ausserhalb der IM 1 (vgl. Abs. 6.1.1) eine nicht-cartesianistische Alternative zum Wachstumsimperativ darzubieten (vgl. Hyp. 1a) und damit nicht unfreiwillig in die Wachstumsdynamik zurückzufallen (vgl. Hyp. 1b).

6.1.3.2 Suffizienzbegriff: Synthese (Methodischer Exkurs)

Zu Beginn dieses Abschnitts 6.1.3 versprach ich, die These, dass das *Suffizienzargument als zahlenethisches* Argument zu verstehen ist, im zweiten Teilabschnitt nochmals kritisch zu prüfen. Ein weiterer möglicherweise gültiger Einwand gegen meine bisherigen Ausführungen zum Minimalversorgungsansatz (vgl. Abs. 6.1.3.1) könnte nämlich sein, dass zumindest auf Basis der im französischsprachigen Raum vorhandenen, besser reflektierten natur- und

wirtschaftsphilosophischen Hintergrundwerke von PostwachstumskritikerInnen, respektive Décroissance-BefürworterInnen (z.B. Latouche, 2001/2004), hier weiterhin von mir an einem Strohmannargument festgehalten wird (vgl. Kap. 5). Denn gegenüber all meinen bisherigen Rekonstruktionen der utilitaristischen, der egalitaristischen und der suffizienzbasierten Wachstumskritik als Resultat einer verselbständigten cartesianistischen Denkform (IM 1, vgl. Abs. 6.1.1), welche nicht nur keine Alternative zum ökonomischen Gegenstand bereitstellen kann (Hyp. 1a), sondern damit (vgl. Abs. 6.1.2) schlussendlich auch die integrativ, d.h. die auch in ihren ideellen und absoluten Grundlagen verstandene Wachstumsdynamik perpetuiert (Hyp. 1b; vgl. auch Kap. 1.2, Kap. 5), liesse sich im Rahmen einer strengen Auslegung der IM 2 (vgl. Abs. 6.1.1, Einl. in Abs. 6.1.3) anführen, dass zumindest das Suffizienzargument in seinem ideellen Kern gar nicht zahlenethischer Natur sei und damit dann auch zu keiner zahlenmaterialistischen und letztlich cartesianistischen Attribution passen würde. Dies käme einer mutmasslichen Abweisung der IM 1 und der Hypothesen 1a und 1b dieser Arbeit gleich. Vielleicht nicht bei der utilitaristischen und egalitaristischen Version, aber spätestens beim suffizienzbasierten Teilansatz läge hier meinerseits ein Missverständnis der zeitgenössischen Wachstumskritik vor, indem Suffizienz als ein qualitativer und nicht als ein quantitativer Begriff gemeint sei. Denn insbesondere Latouche (2001/2004; vgl. Einl. in Abs. 3.1.3, Abs. 3.1.3.1; vgl. auch Abs. 3.1.3.3, dort insb. Fn. 103) scheint sich ja der von mir beschriebenen und kritisierten Quantifizierungsproblematik zumindest auch vollauf bewusst zu sein.

Nun liegt es mir fern, einzelne AutorInnen in bestimmte Schablonen zu pressen, nur damit die ausgelegte Theorie als gültig erwiesen wird. Auf die methodologische Problematik der Übergeneralisierungsgefahr der Cartesianismuskritik in der Postmoderne wies ich bereits im vorangegangenen Abschnitt hin (vgl. Abs. 6.1.2, dort Fn. 192). In meiner Kritik an der heutigen Wachstumskritik geht es nicht um die blinde Verdächtigung einzelner AutorInnen. Stattdessen geht es um das transzendentallogische und wirtschaftsphilosophische Explizieren und möglichst aufgeklärte Thematisieren der von mir als hoch problematisch, da letztlich als weitestgehend selbstwidersprüchlich erachteten weltanschaulichen Prämissen, auf welchen die zeitgenössische Wachstumskritik beruht, gerade weil ja die Notwendigkeit zu einer Wachstumskritik nicht in Bausch und Bogen verworfen werden darf. Nämlich erst weil der Wachstumsgegenstand von hoher theoretischer und praktischer Relevanz ist, wäre eine weit verbreitete, reduktionistische Herangehensweise an diesem über die Strömungen und über die Schriften verschiedener EinzelautorInnen hinweg besonders problematisch, und zwar nicht etwa

nach meinen persönlichen Kriterien, sondern primär nach den Kriterien einer sich selbst ernstnehmenden Wachstumskritik. Meine Grundsatzkritik schliesst natürlich nicht aus, dass es gewisse Ausnahmen zu diesen generellen Tendenzen gibt (vgl. Kap. 3.2) und auch einzelne AutorInnen zueinander unterschiedliche Ausprägungsgrade im dynamischen, iterativen Prozess der postulierten cartesianistischen Transformation des Denkens besitzen. An einer Allgemeingültigkeit für sich beanspruchenden (Cartesianismus-)Kritik dennoch festzuhalten, führt damit zu einem Spannungsfeld, welches durch die Art des immer mit Generalien und Spezifika, mit absoluten und mit relativen Gewissheiten hantierenden wissenschaftlichen Erkenntnisprozesses unvermeidbar ist. Es bleiben zwischen meinen generalisierenden Schlüssen und dem spezifischen Inhalt der einzelnen Schriften der von mir kritisierten zeitgenössischen WachstumsablehnerInnen notwendigerweise letzte Beweislücken offen. Denn die Kritik am Denken anderer Subjekte ist immer eine Kritik, welche nach der kopernikanischen Wende im zweiten cartesisch-kantischen Paradigma definitionsgemäss nicht eine Kritik an dem *Denken an sich* sein kann, sondern immer «nur» eine Kritik des vom kritisierenden Subjekt extrapolierten und von seinem/ihrem eigenen Denken bereits damit beeinflussten, objekt*ivierten* Denkens ist. Dieses Problem kann ich hier nicht abschliessend lösen, denn das innerste Denken einer anderen Person lässt sich nur objektivistisch beobachten, aber cartesisch nicht subjektivistisch aus einer Ich-Perspektive nachvollziehen.

Dennoch möchte ich ausserhalb meiner bisherigen sehr *analytischen*, da vor allem transzendentallogisch aufgebauten Argumentationsstruktur jetzt unter Zuhilfenahme einiger empirischer Observationen *gewisse synthetische* Unterstützungsargumente aufbieten, warum ich zu der Überzeugung gekommen bin, dass sich unter der Oberfläche der etwaig proklamierten Vorstellung und Behauptung eines qualitativen und nicht quantitativen Suffizienzbegriffs als Teil des Anti-Wachstumsimperativs letztlich doch die gleiche, wenn auch verborgener, gemeinhin akzeptierte und unreflektierte relativistisch-materialistische Eigendynamik abspielt, welche sich auch hinter jeder zahlenmaterialistisch expliziten, quantitativen Argumentationsform innerhalb der Wachstumskritik nachweisen lässt. Die sichtbare Abwesenheit einer explizit zahlenbasierten Form hinter einem angeblich qualitativen Begriff wie Suffizienz beweist noch nicht, dass dieser Begriff nicht doch implizit, sozusagen kryptonormativ und kryptoepistemisch als quantitativ zu verstehen ist, insbesondere in Zeiten des weit verbreiteten cartesianistischen Denkens in der Postmoderne (vgl. Kap. 1; vgl. auch Abs. 4.1.3, dort Fn. 145).

Deshalb möchte ich mich nochmals dem bereits zuvor im analytischen Teil dieses Abschnitts (vgl. Abs. 6.1.3.1) gewidmeten *Gesundheitskonzept* zuwenden, um an dieser *geradezu archetypischen Suffizienzkonzeptoperationalisierung* (vgl. Abs. 3.1.3.3), die für sich den Anspruch von Nicht-Cartesianismus beanspruchen möge (vgl. Behauptung der IM 2), zu untermauern, was ich nun genau mit verborgenem Cartesianismus auch ohne expliziten Rekurs auf das Quantitative meine. Im Kern geht es hier methodisch darum, auf die von mir verwendeten Leitbegriffe der transzendentallogischen Analyse zurückgreifend, dass wenn letztlich «[a]lles Seiende […] in der Bewußtseinssubjektivität [konstituiert]» (Husserl, 1974, S. 239), diese sich verselbständigte Bewusstseinssubjektivität aber in einer fortgeschrittenen cartesianistischen Eigendynamik zunehmend quasi «ent-subjektiviert» (vgl. Abs. 4.1.1) und sich der damit in der immer dominanteren cartesianistischen Verfallsform der Erkenntnis des zweiten Paradigmas der prima philosophia einhergehende Ent-Qualifizierungsprozess respektive das Quantifizierungsprogramm und die Vergeldlichungsdynamik (vgl. Kap. 4.3) sich gesellschaftlich zunehmend materialisiert, bspw. in Form des Ökonomismus (vgl. Abs. 4.2.4), die zunehmend von allen Qualitäten entkoppelten quantitativen und monetär-relativistischen Vorstellungen bestehender, ehemals qualitativer Begriffe aus diesem vorangeschrittenen gesellschaftlichen Transformationsprozess zu gerinnen, und zwar in ihrer *zunehmenden Qualitätslosigkeit*. Da die Niederschrift dieser Arbeit in Zeiten einer tiefgreifenden gesellschaftlichen Krise stattfindet, welche von der Mehrheit der Menschen scheinbar eben *nicht als eine ideelle Krise* des Denkens wahrgenommen wird (vgl. Booms, 2020), ganz analog des Ignorierens der ideellen Grundlagen des Denkens im Cartesianismus, *sondern als eine materielle und zahlenmässig erfassbare Gesundheitskrise* in Form eines fast nur mathematisch konzeptualisierten Virus, welchem funktional ein «Gesundheitsimperativ» entgegenzusetzen sei (vgl. Heumann & Holzgang, 2020; Heumann, Müller, Sindermann & Wagner, 2020), strukturell ganz analog des Anti-Wachstumsimperativs zur Wachstumskrise, bietet sich das Konzept Gesundheit neben seiner aktuellen Salienz nicht nur wegen seiner Bedeutung in der Postwachstumsliteratur an, sondern auch, weil es hier ganz unmittelbare systematisch-thematische Bezüge und Schnittfelder zwischen der gesellschaftlichen Bewältigung beider, eben jeweils nicht rein materieller Krisen gibt.[205]

[205] Auf die Einzelheiten der sogenannten Coronakrise einzugehen, würde den Rahmen dieser Arbeit bei weitem sprengen. Ich beschränke mich daher einzig auf die unmittelbaren Bezüge mitsamt der Implikationen für den postmodernen Gesundheitsbegriff und das auch nur insofern, als dass dieser eben als vermeintlich qualitativer Anker einer exemplarischen Suffizienzoperationalisierung keinen absolut gültigen und selbstwiderspruchsfreien Geltungsanspruch tragen kann und stattdessen längst «cartesianistisch transformiert» worden ist.

Gleich in der ersten Phase der gesellschaftlichen Bewältigung des Coronavirus ordneten zahlreiche ProtagonistInnen der Degrowth-Bewegung die Verheerungen der epidemischen Gesundheitskrise als Resultat der «growth-obsessed capitalist economy» [vgl. Lager der WachstumsbefürworterInnen, Abs. 3.1.1] und des Scheiterns von «decoupling and green growth» [vgl. Lager der WachstumstransformatorInnen, Abs. 3.1.2] ein (vgl. Barlow et al., 2020). Dabei wird in einem von über 2000 Mitunterzeichnenden unterstützten offenen Brief vorausgesetzt, dass der gesellschaftliche Umgang mit dem Virus in Zeiten von Schul-, Geschäfts- und Betriebsschliessungen, sowie Lockdowns und Ausgangsbeschränkungen zu Gunsten der suffizienzbasierten Aufrechterhaltung von «basic societal services like health and care work» eine Art Bruch mit dem bisherigen Wachstumsimperativ darstelle und davor gewarnt, nach Beendigung der Krise auf die altbekannten ökonomischen Denkweisen zurückzufallen und «to get the destructive growth machine running again» (ebd.). Mit dem Gesundheitsschutz als gemeinsamem Bindeglied von suffizienzbasiertem Anti-Wachstumsimperativ und Gesundheitsimperativ lohnt es sich jedoch, die ideell unreflektiert bleibende Eigendynamik des Gesundheitsbegriffs in den Blick zu nehmen und einer Cartesianismus-kritischen Prüfung zu unterziehen, gerade weil dies als ein synthetischer Beitrag zweier kombinierter Krisen wichtige Implikationen hat für den Status der qualitativen Fundierung eines angeblich nicht quantitativ getriebenen Suffizienzbegriffs von Gesundheit.

Zum einen wird der ökonomische Gegenstand in Form von Wirtschaft in dieser Corona-Postwachstumsstellungnahme rein materialistisch beschrieben und dabei übersehen, dass Lockdowns und Betriebsschliessungen womöglich *materielle* Überwindungsprozesse des ökonomischen Gegenstandes *darzustellen scheinen*, aber überhaupt gar kein Beleg einer eigentlich entscheidenden *ideellen* Überwindung einer problematischen Konzeptualisierung des Ökonomischen *sind.* Der in den Jahren 2020 und 2021 in der gesellschaftlichen Wahrnehmung deutlich spürbare Wechsel weg von der Allgegenwärtigkeit der politischen und medialen Fokussierung auf Handelsbilanzen, Börsenkurse und volkswirtschaftliche Prognosen hin zur ultimativen und als alternativlos betrachteten metrischen Lebenssteuerung von Milliarden von Menschen durch ebenfalls vollständig quantifizierte Infektionsindizes, Hospitalisierungsquoten, Sterbefallzahlen und andere epidemiologische Marker wird weder in diesem Degrowth-Leitdokument, noch in einer anderen mir bekannten Stellungnahme des wachstumskritischen Lagers zur Coronakrise kritisch aufgegriffen. Was ist das aber für ein Gesundheitsbegriff, der da vorausgesetzt und gemeinsam von

WachstumsbefürworterInnen und WachstumskritikerInnen in gesellschaftlich «solidarischer» Einigkeit unhinterfragt mitgetragen wird? Ein in seiner Geschwindigkeit atemberaubender Wandel des Gesundheitsbegriffsverständnisses wird dabei deutlich, dessen Anfänge sicherlich lange vor 2020 eingesetzt hatten, aber dessen Effekte nun zum gesellschaftlich-postmodernen Durchbruch gelangt sind. Auf der einen Seite steht ein ehemals wissenschaftstheoretisch reflektiertes Verständnis von körperlicher *und* geistiger Gesundheit im Sinne der integrativen Bearbeitung gesamtgesundheitlicher Fragen, ein humanistischen Verständnis, welches ganzheitlich immer auch das *gute* und *selbstbestimmte* Leben des einzelnen, als *endlich* und *begrenzt* akzeptierten Menschen anstrebt und damit verbunden ein individualmedizinisches, fachlich spezialisiertes, qualitativ vertrauensvolles Arzt-Patienten-Verhältnis als bestmöglichen therapeutischen Massstab betrachtet – alles ganz im Einklang mit dem ersten, cartesisch-(kantischen) Erkenntnispfad des zweiten Paradigmas der prima philosophia, welches um die Grenzen der eigenen objektiven Erkenntnis und Kontrolle der Aussenwelt weiss. Dem gegenüber bricht zuletzt ein neues, quantitatives und gesellschaftlich-mehrheitlich akzeptiertes Verständnis von Gesundheit durch, welches alle möglichen, ehemals nicht-medizinisch relevanten Bewegungs-, Handlungs- und sogar Denkabläufe des Menschen qua der allumfassenden, Kommensurabilitäts-maximierenden, geldlichen Logik (vgl. Kap. 4.3) der schon begrifflich vollständig entgrenzten *nicht-pharmazeutischen Interventionen* quantitativ (metrische Abstandsgebote, Anzahl erlaubter Kontakte, usw.) operationalisiert und relationalistisch steuert, um möglichst optimale, d.h. (scheinbar) Nutzwert-maximierende (Leben retten, Todeszahlen senken, usw.) Ergebnisse auf *nur gefühlt* plausiblen, aber wissenschaftlich wohl unbegründeten und letztlich szientistischen (vgl. Abs. 4.2.3; vgl. auch Esfeld, 2021) (Super-)Metriken zu erzielen. Der Verdacht eines bereits weit vorangeschrittenen cartesianistischen Transformationsprozesses, weg vom ersten, hin zum zweiten defizitären, relativistisch-materialistischen Erkenntnispfad des zweiten Paradigmas der prima philosophia (vgl. Abs. 2.2.2, Kap. 4) drängt sich hier förmlich auf, auch wenn es einer eigenen Untersuchung bedürfte, dies anhand der Coronakrise am suffizienzrelevanten Konzeptbeispiel des Gesundheitsbegriffs systematisch und detailliert nachzuzeichnen.

Bei einem Blick auf die durch einen sorgsamen, nach wissenschaftlichen (popperschen) Gütekriterien gewonnen Vergleichszahlen[206] fällt *zum anderen* auf,

[206] Derartige Zahlen sind im Gegensatz zu cartesianistisch eigendynamischen Zahlen immer noch vom Subjekt eingehegt durch das nicht-relativistische Prinzip der Möglichkeit der Falsifikation. Letzteres Erkenntnisprinzip schliesst, wenn es korrekt verstanden wird, eine Überhöhung und Verselbständigung von Zahlen wohl aus.

dass die für epidemiologische Vergleichs- und Schweregradzwecke mitentscheidende Letalität bzw. die sogenannte *Infection Fatality Rate* (vgl. Reed et al., 2013) des hier in Frage stehenden Virus Sars-CoV-2 nach dem derzeit besten Kenntnisstand, d.h. interpretiert anhand von repräsentativen und nicht nur von selektiv erhobenen Daten, weltweit ca. 0.15% beträgt und in Europa und Nordamerika auf ca. 0.3 bis 0.4% geschätzt werden muss (Ioannidis, 2021b[207]). Auch wenn dies ohne Zweifel zu tragischen gesundheitlichen Folgen beitragen kann, so dass einzelne besonders gefährdete Menschen sterben können und auch sterben, ist dies im gesundheitlich-epidemiologischen Ausmass aber eben auch anderen durch respiratorische Viren versurachten Pandemien in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts wie der Asiatischen Grippe von 1957 und der Hongkong-Grippe von 1968 (vgl. BAG, 2018) ähnlich.[208] Während die damaligen vergleichsweise ebenso gesundheitsgefährdenden Epidemien aber noch nicht von digitalisiert operierenden Massenmedien aufmerksamkeitsökonomisch getrieben in Echtzeit für die zahlenfixierte Öffentlichkeit mitgemessen worden waren, ist dies gleichwohl heute, nur zwei Generationen später, völlig anders. Ganz offensichtlich haben sich parallel zu den Quantifizierungs- und Ökonomisierungsprozessen in unseren Gesellschaften (vgl. Abs. 4.2.4) mit den höheren Lebenserwartungswerten in den reicheren Ländern auch die Suffizienz- und Krisenmassstäbe[209] erheblich verschoben. Galt vor nicht allzu langer Zeit – und gilt in vielen ärmeren Ländern auch heute noch – ein Lebensalter von 75 Jahren[210] als ein stolzes und stattliches Alter, sieht eine postmoderne

[207] Auch die Weltgesundheitsorganisation (WHO) veröffentlicht diese Fakten in ungefähr genau dieser Grössenordnung (vgl. Ioannidis, 2021a).

[208] Das schweizerische Bundesamt für Gesundheit gibt in seinem Influenza-Pandemieplan die globale Infection Fatality Rate der Grippepandemie von 1957 mit 0.37% und diejenige der Grippepandemie von 1968 mit 0.15% an (BAG, 2018, S. 105). Es ordnet den jeweiligen Schweregrad dabei als «‹milde›» (a.a.O., S. 103) ein.

[209] Auch beim Krisenbegriff gilt es die ideellen und subjektseitigen Grundlagen im Sinne von erschaffenen «Risikokonstruktionen» (Booms, 2011, S. 36-37) zu berücksichtigen und nicht dem cartesianistischen Fehlschluss zu erliegen, dass zwar so ziemlich alles andere in der Welt relativ sei, aber eben nicht die (Risikometrik-basierten) Zahlenwerte. Ulrich Beck (2007) erkennt sehr klar, «daβ das Risiko keine objektiv meβbare Größe ist» (S. 36), sondern Risikometriken immer auch sozial konstruiert sind. Dass es «[d]adurch […] immer schwieriger [wird], klar und verbindlich zu unterscheiden zwischen Hysterie und gezielter Angstpolitik einerseits und angemessener Furcht und Vorsorge andererseits» (a.a.O., S. 34f.), ist eine tiefe Einsicht zur postmodernen Volatilität eines in seiner gemeinsamen Anerkennung nur noch auf Zahlen reduzierten Wirklichkeitsverständnisses (vgl. Einl. in Kap. 1; vgl. auch Kap. 4.1, Kap. 4.3), während eben alle anderen qualitativen Aspekte der Realität und des Menschen, wie bspw. die Autonomie selbstbestimmter Wesen, nicht mehr akzeptiert wird. Das Beispiel von zukunftsbasierten Risikometriken verweist dabei natürlich auf alle konsequentialistischen Zahlenethiken und verantwortungsethisch gekleideten Zukunftsprojektionen (vgl. Abs. 4.2.3, dort Fn. 163), die die Grundlage ihrer eigenen Begründung nicht in sich tragen (vgl. Booms, 2011, S. 37).

[210] Eine Datenanalyse aus 81 Ländern zum Durchschnittsalter der laufenden Pandemie stellt zusammenfassend fest: «[T]he majority of deaths are occurring at ages above 75» (Pifarré i Arolas et

Gesellschaft einen vorübergehenden, durch ein Virus verursachten Rückgang der Lebenserwartung (vgl. Aburto et al., 2021) als eine erhebliche, krisenhafte Bedrohung an für einen in der quantitativen Höhe, d.h. hier im konkreten Nutzzahlennennwert auf einer spezifischen Lebensalters(teil)metrik, unbewusst nach oben verschobenen Suffizienzmindeststandard. Dass dabei zwischen einem, sagen wir, 1957 postulierten Gesamtnutzzahlennennwert von ‹3› (vgl. Option *R*, Abs. 6.1.2, Abs. 6.1.3.1) auf einer übergeordneten, kommensurabilisierten Suffizienzstandardskala, und einem heute postulierten Nutzzahlennennwert von ‹3› auf einer solchen gleichen Supermetrik ein derart grosser Binnenunterschied im Standard und kaschiert durch einen nur äusserlich konstant gehaltenen Nutzzahlennennwert verborgen bleibt, ein Unterschied, welcher all die Probleme eines cartesianistischen Quantifizierungs- und Beherrschungsprogramms und damit der Wachstumsdynamik bereits in sich trägt, scheint jedoch kein Thema zu sein für WachstumsablehnerInnen, welche den heutigen neuen Suffizienzstandard einfach als gegeben hinnehmen, wie in der Degrowth-Stellungnahme zur Coronakrise von Barlow et al. (2020) deutlich wird. Aber sind diese unbemerkt veränderten Suffizienzstandards hinter den sichtbaren «Zahlen» auf der Suffizienzsupermetrik nichts anderes als *ideell exorbitant gewachsene Ansprüche* an eine Minimalversorgung, welche umgesetzt ohne Zweifel auch mit einem *materiell* und *ökonomisch* (egal ob staatlich oder privatwirtschaftlich gesteuert) ausgedehnter operierenden, *ja eben wachsenden* Gesundheitssystem[211] einhergehen?

Ein sich selbst wirklich reflektierender Suffizienzansatz würde diese für den Wachstumsgegenstand offensichtlich ganz erhebliche Relevanz aufweisenden Veränderungen aber eben nicht ignorieren, gerade um der Wachstumsdynamik des ökonomischen Gegenstandes ideell und materiell zu entgehen, und nicht umgekehrt unbemerkt von dieser vereinnahmt zu sein (vgl. Hyp. 1a und 1b). Damit einhergehend reicht es also keinesfalls aus, einen Gesundheitsbegriff, auf dem man sich als konstitutives Suffizienzelement in der zeitgenössischen Wachstumskritik berufen würde (vgl. Abs. 3.1.3.3, Abs. 6.1.3.1), *einfach als «qualitativ» statt «quantitativ» zu*

al., 2021). Neben einem hohen Alter ist auch Fettleibigkeit ein entscheidender Prädiktor für einen tödlichen Ausgang einer Infektion (vgl. Chaudhry, Dranitsaris, Mubashir, Bartoszko & Riazi, 2020), was aus Suffizienzgesichtspunkten wohl oder übel eigentlich die von SuffizienzverteterInnen bisher vollständig ignorierte Frage nach dem möglicherweise hier vorliegenden Status einer mehr oder weniger reinen Zivilisations- respektive Überflussgesellschaftskrankheit aufrufen müsste. Schon der blosse Gedanke daran rüttelt, so meine ich, aber wohl an einem aktuellen gesellschaftlichen, letztlich zahlenmaterialistischen Tabu, bei welchem das «Anything goes» wohl nicht gilt.

[211] Damit soll in keiner Weise impliziert sein, dass ich persönlich ein derartig ausgedehntes Gesundheitssystem ablehne; ganz im Gegenteil. Hier soll lediglich illustriert werden, dass es erhebliche und völlig ungelöste konzeptuelle Probleme gibt für einen in sich kohärenten, suffizienzbasierten Minimalversorgungsansatz.

etikettieren, wenn doch über alle drei Lager der Wachstumsdiskussion hinweg in eigentümlicher Eintracht *ein historisch wohl präzedenzloses Quantifizierungs- und* (tatsächlich sehr *verhaltensökonomisch anmutendes*) *Beherrschungsideal bereits in die sogenannte «Qualität» des aktuellen Suffizienzmassstabs der «Neuen Normalität» inkorporiert worden ist*. Kant als Nicht-Relativist, Vertreter und Weiterentwickelnder des cartesischen Erkenntnispfades des zweiten Paradigmas der prima philosophia (vgl. Abs. 4.1.1) erkennt das erkenntnistheoretisch begründete moralische Problem relationaler explizit oder implizit zahlengetriebener Ziele sehr genau, weshalb er nicht nur zwischen Wert und Würde kategorial unterscheidet (vgl. ebd., dort Fn. 121), sondern eben auch ein Konzept wie Gesundheit wie jedes andere teleologische Ziel nur *als hypothetischen*, aber eben nicht als ultimativ ethisch handlungsbestimmenden *kategorischen Imperativ* (vgl. Kant, 1786/1999, 393, 418) für ein *selbstbestimmtes Subjekt* kategorisiert.

Es lässt sich aus diesem Teilabschnitt schlussfolgern, dass die zuvor (vgl. Abs. 6.1.3.1) beschriebene Selbstwiderspruchsproblematik eines zahlenethischen wachstumskritischen Minimalversorgungsansatzes, welche wie schon bei den utilitaristischen und egalitaristischen Teilansätzen verhindert, aus sich selbst heraus eine Alternative zum Wachstumsimperativ darzubieten (Hyp. 1a), und damit der Gefahr der perpetuierenden Wachstumsdynamik zu entkommen (Hyp. 1b), nicht einfach dadurch gelöst wird, auf die angebliche Qualität statt Quantität eines konstitutiven Suffizienzelements zu verweisen. Das Beispiel der Gesundheit zeigt, *dass in den impliziten Wertvorstellungen, auch den scheinbar «rein qualitativen», die cartesianistische Wachstumsdynamik jederzeit bereits eingebaut sein könnte und im konkreten Fall des heutigen Suffizienzmindeststandards der Gesundheitssuffizienz auch ist*. Ohne Weiteres wäre bei einer weiteren unreflektiert bleibenden, voranschreitenden Hintergrundquantifizierung und beliebig weiter maximierenden Massstabsänderung, sowie der damit einhergehenden, ideell getriebenen relativistisch-materialistischen Bestimmungsdynamik, eine angeblich «suffizienzbasierte» Weltgesellschaft denkbar, welche alle heutigen Vorstellungen untragbarer Wachstumsdynamik geradezu in den Schatten stellen würde.[212] Für den letztlich

[212] Allein schon die aktuell herrschende Selbstverständlichkeit, mit welcher alle möglichen Naturabläufe unter beherrschende Kontrolle gebracht werden sollten, um vielleicht doch noch das eine oder andere Lebensjahr mehr herauszuholen, zeigt, dass bereits die ideelle und materielle cartesianistische Bestimmungs- und Umsetzungsdynamik eines einzigen Teilbereichs (Lebenserwartungsstandard) eines einzigen Elements (Gesundheit) des Suffizienzbegriffs hinreichend wäre, um in Zukunft eine als suffizienzgefährdend wahrgenommene (Gesundheits-)Krise auszurufen (vgl. hierzu in diesem Teilabschnitt auch Fn. 209), wenn bspw. nicht mehr alle auf der Welt lebenden Menschen Ressourcenzugang zu potentiell infinit lebensverlängernden Massnahmen wie z.B. das Anrecht auf Kryostase (vgl. hierzu Booms, 2016, S. 53f.) hätten. Es reicht völlig aus, dass bis dahin

cartesianismuskritisch durchdrungenen Suffizienzbegriff einer in sich kohärenten Wachstumskritik wäre es daher unabdingbar, die ideellen und absoluten Grundlagen des Suffizienzdenkens wieder in den Fokus zu rücken, «Suffizienz» im abstrakten mentalen Genügsamkeitssinne damit auch auf die inhärenten Grenzen der eigenen Erkenntnis von äusseren, im Raum ausgedehnten Objekten (res extensa) und zahlenbasierten «Fakten» anzuwenden, sowie auf die Möglichkeiten und Limite der eigenen Handlungsmacht epistemologisch und ontologisch informiert auszudehnen. Dies wirft dann unweigerlich die Frage auf, inwiefern man mit den eigenen Suffizienzvorstellungen auf der einen Seite, und auch dem kritisierten Wachstumsimperativ auf der anderen Seite, jeweils «suffizient», d.h. in epistemischer Bescheidenheit genügsam umzugehen hat. Die entscheidende Frage, ob epistemisch gewendete Suffizienz respektive Genügsamkeit im Sinne von *epistemologischer Genügsamkeit* dann auch tastsächlich eine Lösung für das Wachstumsproblem darstellen könnte, werde ich später noch ansprechen (vgl. hierzu Kap. 6.2, Kap. 7.2, Kap. 7.3, Kap. 8).

6.1.4 Die Aporie des Imperativs der Nicht-Überschreitung planetarer Grenzen

Die cartesianismuskritische Rekonstruktion der drei zahlenethischen Kernargumente der zeitgenössischen Wachstumskritik (vgl. Abs. 6.1.1, Abs. 6.1.2, Abs. 6.1.3) hatte das Ziel Folgendes zu zeigen: Die für die Verhinderung des logischen und praktisch wirksamen Rückfalls heutiger Wachstumskritik auf den eigentlich zu kritisierenden ökonomischen (Standard-)Gegenstand (vgl. Kap. 1.2, Kap. 5) notwendige Begründung eines ideellen und absolut gültigen weltanschaulichen Ankers am Schnittfeld Ethik, Epistemologie und Ontologie ist aus der jeweiligen zahlenbasierten utilitaristischen, egalitaristischen und Minimalversorgungslogik selbst heraus nicht leistbar. Mit anderen Worten fusst jede *zahlenethische Form der Wachstumskritik* für die Sicherstellung ihrer legitimierten Gültigkeit zwangsläufig auf Bedingungen, welche sie aus sich selbst heraus nicht erklären kann. Abschliessend kann damit aber noch nicht belegt werden, dass die zeitgenössische Wachstumskritik, auch in ihrer radikalen wachstumsablehnenden Fassung (vgl. Abs. 3.1.3), keine plausible

ein von sowohl WachstumsbefürworterInnen, als auch WachstumsablehnerInnen geteilter Suffizienzstandard erhoben und akzeptiert wird, den eigenen Körper für potentiell zukünftige quantitative Extralebensjahre zwingend konservieren (vgl. ebd.) zu können. In meinen Augen gibt es in der derzeitigen Fassung der suffizienzbasierten Wachstumskritik überhaupt nichts, was denklogisch ein begründetes Argument darstellen würde, eine solche irgendwann ohne Zweifel anstehende weitere, wachstumsdynamisch relevante Suffizienzmassstabsverschiebung zu delegitimieren und zu verhindern.

Alternative zum Wachstumsimperativ darbieten kann (Hyp. 1a) und das Problem der Wachstumsdynamik sogar mitkonstituiert (Hyp. 1b). Sämtliche bisherige Schlussfolgerungen im Hinblick auf das überspannende Erkenntnisziel dieser Arbeit, durch die integrative Kritik an der Wachstumskritik einen *wirtschaftsphilosophischen* Beitrag zur Wachstumsdebatte und im engeren Kern zum ökonomischen Wachstumsgegenstand selbst zu leisten, steht zu diesem Zeitpunkt noch unter Vorbehalt, da als methodologische Nebenfolge der methodischen Ordnungsstruktur meiner eigenen Analyse sämtliche ethisch-konsequentialistischen Teilansätze heutiger Wachstumskritik bis jetzt immer nur losgelöst von ihrer eigenen wachstumstheoretischen Setzung der planetaren Grenzen der Erde analysiert worden sind und damit auch nur einer *bedingten* und *noch keiner vollständigen reductio ad absurdum* zugeführt werden konnten. Um einen vollständigen indirekten Widerspruchsbeweis zu erbringen anhand der gesamten Prämissen zeitgenössischer Wachstumskritik, nämlich *alle ihre drei Ebenen der Ethik, der Epistemologie und der Ontologie* genuin berücksichtigend, gilt es den (immer auch normativen) Geltungsanspruch «planetarer Grenzen» ebenfalls einer wirtschaftsphilosophischen und gleichermassen transzendentallogischen Analyse zu unterziehen. Dies führe ich in diesem Abschnitt anhand von zwei Teilschritten durch: Der wirtschaftsphilosophischen, cartesianismuskritischen Rekonstruktion des von mir behaupteten Selbstwiderspruchs im Kern der Setzung (der Nicht-Grenzüberschreitungsmaxime) planetarer Grenzen (Abs. 6.1.4.1) folgt das analoge Aufzeigen eben jenes Selbstwiderspruchs anhand der transzendentallogischen Analyse der Kernargumente zeitgenössischer Wachstumskritik zur Feststellung planetarer Grenzen (Abs. 6.1.4.2).

6.1.4.1 Wirtschaftsphilosophische Rekonstruktion des Selbstwiderspruchs

Auf die Setzung der zahlenmässig erfassbaren, materiellen Grenzen des Planeten Erde wird seit den neuzeitlichen (vgl. Abs. 2.2.2) und modernen (vgl. Kap. 2.3) Anfängen der neueren, d.h. nicht-antiken (vgl. Kap. 2.1) Wachstumskritik immer wieder explizit oder implizit rekurriert, auch von Seiten der (radikalen) WachstumsablehnerInnen (vgl. Abs. 3.1.3). Kann die intuitiv für viele Debattenteilnehmende einleuchtende Feststellung planetarer Grenzen die Paradoxien und Widersprüche der zahlenethischen Begründungsversuche aber wirklich lösen, indem das Kriterium materieller planetarer Grenzen ein festes und verankertes, d.h. nicht relativistisches und nicht beliebiges Bestimmungskriterium an die Hand gibt, um die zuvor (vgl. Abs. 6.1.1, Abs. 6.1.2,

Abs. 6.1.3) als problematisch und aporetisch erwiesenen, bereits epistemisch bedingten (bereits potentiellen) Wachstumsexternalitäten so zu verrechnen und zu bilanzieren, dass die Kritik des fehlenden Begründungsankers nicht mehr greift und der Rückfall von heutiger Wachstumskritik in eine relativistisch-materialistische (Wachstums-)Eigendynamik verhindert werden kann? Sollte dies nachzuweisen sein, wäre dies nicht nur gleichbedeutend mit einer Zurückweisung der Hypothesen 1a und 1b (vgl. Kap. 1.2, Kap. 5), sondern auch ein Hinweis darauf, dass die Cartesianismuskritik dahingehend falsch wäre (vgl. Annahme der IM 3, Abs. 6.1.1), dass trotz einer zahlenmaterialistischen Operationalisierung der (Aussen- und womöglich letztlich der Innen-)Welt kein zwingender Relativismus folgen muss, wie von mir zuvor abstrakt (vgl. Kap. 4.1), und mit Georg Simmel anhand des geldförmigen Denkens (vgl. Kap. 4.3), vorausgesagt und damit auch die relativistisch-materialistisch verselbständigte Wachstumsdynamik vermieden werden kann. Sollte dieser letzte Versuch der Fundierung der Prämissen zeitgenössischer Wachstumskritik jedoch in seiner inneren Logik die gleiche cartesianistische Verselbständigungsproblematik offenbaren inkl. in Form des Ausschlagens des Pendels auf die dem Materialismus gegenüberliegende relativistische Seite des cartesianistischen Pendels (vgl. Abs. 4.1.3), wie es schon bei den Einzelanalysen der zahlenethischen wachstumskritischen Argumente sichtbar geworden ist (vgl. Abs. 6.1.1, Abs. 6.1.2, Abs. 6.1.3), so würde dies zur endgültigen Annahme der IM 1 und der Hypothesen 1a und 1b führen. Hierzu müsste man analog des bisherigen Vorgehens in diesem Unterkapitel mit einer transzendentalphilosophischen Methode argumentativ einen Selbstwiderspruch offenlegen, welcher die Beliebigkeit der zahlenmaterialistischen Setzung planetarer Grenzen durch indirekten Widerspruchsbeweis darlegt.

Bereits im ideengeschichtlichen Teil dieser Arbeit wurde gezeigt, dass die Grundlagen neuzeitlicher Wachstumskritik auf einer paradigmatischen Neuordnung des Realitäts- und Werteverständnisses im Sinne des Übergangs vom ersten zum zweiten Paradigma der prima philosophia fussen (vgl. Kap. 2.2, dort insb. Abs. 2.2.1 und Abs. 2.2.2). Die zentrale theoretische Bedeutung der *materiell* und *quantitativ* erfassten Grenzen ökonomischen Wachstums ist dabei bereits in den Klassikern der heutigen Wachstumskritik tief verankert (vgl. Kap. 2.3). Auch bei den heutigen «radikalen» WachstumskritikerInnen im Lager des Anti-Wachstumsimperativs beruft man sich auf die scheinbar natürlichen, da planetaren, d.h. hier eben materiell und quantitativ konzeptualisierten, Grenzen des Wachstums, indem kritisiert wird, dass bspw. «die Europäer […] drei Planeten [benötigen]» und wir damit «unser Erbe

[verprassen]» (Latouche, 2007/2015, S. 45; vgl. auch Abs. 3.1.3). Besonders bemerkenswert und für die weiteren Zwecke der Erörterung der Hypothesen dieser Arbeit von hoher Relevanz sind dabei die sich wandelnden Vorstellungen der Grenzen der ökologischen Aufnahmefähigkeit des menschlichen Handelns und seiner Auswirkungen. Von den malthusianischen mathematischen Prognosen der scheinbar irgendwann unweigerlichen Überschreitung der maximal verfügbar zu machenden Gesamtnahrungs- und Lebensmittelversorgungsmenge durch gesteigertes Bevölkerungswachstum, über die spezifische Ressourcen-Erschöpfungsmodelle des Club of Rome, bis hin zu den aktuellen, oftmals von der Klimadiskussion als Wachstumsthementeilgebiet dominierten Operationalisierung der Schadstoffemissionsobergrenzen in Form von einer CO_2-Supermetrik, respektive genauer gesagt einer alle Treibhausgase kommensurabel abzubilden versuchenden CO_2-Äquivalente-Supermetrik (vgl. Kap. 2.3, dort insb. Fn. 82) – die Tendenz weg von der Kritik an einzelnen spezifischen materiellen Aspekten des Wachstums hin zur Inklusion von immer mehr unterschiedlichen allgemeinen Negativfolgen in der Konzeptualisierung des allumfassenden Wachstumsgegenstandes auf einer schliesslich gemeinsam geteilten Berechnungsskala, d.h. einer Supermetrik, ist sehr klar ersichtlich. Die Wachstumskritik ist jedoch nicht einfach nur Klimawandelkritik und beanstandet neben dem als grenzüberschreitend angesehenen CO_2-Ausstoss (vgl. z.B. Paech, 2018, S. 58f.) nicht nur «klimaverändernde Spurengase aller Art» (Loske, 2016, S. 132), sondern erhebt für sich im Rückgriff auch auf physikalische Gesetze wie das Entropie-Gesetz[213] (vgl. Kap. 2.3) den Anspruch, eine umfassend begründete,

[213] Interessanterweise werden die Arbeiten von Boulding, Georgescu-Roegen und Daly im Hinblick auf das Entropie-Gesetz (vgl. Kap. 2.3) zwar regelmässig von zeitgenössischen WachstumskritikerInnen angeführt, aber meines Wissens gibt es keine Wachstumsgrenzen-basierte Theorie, welche systematisch anhand der Energiegrenzen, bzw. genauer gesagt anhand der Entropie-bedingten prognostizierten Energieunzugänglichkeit (vgl. Daly, 1968, S. 395; vgl. auch Kap. 2.3) statt der Materiegrenzen eine Postwachstumsökonomie ausarbeitet. Eine sauber ausbuchstabierte physikalische Unterscheidung zwischen Materie, Energie und Entropie findet sich nicht, sondern es werden beim Thema der Energie- und Entropiegrenzen stets materialistisch geprägte Analogien verwendet. Wenig überraschend bilden sich im blinden Fleck der damit einhergehend kaum diskutierten Materie-Energie-Konvertierungsschlüssel schnell Angriffspunkte für die Berechnungen heraus, selbst innerhalb der Binnenlogik von rein quantitativen Grenzberechnungen, nämlich wenn Techniken wie Fissions- oder sogar die zukünftig mögliche Fusionskraft (vgl. ebd.) die bisherigen unreflektiert geglaubten Faktoren eines Materie-Energie-Konvertierungsschlüssels vollständig revidieren und aktuelle darauf basierende Berechnungen obsolet machen würden. Selbst Georgescu-Roegen (1986) differenziert für alle praktischen Zwecke nicht sauber zwischen Entropie, Energiegrenzen und Materiegrenzen, sondern sieht diese Grenzen als wechselseitig verwoben an: «The point is that *both available energy and available matter* are irrevocably degraded into unavailable states» (S. 7; mit Hervorhebung). Ich selbst gehe in meiner Cartesianismuskritik innerhalb des zweiten Paradigmas stillschweigend vom cartesischen geometrischen Raum aus, so wie dieser *als res extensa* entweder richtig (cartesisch) subjektiv-eingehegt oder verfälscht (cartesianistisch) objektivistisch-entgrenzt konzeptualisiert wird. Daher werde ich mich dem Energie- und Entropie-

durch scheinbar absolut gezeichnete Grenzen unhintergehbare (materialistische) Kritik der ökologischen und damit immer auch sozial rückgekoppelten Auswirkungen menschlich-ökonomischen Handelns ganz allgemein zu üben. Man spricht nicht umsonst von «Peak Everything» (z.B. Mahnkopf, 2015; Paech, 2009a, S. 29) und meint damit, dass es in der Überschreitung planetarer Grenzen um «mehr» geht, also nur um das prognostizierte Erschöpfen von Erdölressourcen und selbst um mehr, als nur um den Klimawandel. Die Lösung der Klimafrage, aus wachstumskritischer (und im Übrigen auch zunehmend aus wachstumsbefürwortender Sicht) ohne Zweifel *notwendig* zur praktisch erfolgreichen Berücksichtigung der gesamten planetaren Grenzen, wäre noch *nicht hinreichend* zur praktisch *erfolgreichen Berücksichtigung aller planetarer Grenzen* (vgl. für eine Auflistung Rockström et al., 2009a; 2009b; vgl. auch Kap. 1, dort Fn. 6). Denn andere Grenz- und Kipppunkte wie bspw. die Übersäuerung der Ozeane, der Süsswasservorrat oder auch der Biodiversitätsverlust wären damit, trotz aller Feedbackwirkungen, noch nicht gelöst.

Diese zunehmende Abstrahierung des Gesamtmasses für planetare Grenzen scheint sich auf dem ersten zahlenmaterialistisch verengten Blick jedoch nicht als diffundierend und entgrenzt darzustellen, sondern wird auf Basis von scheinbar harten quantitativen Fakten gestützt, um eben das *wirklich entscheidende* Grenzüberschreitungskriterium herauszufiltern, anhand dessen sich eine die Wachstumsprobleme des alten ökonomischen Gegenstandes zu überwindende Postwachstumsökonomie auszurichten hätte. Methodisch operationalisiert wird diese Massgabe u.a. anhand des ökologischen Fussabdrucks (vgl. Kap. 2.3, Kap. 5), der «land area necessary to provide for the current way of life» (Meadows et al., 2009, S. 291). Dabei ist dieses Nachhaltigkeitsmass nicht monothematisch-malthusianistisch zu verstehen, sondern tritt mit dem Anspruch auf, eben auch notwendige Re-Absorptionsmengen von Schadstoffausstossen wie industriell verursachtem CO_2 anhand von bspw. forstwirtschaftlichen Flächen mit zu verrechnen (ebd./a.a.O., S. 291f.), sozusagen zu internalisieren. Für die transzendentallogische und/oder wirtschaftsphilosophisch fundierte Analyse ist dabei gar nicht entscheidend, wie «wissenschaftlich genau», d.h. wie «messpräzise» und wie genau die verschiedenen Wechselwirkungsdynamiken abbildend (vgl. z.B. Cornell, 2012) das derzeitige Mass im Moment bereits ist. Denn das wachstumskritische Kernziel des Ansatzes der

---

Problem in dieser Analyse nicht mehr systematisch als einem Eigenproblem zuwenden, sondern auf die zuvor (vgl. Kap. 2.3) beschriebenen Probleme der Bestimmung der Systemgrenzen verweisen und auf das Problem der Bewertung, *ab wann* so und so entropiereiche Energiezustände von Materie denn «wertlos» seien. Ansonsten behandle ich die Materie, Energie und Entropie in der folgenden Analyse näherungsweise analog, so wie die heutigen WachstumskritikerInnen.

Einhaltung der planetaren Grenzen ist es perspektivisch ohnehin, die Methodik des ökonomischen Fussabdrucks dahingehend auszuweiten, auch andere, bisher nicht internalisierte Schadstoffauswirkungen und bspw. auch die notwendigen Flächen für Süsswassernutzung oder weitere Auswirkungen des menschlichen Handelns auf den Planeten auf der gemeinsam geteilten Nutzwertskala abzubilden (Meadows et al., 2009, S. 292). Idealiter geht es also um die *vollständige Kommensurabilisierung der verschiedenen, damit per definitionem als verrechenbar betrachteten planetaren (Einzel-)Grenzen*. Ein epistemischer Relationalismus in Bezug auf die – im Plural – planetaren Grenzen ist damit von Seiten zeitgenössischer Wachstumskritik bereits vorausgesetzt. Auch gegen die Inkorporierung eines Biodiversitätsmarkers spricht auf dieser Grundlage nichts ontologisch oder epistemologisch Grundsätzliches. Aktuelle Ansätze Biodiversität zu bemessen und in Marktprozesse einzugliedern, gerade in der Absicht *um ihre nachhaltige Konservierung sicherzustellen*, bspw. durch quantitative Bepreisungs- und monetäre Bezahlungsmodalitäten für *Biodiversitäts- und Ökosystem«services»* (vgl. Reid & Nsoh, 2016, dort insb. Kap. 3), zeigen dieses Potential sowohl empirisch, als auch theoretisch-prinzipiell auf.

Wirtschaftsphilosophisch, sowie cartesianismuskritisch und Simmelsch aufgeklärt (vgl. Kap. 4.3) ist der Schritt einer generellen Kommensurabilisierung aller planetaren Grenzen, inkl. der auch methodisch komplex erscheinenden wie dem Mass von Biodiversität, bei einem vorausgesetzten epistemischen Relationalismus und einem ontischen (reduktionistischen) Zahlenmaterialismus nicht nur möglich, sondern sogar konsequent. Denn im Cartesianismus ist «[d]ie *Geltung* oder der *Wert* eines Menschen ist *wie der aller anderen Dinge* sein Preis» (Hobbes, 1651/1966, S. 67; mit Hervorhebung). Es ist wohl nur der gelegentlich fehlenden menschlichen Fantasie geschuldet, und womöglich auch dem Erschrecken aus der noch nicht ganz cartesianistisch transformierten eigenen Intuition heraus über die moralische Implikationshaftigkeit dieses totalen Quantifizierungsunterfanges, dass man die Perpetuierung und die Expansion des Verpreislichungs- und Vergeldlichungsprozesses auf das Subjekt (d.h. hier den Menschen) und auf alles ja letztlich vom Subjekt Konzeptualisierte, wie die scheinbar für sich selbst sprechenden objektivierten [eben nicht «objektiven»; Anm. des Autors] Daten zur Aussenwelt, solange nicht realisiert, bis die gesellschaftlichen Triebkräfte der Postmoderne, z.B. in Form der (ökonomistischen) Ökonomik oder allgemein der szientistischen Wissenschaften, diesen längst versteckt, aber vehement voranschreitenden Prozess mit aller Wucht an die materiell sichtbare Oberfläche des eigenen Daseins spülen.

Im Folgenden ist damit für die restliche Analyse das eigentliche *Ideal des ökologischen Fussabdrucks* als ultimatives Bestimmungskriterium zur differenzierten Feststellung der jeweiligen Überschreitung oder auch Nicht-Überschreitung der planetaren Grenzen relevant, und nicht etwa realiter noch unausgereifte, temporär verbreitete Übergangskonzeptionen des Konzepts wie bei Meadows et al. (2009, S. 291f.). Radikale WachstumsablehnerInnen, auch in der vergleichsweise «ökonomiekritischsten» Décroissance-Strömung (vgl. Abs. 3.1.3.1, Kap. 5), behandeln das (Ideal-)Mass des ökologischen Fussabdrucks zur Operationalisierung der planetaren Grenzen bereits jetzt, unabhängig etwaiger Präzisions- und Internalisierungsdefizite, als *den* primär relevantesten Bezugsrahmen zur Überwindung des ökonomischen Wachstumsgegenstandes. Latouche (2007/2015) bspw. benennt in einer Liste von normativen Handlungsaufforderungen die «Rückkehr zu einem ökologischen Fußabdruck, der dem eines Planeten entspricht oder sogar noch darunter liegt» als ersten von mehreren Punkten (S. 109) zur Umsetzung einer Postwachstumsökonomie. Aus der ontisch und epistemisch bedeutsamen Feststellung der quantitativen planetaren Begrenztheit leitet sich hier ganz explizit ein moralischer *Imperativ der Nicht-Überschreitung planetarer Grenzen* ab, welcher die zahlenethisch-partikularen Handlungsmaximen der utilitaristischen, egalitaristischen und Minimalversorgungs-basierten Teilansätze der Wachstumskritik transzendiert und die dortigen Postwachstumsberechnungen und die dort ebenso auftretenden Bilanzierungs- und Externalitätenprobleme (vgl. Abs. 6.1.1, Abs. 6.1.2, Abs. 6.1.3) zu «erden» beabsichtigt. Es gilt jedes Mal, auch und vor allem wenn es epistemisch Spitz auf Knopf steht, die abschliessende Devise, dass man nicht mehr quantitativ begrenzte Erde ausgeben solle, als dass man besässe, weil die Erde ja eben begrenzt sei! Oder regelutilitaristisch reformuliert: «*Handle so, dass die Folgen Deines Handelns im Einklang mit den planetaren Grenzen stehen, d.h. als generalisierte Handlungen* (sprich wenn jeder sie ausüben würde) *nicht zu einer Überschreitung der planetaren Grenzen führen würden!*»

Diese für sich absolute Gültigkeit beanspruchende *Nicht-Grenzüberschreitungsmaxime* liegt also im *inneren moralischen Kern des (post-) modernen und zeitgenössischen Anti-Wachstumsimperativs* und würde im Idealfall methodisch operationalisiert durch einen messfehlerfreien, technisch optimalerweise alle planetaren Wachstumsgrenzproblemaspekte, auch in ihrer wechselseitigen Dynamik, vollständig abbildenden «idealen ökologischen Fussabdruck». Das darin steckende Ideal ist aber eben nicht nur primär normativer Art – der *moralische Imperativ* der Nicht-Grenzüberschreitungsmaxime stellt lediglich eine *scheinbar*

naturalistisch zwingende Ableitung dar – sondern ist auch ontischer und epistemischer Natur und hat wissenschaftstheoretische, sowie wirtschaftsphilosophische Implikationen. Denn die für die wissenschaftliche Feststellung der Erreichung bestimmter planetarer Grenzen notwendigen Kontrollmasse sollten möglichst «comprehensive, aggregated, and measurable» sein (Rockström et al., 2009a[214]). Dies sind diejenigen Prämissen, welche auch die Wachstumskritik qua der Methodik des «idealen ökologischen Fussabdrucks» automatisch und meist implizit übernimmt. In diesem Messbarkeitsideal enthalten ist eine explizite epistemologische Aussage zum vermeintlich richtigen Erkenntniszugang (es gilt nur Ausmessen und Zählen) und eine eher implizite ontologische Aussage zur tatsächlichen Beschaffenheit der Welt (die Welt als Zahl). Diese Kontrollmasse für die epistemische Feststellung ontisch realer Grenzmasse erinnern dabei nicht ohne Zufall in erster analytischer Annäherung an den ontischen reduktionistischen, allumfassenden Zahlenmaterialismus und an das epistemische Relationalisierungs- und Quantifizierungsprogramm und damit an konstitutive weltanschauliche Elemente des Cartesianismus (vgl. Kap. 4.1). Ergänzt wird dies hier moralisch von einer darauf aufbauenden Nicht-Grenzüberschreitungsmaxime, welche zwar im Gegensatz zu den zahlenethisch-konsequentialistischen Argumenten wie demjenigen der utilitaristischen oder der egalitaristischen Wachstumskritik formal nicht zuvorderst zahlenethisch anmutet, aber dennoch eben nichts anderes als ein regelbasiertes, quasi regelutilitaristisches Derivat

[214] Interessanterweise ist den AutorInnen bewusst, dass es sich bei den spezifischen Nutzwertgrenzsetzungen um «human-determined values of the control variable» handelt und diese mit «normative judgments» und epistemischer «uncertainty» einhergehen (Rockström et al., 2009a). Hier scheint auf dem ersten Blick ein cartesisch aufgeklärtes Verständnis vorzuliegen zum Fakt der Konstruktion der zahlenbasierten Grenzwerte. In der Darstellung und Einhegung dieser subjektseitigen Faktoren wird die gesamte Bestimmungsproblematik dann aber doch probabilistisch-mathematisch durch eine kardinalskalierte Metrik eines Unsicherheitsbereichs hinter dem «[s]afe operating space» menschlicher ökonomischer Aktivität (vgl. ebd., dort Abbildung 2) abgehandelt, und im Sinne einer krypto-utilitaristischen Bevorzugung der Unheilsprophezeiung (vgl. Abs. 4.2.3, dort Fn. 163) der sichere Abstand zum vermuteten Grenz-/Kippwert angenommen; vermutete Grenzen sind «set at a ‹safe› distance from a dangerous level» (Rockström et al., 2009a). Dass damit die epistemische Problematik des Forschungsgegenstandes, welche ja im cartesisch-dualistischen Denken kategorial anderer Natur ist als der Forschungsgegenstand selbst, durch die kardinalskalierte Unheilsoperationalisierung wieder auf einen gleichen, gemeinsamen (Zukunfts-/Prognose-) Wertenenner *aggregiert* wird und damit vorausgesetzt wird, dass beide Gegenstände, Objekt und subjektseitige Epistemik des Objekts, eben doch nicht qualitativ differenziert zueinander zu betrachten sind, lässt schliesslich dann doch auf einen monistischen (Zahlen-)Materialismus (vgl. Abs. 4.1.2.1) schliessen, der epistemologische Fragen als nur zum Reich der res extensa zugehörig beantwortet. Damit liegt auf dem zweiten Blick bei Rockström et al. (2009a) also keinesfalls cartesisches Denken im Sinne des ersten Erkenntnispfades des zweiten Paradigmas der prima philosophia vor. Mit anderen Worten: Die von den AutorInnen erkannte Bestimmungsproblematik ist *keine transzendentale Selbstbestimmung*sproblematik, sondern *lediglich ein technisches Hindernis, welches mit klugen mathematischen Berechnungen zur sicheren Seite hin optimiert werden kann* (vgl. hierzu auch die anschliessende Diskussion in Kap. 6.2).

des zugrundeliegenden ontischen Zahlenmaterialismus und des zugrundeliegenden epistemischen Relationalisierungs- und Quantifizierungsideals ist.

Damit ist der Beweis aber immer noch nicht erbracht, dass sich hiermit auch die materialistisch-relativistische Denkform des Cartesianismus verwirklicht, dessen klarer Nachweis auf theoretischer Basis von Unterkapitel 4.3 mit einem Rückfall in den (reinen) ökonomischen Gegenstand und somit mit der Einlösung der Hypothese 1a (vgl. Kap. 5) und damit einhergehend wohl auch der Einlösung der Hypothese 1b (vgl. ebd., Abs. 6.1.2) einhergehen würde. Damit sich das Retorsionsargument auch endgültig entfaltet, reicht irgendein Nachweis eines bereits jetzt zweifelsfrei feststellbaren epistemischen Relationalismus (notwendig, aber noch nicht hinreichend für einen Relativismus) und eines ontischen Zahlenmaterialismus noch nicht ganz aus, sondern es muss eine alle drei Ebenen – Ethik, Ontologie und Epistemologie – durchdringende Tendenz zu einem (nahezu) globalen Beliebigkeits-Relativismus (vgl. Abs. 4.1.1, dort insb. Fn. 124; Abs. 4.1.3) nachgewiesen werden. Hierzu bedarf es eines genaueren, wirtschaftsphilosophisch informierten Blicks auf die methodischen Operationalisierungsprämissen der Feststellung scheinbar realer Grenzmasse, nämlich der Forderung, dass die hierzu fungierenden Kontrollmasse (1) «*comprehensive*» (2) «*aggregated*» und (3) «*measurable*» sein sollten (vgl. Rockström et al., 2009a). Die entscheidenden Bestimmungsvariablen sollen also ein möglichst umfangreiches respektive vollständiges Bild abgeben ((1) *comprehensive*), kommensurabel respektive zu einer aggregierten Metrik verrechenbar sein ((2) *aggregated*) und überhaupt messbar sein ((3) *measurable*). Möglichst umfangreiche Quantifizierbarkeit (vgl. (1) und (3)) wird also nicht nur als epistemisch entscheidend relevant vorausgesetzt, sondern eine relationalistische Kommensurabilisierung (vgl. (2)) wird ebenfalls axiomatisch eingefordert. Bezieht sich diese Aggregierungsvoraussetzung bei Rockström et al. (2009a; 2009b) scheinbar noch ausschliesslich auf die Binnenstruktur der Submetriken und Metriken der neun einzelnen planetaren Grenzen (vgl. Kap. 1, dort Fn. 6), ist dies allerdings angewandt auf die Supermetrik des idealisierten ökologischen Fussabdrucks im Hinblick auf die gesamte allumfassende Struktur der Superskala zu betrachten, da diese Supermetrik ja nichts anderes beabsichtigt, als die Einzelmetriken mitsamt ihrer Grenzwerte (z.B. atmosphärische CO_2-Konzentration unter 350 *parts per million*; vgl. Rockström et al., 2009a, Tabelle 1), allesamt ebenfalls zueinander als kommensurabel vorausgesetzt, möglichst fehlerfrei zu aggregieren.

Die strukturelle Überlappung der drei planetaren Grenzoperationalisierungsprämissen zu der Prämisse *completeness* der modernen

Präferenzökonomik, welche die Spitze der bisherigen cartesianistisch-iterativen Entwicklung der relativistisch-materialistischen Denkform darstellt (vgl. Kap. 4.3), ist frappierend. Ganz in der relativistischen Logik keine qualitativen Werte oder Fakten von aussen vorgeben zu wollen, weil es diese angeblich nicht geben könne, und selbst zahlenmaterialistisch naiven (d.h. unterkomplexen) Vorstellungen von der Möglichkeit intersubjektiver, zahlenbasierter Vergleichsnutzen-Analysen ablehnend gegenüberstehend, setzt die Metaphysik-kritische paretianische Präferenzökonomik (vgl. Bruni, 2010; vgl. auch Abs. 3.1.1, dort insb. Fn. 84, Fn. 86) nur noch eine hoch komplexe, abstrahierte Form des impliziten – natürlich aber dennoch auch metaphysisch durchtränkten – Zahlenmaterialismus voraus, welcher bereits auf theoretischer und methodologischer Ebene mehrere epistemisch-ontische Iterationsstufen der cartesianistischen, relativistisch-materialistischen Verselbständigungsdynamik durchlaufen hat (vgl. Kap. 4.3). Empirisch äussert sich der Relativismus darin, die gegebenen Präferenzen, welche durch die «reale», geldbasierte Zahlungsbereitschaft am vorausgesetzten, quasi allumfassenden Markt (der Handelsgüter, der wissenschaftlichen Ideen, usw.) gezeigt werden, *per definitionem als legitim zu akzeptieren*. Dabei bleibt überhaupt an allem Nicht-Relativistischem in der eigenen Axiomatik u.a. nur noch als eine von zwei entscheidenden präferenzökonomischen Prämissen die *completeness* übrig, welche analog der planetaren Grenzoperationalisierungsprämissen *als Prämisse absolut gesetzt werden* muss, aber in dieser Absolutheit eigentlich nur noch die absolute Notwendigkeit der vollständigen (*comprehensive* im engeren Sinne) rangmässigen, aggregierten Ordnung (*aggregated*) quantitativer Messpunkte (*measurable* Präferenzen oder eben «Wachstumsdaten») «absolut» setzt. Wie bereits in der Theorie anhand der Erkenntnisse Simmels erklärt wurde (vgl. ebd.), löst sich diese relationalistische Absolutheit aber stets in sich selbst auf. Da nun hier nachgewiesen wird, dass im epistemisch-methodischen Herangehen an die Umwelt und in der vorausgesetzten (res extensa-)Ontologie dieser Umwelt die Prämissen zwischen planetarer Grenzoperationalisierung und Präferenzökonomik sich nicht unterscheiden, kann die planetare Grenzoperationalisierung ergo als relativistisch gelten.

Allerdings ist auch hier der Beweis noch keinesfalls vollständig, denn eine weitere mögliche Abgrenzung zwischen der sich an der Spitze des geldförmigen (ökonomistischen) Denkens fast schon in der relativistischen Selbstauflösung befindlichen Präferenzökonomik und der weltanschaulich-axiomatischen Setzung der Operationalisierung planetarer Grenzen mittels des kommensurabilisierten ökologischen Fussabdrucks wäre immer noch anhand der zweiten wichtigen Prämisse

der Präferenzökonomik möglich, der *transitivity* (vgl. ebd.). Liesse sich aber auch hier eine Ununterscheidbarkeit attestierten zwischen den Prämissen wachstumskritischen Denkens anhand des ultimativen Bezugsrahmens der gesollten Nicht-Überschreitung planetarer Grenzen und des geldförmigen Denkens in seiner theoretisch ausgearbeitetsten Form (vgl. ebd.), wäre die Rekonstruktion der zahlenmaterialistischen Setzung planetarer Grenzen im Herzen der Wachstumskritik als Cartesianismus und damit als *relativistisch*-materialistische und *nicht nur relationalistisch*-materialistische Denkform vollständig. Die Hypothesen 1a und 1b könnten folglich abschliessend angenommen werden für das gesamte Unterfangen der zeitgenössischen Wachstumskritik, welches, bis auf wenige etwaige Ausnahmen (vgl. Kap. 3.2), auf eben jenen Prämissen zu fussen scheint.

In der Tat ist die Beweisführung beim Vergleich der Operationalisierung planetarer Grenzen mit der Annahme der *transitivity* weitaus komplexer. Hier springen auf dem ersten Blick Unterschiede ins Auge. Während die Präferenzökonomik so minimalistisch wie möglich lediglich eine ordinale, inhaltsunabhängige Ordnungsstruktur vorgibt (vgl. Kap. 4.3), in gewisser Weise «so wenig Absolutismus wie möglich» in ihrem eigenen Theoriegebäude beinhalten möchte, gibt der der heutigen Wachstumskritik zugrundeliegende Ansatz der planetaren Grenzen keine explizite solche Prämisse an, sondern die implizite Prämisse muss nun methodisch aus der Ausarbeitung des Gedankengebäudes selbst abgeleitet werden. Hier zeigt sich zum einen bei den vorhandenen planetaren Einzelmetriken zu den attribuierten Grenzen (des Wachstums) eine kardinale Skalierung (vgl. Rockström et al., 2009a, Tabelle 1; vgl. auch Fn. 214 in diesem Teilabschnitt) und eine solche wird auch auf der Supermetrik des idealisierten ökologischen Fussabdrucks allem Anschein nach vorausgesetzt.[215] Dies ist keinesfalls überraschend, sondern theoriestrukturell vollständig im Einklang mit dem in den wachstumskritischen Zahlenethiken bereits explizierten Rekurs auf verhaltens- und neuroökonomische Ansätze (vgl. hierzu Abs. 6.1.1; vgl. auch Kap. 4.3, dort Fn. 182). Zum anderen, und für die Zwecke der Fragestellung hier vielleicht sogar noch wichtiger, wird von der Wachstumskritik natürlich eine inhaltliche Vorgabe gemacht, statt wie bei der Präferenzökonomik eine relativistisch angehauchte Präferenz- bzw. Konsumentenwillkür (vgl. Kap. 4.3) zuzulassen. Man könne eben nicht einfach *x* über *y* bevorzugen, was eine idealisierte[216]

[215] Wenn Latouche (2007/2015) bspw. für die «Rückkehr zu einem ‹vertretbaren› ökologischen Fußabdruck (dem eines einzigen Planeten) […] eine Senkung der Nutzung der natürlichen Ressourcen um 75 Prozent» als «erforderlich» sieht (S. 90), spricht die genaue Prozentangaben-Berechnung klar für eine Kardinalskalierung.

[216] Idealisiert bedeutet hier, dass etwaige Geltungsansprüche an das Vorhandensein von Externalitäten ausgeklammert sind. Natürlich stellt das Externalitätenproblem auch die Präferenzökonomik vor

Präferenzökonomik in jedem Fall akzeptieren müsste, solange sich mit *z* kein innerer Ordnungswiderspruch ergäbe (vgl. ebd.), jedenfalls dann nicht, wenn bspw. *x* voraussichtlich und generalisiert anhand der Nicht-Grenzüberschreitungsmaxime zu einem Überverbrauch von Erde am Jahresende führen würde und dies bei *y* nicht der Fall wäre, sprich *y* die planetaren Grenzen des Wachstums in seiner generalisierten Fassung einhalten würde. In einem solchen Fall sollte grundsätzlich Jede/Jeder *y* über *x* bevorzugen und dies könne man dann auch legitim durch Zwang durchsetzen. Eine inhaltliche Beliebigkeit bzw. eine indifferente Unbestimmtheit von Präferenzen unabhängig deren Inhalts kann dem Ansatz der Begründung von Wachstumskritik anhand von planetaren Grenzen nicht attestiert werden. Es scheint hier auf dem ersten Blick also *kein* Relativismus zu herrschen.

Aber heisst dies dann, dass mit der materiell rückgebundenen, auf Metriken oder einer idealisierten Supermetrik kardinalskalierten Nicht-Grenzüberschreitungsmaxime eine methodische Operationalisierung besteht, welche tatsächlich auch inhaltlich *einen absoluten Begründungsanker für die zeitgenössische Wachstumskritik mit sich trägt* (vgl. IM 3) und damit eben doch nicht noch auf dem zweiten Blick in den Relativismus des ökonomischen Gegenstandes (Hyp. 1a) und die Wachstumsdynamik (Hyp. 1b) zurückfällt? Hierzu bedarf es einer genauen, eben auch die innere Konsistenz des zahlenmaterialistischen *Inhalts der Nicht-Grenzüberschreitungsmaxime* berücksichtigenden logischen Analyse, sprich die den Inhalt berücksichtigende transzendentalphilosophische Analyse (vgl. Kap. 5) der idealtypischen Operationalisierung in Form des ökologischen Fussabdrucks. Dieser soll eben nicht grösser sein als eine planetare Masse der Erde (vgl. z.B. Latouche,

unlösbare, im Selbstwiderspruch des Relativismus begründete Probleme, nämlich in der Frage der denknotwendigerweise (vgl. Abs. 4.1.2.2) ja eben nicht-relativistisch sein dürfenden Kriterien zur Bestimmung von Externalitäten. Lehnt man ein absolutes Bestimmungskriterium von Externalitäten relativistisch motiviert ab, lehnt man damit folglich auch die Möglichkeit der epistemischen Feststellung und letztlich der ontischen Existenz von Externalitäten ab, so bleibt der Präferenzökonomik am Ende überhaupt gar nichts mehr übrig, als jede observierte Handlung per definitionem als pareto-superior zu betrachten und sich damit überflüssig zu machen, weil mögliche Schädigungen Dritter per definitionem für unmöglich erachtet werden würden. Ökonomik ginge vollumfänglich im globalen Relativismus auf. Lediglich das Gegenargument der Selbstschädigung bei intransitiven Präferenzordnungen bliebe (vgl. Abs. 4.3), aber in dieser Begründung liegt natürlich ein materialistisches Missverständnis der Rolle von Geld vor, welches hier nur auf äusserlich gezähltes Geld, eben den materiellen Geldpreis reduziert wird. Natürlich geben manche Menschen freiwillig und «rational» Geld weg, indem sie bspw. spenden. Die weiterführende Diskussion zum Tiefenverhältnis von Präferenzökonomik und Relativismus, wie z.B. anhand der Frage, inwiefern überhaupt Objektpermanenz von *x*, *y* und *z* in der Transitivitätsprämisse angenommen werden darf, genauso inwiefern Geldpreise überhaupt intertemporal vergleichbar sein dürften, würde allerdings den Rahmen dieser Arbeit sprengen. Für die hiesigen Zwecke ist die Feststellung der strukturellen Ähnlichkeiten zwischen planetaren Grenzoperationalisierungsprämissen und den Prämissen der Präferenzökonomik, all die tieferliegenden Probleme der Präferenzökonomik ausgeklammert, ausreichend.

2007/2015, S. 90, S. 109). *Das anhand der Zahl ‹Eins› definierte planetare Erdmass ist dabei sozusagen das Sublimat der Relativität der Wachstumsdinge*, um hier in Anlehnung an Simmel (vgl. 1907/1989, S. 124) die Idealfunktion des supermetrischen Grenzmasses zu beschrieben, welche alle Einzel- und Submetriken zur kommensurablen Feststellung spezifischer planetarer Einzelgrenzen aggregiert und gesamthaft «misst». Dabei wird wie schon beim Geld, genauer gesagt wie schon bei der cartesisch-Simmelsch immer vorauszusetzenden Doppelrolle des Geldes (vgl. Kap. 4.3), in welcher das *Ideal*mass des Geldes *in materiellen Austausch* mit den von ihm gemessenen, handelbaren Waren eintritt (vgl. Simmel, 1907/1989, S. 126), das aggregierte planetare Grenzmass zu einer zu messenden Grösse, welche in Wechselwirkung steht mit den die planetaren Grenzen überhaupt erst konstituierenden Materiebestandteilen. Der CO_2-Emissionszertifikate-Handel ist da nichts anderes als ein relativ konsequentes, empirisch wahrnehmbares Derivat dieses Phänomens, auch wenn die eigentlich cartesianistisch noch konsequenteren (da auf einer aggregierten Supermetrik weiterverarbeiteten) handelbaren Wachstumsexternalitätenzertifikate noch auf ihre – ohne Zweifel in den kommenden Jahren und Jahrzehnten sukzessive folgende [Ann. des Autors] – Entwicklung warten.[217] Auch auf abstrakterer theoretischer Ebene findet diese Wechselwirkung zwischen (Ideal-)Mass und dem (materiell) Gemessenen statt. Eine im hermeneutischen Erkenntniskreislauf stets wechselseitige Rückbezüglichkeit der Einzelmetriken mit aggregierten verschiedenen Einzelmetriken und schliesslich der Supermetrik ist dabei zu erkennen, indem nämlich die epistemischen Unsicherheitsbereiche, wie bspw. die Unsicherheit zur genauen quantitativen (Nennwert-)Aussage bei einer Einzelmetrik über die prognostizierte

[217] Gleichwohl würden diese womöglich unter anderem Namen mit der Absicht antreten, alle möglichen Formen von positiven und negativen (Wachstums-, aber auch Nicht-Wachstums-) Externalitäten zu internalisieren, allen voran auch «gefühlte Externalitäten», welche bei zunehmender postfaktischer Elimination wissenschaftlicher Gütekriterien (vgl. Abs. 4.2.3) im Cartesianismus gar nicht mehr von den wissenschaftlich-rational und selbstbestimmt begründeten Externalitäten unterschieden werden könnten. Die sich in der aktuellen Akzeptanz einer politischen Implementierung von (Suffizienzbegriff-kompatiblen) Gesundheits- und Immunitätspässen spiegelnden geistigen und gesellschaftlichen Krisenentwicklungen (vgl. Abs. 6.1.3.2) weisen die Richtung für ein flächendeckendes einzusetzendes und ökologische Faktoren problemlos inkludierendes *Social Credit System*. Einzuordnen im Zusammenhang sich bahnbrechender unbedingter Quantifizierungsprogramme liegen dessen geistigen Ursprünge entgegen landläufiger Meinung nicht etwa im autoritären China, sondern – cartesianismuskritisch wenig überraschend –, im hochgradig marktlich geprägten «Prinzip des Kreditscoring aus den USA» (Raphaël & Xi, 2019). Dass der hier zugrundliegende Cartesianismus als treibende Kraft in geradezu historisch präzedenzloser Form zu absoluten Totalitarismen führen kann, ist beim Verständnis des tiefgründigen Selbstwiderspruchs des Relativismus (vgl. Abs. 4.1.2.2) nicht überraschend, sondern im Gegenteil überaus nachvollziehbar. Denn relativistisch zu Ende gedacht lösen sich die Grenzen zwischen dem Relativen und dem Absoluten unweigerlich eben auch auf und damit gleichfalls zwischen der «relativistischen Toleranzkonzeption» (vgl. Einl. in Kap. 1) und einem menschenverachtenden, technokratisch-transhumanistischen Absolutismus.

partikulare planetare Grenzüberschreitung mit den anderen Einzelmetriken und deren prognostizierten «global thresholds» kontrolliert wird (vgl. Rockström et al., 2009a, Abbildung 2; vgl. auch Fn. 214 in diesem Teilabschnitt). Die ultimative «global threshold» für die aggregierte planetare Gesamtgrenze ist in der Form des ökologischen Fussabdrucks das planetare Erdmass gleich ‹eins›. Als endgültiger ontisch-zahlenmaterialistischer Bezugspunkt wäre dies in der Analogie von Geld als Denkform damit der «Goldstandard» der Währung der Wachstumskritik. Bloss damit ist die Frage noch nicht geklärt, ob dieser Bezugspunkt auch wirklich «trägt» (vgl. IM 3) oder sich in relativistischer Beliebigkeit (vgl. IM 1) auflöst.

Die strukturelle Ähnlichkeit zwischen der *aggregierten Bestimmungsdynamik der planetaren Gesamt- und Einzelgrenzen* und der Epistemik von Geld als Denkform (vgl. Kap. 4.3) ist für die Feststellung eines Selbstwiderspruchs der grundlegendsten Prämissen zeitgenössischer Wachstumskritik nämlich immer noch nicht wirklich ausreichend. Zwar wird dadurch epistemologisch sehr plausibel, warum ständige quantitative Verrechnungen untereinander (ökonomisch ausgedrückt z.B. anhand von Trade-Offs) und damit auch scheinbar widersprüchliche, bspw. CO_2-emittierende Handlungen wie zur Klimakonferenz zu reisen (vgl. Abs. 6.1.1, Abs. 6.1.2, Abs. 6.1.3) inkrementelle Bestandteile des Handlungsrepertoires auch des «radikalen» wachstumsablehnenden Lagers (Abs. 3.1.3) sind und dieses Lager damit eben schlussendlich im inneren Kern und in seinen praktischen, messbaren Auswirkungen kaum vom «gemässigt» wachstumstransformierenden wachstumskritischen Lager (Abs. 3.1.2) unterschieden werden kann, was für die Annahme der IM 1 spricht. Aber selbst wenn man an diesem Punkt die Wachstumskritik/-transformation gesamthaft bündelt, d.h. das zweite und das dritte Lager der Wachstumsdiskussion gedanklich-konzeptuell verschmilzt, könnte man immer noch scheinbar anti-relativistisch einwenden, dass der zu überwindende bisherige ökonomische Gegenstand (vgl. Obersatz, Kap. 1.2, Kap. 5) des ersten, wachstumsbefürwortenden Lagers womöglich eben nur deshalb zu überwinden sei, weil dieser einfach einem *falschen*, widersprüchlichen ökonomischen Wertebegriff anhängt und der neue wachstumskritische Gesamtgegenvorschlag einer «Postwachstumsökonomie» respektive einer ununterscheidbar anderweitig «transformierten» Ökonomie auf einer «*real*-cost theory of value» (Daly, 1968, S. 395; mit Hervorhebung) gründet, welche eben nicht dem Beliebigkeits-Relativismus des ökonomischen Gegenstandes unterliegt. Schliesslich erscheint das ultimativ aggregierte planetare Grenzmass der Erde gleich ‹eins› als schier unverrückbarer zahlenmaterialistischer Fakt, der überhaupt gar keine relativistische Dynamik zuliesse (vgl. IM 3, Abs. 6.1.1) und für

sich selbst stehend absolut begründend sei und damit eben als fester Massstab *reale (Wachstums-)Kosten* bemessen könne. Der Imperativ der Nicht-Überschreitung planetarer Grenzen wäre sozusagen inhaltlich als Bestimmungsanker glasklarer Kern des gesamthaft gedachten Anti-Wachstumsimperativs (im Sinne von «Transformieren», vgl. Abs. 3.1.2 und «Überwinden», vgl. Abs. 3.1.3), würde absolut gelten und auch keinesfalls zur Vervollständigung der relativistisch-materialistischen und wachstumsdynamischen Eigendynamik führen wie von mir mit Simmel suggeriert.

Diesem Gegenargument liegt jedoch ein Missverständnis zur Unhintergehbarkeit der Notwendigkeit der Vollständigkeit des epistemologisch-ontologischen Positionsspektrums Idealismus-Materialismus vor (vgl. Abs. 4.1.2.1), nämlich dahingehend, dass das idealistische Element in der stets subjektseitigen Betrachtung der Welt, hier in der Betrachtung der planetaren Grenzen, im zweiten Paradigma der prima philosophia immer bereits epistemologisch angelegt ist, egal wie sehr man dies objektivistisch (vgl. Abs. 4.1.1), hier zahlenmaterialistisch, zu verdrängen oder zu vernachlässigen glaubt. Bei einem defizitären, weltanschaulich reduktionistischen Festhalten an der zahlenmaterialistischen, fast schon neo-pythagoreisch anmutenden (vgl. ebd., dort. Fn. 127) Setzung, dass die entscheidenden ontologischen Aspekte der Welt mathematischer Natur sind, mutiert der Relationalismus der Zahlen dann eben doch zu einem (implizit idealistischen; vgl. Abs. 4.1.3) Relativismus. Dies lässt sich nicht nur auf Basis der in Kapitel 4 dargelegten cartesianismuskritischen Theorie deduktiv ableiten, sondern auch – um mich hier nicht selbst methodisch in einer *Petitio Principii* zu verfangen – am Beispiel der quantitativen planetaren Grenzsetzung selbst transzendentallogisch nachweisen (vgl. hierzu den folgenden Teilabschnitt 6.1.4.2).

Denn was *bedeutet* es eigentlich inhaltlich, wenn wir sagen, dass wir die planetaren Grenzen, am Ende methodisch aggregiert in Form der kommensurabilisierten und *geldförmigen Setzung des planetaren Grenzmasses der Erde gleich ‹eins›*, d.h. genau genommen des gesamten Erdmaterie- oder Erdwarenbestands, also der Mensch-Natur-Masse gleich ‹eins›, nicht überschreiten dürfen? Es bedeutet schon mal nicht, dass wir innerhalb der zahlenmässigen wachstumskritischen planetaren Grenzlogik den bspw. «für Profit» abgeholzten Baum an und für sich bedauern. Der Baum ist als konstitutiver Bestandteil der planetaren Gesamtmasse respektive des planetaren Materiequantums nicht heilig, nicht «enchanted» (Taylor, 2007; vgl. auch Abs. 2.2.3), sondern Element der Gesamtberechnungen. Wäre der Baum an und für sich wertvoll, weil er für uns inhärent nicht-verrechenbar wäre, wäre die Katastrophe kein Zukunftsszenario mehr,

sondern bereits qua Abholzung erfolgt. Es geht also um die schädlichen *Konsequenzen* in Form der mit dem Abholzen abnehmenden CO_2-Aufnahmekapazität und/oder um den Beitrag zum Biodiversitätsverlust durch weniger «natürlich gewachsene» Bäume, usw. Das gleiche gälte für den abgeholzten Wald. Jeweils wird immer mehr oder weniger die einzelmetrischen Bilanzen oder eben die Gesamtbilanz in Form des ökologischen Fussabdrucks «geschädigt». Mit den entsprechenden Neuanpflanzungen und Querverrechnungen (bspw. dem Einrechnen, dass neu gepflanzte Bäume aus Biodiversitätssicht trotzdem nicht so «wertvoll» sind wie alte, natürlich gewachsene Bäume, usw.) lässt sich aber immer auch eine Kompensation tätigen innerhalb der benannten Grenzen des Wachstums. Das Beispiel könnte man nun auch auf das getötete Exemplar einer Tierart oder sogar das Aussterben einer gesamten Tierart[218] ausdehnen; das Problem wäre jeweils entsprechend *die Wirkung* durch die *zukünftige relationale Verringerung* der Biodiversität und damit schlussendlich das Näherrücken der absoluten, entscheidenden planetaren Grenzüberschreitung, in welcher das gesamte Erdsystem «kippt»: ‹Weniger› würde hier tatsächlich nicht etwa ‹mehr›, sondern *wirklich ‹weniger›* bedeuten, da mathematisch scheinbar zementiert durch den «Goldstandard» der ultimativen Währung der Wachstumskritik, nämlich dem Rückbezug auf die planetare Erdmasse gleich ‹eins›, welche im Wert ‹eins› eben nicht überschritten werden könnte und dürfte. In jedem Fall sind Baum, Wald, Tier und Tierart nur, hier kantisch ausgedrückt, die klassischen *Mittel*, um jeweils rein als psychologisch wirksamer Zweck, d.h. nicht gleichzeitig als philosophisch begründeter *Endzweck* (!), die Nicht-Überschreitung des Erdmateriebestandes einzulösen, d.h. das planetare Materiequantum nicht über den Wert ‹eins› hinaus «wachsen» zu lassen.

Was bedeutet nun aber die Setzung des planetaren Grenzmasses der Erde gleich ‹eins› (Sein) einhergehend mit dem Imperativ (Sollen), dieses nicht zu überschreiten, d.h. mehr als «eine Erde zu verbrauchen», eigentlich im inneren inhaltlichen Kern? Stellt sich nun heraus, dass es *diesen inneren Kern gar nicht gibt*, trägt dieses grundlegendste aller Kernargumente der zeitgenössischen Wachstumskritik gerade eben (transzendentallogisch) nicht und lässt jeglichen letzten Versuch der Etablierung eines Begründungsankers implodieren, wie bspw. in der zu diesem Zeitpunkt immer noch möglichen Zementierung eines nicht-relativistischen, wachstumskritisch kohärenten und inhaltlich stabilen, d.h. eindeutig moralisch, epistemisch und ontisch bestimmbaren und damit auch universalisierbaren Präferenzordnungsankers, der für

[218] Nur sehr wenige ästhetisch besonders vom Menschen bevorzugte Tierarten wie der Grosse Panda geniessen hier eine Art aufmerksamkeitsökonomischen Sonderstatus. Ich klammere dieses Thema an dieser Stelle bewusst aus, da es mir hier um die generelle zahlenmässige Biodiversitätslogik innerhalb der Wachstumsthematik geht.

jedes gegebene Set von Handlungsalternativen *x*, *y* und *z* epistemisch klar feststellen könnte, welche Handlung mit absoluter Sicherheit nicht zur Überschreitung der Wachstumsgrenzen führen würde.

6.1.4.2 Transzendentallogische Rekonstruktion des Selbstwiderspruchs

Grundsätzlich konnte bisher (vgl. Abs. 6.1.4.1) durch die wirtschaftsphilosophisch fundierte Rekonstruktion anhand des geldförmigen Denkens letztlich gezeigt werden, dass auf epistemologischer und ontologischer (zahlenmaterialistischer) Ebene sich die konstitutiven materiellen Elemente des Gesamtplaneten (Baum, Tier, Mensch, CO_2-Emissionsquantum, usw.) sich zum planetaren (Gesamt-)Materiequantum durch die relationalistische Denkform genauso verhalten, wie im vom Subjekt gedachten Wirtschaftskreislauf[219] einzelne Waren jeder Art sich zum verfügbaren «Gesamtwarenquantum» verhalten (Simmel, 1907/1989, S. 139-172, dort insb. S. 142-149; vgl. auch zusammenfassend von Flotow, 1995, S. 66-72; vgl. weiterverarbeitend Heumann, 2016, S. 44-47). Simmel weist in diesem Zusammenhang nach, dass das Geldideal die Werterelationen sowohl zwischen den Waren selbst, als auch zwischen den Waren und dem Gesamtwarenquantum auf *statisch* vereinfachte Weise passend erfassen kann, dass es also eine wissenschaftstheoretisch fundierte Begründung für die ökonomische Verwendung von Geld und auch dem epistemisch geldförmigen Denken [bspw. eben für die Wachstumskritik; Anm. des Autors] gibt, solange man die statische Preisrekonstruktion nicht essentialistisch verwechselt mit dem in der Realität eigentlich *dynamisch* ablaufenden Preisbildungsprozessen im Markt (von Flotow, 1995, S. 72; vgl. Simmel, 1907/1989, S. 151). D.h. in diesem Kontext, dass eine stärkere *relationale Gewichtung* von CO_2 und auch Treibhausgasen im Allgemeinen, ausgedrückt und gemessen auf der höheren Abstraktions- und Aggregationsstufe der CO_2-Äquivalente, gegenüber anderen Variablen, wie z.B. dem Anwachsen des Ozonlochs, innerhalb dieser Logik bei gegebenem Bezugssystem (hier dem Gesamtwarenquantum bzw. dem planetaren Materiequantum) wissenschaftlich *und* ökonomisch begründbar ist, wenn bspw. aufgrund neuer, (nicht-szientistisch) belegter

[219] Der Versuch, in den Klassikern zeitgenössischer Wachstumskritik (vgl. Kap. 2.3) einen harmonischen, nicht grenzüberschreitenden ökonomisch-ökologischen Kreislauf im Sinne einer «steady-state economy» zu erreichen (vgl. Daly, 1974, S. 15), der eben die *wahren Werte* misst, d.h. alle wachstumsrelevanten Externalitäten internalisiert, fällt nicht etwa willkürlich vom Himmel, sondern ist letztlich bereits tief im epistemisch-ontischen Kern der vorausgesetzten zahlenmaterialistischen Wachstumsproblemdefinition angelegt. Daher ist die Wirtschaftskreislaufanalogie im Rahmen der Methodik Simmels hier meines Erachtens durchaus gerechtfertigt.

Daten und Befunde eine werttheoretische Verschiebung zwischen den Einzelindikatoren und Einzelmetriken angezeigt ist. Somit mag bspw. der grössere Fokus auf die Klimaforschung in den vergangenen Jahrzehnten als immer wichtigerer, d.h. immer stärker *gewichteter* Teil der Wachstumsdiskussion durchaus legitim und keinesfalls zwangsläufig cartesianistisch geprägt sein – wobei es nicht an mir liegt, dies hier abschliessend beurteilen zu können.

Allerdings stösst das zahlenmaterialistische und geldförmige Denksystem dann an seine Grenzen und kippt in die *relativistisch*-materialistische Denkform des Cartesianismus, wenn es das Bezugssystem selbst auf diese Zahlenlogik hin reduziert wird. Denn die geldliche, d.h. hier zahlenmaterialistische Abbildung nämlich des «Ankers» des Bezugssystems in Form des *Gesamtwarenquantums* (bzw. des planetaren Materiequantums) anhand einer gleichgesetzten spezifischen zahlenmässigen Menge (d.h. in der bisherigen Terminologie dieser Arbeit des Zahlennennwerts, respektive des Geldpreises) in Form eines *Gesamtgeldquantums* ist in seiner Höhe völlig unerheblich und letztlich beliebig (vgl. a.a.O., S. 149[220]). Das von Simmel benannte Gesamtgeldquantum ist dabei das Pendant zum Zahlennennwert der planetaren Grenzen, d.h. zum «Geldpreis» der Währung des «Planeten Erde», welcher in der zeitgenössischen Wachstumsdiskussion eben den Nutzzahlennennwert ‹eins› besitzt. Die Konsequenz für die inhaltliche Begründungskraft des zentralsten und letztlich wichtigsten aller versuchten Verankerungen zeitgenössischer Wachstumskritik ist, dass dieses Zahlenkriterium inhaltlich radikal selbstauflösend ist, denn ob man nun eine ‹eins›, eine ‹zwei›, oder auch eine ‹42› für das «Mass verfügbarer Erde(n)» setzt, ist *an und für sich* völlig unerheblich. Es gibt demnach *überhaupt gar keinen inneren Kern des verwendeten Masses der rein zahlenmaterialistischen Gesamtgrenzen des Wachstums*. Der nummerische Inhalt bleibt leer, unbestimmt und beliebig und damit ganz gleich des ökonomischen Gegenstandes seinem immer schon vorhandenen, inhärenten epistemischen, ontischen und letztlich auch moralischen Relativismus überlassen. *Es gibt also keinen cartesianistischen Zahlenmaterialismus ohne die Beliebigkeit des Relativismus*, wie von der cartesianismuskritischen Theorie bereits beschrieben (vgl. Kap. 4.1). Hypothese 1a und, so möchte ich gleich in Ergänzung darlegen, Hypothese 1b, wären endgültig anzunehmen. Jedoch bedarf es zuvor einer Klärung des eben skizzierten

[220] «Man könnte sagen: welches auch der absolute Umfang des Geldvorrats sei, er bleibt, solange er die *Dienste* des Geldes leistet, immer gleich viel ‹Geld›; es variiert nur das Quantum, das diese Zeichen oder Stücke in *anderer* Beziehung, nämlich als Material irgend welcher Art betrachtet, darstellen, aber ihr Quantum als Geld braucht sich dadurch nicht zu ändern. Darum gibt jener direkter Vergleich aller Waren und alles Geldes überhaupt keinen Schluß» (Simmel, 1907/1989, S. 149).

Sachverhalts nicht nur anhand der vorausgesetzten Theorie (Gefahr der *Petitio Principii!*), sondern auf Basis der *transzendentallogischen Analyse der Argumente der heutigen Wachstumskritik selbst*.

Die Aussage nämlich, dass man genauso gut davon ausgehen könnte «zwei Erden», «drei Erden», oder – warum auch nicht – bspw. «42 Erden» zur Verfügung zu haben, ist womöglich so ungeheuerlich, dass mir dies die Leserin/der Leser an dieser Stelle keinesfalls abnehmen möchte und psychologisch wohl im Regelfall dagegenhalten würde, dass entweder an Simmels relativismuskritischer (Abs. 4.1.2.2, dort. Fn. 137) Geldkritik (vgl. Kap. 4.3) etwas nicht stimmen könne oder meine cartesianismuskritisch-geldkritische Anwendung (vgl. gesamthaft Kap. 4, Kap. 5) nicht greifen könne, trotz all der bisher gezeigten strukturellen epistemischen und zahlenmaterialistisch-ontischen *Ähnlichkeiten zwischen dem Geld als Denkform im Ökonomischen und dem üblichen Herangehen an den (post-)modernen Wachstumsgegenstand*. Eine ‹zwei› oder eine ‹42› für eine ‹eins› vorzumachen, könne ja eigentlich nur verrückt sein. Doch bietet die zeitgenössische Wachstumskritik basierend auf den zahlenmaterialistischen Grenzen des Wachstums diese – eigentlich gar nicht so «verrückte Ungeheuerlichkeit» – selbst auf. Denn dass wir anscheinend (im begriffsrealistisch nicht eng ausgelegten Sinn) «mehr als eine Erde» ausgeben können und dies auch regelmässig tun, es damit ja irgendwie auch je nach beliebiger Setzung «mehr als eine Erde» symbolhaft zu geben scheint, behaupte nicht etwa ich, sondern diese Ansichtsweise ist bereits in den Behauptungen der zeitgenössischen Wachstumskritik selbst vorherrschend!

Was meine ich damit? Indem nämlich behauptet wird, dass wir als Weltgesellschaft an einem 29. Juli eines Kalenderjahres bereits so viel Erde(n!) verbraucht hätten «as if we lived on 1.7 Earths» (Global Footprint Network, 2021b; vgl. auch Kap. 5, dort Fn. 186), so wird bereits die «verrückte» Möglichkeit der *zahlenmaterialistischen Ungleichsetzung der Erde mit dem (Nutz-)Zahlennennwert ‹eins›* zwingend, ja geradezu natürlich vorausgesetzt. Ganz offensichtlich scheint in diesem «as-if»-Konstrukt die Voraussetzung, dass wir innerhalb eines Jahres ‹1.7› «Erde*n*», oder wie bei Latouche (2007/2015) heruntergebrochen auf die Subpopulation der EuropäerInnen wir «drei Planeten [benötigten]» (vgl. S. 45), sogar sehr logisch zu sein und eben nicht als «verrückt» zu gelten. Aber genau dies zeigt ja, dass die Selbstverständlichkeit eben doch ins Wanken kommt, mit der die Abbildung der planetaren Gesamtmasse in Form der Zahl ‹Eins› und nur der Zahl ‹Eins› noch bei der *idealiter* zur Verfügung stehenden Erde als geradezu felsenfest vorausgesetzt wird. Eine simple Division zwei gegenübergestellter Verbrauchs- (‹1.7›) und

Verfügungsgesamtmateriequanten (‹1›) sollte demnach anzeigen, dass wir auf Basis dieser scheinbar felsenfesten und nicht anzupassenden (Ideal-)‹Eins› der verfügbaren Gesamterdmasse real so und so viel, hier eben 1.7-mal, über unseren materiell wirklichen Verhältnissen leben würden. Aber wenn dies dann wirklich so wäre, wie können wir überhaupt in irgendeiner gegebenen Situation, in unserem Beispiel ab dem 30. Juli eines Kalenderjahres, tatsächlich und real «mehr» verbrauchen, als dass wir «haben»? Ein solcher Sachverhalt ist bekanntlich nur beim gedanklich individuell und gesellschaftlich konstruierten Geld möglich, bspw. durch die Einführung von Konzepten wie Schulden, Kredit, usw., aber genau dies zeigt ja, dass die zeitgenössische Wachstumskritik bereits an die planetare Materie, d.h. die Mensch-Natur-Masse («Umwelt») streng geldförmig und damit cartesianistisch herangeht und die Nutzzahlenwerte nur als quantitative Reduktionen der Realität, aber eben nicht als entscheidende (qualitative) Realität versteht. Simmels Transzendentalanalyse des Geldes ist somit hier vollständig anwendbar.

Offensichtlich sehen wir beim Blick aus dem Fenster ab dem 30. Juli nach Verbrauch der «ersten vollständigen Erde» nicht einfach weitere «Erde verschwinden» oder sonstige empirisch materielle wahrnehmbare (hier nicht im Sinne von zahlenmaterialistisch gemeint) Verschluckungseffekte. Sondern derartige Grenzüberschreitungsbehauptungen werden nur abstrakt über die Supermetrik des ökologischen Fussabdrucks «belegt», mit der damit einhergehenden Unsinnigkeit der Aussage im engeren Sinne, wie gerade gezeigt, oder sie werden über komplizierte Messungen und mathematisch-prognostische Modelle von Einzelindikatoren wie CO_2-Äquivalenten attestiert als je modellhafte, zahlenmaterialistische Reduktionen der eigentlich wirklichen Welt. Die damit einhergehenden epistemischen Bestimmungsproblematiken verweisen aber, wie in diesem Abschnitt gezeigt werden konnte, im Kontext aggregierter, geldförmiger Wachstumskritik immer wieder auf das sich als ein rettender Begründungsanker gerierendes, zahlenmässig festgehaltenes, planetares (Gesamt-)Materiequantum. Allein die Tatsache, dass wir in einem Jahr auf der aggregierten Superskala des ökologischen Fussabdrucks aber eben doch «über die planetaren Grenzen hinaus» *leben* (Sein), so wie es die zeitgenössische Wachstumskritik offensichtlich *selbst behauptet*, beweist doch, dass es sich hier *bei der Nicht-Grenzüberschreitungsmaxime* (Sollen) *nicht um einen denklogisch strengen Imperativ im engeren Sinne des naturwissenschaftlichen Müssens handelt*, sondern letztlich nur um eine vom Subjekt gesetzte idealistisch-mathematische relationalistische Approximation handelt zwischen materiellem Verbrauch und ideell implizit bleibender, tautologischer Verfügungsbestimmung anhand irgend eines

letztlich beliebig zu wählenden Wertes. Das ganze Unterfangen müsste nun, um überhaupt irgendeine sinnvolle Aussage zu generieren, wiederum *stets qualitativ näher bestimmt werden auf Basis von Kriterien, welche die Wachstumskritik aber selbst nicht mehr mitliefert*: Denn was sind die Voraussetzungen der Quantifizierung bestimmter Nutzzahlennennwerte und mit welchem (Meta-)Kriterium stellen wir in diesem Kontext Sollens-Behauptungen moralischer Art auf?

Die zahlenmaterialistische Wachstumskritik gibt hierauf überhaupt gar keine nicht-tautologische Antwort, sondern verfährt genau gleich, wie der ökonomische Gegenstand in seiner reinsten Form damit verfährt und bietet damit nach *Hypothese 1a, die endgültig bestätigt ist, keine Alternative zu den Grundlagen des eigentlich kritisierten ökonomischen Wachstumsimperativs.* Denn wenn sich nun für das Prüfkriterium dieser Voraussetzungen und der darauf gründenden (Nicht-Grenzüberschreitungs-)Maxime wieder epistemologisch-cartesianistisch auf den «felsenfesten» Nutzzahlennennwert des planetaren (Gesamt-)Materiequantums ‹eins› zurückbezogen wird, und auf diesen zahlenmaterialistischen (Schein-)Anker wird ja stets immer wieder rekurriert (vgl. Abs. 6.1.1, Abs. 6.1.2, Abs. 6.1.3), idealiter auch innerhalb der partikularen Einzelmetriken verschiedener planetarer Grenzen, *ist der Zirkelschluss komplett*: Jeder mögliche Verbrauchswert, ob ‹1.7›, ‹zwei›, ‹drei›, ‹42› oder auch nur der «halbe Verbrauch» (‹0.5›), wie es womöglich WachstumsbefürworterInnen behaupten würden, könnte postuliert werden, ohne dass die zwingend auf weiteren, hier nicht mehr erklärten Zusatzvoraussetzungen gründende Inwertsetzung selbst erklärt werden kann auf Basis des eben rein quantitativen Ansatzes der planetaren Grenzen der Wachstumskritik. Letzterer Ansatz läuft ja im Gegensatz zu partikularen wissenschaftlichen Feldern wie der Klimaforschung immer wieder auf die kommensurabilisierte Supermetrik des ökologischen Fussabdrucks (als *de facto* Geldideal) hinaus, welcher aber nichts anderes sagt, als dass wir eben nicht mehr als «einen Planeten» ausgeben könnten. Aus dem erkenntnistheoretischen Zirkelschluss gibt es so also innerhalb der epistemologischen cartesianistischen Grenzen der Prämissen zeitgenössischer Wachstumskritik kein Entkommen.

Dieser erkenntnistheoretisch und geistig aus dem weltanschaulich defizitären Cartesianismus hervorgehende Zirkel ist allerdings kein *statischer Zirkel*, der es einfach nur verpasst, eine Alternative zum geldförmigen Denken in Form des ökonomistischen Gegenstandes darzubieten (vgl. Hyp. 1a), sondern ist ökonomisch-epistemisch dynamischer, d.h. *wachstumsdynamischer Art* (vgl. Hyp. 1b). Das dahintersteckende Quantifizierungsideal, d.h. mit allen Mitteln den *irgendwie*

gesetzten Zahlenwert praktisch zu erreichen, wird auch im Hinblick auf Wachstumseffekte wirksam, nämlich indem Messungen immer weiter verfeinert werden müssen, Externalitäten immer weiter internalisiert werden, usw. Die damit aber ihrerseits verursachten Nebeneffekte des Anti-Wachstumsimperativs sind nicht nur im Hinblick auf ihre materiellen Effekte für die Wachstumsdynamik in selbstwidersprüchlicher Weise relevant – dies wäre lediglich die Betrachtungsweise anhand einer cartesianistisch-zahlenmaterialistischen Reduktion des Wachstumsgegenstandes durch die Hintertür. Die Dynamik des zweiten, defizitären Erkenntnispfades des zweiten Paradigmas der prima philosophia – es handelt sich statt um einen Pfad genau genommen eigentlich wohl um einen Erkenntnis(teufels)kreis – ist bereits *auf ideeller Ebene intrinsisch relevant*, denn das Wachstumsproblem ist ein primär geistiges Problem und die Einlösung der Hypothese 1b, dass die zeitgenössische Wachstumskritik die Wachstumsdynamik perpetuiert, zeigt sich auf primär geistiger Ebene. Die im zweiten Paradigma unhintergehbare Verabschiedung von jeglicher ontologischen, (nicht-zahlen-)metaphysischen Hintergrundstruktur, welche Stabilität hätte verleihen können, lässt das in Zahlen Orientierung suchende, aber in Zahlen niemals Orientierung findende cartesianistische Subjekt auf dem selbst geschaffenen Kreis infinit und rastlos wandern (vgl. Abs. 4.1.3, dort Fn. 141). Der Kreis begünstigt den infiniten Regress, der immer nur vorübergehend in gewissen Zahlenwerten psychologisch-zirkulär Halt findet (‹1› heisst ‹1›), bis sich just dieser Halt mit neuen, notwendigerweise bereits eingebauten Zweifeln über den wahren Wert von der gefundenen Zahl wieder in eine noch weitergehende, noch grössere Quantifizierungsspirale mündet. Der Cartesianismus lässt die Welt im wahrsten Sinne des Wortes *durchdrehen*, weil die *zahlenmaterialistischen geistigen Grundlagen stets in die Zirkularität münden*. Ein darauf aufbauendes Programm zur Umsetzung des Anti-Wachstumsimperativs ist ganz genau gleich wie das eigentlich ja fundiert zu kritisierende Programm zur Umsetzung des Wachstumsimperativs – und von diesem letztlich ununterscheidbar – auf ein unendliches und niemals erreichbares Ziel abgerichtet, der Reduktion der Welt auf Zahl. Die inhaltliche Leere des *Imperativs der Nicht-Überschreitung planetarer Grenzen besitzt somit eine inhärente Wachstumsdynamik*, in welcher sich auch *die Möglichkeit zur epistemischen und ontischen Unterscheidung zwischen Wachstumsimperativ und Anti-Wachstumsimperativ auflöst*. Das Welterfassungsprogramm als ein *Weltvermessungsprogramm* führt dabei zu nichts anderem als zu einem ökonomischen *(Markt-)Erschliessungsprogramm*, weil ja durch den Vergeldlichungsprozess (vgl. Kap. 4.3) in der Betrachtung der Welt unter der Währung der zahlenmässig erfassbaren

Grenzen mit ihrem «Goldstandard» ‹1› die allumfassende, auch materiell sichtbar werdende Monetarisierung und Vermarktlichung der Welt mit all ihren Bestandteilen von Mensch und Natur (vgl. Abs. 4.2.3, Abs. 4.2.4) bereits inhärent angelegt ist.[221] In gewisser Weise ist *die Operationalisierung durch den ökologischen Fussabdruck bereits nichts anderes als der kommensurabilisierte relativistische Ausdruck des unhintergehbaren relativistischen Problems* des zweiten defizitären Erkenntnispfades respektive Erkenntniskreises des zweiten Paradigmas der prima philosophia. Selbst die vermeintliche, rein durch zahlenmässige Umschreibung attestierte Unterschreitung der Grenzen des Wachstums würde keinesfalls zur «Lösung» des «Wachstumsproblems» führen, sondern wohl nur noch den Sparsamkeitswillen steigern, noch mehr Anti-Wachstumsguthaben aufzubauen für zukünftige, «schlechte Wachstums-»Zeiten. Die Cartesianismuskritik ist letztlich aus transzendentalphilosophischen Gründen unhintergehbar: *Es gibt keinen Zahlenmaterialismus ohne stets «anwachsenden» Relativismus* und die IM 3 aus Abs. 6.1.1 gilt es endgültig zu verwerfen. *Jedes zahlenmaterialistisch reduzierte moralisch-epistemisch-ontische Programm wie in der Form des Imperativs der Nicht-Überschreitung planetarer Grenzen führt zur wachstumsdynamisch relevanten Aporie*. Die Hypothesen 1a und 1b sind demnach anzunehmen.

Wenn man nun das zahlenmaterialistische Verankerungsprojekt und damit den gesamten Kern der wachstumskritischen-zahlenmaterialistischen Theorie damit retten möchte, indem man die Setzung dahingehend anpasst, dass der Kalenderjahresverbrauch *und* das planetare (Gesamt-)Materiequantum *immerzu stets nur ‹eins›* und damit eben doch nicht beliebig und inhärent wachstumsdynamisch *sein könnten*, d.h. dann *sowohl* Nenner («realer Verbrauch»), als auch Zähler («planetares [Gesamt-]Materiequantum») *jeweils* immer nur ‹eins› sein könnten [sie könnten genauso gut auch jeweils ‹zwei› oder ‹drei›, usw. lauten; Anm. des Autors], würde sich die Wachstumskritik in ihrer zeitgenössischen Form natürlich sofort abschaffen. Wir benötigten dann für unsere ökonomischen Belange am Ende vom gegebenen Kalenderjahr immerzu genauso viel «Erde», respektive geben genauso viel Erde aus, wie eben gerade zur Verfügung steht, vollständig unabhängig davon, was eigentlich die Menge des Verbrauchs war. Der Bruch ergäbe eben immer ‹eins›. Diese Tautologie ist natürlich eklatant unsinnig, da schlichtweg nichtssagend, und es handelte sich

[221] Wenn bspw. Reid und Nsoh (2016) im Zuge der Diskussion zur Privatisierung der Biodiversität (als eine Grenze des Wachstums) dazu aufrufen, sich stets die kritische Frage zu stellen, «whether valuing biodiversity is a matter of morality or of money» (S. 253), dann greift dies cartesianismuskritisch viel zu kurz. Denn im sich immer auch ökonomistisch äussernden Cartesianismus gibt es am Ende ja gar keinen Unterschied mehr zwischen «morality» und «money», da *alle Bewertungsprozesse per se durch Geld als Denkform stattfinden*.

hiermit eher um die transzendentalphilosophisch gewendet eigentlich durchaus indizierte Selbstauflösung der zeitgenössisch-wachstumskritischen Prämissen. Anhand der zahlenmaterialistischen Abbildung in der kommensurabilisiertesten Form des ökologischen Fussabdrucks hätten wir dann überhaupt gar keine Möglichkeit zur Feststellung, was unter der zahlenmaterialistisch reduzierten Oberfläche des Handelns *eigentlich wirklich* passiert. Cartesianismuskritisch aufgelöst ist dies auch plausibel, denn ohne qualitative Verankerung bleiben die Zahlen zur Beschreibung der Welt schlichtweg nichtssagend. Dies trifft auch zu auf andere Ergebnisse des Bruches. Wenn wir mehr als «eine Erde verbrauchten», bspw. ‹1.7›, beweist dies in keiner Weise, dass wir mehr Erde verbraucht hätten, als langfristig möglich, oder auch eine sparsamer Postwachstumsverbrauch von ‹0.5› beweist in keiner Weise, dass wir wirklich innerhalb der «planetaren Grenzen» – was auch immer diese sind oder sein sollten – agierten.

Wie beschrieben liegt dies letztlich daran, dass der ökologische Fussabdruck eben *das in seiner Bestimmung vollständig relativistische Sublimat der Relativität der Wachstumsdinge* ist. Ein weiterer Lösungsversuch und ein Gegenargument wäre jetzt lediglich noch auf die Relativierung des Idealstatus der planetaren Supermetrik der Wachstumskritik ins Feld zu führen und den Einzelmetriken und ihren Kriterien jeweils einen positivistischen Sonderstatus als Kriterien einzuräumen, statt die aggregierte Supermetrik zu erheben. In der Tat verweist ja das weiter oben skizzierte Wechselspiel zwischen dem globalen CO_2-Grenzwert, den Biodiversitätsmarker für Grenzwertüberschreitung usw., d.h. das Wechselspiel zwischen den Einzelmetriken untereinander, und auch vor allem zwischen den Einzelmetriken und dem planetaren Gesamtmateriequantum gemessen anhand der Supermetrik «der Währung» des ökologischen Fussabdrucks, auf eine erkenntnistheoretische Dynamik analog derjenigen, welche in der Zuschreibung von ökonomischen Preisen im Warenkreislauf gemessen an dem zur Verfügung stehenden Gesamtgeldquantum stattfindet. Die intendierte «Verankerung» der scheinbar cartesianistisch doch sicher feststellbaren planetaren Grenzen käme demnach über die Einzelmetriken zumindest dahingehend zu einem Ergebnis, dass wir vielleicht ja bei einer andauernden Überschreitung der wissenschaftlich vermuteten Einzelgrenzwerte bspw. für das CO_2 zumindest abgeleitete ordinale Aussagen treffen könnten, dass wir z.B. «mehr» Erde verbrauchen würden, als wir nun wirklich zur Verfügung hätten. Dies gälte womöglich nur im übertragenen Sinne, aber dies sei eben ausreichend für die Feststellung eines sattelfesten, sich nicht selbst widersprechenden Imperativs der Nicht-Überschreitung der planetaren Grenzen (hier: «Weniger CO_2 verbrauchen!»). In gewisser Weise liefe

dieses Argument positivistisch darauf hinaus, dass die dann nur noch ordinale und nicht mehr kardinalskalierte Approximation der Supermetrik des ökologischen Fussabdrucks gar nicht entscheidend sei, meine bisherigen Argumente gegen das Ideal des ökologischen Fussabdrucks gar nicht den wirklichen Kern der zeitgenössischen Wachstumsdynamik erfassen würden und es viel eher um die herangezogenen, fokussierten Einzelmetriken ginge, bspw. momentan eben vor allem die Klimafrage gemessen an CO_2 oder genauer gesagt an CO_2-Äquivalenten, oder dem Süsswasserverbrauch, oder der Biodiversität usw. Im Umkehrschluss könnte man dann zumindest, trotz epistemischen Unsicherheitsbereichen bei den Einzelmetriken, ordinal gerichtete, sinnvolle Aussagen dazu treffen, ob wir tendenziell «zu viel» Materieverbrauch hätten, um bspw. – jetzt nicht mehr die planetare Grenzüberschreitung zu verhindern – sondern «den Klimawandel zu stoppen», «Biodiversitätsverlust zu verhindern», usw.

Dieses Gegenargument werde ich nicht hier diskutieren, da es genau genommen nicht mehr in den eng ausgelegten Gegenstandsbereich (aggregierter, kommensurabilisierter) zeitgenössischer (Gesamt-)Wachstumskritik fiele, sondern es dann einer Auseinandersetzung mit den für die Einzelmetriken bereichsspezifisch zuständigen partikularen Teilwissenschaften bedürfte, wie bspw. der Klimaforschung, der Biodiversitätsforschung, usw. Anders ausgedrückt liefe eine solche Argumentation darauf hinaus, dass die Nicht-Grenzüberschreitungsmaxime der planetaren Grenzen der Wachstumskritik gar nicht Zweck, sondern nur (hilfswissenschaftliches) aggregiertes Mittel zur Erreichung bspw. politisch festgelegter Grenzwerte in Einzelbereichen wäre. An den drei Beispielen (1) Klimawandel, (2) globale Frischwasserversorgung und (3) Biodiversität, drei von neun einzelmetrisch erfassten «planetaren Grenzen» (Rockström et al., 2009a; 2009b), werde ich in der im folgenden Unterkapitel 6.2 geführten Diskussion trotzdem kurz skizzieren, warum die dortigen Einzelmetriken ebenfalls inhaltlich unbestimmt, letztlich beliebig sind und damit keine absolute, intertemporal gültige Verankerung einer wachstumskritischen Position des Anti-Wachstumsimperativs begründen können. Solche Ausweichversuche führten stattdessen zu weiteren, wohl unauflösbaren, da wiederum Cartesianismus-bedingten Folgeproblemen.

Das Fazit dieses Abschnitts und seiner beiden Teilabschnitte, sowie das vorläufige, im kommenden Unterkapitel zu diskutierende Gesamtfazit der bisherigen Analyse der zeitgenössischen Wachstumskritik lautet: Die im tiefsten Kern der verschiedenen Strömungen zeitgenössischer Wachstumskritik befindliche *Prämisse der zahlenmateriellen Begrenztheit der Erde in Form der mathematischen Setzung der*

planetaren Erdmasse gleich ‹eins›, auf welche auch all die bestimmungsdynamischen Probleme des utilitaristischen (vgl. Abs. 6.1.1), des egalitaristischen (vgl. Abs. 6.1.2) und des Minimalversorgungs-Postwachstumsansatzes (vgl. Abs. 6.1.3) verweisen, *erweist sich cartesianismuskritisch und transzendentallogisch durchdrungen als inhaltlich vollständig leer und beliebig*. In diesem bestimmungslosen Inhalt der Prämisse der planetaren Erdmasse gleich ‹eins› stellt sich der *Imperativ der Nicht-Überschreitung* dieser quantitativen, letztlich als beliebig erwiesenen «Wachstumsgrenze» als *Aporie* heraus. Denn sämtliche Kriterien zur Feststellung der Überschreitung oder Nicht-Überschreitung der Grenze des zugeschriebenen (Nutz-) Zahlennennwerts ‹eins› sind nicht geklärt, denn der Wert und die Zahl ‹eins› ist in den konstitutiv unhintergehbar qualitativen Voraussetzungen der subjektseitigen Konstruktion der Zahl ‹eins› nicht geklärt. Der Zahlenmaterialismus wird innerhalb des Cartesianismus als voraussetzungslos akzeptiert, was dieser jedoch nicht sein kann. Je nach eigens gewählter, die Tautologie kaschierender Zusatzannahme (z.B. egalitaristischer Konsequentialismus, oder auch dieser und jener Typ von Einzelmaterie wie CO_2-Äquivalente, usw.) würde bspw. die Frage, ob der Flug zur Klimakonferenz als generalisierte Handlung im Rahmen des Imperativs der Nicht-Überschreitung der planetaren Grenzen nun legitim sei oder nicht, d.h. nun doch die planetaren Grenzen einhalten würde oder eben nicht, letztlich beliebig beantwortbar sein auf Basis des sich selbst nicht tragenden Gedankengebäudes. Die in den Abschnitten 6.1.1 bis 6.1.3 *skizzierten zahlenethischen Probleme und die epistemische und ontische zahlenmaterialistische Problematik verweisen dabei in einem cartesianistischen Teufelskreis wechselseitig aufeinander*. Dieser unendlich ausdehnbare, d.h. infinit epistemisch und auch ökonomisch sich als wachsend erweisende, wechselseitige Regress wird aber durch die zahlenmaterialistisch-zirkulären Fehlschlüsse des angeblichen und nur im Cartesianismus psychologisch wirksamen Eigenwerts einer Zahl wie der ‹eins› immer nur zu einem vorläufigen Halt gebracht, welcher sich jedoch letztlich stets als epistemisch brüchig erweist aufgrund der inneren Selbstwidersprüchlichkeit des Cartesianismus in der zeitgenössischen Wachstumskritik. Denn die Eigendynamik der relativistisch-materialistischen Denkform setzt immer wieder aufs Neue ein, genau wie von der cartesianismuskritischen Theorie vorhergesagt (vgl. Abs. 4.1.3, Kap. 4.3), um für die selbstwiderspruchsbedingten Erkenntnis- und Bestimmungsprobleme die konstitutiven (Einzelmetrik-)Messwerte zu präzisieren. Denn der einzige Weg gegen die sich letztlich immerzu eben doch äussernde Beliebigkeit der zahlenmaterialistischen Setzung wie der ‹eins› anzukommen, scheint im

Cartesianismus die weitere, unbedingte und ins Infinite angelegte geldförmige Quantifizierung bisher noch nicht quantifizierter Materiebestandteile zur Präzisierung der Zahlen zu sein, nur um gleichwohl der wahren, d.h. immer auch transzendental zu reflektierenden (Selbst-)Bestimmung des planetaren (Gesamt-)Materiequantums, d.h. der planetaren Grenzen, damit eben doch nicht näherzukommen. Die damit einhergehenden epistemisch-ökonomischen Nebeneffekte (vgl. z.B. Abs. 6.1.2, Abs. 6.1.3) sind dabei konstitutiv für die Wachstumsdynamik selbst, weshalb letztlich *nicht nur Hypothese 1a, sondern auch Hypothese 1b anzunehmen sind*. Die zeitgenössische Wachstumskritik ist also nicht nur nicht in der Lage eine Alternative zum bisherigen (Relativismus-Materialismus) des ökonomischen Gegenstandes anzubieten (Hyp. 1a), sie fällt so auch immer wieder auf die kritisierte Wachstumsdynamik zurück (Hyp. 1b).

6.2 Zusammenfassung und Diskussion

Das Erkenntnisziel dieser Arbeit lautete, durch die integrative, d.h. die ideengeschichtlich-kulturphilosophisch abgestützte und systematisch auf ethischer, epistemologischer und ontologischer Ebene ausgearbeitete *Kritik an den Prämissen der zeitgenössischen Wachstumskritik*, einen *wirtschaftsphilosophischen* Beitrag zur heutigen Wachstumsdebatte und im engeren Kern auch zu den geistigen Grundlagen des ökonomischen Wachstumsgegenstandes zu liefern (vgl. Kap. 1.2). Ich hoffe dabei ausreichend gezeigt zu haben, dass die seit der Neuzeit herrschende (vgl. Kap. 2.2, dort insb. Abs. 2.2.2) und in der Moderne, respektive später auch in der Postmoderne zugespitzte Herangehensweise (vgl. Kap. 2.3, Kap. 3.1) an den Wachstumsgegenstand das Resultat einer cartesianistischen, d.h. einer *relativistisch-materialistischen Erkenntnisform* ist (vgl. Kap. 4, dort insb. Kap. 4.1, Kap. 4.3). Diese Denkform fällt durch die Nicht-Reflexion ihrer unhintergehbaren absoluten und ideellen subjektseitigen Grundlagen zur Erkenntnis von Realität und Werten immerzu *auf den ökonomischen Gegenstand zurück* (*Untersatz*, vgl. Kap. 1.2, Kap. 5). Damit trägt auch überraschend zeitgenössische Wachstumskritik zum Wachstum bei (*Obersatz* und *Konklusio*, vgl. ebd.), genauer gesagt zu einer *Wachstumsdynamik*, welche sich primär erstmal auf der im Cartesianismus nicht mehr reflektierten Ebene des Geistes des Erkenntnissubjekts abspielt. Durch die epistemisch-ökonomisch bedingten Verschränkungen im zweiten Paradigma der prima philosophia (vgl. Abs. 2.2.1, Kap. 6.1) und die damit einhergehenden Nebenwirkungen des epistemischen Quantifizierungs- und Relationalisierungsprogramms des zweiten defizitären, da

zirkulären und entgrenzten Erkenntnispfades dieses zweiten Paradigmas (vgl. Abs. 2.2.2, Kap. 6.1), werden die in der Sprache der zeitgenössischen Wachstumskritik vorfindlichen Konzepte von *Wachstumsimperativ und Anti-Wachstumsimperativ* bis zur Unkenntlichkeit hin verwässert. Der *Anti-Wachstumsimperativ*, so wie dieser mehr oder weniger von den *verschiedenen Strömungen zeitgenössischer Wachstumskritik vertreten wird,* ist dadurch nicht in der Lage, *plausible Alternativen zum vorherrschenden Wachstumsimperativ darzubieten* (Hyp. 1a). Ferner *erweisen sich die verschiedenen Strömungen zeitgenössischer Wachstumskritik sogar selbst als mitkonstituierend für die eigentliche Wachstumsdynamik* (Hyp. 1b). Denn die *Reduktion auf das Relative und das zahlenmässig erfassbare Materielle* in der (wirtschafts-)theoretischen Konzeptualisierung des Wachstumsgegenstandes (vgl. Kap. 2.3, 3.1, Kap. 6.1) und die darauf basierten praktischen, d.h. ökonomischen und wissenschaftlichen Verfahren, um das Wachstum entweder zu transformieren (vgl. Abs. 3.1.2) oder zu überwinden (vgl. Abs. 3.1.3), unterliegen genau den gleichen konstitutiven relativistisch-materialistischen Bestandteilen der cartesianistischen Wachstums*denkform*, welche hinreichend für die Entstehung der Wachstumsdynamik sind.

Verschiedene Lehren lassen sich nun aus der Interpretation dieser paradoxen, d.h. selbstwidersprüchlichen und auf epistemischer, ontischer und moralischer Ebene wirksamen Eigendynamik zeitgenössischer Wachstumskritik ziehen. Das *inhärente zahlenmetaphysische Problem*, verursacht durch ein verselbständigtes (cartesianistisches) Artefakt verzerrten cartesischen Denkens, äussert sich bereits in der Bearbeitung der Frage des ökonomischen Wachstums qua vollständiger Reduktion des Wachstumsgegenstandes auf die *res extensa*. Ein derartig konzeptualisierter Wachstumsgegenstand ist dabei nicht nur ein verfälschter Wachstumsgegenstand, sondern in dieser *Verfälschung der (Wachstums-)Realität* bricht sich bereits eine Entwicklung Bahn, welche symptomatisch für die *Subjektentwurzelungs- und Entgrenzungstendenz der Postmoderne* steht. Jeglicher Versuch also, das Wachstumsproblem als ein integrativ ganzheitliches Problem aufzufassen und damit erst wirklich ernst zu nehmen, muss bereits aus transzendentalen Gründen damit anfangen zu hinterfragen, *wie wir über Wachstum nachdenken* und *welche die Wachstumsdynamik induzierenden Anschauungen wir womöglich bereits in den betrachteten Gegenstand hineintragen*. Dabei ist es von *absoluter Bedeutung*, auf Basis dieser (transzendental begründeten) Erkenntnis doch nicht hintenrum noch einen zahlenethisch-teleologischen Funktionalismus einzuführen, der das in dieser Arbeit dargelegte Verständnis der «ideellen Wachstumstreiber» nun einfach nur als

«klügeren» Problembehebungsmechanismus ansieht, um die materialistischen Folgen des ökonomischen Wachstums noch besser als bisher auszutarieren («Transformation») und/oder zu vermeiden («Überwindung»/Postwachstum). Die *Transzendentalerkenntnis des Wachstums* ist weitaus fundamentaler: *Es gibt überhaupt gar keinen auf den (Zahlen-)Materialismus reduzierbaren Wachstumsgegenstand*, sondern *die Reduktion auf den immer auch relativistischen Zahlenmaterialismus ist bereits Ausdruck und Beschleuniger des immer auch notwendigerweise ideellen, dynamischen Wachstumsgegenstands im Sinne des Gesamtwachstumsproblems*. Gleichsam verhält es sich mit anderen Reduktionsgefahren etwaiger kritischer Versuche das Wachstumsgegenstandsproblem in den Griff zu bekommen. Obschon es enge konzeptuelle Überschneidungen gibt mit dem Maximierungsparadigma des expliziten Utilitarismus, so erschöpft sich eine gehaltvolle integrative Analyse des Wachstumsgegenstandes aufgrund der Verstrickungen von Epistemik, Ontik und Moral nicht auf eine Kritik bspw. am Utilitarismus (Abs. 6.1.1) oder der anderen Zahlenethiken (Abs. 6.1.2, Abs. 6.1.3). Die im Unterkapitel 6.1 getätigte Analyse sollte, so hoffe ich, gezeigt haben, dass die cartesianismuskritisch explizierte und kritisierbare Eigendynamik des Cartesianismus auf eine tiefere weltanschauliche, ja eben zahlenmetaphysische Ebene (post-)modernen Denkens verweist. Auf die Spitze getrieben kommt diese Dynamik auch in der zahlenmaterialistischen Setzung der rein relationalistisch-zahlenmässig erfassten Grenzen zum Vorschein, in deren Zuge des Imperativs der Nicht-Überschreitung eben jener Grenzen die planetare Erdmasse, d.h. das aggregierte planetare Gesamtmateriequantum von Mensch und Natur, bereits geldförmig als eine Art von Währung gedacht wird, die aber trotz aller Versuche keinen inhaltlich bestimmten Begründungsanker darbieten kann (vgl. Abs. 6.1.4).

Interessanterweise stellt die Einsicht in die geistigen und letztlich auch metaphysischen Grundlagen des ökonomischen Wachstums bei den antiken Denkern Platon (vgl. Abs. 2.1.1) und Aristoteles (hier anhand des Geldes, vgl. Abs. 2.1.2) eine (wirtschafts-)philosophisch begründete Selbstverständlichkeit dar, welche wohl erst nach dem Wechsel vom ersten in das zweite Paradigma der prima philosophia (vgl. Abs. 2.1.3, Abs. 2.2.1) dahingehend vergessen werden konnte, dass von den beiden Sub-Möglichkeiten zu wählender Erkenntnispfade innerhalb dieses Paradigmas (vgl. Abs. 2.2.2) das cartesisch-(kantische) Denken (erster Pfad) sukzessive vom defizitären relativistisch-materialistischen Subparadigma des Cartesianismus (zweiter Pfad, bzw. als Pfad genau genommen ein selbstreferentieller Erkenntniszirkel, vgl. Abs. 6.1.4.2) abgelöst worden ist. Wenigen AutorInnen auf Basis der grundlegenden, vom

Erkenntnissubjekt ausgehenden (transzendental-)epistemologischen, cartesischen Prämissen innerhalb dieses zweiten Paradigmas scheint sowohl die Relevanz des innerparadigmatischen Pfadwechsels, als auch überhaupt die Relevanz der paradigmatisch grundlegenden Verschiebung zwischen Antike und Mittelalter auf der einen Seite, und Neuzeit und (Post-)Moderne auf der anderen Seite, für die ökonomische Dynamik und die Wachstums*dynamik*, teilweise oder ganz, bewusst zu sein: z.B. Skidelsky und Skidelsky (2012/2013; vgl. Kap. 3.2, dort insb. Fn. 111), Booms (2013; vgl. Abs. 4.1.1, dort Fn. 123), evtl. auch Ekardt (2020) und Luks (2013), mit Vorbehalt partiell auch Latouche (2001/2004; sicher jedoch nicht seine anderen Werke). Den im ersten ontologischen Paradigma *durch das Geld*, bzw. ab dem zweiten Paradigma *durch das geldförmige Denken* getragenen und sublimierten Relativismus (vgl. Kap. 4.3) als inhärent verwoben zu erweisen mit der *expansiven Dynamik des Wachstumsgegenstandes*, d.h. auch den Willen zu «Mehr» und gleichermassen den scheinbar wachstumskritischen Willen «aus Weniger Mehr zu machen» als relativistisch-materialistisch getriebene Perpetuierung der realen Wachstumsdynamik offenzulegen, war im Zuge der Bearbeitung beider Teilhypothesen derjenige wirtschaftsphilosophische Erkenntnisbeitrag dieser Arbeit, welcher über die reine negative Kritik an der zeitgenössischen Wachstumskritik hinausgeht im Sinne eines auch positiven Beitrags zum Wachstumsgegenstand selbst.

Mit keinem der von mir in dieser Arbeit vorgetragenen kritischen Punkte ist in irgendeiner Weise impliziert – und kann auf Basis der eingenommenen Theorie auch gar nicht impliziert sein – dass den ProtagonistInnen des wachstumstransformierenden oder des wachstumsablehnenden Lagers böse Intentionen oder dergleichen zuzuschreiben sind (vgl. Kap. 5). Es ging und geht mir ja gerade darum, die *implizit wirksamen Triebkräfte* auf ideeller Ebene in den Vordergrund zu rücken. Auf einem intuitiven Level wird in der zeitgenössischen Wachstumskritik zudem durchaus ganz richtig verstanden, dass mit dem (verselbständigten) ökonomischen Gegenstand in Zusammenhang mit dem Wachstumsgegenstand schon irgendetwas nicht stimmen könne, auch wenn die eigene materialistische Reduktion der beiden Gegenstände mit entscheidenden, aber nicht-intentionalen blinden Flecken einhergeht. Mein eigener Fokus auf die nur wachstumskritischen Lager der Wachstumsdebatte ändert an *der Notwendigkeit der* (auch normativen) *Problematisierung des ökonomischen Wachstumsgegenstandes* nämlich rein gar nichts – im Gegenteil. Denn selbstverständlich liesse sich die Cartesianismuskritik ohne Weiteres auch auf das wachstumsbefürwortende Lager übertragen, wobei ich diesen Schritt im Kontext dieser Arbeit für weitestgehend als überflüssig erachtet habe, nicht zuletzt auch

deshalb, weil mit den in der Literatur gut etablierten und in vielen Punkten mit meinem Ansatz verwandten Kritiken des *Szientismus* (vgl. Abs. 4.2.3) und des *Ökonomismus* (vgl. Abs. 4.2.4), gerade wenn man diese beiden kritischen Ansätze wie in der Cartesianismuskritik als komplementär zueinander betrachtet, bereits ausführliche systematische Ausarbeitungen vorliegen zu den verschiedenen relativistischen (von der Ökonomismuskritik erkannt) und zahlenmaterialistischen (von der Szientismuskritik erkannt) Selbstwiderspruchsproblematiken der modernen Ökonomik [als der prononciertesten Form des ökonomischen Gegenstandes; Anm. des Autors].

Nichtsdestotrotz lässt eine aus der Cartesianismuskritik heraus sich sehr plausibel ableitende Interpretation zu *der inneren geistigen Dynamik der spezifischen Wachstumskritik zeitgenössischer Prägung* auf eine gewisse Tragik schliessen, die sich nicht nur in der rein (transzendental-)logischen Selbstwidersprüchlichkeit erschöpft. Denn es ist ja eben gerade der motivational aufrichtige Versuch heutiger Wachstumskritik mit der Konzeptualisierung gewisser einzuhaltender Grenzen einen Kontrapunkt gegenüber der *inneren Entgrenzungslogik des ökonomischen Gegenstandes und damit des Wachstumsgegenstandes* zu setzen, der trotz des sehr wohl möglichen aufrichtigen Willens argumentativ scheitert. Ähnlich wie innerhalb der modernen Ökonomik die aktuell ein Revival erlebenden neuroökonomischen und verhaltensökonomischen Ansätze gegenüber der relativistischen Beliebigkeit und Entgrenzung der Präferenzökonomik durch scheinbar wieder feste, interpersonal angeblich objektive Nutzwertberechnungen basierend auf zahlenmaterialistisch gesetzten (kardinalskalierten) Metriken wieder psychologisch einen «Halt» finden möchten in der ansonsten herrschenden postmodernen-ökonomistischen Orientierungslosigkeit, versucht auch die zeitgenössische Wachstumskritik – nicht ohne Zufall mit vor allem auf zahlenethischer Ebene sehr analogen szientistischen Mitteln – durch den Zahlenmaterialismus wieder festen Boden unter die Füsse zu ertasten. Dass mit dem Rekurs auf die Zahlenethiken und ihren scheinbar Halt-gebenden Nutzzahlennennwerten aber lediglich ein bereits auf abstrakterer, höherer Iterationsstufe stattfindender *temporärer Pendelschwung hin zum Zahlenmaterialismus* stattfindet innerhalb der längst unbemerkt vonstattengehenden, zirkulären *relativistisch-materialistischen Eigendynamik* (vgl. Abs. 4.1.3), *löst den relativistischen Aspekt des cartesianistischen Gesamtproblems dabei verhängnisvollerweise gerade eben nicht auf*. Im Gegenteil zementiert es diese verselbständigte Dynamik einfach nur umso mehr und perpetuiert eine inhärent

instabile, da auf das Materielle und das Relative reduzierte Weltanschauung. In der Tat ist dieser Sachverhalt als tragisch zu bewerten.

Die zeitgenössische Wachstumskritik findet also eben keinen psychologisch stabilen Halt, keinen wirtschaftsphilosophisch konsistenten Begründungsanker, sondern trägt in ihrer jetzigen, die Gesamtheit der Realität auf das (objektivistisch) Quantitative reduzierenden Form nur zur weiteren Erschütterung des ohnehin immer brüchigeren Wirklichkeitsbodens in der heutigen Zeit bei. Orientierungslosigkeit und Beliebigkeit in der Beantwortung sozialökologischer «kleiner» Fragen (Soll ich nun zur nächsten Klimakonferenz anreisen? Darf ich mir ein neues, bspw. batteriebetriebenes, Auto kaufen?), als auch «grosser» Fragen (Sollen wir aus der Atomkraft aussteigen? Warum sollen wir nicht auf das zukünftige Entwicklungspotential der Fusionsenergie setzen?) sind *die logische und eben nicht einfach moralistisch zu verstehenden Folgen* der inneren Volatilität eines selbstwidersprüchlich nur auf Zahlenkriterien bauenden, fehlbegründeten Gedankengebäudes. Zur Beantwortung derartiger konkreter moralischer Probleme, welche immer auch epistemisch und ontisch vorbedingt sind, *fusst die zeitgenössische Wachstumskritik auf Bedingungen, welche sie aus sich selbst heraus nicht erklären kann* und verstrickt sich dabei unter Zuhilfenahme immer neuer, bisher externer Zusatzannahmen (z.B. positivistischer und/oder politischer Klimaziele), welche idealiter in die idealisierte Supermetrik des ökologischen Fussabdrucks internalisiert werden sollten, in immer neue, wachstumsinduzierende Selbstwidersprüche. Währenddessen schreitet auch die sonstige Verstetigung cartesianistischen Denkens in der postmodernen Gesellschaft voran und lässt die verwendeten Konzepte weitergehend entgrenzen, bspw. die eigenen Ansprüche an wahre Suffizienz (vgl. Abs. 6.1.3.2) nur noch weiter «anwachsen».

Diese kulturelle Einbettung zeitgenössischer Wachstumskritik und der wachstumskritischen (Postwachstums-)Bewegung führt mich zum notwendigen Eingeständnis einer durch die eingenommene cartesianismuskritische Perspektive und die transzendentallogische Analysemethodik bedingten, d.h. also *methodologisch bedingten*, *Erkenntnislimitation* in dieser Arbeit. Durch die *Ideal*(re)konstruktion der zeitgenössischen Wachstumskritik und ihrer theoretischen Operationalisierungen, wie bspw. des (idealisierten) ökologischen Fussabdrucks (vgl. Abs. 6.1.4), konnte die *reale* Gesamtheit der niemals nur ganz auf das Ideal der Wachstumskritik reduzierbaren wachstumskritischen Ansätze nur bedingt analysiert und kritisiert werden. In dem Sinne nämlich, dass die zeitgenössische Wachstumskritik eben doch auf externe, gegebene Zusatzannahmen rekurrieren muss, wie bspw. denjenigen aus der

Klimaforschungsdisziplin, der Biodiversitätsdisziplin, usw. als zuständige Bereichswissenschaften für die Berechnung der jeweils auf Einzelmetriken ausgedrückten und vermuteten *partikularen* planetaren Grenzen (des Klimas, der Biodiversität, usw.), stösst auch die Kritik an einer isoliert gedachten, eng ausgelegten (reinen) Wachstumskritik auf notwendigerweise auftauchende methodische Grenzen. Die *materielle Realität* der empirisch vorgefundenen Wachstumskritik lässt sich nicht auf das gegenwärtige *Ideal* der heutigen Wachstumskritik reduzieren, welches in dieser Arbeit durch die transzendentalphilosophische Analyse methodisch bedingt in den Fokus gerückt worden ist. Die Gefahr eines idealistischen Fehlschlusses in meiner Kritik ist daher nicht ganz auszuschliessen. Jedoch birgt, trotz dieser methodologischen Nachteile, die wirtschafts- und transzendentalphilosophische Perspektive an dieser Stelle wieder im Lichte der gesamten, in der realen wissenschaftlichen und politischen Praxis auftauchenden Interaktionskomplexitäten neue, wiederum cartesianismuskritische Analysepotentiale. Diese möchte ich in diesem Unterkapitel nur schemenhaft und exemplarisch andiskutieren. Eine vollständige Ausarbeitung müsste gleichwohl andernorts stattfinden in einem umfangreicheren Projekt zum Cartesianismus der gesamten naturphilosophischen Grundlagen der Postmoderne, und nicht nur zur Frage der zeitgenössischen Wachstumskritik.

Das Ideal der heutigen wachstumskritischen Währung des aggregierten ökologischen Fussabdrucks und seiner alle bisher gemessenen, quantifizierten und kommensurabilisierten Bestandteile der Mensch-Natur-Masse im Zielzahlennennwert ‹eins› verdichteten planetaren Gesamtgrenze kann zwar als das *Sublimat der Relativität der Wachstumsdinge* gelten (vgl. Abs. 6.1.4), tritt aber zwingend nach der Logik des wirtschaftsphilosophisch reflektierten geldförmigen Denkens wieder selbst in den kommensurablen und konsequentialistisch quantitativ abwägenden Austausch mit den materiellen Einzelobjekten des Planeten Erde (die «Waren») und auf epistemisch-ökonomischer Ebene mit den diesbezüglich quantifizierenden und (teil-) aggregierenden Einzelmetriken (vgl. Simmel, 1907/1989, S. 126). Simmels Erkenntnis zur Doppelrolle des Geldes ist ja gerade, dass die Auflösung der zwei Geldrollen weder in die eine (idealistische) Richtung hin, noch in die andere (materialistische) Richtung hin, vollständig möglich ist (vgl. Kap. 4.3). Eine offene Dynamik zwischen den beiden Rollen verbleibt zwingend, ganz analog wie es auch durch die Selbstwidersprüchlichkeit der intendierten, aber stets vergeblichen Reduktion auf einen einzigen Pol innerhalb der epistemologisch-ontologischen Positionsspektren (1) Idealismus-Materialismus (2) und Absolutismus-Relativismus

als Grundlage der Cartesianismuskritik erklärbar ist (vgl. Abs. 4.1.2). Damit bleiben in der materiellen Argumentations- und Abwägungspraxis relationale *Interaktionen stets vorhanden zwischen der globalen respektive aggregierten Wachstumskritik mitsamt ihrer idealisierten Operationalisierung und* positivistisch verstandenen oder aus anderen, z.B. politischen Gründen *akzeptierten Zusatzprämissen aus weiteren Disziplinen*. Dabei darf man wohl vermuten, dass die gesamte Palette von szientistischen (vgl. Abs. 4.2.3) und ökonomistischen (vgl. Abs. 4.2.4) Dynamiken im postmodernen Alltag politisierter und aufmerksamkeitsökonomischer Wissenschaftspraxis zusätzlich wirksam wird und bestehende cartesianistische Verselbständigungstendenzen auf diesen weiteren Iterationsstufen zahlenbasierter Interaktion in aller Konsequenz verschärft.

Inhaltlich verweisen die jetzt exemplarisch zur Veranschaulichung von mir ausgewählten Zusatzprämissen, insbesondere im Falle der etwaig fehlenden Reflexion der Begründungskraft derselbigen, auf die nämlich bereits in der (Literatur-) Voranalyse (Kap. 3) und Hauptanalyse (Kap. 6) herausgearbeiteten gleichen, die Wachstumsdynamik sogar verstärkenden, Begründungsdefizite. So können als Ausweichargumentation zur Vermeidung der von mir zuvor skizzierten *Beliebigkeits- und Selbstwiderspruchsproblematik der Nicht-Grenzüberschreitungsmaxime* basierend auf der Setzung der Grenzen des Planeten Erde gleich ‹eins›, oder welcher Zahl auch immer (vgl. Abs. 6.1.4), Zusatzargumente u.a. aus den wissenschaftlichen Einzeldisziplinen zur Untersuchung des (1) Klimawandels, (2) der globalen Frischwasserversorgung oder bspw. auch (3) der Biodiversität gezogen werden (vgl. hierzu auch die partikularen planetaren Grenzen bei Rockström et al., 2009a; 2009b).

Am Schnittfeld Wachstumskritik und (1) Klimawandel könnte man nun in einer neuen, ent-idealisierenden Wendung der zeitgenössischen Wachstumskritik darauf hinweisen, dass der entscheidende funktionalistische – und ethisch damit konsequentialistische – Aspekt der Wachstumskritik die Verhinderung respektive die Verminderung der negativen Auswirkungen des (zugeschrieben als anthropogen mitverursachten) Klimawandels sei. Die im Laufe der Ideengeschichte der neueren Wachstumskritik seit den 1960er und 1970er Jahren beobachtbare grössere Fokussierung auf die spezifischen Treibhausgasmetriken zur wissenschaftlichen Bestimmung und zur politischen Steuerung von CO_2, Methan (CH_4), usw. (vgl. Kap. 2.3, dort insb. Fn. 82) zeugt eindrücklich von diesem normativen und epistemischen Sonderstatus der Klimakriterien innerhalb der weit ausgelegten Debatte. Wenn diese Klimakriterien *idealiter* als noch nicht vollständig in die eigene wachstumskritische Supermetrik des ökologischen Fussabdrucks internalisiert *gedacht werden*, liesse sich

der wachstumskritische Zielindikator (nicht mehr als ‹eine Erde› pro Jahr ausgeben!) nun wieder auf dem «Marktplatz der Ideen» bspw. mit dem Ziel, die atmosphärische CO_2-Konzentration unter 350 *parts per million* zu halten oder dem wissenschaftlich-politisch vorgegebenen 1.5 Grad Celsius Ziel des Pariser Klimaabkommens (respektive abgeschwächt dem 2.0 Grad Celsius Ziel) kommensurabel und etwaige Zielkonflikte beinhaltend «verrechnen».

Die modellhaften («scientific projections»), normativen («value judgments on the (non-) acceptability») und politischen Akzeptanz-Bedingungen («political considerations of what is perceived as a realistic target») derartiger Ziele scheinen zwar bewusst zu sein (vgl. Rockström et al., 2009a), aber eben scheinbar nicht im Hinblick auf die grössere relativistisch-(zahlen)materialistische Begründungsproblematik hinterfragt zu werden, welche als Problematik eben doch wieder auftaucht auch ausserhalb des engen Gegenstandsbereichs der idealisierten Wachstumskritik. Denn warum sollte die Nicht-Weiterüberschreitung der globalen Durchschnittstemperatur – Fragen zum Anteil zwischen anthropogen verursachten und natürlichen, nicht durch menschliche Einwirkung entfachten Temperaturfluktuationen hier vollständig ausgeklammert – in ihrer (1a) ordinalen *Gerichtetheit* («nicht noch wärmer») und in ihrer (1b) kardinalskalierten *Standardsetzung* des nach besten wissenschaftlichen Methoden gemessenen *vorindustriellen Temperaturnennwertes* überhaupt Gültigkeit als für sich sprechende (Zahlen-)Argumente besitzen? Der hier sofort im Raum stehende, bereits szientismuskritisch konzeptualisierbare Sein-Sollen-Fehlschluss zahlenbasierter «Fakten» weist hier auf tiefere Problematiken der potentiell vollständig beliebigen Setzung hin.

(1b) Denn warum bspw. sollte gerade der vorindustrielle Wert «zählen», wenn doch eigentlich bekannt ist, dass die Einwirkungen des Menschen auf die globale Umwelt, trotz aller technischen Multiplikatoren, bereits lange vor der Industrialisierung äusserst weitreichend waren (vgl. Bayertz, 1986, S. 10f.)? Würde eine zukünftige, von unseren etwaig verursachten Klimaveränderungen (*wirklich* negativ?) betroffene Gesellschaft das Kriterium einer Jahres*zahl* aus dem 19. Jahrhundert überhaupt noch für relevant erachten, oder wäre ihr kardinalskalierter Standard- respektive Normwert, sofern sie in der gleichen Abzähllogik bleiben möchten wie wir, nicht schon längst auch zeitlich «weitergezogen» zu einer hypothetisch derart hohen Temperatur (die Fortführung des jetzigen Anstiegs vorausgesetzt), welche wir heute womöglich noch nicht einmal erreicht haben, dann aber zukünftig schlichtweg der neue «natürliche» Normwert wäre? Wenn aber etwas für uns ein moralisches, zahlenbasiertes Problem ist, für diejenigen, welche wir zu

schützen gedenken aber womöglich gar nicht als (von uns verursachtes) Problem erachtet wird, bspw. aufgrund relationaler Weiterverschiebung der Zahlenkriterien – wo liegt dann genau das normative Problem?[222]

(1a) Fast schon «häretisch» mutet es darüber hinaus im Jahre 2021 an, auch nur überhaupt in Erwägung zu ziehen, dass die Nicht-Weitererwärmung der Erde als Ziel womöglich gar nicht aus sich selbst heraus normativ plausibel ist. Aber auch dieses auf die quantitativen Weltaspekte reduzierte gerichtete Ziel setzt ein vom Subjekt nach gewissen Kriterien gesetztes normatives Klimaerwärmungsverhinderungsideal voraus. Erinnern wir uns hierzu aber an den aus dem immer auch volatilen kollektiven Gedächtnis verdrängten Fakt, dass das «wohl älteste Klimakatastrophen-Szenario der Moderne, eine Angst, die das ganze 19. Jahrhundert beherrscht und sich bis in die 1970er Jahre in den wissenschaftlichen Szenarien der Klimaforschung hält» tatsächlich «die Angst vor der Abkühlung» ist (Horn, 2014, S. 140; vgl. dort insb. Fn. 45 zu Kap. 3). Für die Begründungsproblematik im Sinne des Relativismus ist dieser Punkt von ausserordentlicher Wichtigkeit, da selbst die Richtung der ordinalen Gerichtetheit (lieber kältere als wärmere oder zumindest nicht zu warme globale Durchschnittstemperaturen anstreben) überhaupt nicht selbstverständlich ist. Hypothetisch angenommen die globale Politik und Wirtschaft würde das «Ruder doch noch herumreissen» und eine langfristige Einhaltung und Stabilisierung eines Temperaturanstiegs von lediglich 1.5 Grad Celsius über dem gemessenen vorindustriellen Wert erreichen, wäre dann nämlich die Begründungskraft samt hypothetischer Einlösbarkeit dieser etwaigen Zusatzprämisse aus den Klimazielen für die Stabilisierung der cartesianistischen Beliebigkeits- und Begründungsproblematik der Wachstumskritik im engeren Sinne gelöst? Nein, in keiner Weise! Das Erreichen dieses letztlich ja ebenfalls zahlenbasierten Ziels schliesst eine etwaige abermalige relationalistische, evtl. sogar auch die (ordinale) Gesamtrichtung betreffende Verschiebung der normativen Klimaziele in der Zukunft in keiner Weise aus, genauso wenig, wie wir heute dastehen und jubeln: «Yippie, unsere Ängste vor Abkühlung [von damals] waren unbegründet – es wird sogar wärmer als gedacht!» Frühere, rein relationalistisch gefasste und zahlenbasiert objektivistische Temperaturnennwertbefürchtungen (aus Furcht vor der Abkühlung), und dabei sei dahin gestellt, ob diese genau kardinalskaliert mit Nutzzahlennennwerten bemessen

[222] Damit behaupte ich nicht, dass es damit kein normatives Problem gibt. Eine Art inter-generational adaptierte Version der Goldenen Regel genügt natürlich den in dieser Arbeit angelegten (transzendentalphilosophisch zu begründenden) deontologischen ethischen Ansprüchen in keiner Weise. Allerdings bleibt die Frage trotz alledem offen: Wie ist eine solche zahlenbasierte moralische Maxime jeglicher Art intergenerational universell gültig zu begründen, insbesondere wenn sie mit Freiheitseinschränkungen für heute lebende Menschen verbunden ist?

wurden wie heute die Pariser Klimaziele oder nur ordinalskaliert in ihrer Richtung umschrieben wurden, waren also ganz offensichtlich nicht im Entferntesten dazu in der Lage, uns heute in einen Zustand Halt-gebender, zufriedener und selbstgenügsamer (im Sinne von *epistemologischer Suffizienz*, vgl. Abs. 6.1.3.1) Inaktivität zu bringen, welche ja eben gerade verhindert, dass wir uns in all diejenigen vermeintlichen «Postwachstums»-ökonomischen Aktivitäten stürzen, welche – wie das Analyseunterkapitel 6.1 gezeigt hat – uns immer wieder in den zahlenmetaphysischen Abgrund der zirkulären und wachstumsdynamischen epistemologisch-ökonomischen Selbstwidersprüche zieht.

Wenn also extern zur idealisierten, durch eine aggregierte, globale Supermetrik operationalisierten (radikalen) Wachstumskritik ein mit dieser Supermetrik verrechenbares Zusatzargument wie ein politisches oder wissenschaftspositivistisches Temperaturziel hinzugeholt wird, dann wird allein schon dadurch klar, dass eine derartige Ausweichlösung zu neuen Begründungsproblemen führt und *abhängig ist von weiteren impliziten Prämissen*. Ohne Zweifel gehört hierzu auch die Vorstellung eines *Gleichgewichtes der Natur*, welches trotz gewisser, auch ohne den menschlichen Einfluss etwaig vorliegender Fluktuationen schon irgendwie stabil sei und erst durch *bestimmte Eingriffe des Menschen* unwiderruflich, d.h. durch Überschreitung der entscheidenden, Kipppunkt-relevanten planetaren Grenzen, und endgültig aus dem Gleichgewicht gebracht werden würde (vgl. Bayertz, 1986, S. 10). Was passiert aber, wenn sich das Relativisierungsideal des *epistemisch-normativen Motors* der cartesianistischen Dynamik (vgl. Abs. 4.1.3, Kap. 4.3) auf die Verhältnisbestimmung von Mensch und Natur ausdehnt und selbsterklärt anthropozentrismuskritisch den Sonderstatus des Menschen gegenüber der Natur «dekonstruiert», d.h. leugnet, ganz im Einklang mit der Auflösung des Subjekthaften des (menschlichen) «Subjekts» im Cartesianismus (vgl. Abs. 4.1.1)? Fehlt erst durch die postmoderne Dekonstruktion die ideelle Grundlage für die Aufrechterhaltung des Geltungsstatus des Zusatzargumentes, hier der gesetzten *dichotomen Harmonie der Natur in Abgrenzung zum Menschen*, um die relativistisch-materialistische Begründungsproblematik der idealisierten Wachstumskritik zu reparieren, fällt trotz aller ausgefeilten Umwege das Gesamtgedankengebäude samt Zusatzargument schlussendlich doch in sich zusammen. Ist der Mensch nicht mehr von der Natur abgrenzbar, und werden Naturereignisse als «natürlich» harmonisch gesetzt, warum sollten die Handlungen des «Menschen», jetzt verstanden nicht als Subjekt, sondern als objektivistisch determinierte Elemente der «Mensch-Natur-(Gesamt-)Masse», nicht auch «natürlich harmonisch» sein?

Das fehlende kohärente Auflösen der wachstumsdynamisch relevanten Bestimmungs- und Begründungsproblematik zeitgenössischer Wachstumskritik wird auch bei anderen eingeholten Zusatzargumenten deutlich. Wenn die Sicherstellung und Stabilisierung (2) der globalen Frischwasserversorgung das erklärte, scheinbar in sich konsistente und stabile, d.h. nicht Relativismus-gefährdete Ziel ist, bekanntermassen mit der Ausbreitung von Wüsten und der damit einhergehenden Trockenheit der aktuellen Klimaerwärmung auch in Wechselwirkung stehend, dann weist hier ebenfalls das präzise, zahlenmaterialistische Ausmessen von bspw. Süsswasser- und Waldflächen versus Wüsten- und Halbwüstenlandanteilen keine aus sich selbst heraus plausible Begründungskraft auf. Selbst wenn man die Dichotomie Mensch versus Natur zumindest nicht vordergründig relativistisch auflöste, so bliebe analog der Klima-Standardsetzungsproblematik (vgl. (1b) oben) auch hier das Bestimmungsproblem der genauen Setzung des «natürlichen» harmonischen Nullpunktes. Eines von unzähligen globalen Sub-Beispielen stellt hier die massive und koordinierte menschliche Abholzung von Waldflächen auf der iberischen Halbinsel dar, welche die Paläobotanik bis in die Zeit der Sesshaftwerdung und Beackerung von Landflächen im Neolithikum zurückverortet (Valbuena-Carabaña, López de Heredia, Fuentes-Utrilla, González-Doncel & Gil, 2010, S. 494). Die trotz bester naturwissenschaftlicher Bestrebungen epistemisch fundamental bedingte Unsicherheit, welche Bodenaustrocknungsanteile seitdem «anthropogen» und welche «natürlich» verursacht sind (vgl. a.a.O., S. 493), mischt sich hier mit der normativen Unklarheit, wo man nun den natürlichen (2b) («stabilen»?) Nullpunkt setzt. Ein nur vorindustrieller Wert ist hier schon intuitiv noch weniger einleuchtend als bei der positivistischen Hilfsannahme aus der Klimadiskussion. Wollen wir aber zurück zu einem Zustand von vor der neolithischen Zeit, allein schon am Sub-Beispiel der Bewaldung der iberischen Halbinsel erkenntlich logisch, bräuchten wir ein derart gigantisch aufgerüstetes, hochgradig ökonomisch durchtränktes Umwelttransformationsprogramm zur Aufforstung, dass mit der Einlösung von uns anvisierten Frischwasserversorgungsbenchmarks ein zum heute oft als «natürlich» erachtet, partiell ausgetrockneten Bodenzustands der iberischen Halbinsel (abermaliger) fundamentaler Eingriff des Menschen «in die Natur» zu erfolgen hätte. Dies würde mit auch wachstumskritisch problematischen technischen Mitteln zu geschehen haben, welche performativ hochgradig selbstwidersprüchlich eben gar nichts mit den technischen Möglichkeiten des Jäger-und-Sammler-Menschen aus der angestrebten prä-neolithischen Zeit zu tun hätten, sondern erst Ausfluss der von WachstumsbefürworterInnen zweifelsohne als Errungenschaften bezeichneten

Möglichkeiten sind, welche paradoxerweise durch die invasiven Eingriffe des Menschen in die Umwelt überhaupt möglich geworden sind.

Die Orientierungslosigkeit in der Frage, bis wohin wir bisherige Destabilisierungen des als ansonsten vom Subjekt (zu Recht oder zu Unrecht?) als harmonisch gedachten Umwelt*systems rückwirkend* «reparieren» sollten, womöglich aber aus Suffizienzgründen eben auch unerwünschte Zustände, die überwiegend «natürlich» entstanden sind (man denke bspw. an die Trockenheit in einigen der bewohnten Teile der Sahara) für den *heutigen und zukünftigen* Menschen prognostisch «beheben» sollten, dreht irgendwann auch die eben doch nicht normativ Halt-gebende Frage der (2a) ordinalen Richtung um. Denn sollten wir dann in den Gebieten der Erde, die nun vergleichsweise «mehr» Süsswasservorkommen aufweisen, als ohne den vermutet anthropogen verursachten Eingriff in der wann auch immer zurückliegenden Vergangenheit, die entsprechenden Überschussvorräte wieder zurückfahren oder freuen wir uns über punktuelle Überschüsse (als Investitionsvorräte) und belassen wir es beim aus der Ökonomik und der Postwachstumsökonomik mit allen einhergehenden und hier in dieser Arbeit verschiedentlich aufgezeigt problematischen Bilanzierungs- und Verrechnungsantworten eines neuerlichen, global aggregierten Süsswasserwertes, der genauso gut kommensurabel in die aggregierte Supermetrik globaler Wachstumskritik internalisiert werden könnte? Wie lässt sich die auf fundamentale epistemologische, d.h. auch transzendentalphilosophische und wirtschaftsphilosophische (Selbst-)Bestimmungsfragen verweisende Verhältnisbestimmung zwischen Mensch und Natur überhaupt je adäquat auf ein zahlenbasiertes, intertemporal gültiges Kriterium reduzieren, ohne nicht immer wieder zur gleichen eigendynamischen Cartesianismusproblematik zurückzukehren, nämlich dahingehend, dass die *zahlenmaterialistische Bestimmung* selbst *ein per definitionem relativistisch entgrenztes und erfolgloses, niemals endendes (Wachstums-) Unterfangen ist*?

Auch bei der letzten, hier exemplarisch beleuchteten Zusatzannahme aus dem (3) Biodiversitätsbereich äusserst sich argumentationslogisch und strukturell genau das gleiche Problem. Die bereits im Begriff der Bio*diversität* angelegte *quantitative* auf *Vermehrung* ausgerichtete Maxime, lieber *mehr als weniger Pluralität* der (im Hinblick auf ihre qualitativ- kategoriale, geradezu noch aristotelisch-typologisch geprägte Konstruktion, vgl. Abs. 2.1.2, ja gar nicht mehr hinterfragten) globalen Tier- und Pflanzenarten anzustreben, gibt keine Orientierung in der Auflösung konkreter relevanter Fragen, zu welcher auch schon die idealisierte, nicht Biodiversitäts-spezifizierte globale Wachstumskritik keine Antwort hat. Auch hier liefert der

eingebaute Zahlenmaterialismus seine Begründung nicht mit, ‹wann› denn ‹was› ‹wie› nach ‹welchen Kriterien› «gezählt», «gewichtet» und «beurteilt» werden soll. In der Frage bspw., ob das vom Menschen mutmasslich mitausgerottete Mammut – ich gehe hier mal provisorisch von einer erheblichen Einwirkung des Menschen, sogar noch vor dem Neolithikum aus –, falls jemals technisch aussichtsreich, über durch paläontologische Funde erhaltene Desoxyribonukleinsäure mittels Klontechnik «zurückgeholt» werden sollte, herrscht offensichtlich Orientierungslosigkeit auf den Ebenen: der *Moral* (Sollen wir das machen? Immerhin erhöhen wir damit die Biodiversität, die erst durch den Menschen durch Mammutjagd reduziert worden war, auch wenn der Aufwand reichlich (Jurassic-Park-)«ökonomisch» und erheblich künstlich-«unnatürlich» anmutet.); der *Epistemik* (Ist die retrospektiv erfasste Biodiversität von vor 12.000 Jahren überhaupt mit heute vergleichbar am Beispiel des Mammuts? Falls ‹Nein›, warum sollten wir dann aber heutige sonstige Biodiversität für zukünftige Generationen «konservieren», wenn es sowieso intertemporal und damit auch zukünftig egal ist, «wie viel» und «welche» Biodiversität in irgendeinem Zahlenmass enthalten ist?); und der *Ontik* (Was würden wir da eigentlich «präservieren»? Ist das überhaupt noch das «echte Mammut» oder spielt diese Frage für die *zahlenmässige* Bio*diversität* sowieso überhaupt gar keine Rolle?). Damit ist klar: Die aus Biodiversitätssicht entscheidende Frage (3a) wie «viel» oder wie «wenig» Biodiversität basierend auf welchem (3b) Standardmass wünschenswert ist, kann gerade nicht aus der eigenen Separatlogik, und wie bereits gezeigt auch nicht aus der generalisierten zahlenmaterialistischen Logik der Wachstumskritik heraus geklärt werden. In der Extremform führt die Orientierungslosigkeit innerhalb dieser letztlich keinen Begründungsanker bietenden Abzähllogik zu weitreichenden Absurditäten. Wäre es bspw. gerechtfertigt, eine Ausnahme von der Biodiversitätsmaxime zu machen und die Erde durch gezielte Selbstvernichtung von der Spezies Mensch zu befreien, den Zähler damit bei der Biodiversität um ‹eins› zu reduzieren und ganz nebenbei damit auch alle zukünftigen «Wachstumsproblematiken» materiell auf einen Schlag zu lösen? (Aber wer würde dann das Mammut zurückholen?) Und warum sollten wir dann überhaupt ein Problem im Wachstumsimperativ sehen, wenn dieser doch – zumindest langfristig nach einem kurzen «Zwischentief» – zur planetaren und biodiversen «Erlösung» durch Zugrunde-Wirtschaften des sich ausrottenden Menschen beitragen würde? So oder so, die *hinter jedem eingebrachten Zusatzargument zur Auflösung der Begründungs- und Selbstwiderspruchsproblematik der Wachstumskritik offenbleibende (immer auch Selbst-)Bestimmungsfrage von Mensch und Natur bedarf einer Klärung, die eben nicht wiederum cartesianistischer*

Art sein darf, damit man der (epistemisch-)wachstumsdynamischen Verselbständigungsdynamik entgehen kann.

Genau an diesem Punkt schliesst sich der Kreis der Diskussion der methodischen Bereichsgrenzen der von mir in den vergangenen Kapiteln vorbereiteten und hier in der Analyse ausgearbeiteten wirtschafts- und transzendentalphilosophischen Kritik an der Wachstumskritik. Alle eingebrachten Zusatzargumente aus benachbarten Disziplinen, nur vermeintlich philosophisch konsistent und psychologisch Halt-gebend, können in Anbetracht der transzendentallogisch ausbuchstabierten cartesianismuskritischen Einwände das zeitgenössische wachstumskritische Projekt, inkl. auch das Postwachstumsprojekt, nicht etwa retten, sondern verweisen wieder zurück auf die in der Postmoderne grundsätzlich wirksame relativistisch-materialistische Erkenntnisform des Cartesianismus weit über die Grenzen der «reinen» Wachstumskritik hinaus. Der *epistemische Reparaturversuch* der Wiederherstellung einer nicht-beliebigen, nicht-relativistischen Grundlage zeitgenössischer Wachstumskritik ist immer *dann zum Scheitern verurteilt, wenn die zusätzlich eingebrachten Annahmen der gleichen Verselbständigungsdynamik des Cartesianismus unterliegen, wie schon die heute herrschenden Prämissen zur zahlenethischen und zahlenmaterialistischen Wachstumskritik*.

Damit *fusst also nicht nur die zeitgenössische Wachstumskritik auf Bedingungen, welche sie aus sich selbst heraus nicht erklären kann, sondern auch der notwendigerweise immer anfallende «Reparaturservice» der noch nicht internalisierten Zusatzannahmen aus den verwandten Disziplinen* am Schnittfeld der natur- und wirtschaftsphilosophischen Bestimmung des Verhältnisses von Mensch und Natur. In der Tat lässt sich also die zeitgenössische Wachstumskritik in ihrer für analytische Zwecke in dieser Arbeit idealisiert dargestellten Fassung zwar real nicht aus den kulturellen, im Hintergrund wirkenden weiteren gedanklichen und materiellen Zusammenhängen gänzlich herauslösen, aber an der grundsatzkritischen Aussage dieser Arbeit zur Wachstumskritik ändern die offenbarten, kulturell eingebetteten argumentativen Gesamtzusammenhänge gleichwohl nichts. Im Gegenteil: Es gilt für eine ganzheitliche, wirtschaftsphilosophisch integrative Wachstumskritik das meist nur implizit wirksame *Reich des Ideellen* kritisch in das Theoriegebäude aufzunehmen, da sich genau *dort der motivational angesiedelte, postmoderne Wille befindet zur Verdrängung und Überwindung des Absoluten* und damit dort *in der Sphäre der res cogitans die eigentliche Ursache zur Entstehung und Zementierung der Wachstumsdynamik zu sehen ist*. Daher *beginnt jeglicher wirkliche Versuch der Auflösung der Wachstumsdynamik* im Rahmen einer *selbstreflexiven*

programmatischen Verortung auf philosophisch-paradigmatischem Level (Apel, 2011; vgl. auch Abs. 2.1.3, Kap. 2.3), gerade um nicht schon von Beginn weg geistig einer grundsätzlich wachstumsdynamischen Weltanschauung zu verfallen, aus der heraus es gar keine Auflösung der Wachstumsfrage geben kann. Im folgenden Kapitel 7 werde ich in diesem Zusammenhang verschiedene Lösungsansätze skizzieren, um dem Rückfall in die Denkform des ökonomischen (Wachstums-)Gegenstandes und der Verselbständigungsdynamik des Cartesianismus zu entgehen, d.h. die Wachstumsdynamik somit radikal an der geistigen Wurzel zu stoppen.

7 Mögliche Lösungsansätze: Die Zukunft der Wachstumskritik

Nach erfolgter Analyse und Diskussion möchte ich in diesem Kapitel drei Lösungsansätze diskutieren, um das Problem der Wachstumsdynamik radikal, d.h. von der Wurzel weg aufzulösen. Die zentrale geistige Weichenstellungsfrage ist dabei, wie man sich aus der cartesianistischen Falle defizitärer Erkenntnis zur Erfassung des Wachstumsgegenstandes (vgl. Kap. 6.2) in seinem ideellen Kern und damit auch von den materiellen Konsequenzen des ansonsten verselbständigten eigendynamischen Cartesianismus befreien kann. Der erste Lösungsansatz (Kap. 7.1), die Rückkehr in ein prä-wissenschaftlich-philosophisches Denken ist dabei meines Erachtens zwar nicht einmal hypothetisch wirklich realisierbar. Jedoch bietet die blosse kontrafaktische Diskussion dieses als absurd erwiesenen Szenarios, welches auch das gänzliche Ignorieren der Folgen der eigenen menschlichen Handlungen samt der Wachstumsfrage beinhaltete, dennoch einen Erkenntniswert für den besonnenen Umgang mit den ideellen und den materiellen Diskussionsgrundlagen des Wachstumsgegenstandes.

Hypothetisch hingegen durchaus denkbar *und* umsetzbar wäre eine Rückkehr in das erste, ontologische Paradigma der prima philosophia (vgl. Kap. 2.1), welche das cartesianistische Problem der Wachstumsdynamik tatsächlich kohärent auflösen würde. Dieser zweite Lösungsansatz (Kap. 7.2) wäre gleichwohl mit einer Vielzahl von tiefgreifenden gesellschaftlichen und freiheitlichen Problemen verbunden. Ausserdem besitzt die explizite sozialstrategische und sozialökonomische Rückwende in ein früheres, bereits überwunden geglaubtes (wirtschafts-)philosophisches Leitparadigma keine historische Vorlage, auf deren Erfahrungswerte man sich zur Umsetzung stützen könnte.

Der dritte Lösungsansatz (Kap. 7.3) läuft auf eine Bereinigung der irrigen philosophischen Abzweigung vom ersten, cartesischen zum zweiten, cartesianistischen Erkenntnispfad innerhalb des zweiten philosophischen Paradigmas hinaus. Dies würde die Wachstumsdynamik zwar nicht abschliessend auflösen im Sinne von überwinden können, es aber ermöglichen, einen humanen und ökologisch sinnvollen Umgang zu finden mit den in Kauf zu nehmenden (Neben-)Effekten menschlichen und damit auch existentiell finiten, zukunftsgerichteten Handelns in der Wachstumsfrage. Diese cartesische Wiederbesinnung auf den Absolutheitsstatus des (Erkenntnis-)Subjekts bietet dem Menschen nicht nur ethischen Schutz durch das kantische Prinzip der Menschenwürde, sondern lässt auch *wahre* Urteile über die

epistemologische Beschaffenheit der natürlichen Welt zu in Abgrenzung zum beobachtenden (Transzendental-)Subjekt. Aus meiner Sicht wäre dies der *humanistisch und ökologisch* vorzugswürdige «Lösungsansatz» zur Bearbeitung der Wachstumsdynamik.

7.1 Rückkehr in ein prä-wissenschaftlich-philosophisches Denken?

Sollte man die These vertreten, dass das immer auch ideelle Problem der sich zementierenden Wachstumsdynamik nicht einfach nur das Resultat einer falschen Abzweigung vom ersten, cartesischen zum zweiten, cartesianistischen Erkenntnispfad innerhalb des zweiten Paradigmas der prima philosophia wäre (vgl. Kap. 7.3), und auch nicht durch eine Rückkehr in das erste, ontologisch-metaphysische Paradigma, bspw. platonisch oder aristotelisch ausgelegt, nachhaltig gelöst werden könnte (vgl. Kap. 7.2), sondern bereits im *Verlassen eines* «*‹original› image of man-in-the-world*» (Sellars, 1962; vgl. Abs. 2.2.3) läge, eines «*disenchantment[s]*» (Taylor, 2007; vgl. Abs. 2.2.3) der einst verzauberten, spirituell und personal aufgeladenen Welt, so wäre die konsequente Forderung die Rückkehr des Menschen in eine derartige prä-wissenschaftlich-analytische, prä-philosophisch-paradigmatische Denkweise. Von den anachronistischen und in dieser Arbeit separat beleuchteten WachstumskritikerInnen (vgl. ebd.) findet sich ein solcher Appell ansatzweise bei Nash (1982) und insbesondere bei Snyder (1990). Indem man aufhörte, *über Mensch und Natur als dichotom differenzierte Kategorien von Mensch und Natur auch nur nachzudenken*, würde man ein Bild des prä-analytischen Menschen anstreben, für welchen es keine systematische Unterscheidung zwischen Subjekt und Objekt, zwischen Qualität und Quantität, zwischen Absolutum und Relativa und zwischen Idee und Materie gäbe. *Es gäbe* keinen Cartesianismus und keine Cartesianismuskritik, aber auch *kein ökonomisches Wachstum und vor allem keine Wachstumskritik.* Es gäbe keine Ökonomie und keine Ökonomik, ja gar keine Mittel und kein (End-)Zweck, kein Gut und kein Böse und keine Wahrheit und kein Fake. Es gäbe auch kein philosophisches Reflektieren, dass es all das nicht gäbe, genau genommen gäbe es gar kein Denken, jedenfalls *kein Denken*, wie wir es als heutige Menschen *denken.*

Die damit verbundene programmatische Auflösung des cartesischen Dualismus (vgl. Snyder, 1990) wäre in ihrem motivationalen Anstreben zwar womöglich nicht explizit unter einem postmodernen dekonstruktivistischen Vorzeichen zu sehen, sondern tiefenontologisch angelegt als versuchte Auflösung der gezogenen Grenzen zwischen Mensch und Natur. Indem man das Nachdenken in Form von grenzbasierten

Kategorien überhaupt sistierte, überführte man den Menschen also wieder zur reinen, nicht-menschlichen Natur. Jedoch vermute ich den Charme dieses meines Erachtens implizit eben doch postmodern beeinflussten Unterfangens viel eher in der vom Relativismus getriebenen, epistemisch-relationalistischen Entgrenzung und Diffusion aller überhaupt vorstellbarer qualitativer Denkkategorien, eben auch derjenigen von Mensch und Natur. Die Wachstumsdynamik wäre dadurch in der Tat auf ideeller Ebene «durchbrochen», denn Bäume und Schafe besitzen genauso wenig wie ein kontrafaktischer «nicht-denkender ‹Mensch›» ein *ökonomisches* Wachstumsproblem – was sie gleichwohl allesamt nicht daran hindern würde, irgendwann aus natürlichen materiellen Gründen auszusterben, spätestens nämlich wenn die Oberflächentemperatur hier auf der Erde in ein bis zwei Milliarden Jahren sonnenstrahlungsbedingt ungemütlich bis unerträglich wird für das meiste Leben und der planerisch-denkende Mensch (wer denn sonst?!) dieses Leben, inkl. des Menschen, nicht auf eine zweite, vom Menschen gefundene oder geschaffene Erde verfrachten würde.[223] Aber was würde ein solches Ziel des prä-philosophischen Nicht-Denkens überhaupt genau bedeuten und wäre es denklogisch wirklich (nicht) durchführbar?

Wenn man ein solches Unterfangen ernst nähme und nicht nur als religiöses Überbleibsel einer Paradiesvorstellung oder auch einer postmodernen, implizit wirksamen relativistischen Projektion des immerzu entgrenzenden cartesianistischen Verstandes betrachtete, liefe dieser «Lösungsversuch» auf ein Zurückgeben des Feuers an Prometheus hinaus, auf eine Rückkehr des Zustands des Menschen vor dem Verzehr der Frucht vom Baum der Erkenntnis. Kantisch ausgedrückt ginge es um eine Rückwendung des Menschen von einem zwecksetzenden zu einem nicht mehr zwecksetzenden, determinierten Naturwesen. Die eklatante denklogisch bedingte Absurdität und performative Selbstwidersprüchlichkeit einen derartigen Zustand *denkend-planerisch* (!) herbeizuführen, ist mit etwas sachlichem Abstand so

[223] Dass auf Basis der Studien zur Erdgeschichte sogar geschlossen werden kann, dass aller Wahrscheinlichkeit nach bereits lange vorher natürliche Katastrophen eintreten können mit folgenreichem Massenaussterben, bspw. verursacht durch massiven Vulkanismus oder dem Einschlag eines ausreichend grossen Asteroiden, ist hinlänglich bekannt. Vom britischen Science-Fiction-Autoren und Physiker Arthur C. Clarke (1917-2008) ist in diesem Kontext der berühmte Ausspruch seines Kollegen Larry Niven (*1938) überliefert, dass die Dinosaurier nur deshalb ausgestorben wären, weil sie kein Weltraumprogramm gehabt hätten. Im Kontext des Verhältnisses von Mensch und Natur und einer hier rein funktionalistisch gefassten, teleologischen Entscheidungsalternative zwischen Wachstumsimperativ und Anti-Wachstumsimperativ stellt dieser Gedankengang *ein erhebliches Begründungsproblem für jegliche wachstums- und anthropozentrismuskritische Position* dar, denn die einzige langfristig nun wirklich ohne jeglichen Zweifel sicher materiell eintretende «Unheilsprophezeiung» (Jonas, 1984, S. 70; vgl. auch Abs. 4.2.3) für Mensch und Natur ist eine solche, die eben gar nicht auf das menschliche Wirken und Denken schuldhaft zurückzuführen ist, sondern nur durch selbiges bewältigbar werden könnte.

offensichtlich, dass es keine Überraschung ist, dass die Undurchführbarkeit der Rückkehr des Menschen in die «wilderness» (Nash, 1982) eine *der ersten überlieferten Erkenntnisse überhaupt* ist, und bereits in der altbabylonischen Zeit thematisiert worden war, lange vor Niederschrift der griechischen Mythen und der Bibel. Im legendären Gilgamesch-Epos gibt es für den «Freund und Gefährte[n] des Gilgamesch» (Röllig, 2017, S. 16) *Enkidu*, nachdem dieser aus seinem unzivilisierten, steppenhaften Leben mit dem Wild (vgl. a.a.O., Tafel I, 105-112, 127, 174-179) entrissen wird und mit den Zivilisierten der Stadt Uruk in Kontakt kommt, kein Zurück mehr aus dem Zivilisierungsprozess: «[D]as Wild aber, *bei dem er aufwuchs*, wird sich von ihm abwenden» (a.a.O., Tafel I, 145; vgl. ebd. auch 166, 197-200). Der Entfremdungsprozess des Menschen von seiner Natur ist, sobald eingeleitet, irreversibel. Diesem Standpunkt schliesse ich mich aus denklogischen Gründen notwendigerweise an, denn die kontrafaktische Gegenbehauptung wäre unweigerlich selbstwidersprüchlich, da sie ihrerseits ohne menschliches Denken gar nicht auskäme.

Dennoch ist die kontrafaktische Diskussion hilfreich zum Verständnis etwaig auftauchender ökozentristischer Forderungen zur gezielten, die restliche Natur angeblich schützenden Zerstörung der Menschheit, welche mit der Humanismusskepsis respektive dem sogar offenen Anti-Humanismus der Postmoderne und Teilen der zeitgenössischen Wachstumskritik (vgl. Latouche, 2007/2015, S. 152; vgl. auch Abs. 3.1.3.3) grundsätzlich äusserst kompatibel erscheint. In dem Sinne nämlich, dass das postmoderne cartesianistische Denken die ideelle Sphäre auf selbstwidersprüchliche Weise (vgl. Abs. 4.1.2.1) zu verdrängen und aufzulösen versucht (vgl. Abs. 4.1.1), bleibt als einzig *cartesianistisch denkbare* Operationalisierung des Artefakts der Rückkehrabsicht in ein prä-philosophisches, prä-wissenschaftliches Stadium der Welt die «kohärente» materialistische Reduktion des Unterfangens durch *endgültige Entfernung des materiellen Trägers des philosophischen und wissenschaftlichen Denkens, d.h. der materiellen Zerstörung des Menschen*. Der kollektive Tod des Menschengeschlechts wäre demnach sozusagen der nachhaltigste Akt der Befreiung der Natur von der Wachstumsdynamik. Aber auch diese monistisch materialistische Reduktion des Vorhabens zur Rückkehr in eine Welt, bevor der Mensch *zum denkenden und damit erst nützlichen und gleichermassen schädlichen* Wesen wurde, darf nicht darüber hinwegtäuschen, dass ein solcher Akt schlussendlich die verirrte Speerspitze eines ohnehin vollständig defizitären, cartesianistisch-anthropozentrischen Denkens wäre. Denn auch blanke misanthropische Menschenverachtung ist – so schrecklich dies womöglich anmutet – ein Akt, zu welchem *nur* der denkende Mensch imstande ist. Eine

«anthropozentristischere» Handlung ist dabei für mich kaum vorstellbar, als der willentliche, kollektive Selbstmord des Menschengeschlechts, um den Wachstumsimperativ endgültig und «nachhaltig» zu besiegen.

7.2 Rückkehr in das erste Paradigma der prima philosophia

Nachdem die Rückkehr in ein prä-philosophisches und prä-wissenschaftliches Denken nur als kontrafaktisches Gedankenszenario interessant ist, aufgrund seiner Selbstwidersprüchlichkeit aber kein ernstzunehmender «Lösungsversuch» zur Wachstumsdynamik darstellt, sondern jegliche *Zukunft von Wachstumskritik eo ipso verunmöglicht* (vgl. Kap. 7.1), geht der Blick nun zum zweiten Lösungsansatz, der philosophischen und darauf basierten gesellschaftlichen Rückkehr in das erste Paradigma der prima philosophia (vgl. Abs. 2.1.3).

Der am klarsten in diese Rubrik einzuordnende geld- und wachstumskritische Autor seit dem Beginn der Neuzeit ist hier Ruskin (1862/2017; vgl. Abs. 2.2.3), welcher in seiner wirtschaftsphilosophisch vehement vertretenen Zins- und gleichermassen Relativismus-Kritik des «modernen Geiste[s]» (S. 88) aber grundsätzlich nicht zwischen cartesischem und cartesianistischem Denken (vgl. Kap. 4, Kap. 7.3) unterscheidet, sondern als einzige sinnvolle Lösung zur Behebung der Wachstumsdynamik die Rückkehr in ein metaphysisch-(substanz-)ontologisches Paradigma sieht, welches in der Antike und dem Mittelalter vor der Morgendämmerung neuzeitlichem subjektivistischen, aber auch im etwaigen Spannungsfeld dazu mathematischen Denkens (vgl. hierzu Abs. 2.2.1), noch vorherrschend gewesen war. Ein auf ein solches Paradigma aufbauendes, strikt hierarchisches, erfahrungsgemäss auch feudalistisches Gesellschafts- und Wirtschaftsmodell wäre in dem Sinne wachstums- und ökonomiekritisch top-down eingehegt und inhärent nicht-wachstumsdynamischer Art. Die sich nach einer *kosmisch-metaphysischen Harmonielehre* wie bei Platon (vgl. Abs. 2.1.1) oder nach einem *metaphysisch-substanzontologischen Materialismus* wie bei Aristoteles (vgl. Abs. 2.1.2) ausrichtende wirtschaftspolitische Theorie besitzt zweifelsohne innerhalb des ontologischen, ersten Paradigmas einen Begründungsanker, welcher der Wachstums*dynamik* durch grundsätzliche ideelle und materielle *Statik* im eigenen Gedankengebäude denklogisch plausibel Einhalt gebieten kann. In einem nach platonischen oder aristotelischen wirtschaftsphilosophischen und politisch-philosophischen Idealen nachgeformten Staat kann die Wachstumsfrage, insbesondere so, wie sie sich heutzutage in ihrer quantitativ-materiellen begrifflichen Reduktion

darstellt, gesellschafts- und wirtschaftspolitisch gar nicht erst virulent werden, weil die ökonomischen Triebkräfte radikal niedrig gehalten werden und etwaige, wachstumsdynamisch relevante Verselbständigungstendenzen im Keim erstickt werden: Ein Wachstumsimperativ kommt demnach gar nicht erst zum Erstarken. Obwohl nun die Staaten in der Antike oder im Mittelalter zweifelsohne keine Idealstaaten bspw. nach platonischem (Wächter- und Philosophenkönigs-)Vorbild waren, lassen sich gewisse, in die damaligen ökonomischen und gesellschaftlichen (Feudal-)Strukturen eingearbeitete und weitverbreitete Wertvorstellungen, wie z.B. das akzeptierte (weitestgehende) Zinsverbot, auch dahingehend empirisch interpretieren, dass die Implementierung einer theoretisch nicht-wachstumsdynamischen Ökonomie und Gesellschaft so praktisch erfolgreich umgesetzt werden kann, und womöglich sogar auch über einen weitaus längeren Zeitraum aufrechterhalten werden kann, als unserer derzeitige Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung.

Allerdings ist eine *denklogisch stringent begründete Lösung*, welche sich auch historisch-empirisch als erfolgreicher Verhinderungsansatz der Verselbständigungsdynamik des Cartesianismus mitsamt des einhergehenden modernen ökonomischen Berechnungs- und Beherrschungsprogramms erwiesen hat, *noch nicht per se legitim oder erstrebenswert*, sondern es kommt immer auch darauf an, mit welchen Mitteln ein solches Ziel der Vermeidung der Wachstumsdynamik erreicht werden soll. Eine Rückkehr in das erste Paradigma der prima philosophia wäre meines Erachtens nur durch die kongruente Rückwende der damit einhergehenden, neuerlich zu *ent-dynamisierenden gesellschaftlichen Strukturen* möglich. Mit dem damit einhergehenden absolutistischen Backlash aller freiheitlichen, sozialen und wissenschaftlichen Errungenschaften der Moderne wird das Kind somit mit dem Bade ausgeschüttet. Das immer noch laufende Programm bspw. der europäischen Aufklärung auf Basis des sich selbst gewahr werdenden Transzendentalsubjekts im zweiten Paradigma der prima philosophia ist ja gerade angetreten, um gewisse ideelle Widersprüche und materielle Missstände des ersten Paradigmas, auch aus guten Gründen, zu beseitigen. Ruskin (1862/2017) war sich der fundamentalen Begleiterscheinungen seines Vorschlags ohne Zweifel nicht nur bewusst, sondern er strebte sie als Traditionalist der «Arts and Crafts-Bewegung» auch aktiv an (vgl. Abs. 2.2.3). Es ist jedoch zweifelhaft, ob diejenigen modernen WachstumskritikerInnen, die sich *ernsthaft* mit diesem zweiten Lösungsversuch beschäftigen und deren urbanen Subsistenz-Wünsche und dergleichen nicht einfach letztlich hochgradig cartesianistische, effizienzgetrimmte Projektionen darstellen, sich der weitreichenden

Implikationen ihres Vorschlags bewusst sind. Ferner, selbst wenn man trotz aller Einwände die Rückkehr in das erste Paradigma als legitim und erstrebenswert erachten würde – ein Schritt, den ich im Übrigen trotz meiner Vorbehalte nicht kategorisch ausschliessen würde *für den Fall und nur für den Fall*, dass der dritte Lösungsversuch (vgl. Kap. 7.3) endgültig scheitern sollte –, ist damit noch keinesfalls gesagt, *dass eine Rückkehr überhaupt möglich ist, sowohl ideell, als auch materiell*. *Ideell* stellt sich nämlich die Frage, ob der Geist der Neuzeit zurück in die Flasche gelangen könnte, nachdem sich die Saat des skeptischen (nicht notwendigerweise relativistischen; vgl. Abs. 2.2.1) Zweifels am Absoluten ausgebreitet hat. *Materiell* wäre eine historische Rückwende dieses Ausmasses – es geht hier schliesslich nicht nur um einzelne Individuen oder Communities, sondern um eine bereits global vernetzte Gesellschaft – vollkommen präzedenzlos. So sehr wir historische Vorlagen zur «nachhaltigen» Kontinuität absolutistisch, damit auch definitiv nicht-relativistisch und damit auch nicht-cartesianistisch verfasster Gesellschaften haben, fehlen uns gänzlich die Erfahrungswerte, wie wir das Steuer derartig fundamental herumreissen könnten – ganz abgesehen von den diesen Prozess ohne Zweifel begleitenden verheerenden sozialen und ökonomischen intra- und interstaatlichen Auseinandersetzungen.

Zudem gilt es sich klar zu machen, dass womöglich auch in einer nach dem ersten ontologischen Paradigma der prima philosophia geformten Gesellschaft gewisse sozialökologische Transformationsprozesse stattfinden würden, welche nach heutiger wachstumskritischer Zahlenlogik, je nach genauer Nutzwertberechnung und je nach zeitlich genügend ausgedehntem Verlauf, auch zur – nur aus heutiger, cartesianistischer Sicht – sogenannten Überschreitung planetarer Grenzen führen könnten. Die irreversible Umgestaltung der Erde durch den Menschen reicht mindestens bis in die Zeit des Neolithikums, wenn nicht gar sogar noch weiter, zurück (vgl. Kap. 6.2). Die Rückkehr in das erste Paradigma der prima philosophia mag die Wahrscheinlichkeit für ein anthropogen verursachtes Aussterben der Menschheit und der Zerstörung der Umwelt womöglich reduzieren – ausschliessen kann sie es gleichwohl nicht. Für die cartesianistisch denkende Wachstumskritik müsste es eigentlich schier psychisch unerträglich erscheinen, dass man derartige anthropogene Prozesse nicht konstant durch naturwissenschaftlich quantifiziertes Monitoring begleitete und durch ökonomisches, szientistisches Controlling steuerte, denn eins ist sicher: Eine Wissensgesellschaft strukturiert nach dem ersten Paradigma der prima philosophia kümmert sich ganz sicher nicht um globale Grenzwerte, ja würde die normative Relevanz derartiger quantitativer Kriterien als geradezu vollständig absurd erachten. Des Weiteren würden natürliche, ggf. auch verheerende nicht-anthropogen

verursachte Naturkatastrophen in einer solchen, z.B. platonisch oder aristotelisch verfassten Gesellschaft trotz allem stattfinden und eben nicht durch technische Mittel in ihren Auswirkungen für Mensch und Umwelt eingedämmt werden können (man denke bspw. an den Untergang von Pompeji). Im Gegensatz zum absoluten «inneren Seelenfrieden» einer nicht denkenden und jederzeit auch unbemerkt sterbenden Natur (vgl. Kap. 7.1), würde ein nicht nach moderner natur-wissenschaftlicher Perspektiver observierter und ggf. kontrollierter Vulkanausbruch (z.B. zumindest mal «kontrolliert» durch rechtzeitige Evakuierungen) aber eben vom prä-neuzeitlichen Subjekt trotz seiner ggf. sogar stoisch akzeptierten Handlungsohnmacht wahrgenommen und etwaig durchlitten werden. Neben dem generellen ökologischen Impact für die unmittelbar Betroffenen, bspw. die Überlebenden, würde eine solche Naturkatastrophe zu erheblich stärkeren sozialen und ökonomischen Folgen führen, als dies heute der Fall wäre.

Selbst bei gut begründeter Verwerfung des zweiten Lösungsansatzes lässt sich jedoch eine fundamentale Einsicht aus dem ersten Paradigma gewinnen, welche die neuzeitlich-modernen Unterscheidungen zwischen Objekt und Subjekt, zwischen Quantität und Qualität und schlussendlich auch zwischen cartesischem und cartesianistischem Denken womöglich transzendiert und damit für jegliche Kritik an der (zeitgenössischen) Wachstumskritik von Relevanz ist. Falls sich in der relativistisch-materialistischen Reduktion des Begriffs des «Humanismus im besten Sinne» auf das nackte materielle und zahlenmässig langfristige «Überleben der Menschheit» (vgl. Latouche, 2007/2015, S. 157) eine in der postmodernen Naturphilosophie womöglich seit Hans Jonas' Einfluss (vgl. Abs. 4.2.3, dort Fn. 163) mutmasslich verbreitete Angstprojektion des Todes des Menschengeschlechts als Artefakt der metaphysischen Angst vor dem eigenen menschlichen Tod verstecken sollte, so liessen sich aus dem besonnenen Umgang mit dem Thema des Sterbens im ersten Paradigma auch heute noch etwaig universell gültige Einsichten gewinnen. Die *Anerkennung des Prinzips von Werden und Vergehen* und damit auch *die Anerkennung der eigenen individuellen und kollektiven Vergänglichkeit* ist im ersten Paradigma aus ontologischen Fundamentalgründen derart selbstverständlich, dass dies auch in den im Kontext dieser Arbeit aufgrund des Fokus auf Platon und Aristoteles nicht weiter thematisierten Schulen (vgl. Einl. in Kap. 2.1) der Stoa und des Epikureismus so gesehen wird. Für den Stoiker Seneca (1959) ist der Tod «weder ein Gut noch ein Übel» und dieser versetzt uns lediglich in «jene[n] Zustand der Ruhe […], dem wir vor unserer Geburt angehörten» (S. 93). Auch für den Epikureer Lukrez (1957) steht fest: «Nichts geht also der Tod uns an, nichts kann er bedeuten, [d]a ja das Wesen des

Geistes nunmehr als sterblich erkannt ist» (S. 121). Wenn diese Thesen auf fundamentale, womöglich paradigmen-unabhängige metaphysische Bestimmungen von Leben und Tod verweisen, für welche hier nicht der richtige Ort zur Elaboration ist, so lässt sich für die wirklich sinnvolle Begründung und Bestimmung von wachstumskritisch relevanten Begriffen wie bspw. Glück (vgl. Abs. 4.1.3, Abs. 6.1.1) oder Suffizienz (vgl. Abs. 3.1.3.3, Abs. 6.1.3) kritisch mitnehmen, dass sie stets daraufhin geprüft werden sollten, welche ggf. impliziten metaphysischen Ängste den oder die jeweilige BegriffsverwenderIn antreiben und welche sich als Folge dessen unerkannt auch in etwaigen Widersprüchen in der Begriffsverwendung widerspiegeln. Suffizienz etwa bedeutet nun mal für Jemanden qualitativ etwas fundamental anderes, wenn bei dem Gedanken an den eigenen kommenden unvermeidlichen Tod ein Zustand der Ataraxie, der inneren Gelassenheit vorherrscht, als für Jemanden, der die eigene materielle Existenz konzeptuell auf einer quantitativen Zeitskala auf einen Abschnitt reduziert, welcher qua ontisch eingebauter, epistemisch-relationalistischer Entgrenzung der Zahlen mathematisch als potentiell infinit ausdehnbar erscheint. Von metaphysischen Ängsten getrieben würde man dann wohl jedes Optimierungspotential zur Ausdehnung dieser zeitlichen Existenz nutzen wollen (vgl. hierzu auch Abs. 6.1.3.2, dort insb. Fn. 212).

7.3 Cartesische Wiederbesinnung im zweiten Paradigma der prima philosophia

Der dritte und meines Erachtens zu präferierende Lösungsansatz zur Behandlung der Wachstumsdynamik beinhaltet die *philosophische Wiederbesinnung auf den ursprünglichen, cartesisch-dualistischen Erkenntnispfad* (vgl. Abs. 2.2.2, Kap. 4) des sich in der Morgendämmerung der Neuzeit bahngebrochenen (vgl. Abs. 2.2.1) *zweiten Paradigmas der prima philosophia*, d.h. die Rückkehr zum genuinen *transzendental*philosophischen (Sub-)Paradigma des Bewusstseins- und Erkenntnissubjekts (Apel, 2011; vgl. auch Abs. 2.1.3). Diese Folgerung ist im Zuge der hier eingenommenen Perspektive konsequent, da in dieser Arbeit *die Wachstumsdynamik als unreflektierte Verselbständigung cartesischen Denkens, d.h. als cartesianistisches Denken, rekonstruiert worden ist*. Vorausgesetzt ist hier demnach, dass die geistige Genese der (post-)modernen Wachstumsdynamik weder notwendigerweise in der bereits originären Entstehung philosophischen und wissenschaftlichen Denkens angelegt ist (vgl. Kap. 7.1), noch notwendigerweise im Übergang vom ersten zum zweiten Paradigma zu suchen ist (vgl. Kap. 7.2), sondern

die inner-paradigmatische Verschiebung von der *res cogitans* als primärem Realitäts- und Wirklichkeitsanker zur *res extensa* als primärem Realitäts- und Wirklichkeitsanker (vgl. Abs. 4.1.1) die entscheidende Weichenstellung ist, in welcher das für die Wachstumsdynamik hinreichende *relativistisch-materialistische* (Abs. 4.1.3), *geldförmige* (Kap. 4.3) *Denken zur wirksamen Vollendung* gelangt.

Der Lösungsversuch innerhalb des zweiten Paradigmas beinhaltet daher eine programmatische Rückabwicklung der irrigen, da im doppelten Sinne selbstwidersprüchlichen (vgl. Abs. 4.1.2) Abzweigung vom cartesischen Erkenntnispfad in den defizitären cartesianistischen Erkenntnis«pfad», bzw. hier genauer gesagt den defizitären cartesianistischen Erkenntnis*zirkel*. Erst dadurch wird eine nicht-zirkuläre, sich selbst nicht widersprechende wirtschaftsphilosophisch integrative und ganzheitliche Wachstumskritik ermöglicht, welche ebenfalls zwingend die relativistische und zahlenmaterialistische Ausrichtung und damit auch die unerkannte implizite Wachstumsdynamik bestehender Wachstumskritik kritisch durchdringen kann. Indem jegliche ökonomische Wachstumskritik über sich selbst hinausweist und auf Bedingungen fusst, welche sie auf Basis etwaiger rein ökonomie- oder wachstumskritischer Prämissen nicht aus sich selbst heraus erklären kann (vgl. Kap. 6.2), liegt die Zukunft der Wachstumskritik (vgl. Einl. in diesem Kapitel 7) meines Erachtens im Sinne einer perspektivisch noch auf systematischer Ebene auszuarbeitenden Transzendentaltheorie des ökonomischen Wachstums (vgl. hierzu Kap. 8).

Ein solches fundamentales Rückabwicklungsprojekt zur Verhinderung der selbstwidersprüchlichen Reduktion des epistemologisch-ontologischen Positionsspektrums (1) Idealismus-Materialismus auf den Materialismus (vgl. Abs. 4.1.2.1) und des Positionsspektrums (2) Absolutismus-Relativismus auf den Relativismus (vgl. Abs. 4.1.2.2), und damit zur Verhinderung der Verselbständigungsdynamik des Cartesianismus, sollte kohärent nach dem Vollzug der kopernikanischen Wende im zweiten Paradigma vor allem auf die Ebene der Epistemologie (des Erkenntnissubjekts) abzielen. Es geht also um nichts Geringeres als die Wiederentdeckung des Transzendental*subjekts* und damit die Re-Etablierung der Grundlagen der humanistischen *Idee* eines selbstbestimmten und in dieser Selbstbestimmung *absolut gesetzten*, d.h. selbstzweckhaften (im cartesisch-kantischen Sinne) Wesens. In Abgrenzung zur Humanismusskepsis Latouches (vgl. 2007/2015, S. 152) und auch in Abgrenzung zur überwältigenden Mehrheit zeitgenössischer, ebenfalls cartesianistischer WachstumskritikerInnen, gilt es ein solches *humanistisches wachstumskritisches Projekt* auf zwei entscheidende Pfeiler zu stellen,

welche sich *fundamental von den postmodernen Tendenzen der objektivistischen Entgrenzung des Subjekts differenzieren*.

Erstens, gilt es *einen nicht-relativistischen Pfeiler* des *epistemologischen* und mit Kants Weiterentwicklung des cartesischen Denkens auch *normativen absoluten Status* des freiheitlichen Transzendentalsubjekts zu re-etablieren. Eine relativistische Verwischung von Mensch und Natur ist schon aus denklogischen Gründen zu verwerfen, denn die erkennende Subjektbedingung ist die transzendentalepistemologische Grundlage für die Erkenntnis einer jeglichen äusseren, objektivierten Aussenwelt, und damit auch der Natur und überhaupt jeglicher «ökologischer», immer auch vom Subjekt *gemachter* «Fakten». Wer sich in relativistischer Entgrenzungslogik, also hier die Grenzen zwischen Mensch und Natur auflösend, seinen anthropogenen Sonderstatus und damit den Humanismus als aufklärerisches Gesamtprojekt in seinem und seiner angeblich vollständig rückgebundenen physikalischen Natürlichkeit dekonstruieren möchte, braucht am Ende nicht mehr das damit fälschlich deterministisch verstandene Handeln des Menschen zu beklagen. Der Humanismus ist also damit schon aus epistemologischen Gründen *conditio sine qua non* für moderne – hier in expliziter Abgrenzung zu postmoderner – Naturphilosophie und auch Wachstumskritik. Aus fundamentalen transzendentalphilosophischen Gründen ist es bereits absurd, relationalistisch zwischen «Ökozentrismus und Anthropozentrismus» (a.a.O., S. 150) auf einem Spektrum zu navigieren, denn letzteres mit dem *Anthropos* als definitivem (womöglich zwar nicht einzigem) Beispiel eines Subjekts ist *erst die gesicherte Grundlage* für das Erkennen und Beurteilen innerhalb *eines jeglichen ökologisch orientierten Denkens*. Insofern der *Anthropos* nicht die einzig real existierende Verkörperung von Subjekthaftigkeit sein könnte, wäre zwar ein «dogmatische[r] Anthropozentrismus» (a.a.O., S. 157) in der Tat auf ethischer Ebene problematisch, an einem *dogmatischen Subjektivismus* führt allerdings kein Weg vorbei, da dieser letztlich im zweiten Paradigma unhintergehbar ist. Selbstverständlich ist ein solcher Subjektivismus nicht mit einem Egoismus zu verwechseln, genauso wenig wie das cartesisch richtig verstandene «rationale Subjekt» mit dem *Homo oeconomicus* zu identifizieren ist, wie Latouche (2001/2004) fälschlich diagnostiziert (vgl. S. 87). Auch er bedient sich ja seiner Ratio, um den Quantifizierungs- und Vergeldlichungsprozess eines auf eine «Rechenmaschine» reduzierten Menschen [zu Recht, aber hier im falschen Kontext eingerahmt; Anm. des Autors] zu kritisieren (vgl. ebd.). Im Gegensatz zum cartesianistischen Rechenmaschinen-«Subjekt» stammt der cartesische Selbstbestimmungsprozess von einem sich auch gegenüber der äusseren Natur

selbstvergewissernden und immer auch *moralisch und epistemisch «suffizienten», selbstbegrenzenden Subjekt.* Das cartesische Subjekt erkennt kraft seiner Vernunft, dass die programmatische vollständige Quantifizierung von Mensch und Umwelt absurd ist, dies aber Voraussetzung wäre, um im Cartesianismus eine implizit absolutistisch bleibende Maximierungsmaxime – auch im Sinne von «Weniger *wird mehr*» – zu vertreten. Diese Maxime kann wiederum aus epistemisch-ökonomischen Gründen (vgl. Abs. 6.1.1, Abs. 6.1.2, Abs. 6.1.3) gar nicht dem eigenen und auch nicht dem generalisierten Gemeinwohl von Gesellschaft und Natur dienen. *Das quantitativ maximierende und damit sich selbst relativierende Subjekt des Wachstums- oder auch des Anti-Wachstumsimperativs entzieht sich nämlich seiner eigenen ethischen, epistemologischen und auch ontologischen Grundlagen* und fällt somit in die Orientierungslosigkeit zurück, welche an der Wurzel des Übels der Wachstumsdynamik liegt. Erst das qualitative Subjekt gebietet der Entfesselung des ökonomischen Gegenstandes, wie z.B. dem Markt, Einhalt. Quantitative Zielindikatoren haben sich an der menschlichen Freiheit zu bemessen und zu bewähren und nicht umgekehrt. Ökonomisches Eigentum bringt in dieser cartesischen Logik selbstverständlich integrale Pflichten mit sich, genauso wie *Aneignungen* der Natur ganz im Einklang mit der *Einbettung und Begrenzung* einer generell integrativ wirtschaftsethisch verstandenen Ökonomie (Ulrich, 2008) selbstbegrenzt zu gestalten sind zum Wohl des Menschen und der vom Menschen geschützten Natur. Derweil bedeutet cartesische Selbstbestimmung auch epistemologische Selbstbegrenzung zum Status des möglichen Wissens über die äussere Umwelt inkl. der erkenntnistheoretischen Grenzen zur Bestimmung und Modellierung des ökonomischen Wachstumsgegenstandes und der prognostizierten Auswirkungen des eigenen Handelns auf das zukünftige Verhältnis von Natur, Ökonomie und Wachstum (vgl. hierzu Kap. 8).

Zweitens, gilt es *einen nicht-(zahlen)materialistischen Pfeiler* der Konzipierung des Subjekts wiederherzustellen *in dezidierter Abgrenzung zu einer reinen Objektivierung des Menschen*. Dies betrifft vor allem die *Ebenen der Ontologie und der Ethik*. Im Gegensatz zur ansonsten in der Postmoderne vorherrschenden relativistischen Beliebigkeit des «Anything goes» (vgl. Einl. in Kap. 1) ist hier der paradoxerweise ebenfalls verbreitete (Zahlen-)Absolutismus im Sinne eines Glaubens an den selbstevidenten Realitäts- und Wahrheitsstatus der Zahlen keinesfalls unhinterfragt hinzunehmen, sondern aus transzendentallogischen Gründen abzulehnen. Die zahlenethische (vgl. Abs. 6.1.1, Abs. 6.1.2, Abs. 6.1.3) Reduktion der Ideen- und Wertesphäre des Menschen und die gleichzeitige zahlenmaterialistisch-

geldförmige Reduktion des planetaren Gesamtmateriequantums respektive der Mensch-Natur-Masse auf einen aggregierten, kommensurabilisierten Nutzzahlennennwert wie ‹eins› als Hauptprämisse der zeitgenössischen Wachstumskritik (vgl. Abs. 6.1.4) lassen sich somit paradigmatisch *als bereits cartesianistische Verzerrungen eines defizitären Menschen- und Weltbildes rekonstruieren*. An der Basis jeglicher transzendentalen Wachstumskritik (vgl. Kap. 8) gilt es somit auch an diesem zweiten Pol der cartesianistischen Eigendynamik (vgl. Abs. 4.1.3) das Subjekt wieder vom Kopf auf die Füsse zu stellen (vgl. Nietzsches Eingangszitat in Kapitel 1). Auf der Ebene der Ethik ist der Utilitarismus [genauso wie jede Zahlenethik; Anm. des Autors] daher nur «Ethik der zweiten Linie» (vgl. Wieland, 1999); ein deontologischer Begründungsanker ist damit stets unhintergehbar. Die Re-Etablierung des cartesischen Subjekts schliesst mit ein sich abzugrenzen von zwar auf dem ersten Blick ebenfalls nicht-relativistischen und sogar «anthropozentrischen» Menschenbildern und moralischen Maximen, die an der Basis gewisser Teilströmungen heutiger naturphilosophischer und wachstumskritischer Ansätze liegen, welche sich jedoch auf dem zweiten cartesianismuskritischen Blick als zahlenmaterialistische Reduktionen des nun objektivistischen, nicht mehr transzendental-erkennenden «Subjekts» entpuppen. Eine streng *inter-individuell und inter-temporal entgrenzte zahlenethische Maxime des unbedingten, infiniten materiellen Überlebens des Menschen oder der Mensch-Natur-Masse* ist in diesem Zusammenhang aus cartesischer Sicht als irrig zu erweisen. «[S]urvival» als «criterion» (Hardin, 1968, S. 1244) bzw. «das Überleben der Menschheit» (Latouche, 2007/2015, S. 157) sind wie schon der von Hans Jonas (1984) geforderte «‹[…] indefinite[…] Fortbestand der Menschheit auf Erden›» (S. 36; vgl. auch Abs. 4.2.3, dort insb. Fn. 163) in ihrer heutigen unhinterfragten, verabsolutierten Selbstverständlichkeit aus cartesianismuskritischer Sicht als moralisch entgrenzt, d.h. *anti-humanistisch* und im Übrigen auch ontologisch als maximal «unnatürliche» Reduktion der *res cogitans* auf eine Art *infinitisierte res extensa* zu betrachten.

8 Ausblick: Zur Notwendigkeit einer Transzendentaltheorie des Wachstums

Im vorangegangenen Kapitel 7 wurde als vorzugswürdigster Lösungsvorschlag zur Behandlung der ökonomischen Wachstumsdynamik die Wiederbesinnung auf den originären, (dualistisch-)cartesischen Erkenntnispfad des transzendentalphilosophischen Paradigmas der prima philosophia präsentiert (vgl. Kap. 7.3). Auf dieser philosophischen Basis lässt sich nun für die *Notwendigkeit einer cartesisch neubegründeten (Transzendental-)Theorie des ökonomischen Wachstums* argumentieren, welche auf das cartesisch-subjektivistische Denkfundament, inkl. seiner Weiterentwicklungen wie bei Immanuel Kant, aufbaut. Eine solche Theorie trägt im Gegensatz zu den cartesianistischen Entwürfen der Neuzeit, Moderne und insbesondere der Postmoderne im Kern schon einen von Grund auf sowohl wirtschaftsphilosophisch, als auch transzendentalphilosophisch jeweils kritisch geläuterten Wachstumsgegenstandsbegriff und Ökonomiebegriff mit sich. Eine *kritische Transzendentaltheorie des ökonomischen Wachstums* fängt also bereits auf begrifflicher Ebene mit einer Neubestimmung an, indem von Beginn weg zugestanden wird, dass *die ideellen* und *auf einen absoluten subjektivistischen Begründungsanker verweisenden Bedingungen der Möglichkeit von Wachstumserkenntnis und ökonomischer Erkenntnis* in die Grundbegriffe des ökonomischen Gegenstandes und des Wachstumsgegenstandes an zentraler Stelle des eigenen wachstumskritischen Theoriegebäudes zu inkorporieren sind. Denn ohne *selbstreflexiven Einbezug des sich selbst absolut setzenden Erkenntnissubjekts* lässt sich im zweiten Paradigma der prima philosophia keine sich selbst tragende, widerspruchsfreie Wachstumskritik betreiben.

Damit sollen von Grund auf die cartesianistischen und damit die Wachstumsdynamik perpetuierenden (vgl. Kap. 6) Reduktionismen verunmöglicht werden, welche seit Malthus und seinem (zahlen-)materialistisch orientierten, rein quantitativen Grenzbegriff bereits zahlreiche der wachstumskritischen Klassiker der Neuzeit prägten (vgl. Abs. 2.2.2) und welche in immer neueren Formen seit dem Club of Rome und AutorInnen wie Boulding, Georgescu-Roegen und Daly auch bei den modernen Klassikern der heutigen Wachstumskritik vorherrschend sind (vgl. Kap. 2.3). Ein cartesisch-transzendentales Wiederbesinnungsprojekt, sowie gleichermassen ökonomie- und wachstumsbegriffliches Neubestimmungsprojekt hat die bisherigen strukturellen und begrifflichen Defizite der zeitgenössischen Wachstumsdebatte zu überwinden, indem es aus der bisherigen, weitestgehend leider als missglückt zu erachtenden Debatte nur diejenigen Elemente in cartesianismuskritisch informierter

Form hinüberrettet, welche zur genuinen Aufklärung im Sinne eines menschlich selbstbestimmten ökologischen, sozialen und auch ökonomischen Umgangs mit dem Thema Wachstum führen. Am Ende dieser Arbeit kann hierzu nur ein kursorischer programmatischer Ausblick gewagt werden. Denn nach der umfangreichen *negativen* Kritik der Wachstumskritik in dieser Arbeit gilt es ein wirklich systematisches *positives* Projekt einer transzendentalphilosophisch fundierten Wachstumskritik zukünftig an anderer Stelle auszubuchstabieren. Eingehen möchte ich zum Abschluss dieser Arbeit daher lediglich exemplarisch auf zwei Kernkonzepte einer neuen Transzendentaltheorie des Wachstums, welche sich zwar zumindest semantisch auch bisheriger Benutzung in der zeitgenössischen Wachstumsdebatte erfreut haben, aber welche einer vollständig neuen Bedeutung bedürfen: (1) die Frage der *Entkopplung* und (2) die Frage der *Suffizienz*. Denn beide Konzepte spielen auch in einer neuen Transzendentaltheorie des Wachstums eine gewichtige Rolle, sind also keinesfalls in ihrer immer auch ideellen und auf das Absolute verweisenden Essenz in Bausch und Bogen zu verwerfen, benötigen aber eine dualistisch-integrative statt cartesianistisch-reduktionistische weltanschauliche Auslegeordnung.

(1) Bisher bildete die Frage, ob eine sogenannte *absolute*, hier aber rein *materialistisch verstandene Entkopplung* zwischen herkömmlich verstandenem Wirtschaftswachstum und irreversiblen negativen Wachstumsexternalitäten wie Umweltschäden (vgl. Abs. 3.1.2, Abs. 3.1.3) hergestellt werden kann, das entscheidende Differenzierungskriterium zwischen den verschiedenen Lagern der Wachstumsdebatte, auch wenn sich dieses Kriterium bei näherer transzendentallogischer Beleuchtung konzeptuell auflöst (vgl. z.B. Abs. 6.1.1) und die bisherige Lagereinteilung daher folglich obsolet macht. Um wieder epistemologische, ontologische und ethische Orientierung darzubieten, gilt es *den Entkopplungsbegriff* auf ein neues, selbstreflexives Fundament zu stellen und statt eines zahlenmaterialistisch reduzierten, funktionalistisch-konsequentialistischen Handlungskriteriums *zu einem reflexiven Erkenntnisprüfkriterium umzudeuten*. Dieser Schritt muss für bisherige, dem Cartesianismus etwaig nahestehende WachstumskritikerInnen und QuantifizierungsprogrammatikerInnen aller Art radikal anmuten, denn für eine humanistische Transzendentaltheorie des Wachstums ist *gar nicht entscheidend* – auch nicht aus «ökologischen Gründen» –, ob nun eine *derartige materialistisch reduzierte Entkopplung*, nach welchen (empirischen) Kriterien auch immer, *nun wirklich herbeigeführt werden kann oder nicht* (vgl. Abs. 6.1.4). In ihrer Funktion als philosophisches *Prüfkriterium* besitzt die Entkopplungsfrage jedoch ein erkenntnistheoretisch wertvolles Potential, um nämlich zu testen, ob in einem

gegebenen wachstumskritischen Vorschlag nicht bereits *die viel wichtigere geistige Entkopplung der subjektiven Grundlagen von Objektivismus, bzw. der immer auch ideellen Grundlagen von zahlenmaterialistischen Operationalisierungen* stattgefunden hat, mit all den damit einhergehenden und in dieser Arbeit ausgiebig skizzierten cartesianistischen wachstumsdynamischen Problematiken.

Ein hierfür geeignetes Prüfszenario könnte der Vorschlag eines Tests sein, den ich hier provisorisch den *Wachstumsrealitäts-Matrix-Test* nenne. Gegeben sei eine Welt, in welcher das (menschliche) Subjekt sein gesamtes äusseres Dasein physisch betäubt in einem abgeschlossenen Tank verbringt und kognitiv mittels neuronal angeschlossener Maschinen eine digital programmierte («Schein-»)Realität wahrnimmt. Die physische Welt ist in diesem Szenario definiert als frei von negativen Wachstumsexternalitäten (inkl. CO_2-Neutralität, usw.), so dass der Verbrauch der Energie zur Aufrechterhaltung der Schein-Realität irrelevant ist (z.B. weil das Gesamtsystem ausreichend offen ist und daher der Entropie-Einwand nicht gilt oder es in dieser wahren Realität des hier beschriebenen Szenarios gar kein Entropie-Gesetz gibt). In der kognitiven «Schein-»Realität, welche aber für das Erkenntnissubjekt so *real* ist, wie sie nur irgendwie sein kann, herrscht der stereotype Albtraum einer durch und durch ökonomistischen Wachstumsgesellschaft vor, mit globaler Schadstoffverschmutzung, Versauerung der Meere, ökologischem Raubbau aller Art, usw., wobei all diese negativen Wachstumsexternalitäten in der Matrix eben ausserhalb der Matrix *nicht wirklich zählen*. Ferner durchlebt das fiktive Testsubjekt diese Matrix-Welt als getriebener, stets «Glück»/Nutzen, Maximierung und Quantifizierung anstrebender Cartesianist, immer weiter auf der Suche nach zahlenethischer Nutzenoptimierung im Einklang mit den nur simulierten planetaren Grenzen der fabrizierten Realität, gerne auch als bspw. egalitaristischer Suffizienzbefürworter (vgl. Abs. 6.1.3, Abs. 6.1.4). Herrscht innerhalb dieses Prüfszenarios in der eigentlichen, negative Wachstumsexternalitäten-freien Gesamtrealität ausserhalb der «Wachstums»-Matrix, inkl. der ja nur simulierten (Sub-) Realität der Matrix, nun ein Wachstumsproblem vor oder nicht, und falls ja, ist eine wachstumskritische Theorie im wechselseitig anerkannten Verhältnis von Idealismus und Materialismus, sowie Absolutismus und Relativismus (vgl. Abs. 4.1.2) in der Lage, aus sich selbst heraus den Kern des hier etwaig vorliegenden Wachstumsproblems zu erklären?

Eine wirkliche, transzendentalphilosophisch aufgeklärte Wachstumskritik hätte sich an diesem Wachstumsrealitäts-Matrix-Test zu bewähren, indem sie beide Fragen mit ‹Ja› beantworten kann. In diesem Zusammenhang sei auch ein etwaiger Vorwurf

gekontert, dass ich die eigentliche Wachstumsproblematik in meiner gesamten, hier vorliegenden Arbeit verharmlost hätte, sozusagen ein «*Wachstumsleugner*» (vgl. Einl. in Kap. 1) wäre. Das genaue Gegenteil ist der Fall, denn eine gute, cartesianismuskritisch geläuterte Wachstumskritik, welche ich für überaus notwendig erachte, zeichnet sich gerade dadurch aus, dass sie die tiefgreifende, immer auch *ideelle Natur der Wachstumsdynamik anerkennt*, selbst wenn die berechnete materielle (Aussen-)Realität gar kein Wachstumsproblem zu indizieren scheint respektive hier die sogenannten planetaren (und auch etwaig Entropie-bedingten) Grenzen in dieser die Matrix umfassenden Gesamtwelt eingehalten werden würden. Es erscheint mir viel eher der Fall zu sein, dass gerade diejenigen, welche bewusst oder unbewusst die Wachstumsfrage inkl. der subjektseitigen (prinzipien-)ethischen Werteaspekte auf einen Zahlenmaterialismus reduzieren, eine Begründung liefern sollten, *inwiefern gerade sie nicht die ganzheitliche Realität des ökonomischen Wachstumsgegenstandes leugnen*.

(2) Auch der *Suffizienzbegriff* kann für eine Transzendentaltheorie des Wachstums weiterhin eine sehr bedeutsame Rolle einnehmen, gehört dann aber ebenfalls transzendental gewendet (vgl. Abs. 6.1.3.1, Kap. 6.2, Kap. 7.3). Ein humanes Genügsamkeitskonzept würde den Menschen nicht nur moralisch als fehlbares, inhärent stets materielle Externalitäten-verursachendes (z.B. eben Müll- und Schadstoff-produzierendes) und ideell Externalitäten-konstruierendes Wesen anerkennen, d.h. die *Unmöglichkeit der vollständigen Quantifizierung und Kontrolle nicht-intendierter Handlungsnebeneffekte des erst dadurch auch menschlich bestimmten Lebens eingestehen*. Es würde gerade auch durch die nach Descartes-Kant wieder neu zurück zu besinnende Attribution des epistemologischen Absolutheitsstatus auf den selbstbestimmten und zwecksetzenden Menschen als eine Notwendigkeit einsehen, und demgegenüber die vollständige Berechenbarkeit und modellhafte Prognostizierung der Umwelt als ein inhärent unmögliches, letztlich anti-humanistisches Unterfangen betrachten. *Es ist ja gerade die durch den eigenen Absolutheitsstatus ausgeschlossene, aus transzendentalen Gründen eben zu verwerfende Determiniertheit der Subjektwelt und die stattdessen anzunehmende Freiheit des* immer auch auf die Umwelt (allein schon epistemisch durch vorgenommene praktische Berechnungen aller Art, vgl. Kap. 6.1) einwirkenden *Menschen*, welche die vollständige Berechen- und Beherrschbarkeit der Zukunft in sozialen, ökonomischen und ökologischen Wachstumsfragen ausschliesst, mit Ausnahme vielleicht des paradoxerweise einzig gerade ja unweigerlich feststehenden

Untergangs des menschlichen, tierischen und pflanzlichen Lebens auf Erden in der fernen Zukunft (vgl. Kap. 7.1).

Ein *transzendentaler Suffizienz- respektive Genügsamkeitsbegriff* baut also auf einem *absoluten Begründungsanker auf, der das Subjekt in der ontologischen Normenhierarchie wieder über das Objektivierte stellt* (im Gegensatz zum Cartesianismus, vgl. Kap. 4.1), aber auch die Vergänglichkeit des materiellen Daseins, zumindest schonmal die Vergänglichkeit des auch materiellen Trägers des subjektiven Geistes, einsieht. Das existentielle Spannungsverhältnis zu mathematischen, stets zu vollständiger relationalistischer Entgrenzung tendierenden Prognosemodellen, anhand derer zahlenmaterialistisch verkürzte Suffizienzkriterien im Einklang mit postulierten quantitativ-materiellen Grenzen operationalisiert werden sollen (vgl. Abs. 6.1.3, Abs. 6.1.4), ist aus einem transzendental informierten, epistemologischen Genügsamkeitsbegriff heraus dahingehend zu verarbeiten, dass der *Realitätsstatus derartiger Modelle* wieder degradiert wird auf die Stufe von *Simulationen der eigentlichen, menschlich qualitativ bestimmten Realität*. Das schliesst gleichwohl besonnene, nach streng wissenschaftlichen und nicht nach etwa szientistischen (vgl. Abs. 4.2.3) Gesichtspunkten verwendete und nach Falsifikationskriterien ausgewertete, datengestützte quantitative Prognosemodelle als mögliches Instrument einer auch empirisch interessierten, wachstumskritischen Transzendentaltheorie keinesfalls aus. Das Leben und die prognostizierte Zukunft des Lebens auf der Erde bleibt dennoch *ja gerade aus transzendentalen Suffizienzgründen* als inhärent prognostisch unsicher und nicht quantitativ vollumfänglich kontrollierbar zu akzeptieren. Genau mit dieser Unsicherheit gilt es Wege zu finden, human, d.h. selbstbegrenzt umzugehen und endlich im Sinne von *finit zu leben* und nicht nur als Mensch-Natur-Masse *infinit* lange im Sinne von «Mehr = Besser» *zu überleben*. Eine «Zukunft aus dem Computer» (Cole et al., 1973) gibt es also tatsächlich nicht und kann es auch gar nicht geben. Das einzige Zukunft-bestimmende Wesen, das *zukünftige Wesen*, bleibt das sich selbst erkennende und in diesem dynamischen Erkenntnisprozess festen Halt-findende Erkenntnissubjekt, ein Subjekt, welches zwar für die Zukunft handelt, aber *in der Gegenwart verankert* bleibt, gerade um auch *selbstbestimmt gut zu leben, statt nur entwurzelt zu überleben*.

Zum Schluss gilt festzuhalten: *Das Scheitern eines kritischen transzendentaltheoretischen Programms zur Wachstumsfrage bleibt letztlich eine ernsthafte und realistische Möglichkeit*. Versprechungen kann ich mit dieser Projektskizze keine geben. Aber genau das ist ja letztlich der in der Postmoderne metaphysisch so schwer zu ertragende Punkt, den es philosophisch und psychologisch

zu verwinden gilt, nämlich anhand der *transzendentalen Einsicht, dass es keine Erfolgsgarantie für das erwünschte Ergebnis des eigenen, auch ökonomischen und wissenschaftlichen Handelns gibt* und es dies auch gar nicht geben kann. Es ist die Illusion des Glaubens in die unbegrenzten Möglichkeiten des Menschen selbst, die es zu überwinden, ja dezidiert zu leugnen gilt, um wieder einen festen und absoluten Halt in derjenigen ganzheitlichen Realität zu finden, welche auf absehbare Zeit auch weiterhin von der Wachstumsfrage geprägt sein wird.

Literaturverzeichnis

Aburto, J. M., Schöley, J., Kashnitsky, I., Zhang, L., Rahal, C., Missov, T. I., Mills, M. C., Dowd, J. D., & Kashyap, R. (2021). Quantifying impacts of the COVID-19 pandemic through life expectancy losses: a population-level study of 29 countries. *medRxiv 2021.03.02.21252772* (Online-Vorveröffentlichung). doi: https://doi.org/10.1101/2021.03.02.21252772

Akademien der Wissenschaften Schweiz. (2018). Emissionen rückgängig machen oder die Sonneneinstrahlung beeinflussen: Ist «Geoengineering» sinnvoll, überhaupt machbar und, wenn ja, zu welchem Preis? *Swiss Academies Factsheets 13*(4). doi: 10.5281/zenodo.1409025

Alcott, B. (2006). Kenneth Bouldings Wegweiser von 1966. In S. Höhler, & F. Luks (Hrsg.), *Beam us up Boulding! 40 Jahre «Raumschiff Erde»* (S. 25–29) [Beiträge & Berichte; Heft Nr. 7]. Heidelberg: Vereinigung für ökologische Ökonomie.

Alwishah, A. (2013). Ibn Sīnā on floating man arguments. *Journal of Islamic Philosophy, 9*, 32–53.

Anders, G. (1980). *Die Antiquiertheit des Menschen* [Bd. II]. *Über die Zerstörung des Lebens im Zeitalter der dritten industriellen Revolution.* München: C.H. Beck.

Anker, M. (2016). *Besitz, Lohn, Wohlstand und Armut*. Vorlesung Nr. 3. Skript zur Vorlesungsreihe «Zwischen Moralismus und Gleichgültigkeit: Grundfragen der Lebensgestaltung aus theologisch-christlicher Perspektive» im Herbstsemester 2016. St. Gallen: Universität St. Gallen.

Anker, M. (2017). *Die Anfänge: Die Reformation in Deutschland.* Vorlesung Nr. 1. Skript zur Vorlesungsreihe «Vier Reformationen. Die Reformation in Deutschland, Schweiz, Frankreich und im Katholizismus» im Frühjahrssemester 2017. St. Gallen: Universität St. Gallen.

Anker, M. (2019). *Geldwirtschaft, Zinsverbot und Mikrokredit.* Vorlesung Nr. 2. Skript zur Vorlesungsreihe «Geld oder Leben! Wirtschaftsethik in theologischer Perspektive» im Herbstsemester 2019. St. Gallen: Universität St. Gallen.

Apel, K.-O. (2011). *Paradigmen der Ersten Philosophie.* Berlin: Suhrkamp.

Aristoteles (1981). *Politik* (4. Aufl.; übers. von E. Rolfes). Hamburg: Felix Meiner.

Aristoteles (2019a). *Metaphysik* (bearb. von H. Seidl; übers. von H. Bonitz) [Aristoteles Philosophische Schriften in sechs Bänden; Bd. 5]. Hamburg: Felix Meiner.

Aristoteles (2019b). *Nikomachische Ethik* (bearb. von G. Bien; übers. von E. Rolfes) [Aristoteles Philosophische Schriften in sechs Bänden; Bd. 3]. Hamburg: Felix Meiner.

Augustinus (1972). *Philosophische Frühdialoge. Gegen die Akademiker. Über das Glück. Über die Ordnung* (hrsg. von C. Andresen; übers. und eingeleitet von B. R. Voss, I. Schwarz-Kirchenbauer, W. Schwarz, & E. Mühlenberg). Zürich, München: Artemis.

Augustinus (1978). *Vom Gottesstaat. Buch 11–22* [Bd. 2] (2. überarb. Aufl.; übers. von W. Thimme, mit einer Einleitung von C. Andresen). Zürich, München: Artemis.

Augustinus (2001). *De trinitate* (Bücher VIII-XI, XIV-XV, Anhang: Buch V) (zweisprachige Aufl. Lateinisch–Deutsch; hrsg. und übers. von J. Kreuzer). Hamburg: Felix Meiner.

Autorenkollektiv/Le Monde tribune. (2020, 06. Mai). «Non à un retour à la normale»: de Robert De Niro à Juliette Binoche, l'appel de 200 artistes et scientifiques [offener Brief]. *Le Monde* (online). Abgerufen am 22.01.2021 von https://www.lemonde.fr/idees/article/2020/05/06/non-a-un-retour-a-la-normale-de-robert-de-niro-a-juliette-binoche-de-joaquin-phoenix-a-angele-l-appel-de-200-artistes-et-scientifiques_6038775_3232.html

Ax, C. (2017). Nur Leben ist Reichtum [Einleitung zu John Ruskins «Diesem Letzten. Vier Abhandlungen über die ersten Grundsätze der Volkswirtschaft»]. In J. Ruskin (1862/2017), *Diesem Letzten. Vier Abhandlungen über die ersten Grundsätze der Volkswirtschaft*. Frankfurt a.M.: Westhafen.

Bacon, F. (1982). *Das neue Organon (Novum Organon)* (2. Aufl.; hrsg. von M. Buhr; übers. von R. Hoffmann). Berlin: Akademie-Verlag. (Originaltitel der englischsprachigen Ausgabe 1620 in Teilen veröffentlicht; Standardausgabe der Werke Bacons von 1858 zugrunde gelegt.)

BAG. (2018). Influenza-Pandemieplan Schweiz. Strategien und Massnahmen zur Vorbereitung auf eine Influenza-Pandemie (5. Aufl.; hrsg. vom Eidgenössischen Departement des Innern EDI & Bundesamt für Gesundheit BAG). *BAG*. Abgerufen am 01.08.2021 von www.bag.admin.ch/dam/bag/de/dokumente/mt/k-und-i/hygiene-pandemiefall/influenza-pandemieplan-ch.pdf.download.pdf/bag-pandemieplan-influenza-ch.pdf

Barlow, N., Chertkovskaya, E., Grebenjak, M., Liegey, V., Schneider, F., Smith, T., Bliss, S., Hepp, C., Hollweg, M., Kerschner, C., Rilović, A., Khanna, P. S., & Saey-Volckrick, J. (2020, 13. Mai). Re-imagining the future after the Corona crisis [offener Brief]. *Degrowth.info*. Abgerufen am 24.06.2021 von https://www.degrowth.info/en/open-letter/

Bartelmus, P. (2017). Sustainability metrics and their use. In P. A. Victor, & B. Dolter (Hrsg.), *Handbook on growth and sustainability* (S. 59–82). Cheltenham, UK: Edward Elgar.

Bayertz, K. (1986). *Metaphysik in ökologischer Absicht: Probleme einer Umweltethik* [IIUG ks 86-3]. Berlin: Internationales Institut für Umwelt und Gesellschaft.

Beck, U. (2007). *Weltrisikogesellschaft. Auf der Suche nach der verlorenen Sicherheit.* Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Becker-Boost, E., & Fiala, E. (2001). *Wachstum ohne Grenzen. Globaler Wohlstand durch nachhaltiges Wirtschaften*. Wien: Springer.

Berlin, I. (1969). Two concepts of liberty. In ders./dies. (Hrsg.), *Four essays on liberty* (S. 118–172). Oxford, UK: Oxford University Press. (Originaltitel als Vorlesung an der Universität Oxford, UK 1958 abgehalten.)

Berners-Lee, M. (2020). *Es gibt keinen Planet B. Das Handbuch für die großen Herausforderungen unserer Zeit* (3. Aufl.). Zürich: Midas. (Originaltitel *There is no Planet B* 2019 veröffentlicht.)

Bigotti F. (2020). Corpuscularianism. In D. Jalobeanu, & C. T. Wolfe (Hrsg.), *Encyclopedia of Early Modern Philosophy and the Sciences* (Online-Veröffentlichung vom 13. Dezember 2020). Springer, Cham. Abgerufen am 11.07.2021 von https://doi.org/10.1007/978-3-319-20791-9_133-1

Binswanger, H. C. (2006). *Die Wachstumsspirale. Geld, Energie und Imagination in der Dynamik des Marktprozesses.* Marburg: Metropolis.

Binswanger, M. (1992). *Information und Entropie. Ökologische Perspektiven des Übergangs zu einer Informationsgesellschaft.* Frankfurt a.M.: Campus.

Binswanger, M. (1994). Das Entropiegesetz als Grundlage einer ökologischen Ökonomie. In F. Beckenbach, & H. Diefenbacher (Hrsg.), *Zwischen Entropie und Selbstorganisation. Perspektiven einer ökologischen Ökonomie* (S. 155–200). Marburg: Metropolis.

Binswanger, M. (2019a). *Die Tretmühlen des Glücks. Wir haben immer mehr und werden nicht glücklicher. Was können wir tun?* (akt. Neuausgabe, Online-Version). Freiburg i.Br.: Herder.

Binswanger, M. (2019b). *Der Wachstumszwang. Warum die Volkswirtschaft immer weiterwachsen muss, selbst wenn wir genug haben.* Weinheim: Wiley-VCH.

Binswanger, M., Jochem, A., Beltrani, G., & Schelske, O. (2004). *Wirtschaftswachstum und Umweltbelastung: Findet eine Entkopplung statt?* [Reihe A: Discussion Paper DPW 2004 – 06]. Solothurn: Fachhochschule Solothurn Nordwestschweiz.

Bock, P. (2020, 05. März). Greta Thunberg says EU law to tackle climate change is «surrender». *Euronews* [Rubrik: European Affairs, Europe]. Abgerufen am 09.05.2021 von https://www.euronews.com/2020/03/04/greta-thunberg-in-brussels-as-eu-unveils-green-deal-plan-for-carbon-neutrality

Boghossian, P. (2013). *Angst vor der Wahrheit. Ein Plädoyer gegen Relativismus und Konstruktivismus* (übers. von J. Rometsch). Berlin: Suhrkamp. (Originaltitel *Fear of Knowledge. Against Relativism and Constructivism* 2006 veröffentlicht.)

Böhler, D. (2013). *Verbindlichkeit aus dem Diskurs. Denken und Handeln nach der sprachpragmatischen Wende.* Freiburg i.Br.: Karl Alber.

Böll, H. (1994). Anekdote zur Senkung der Arbeitsmoral. In V. Böll, & K. H. Busse (Hrsg.), *Werke. Band Romane und Erzählungen 1961-1970* [Bd. 4] (S. 267–269). Köln: Kiepenheuer und Witsch. (Originaltitel 1963 veröffentlicht.)

Book, J. (2021, 08. September). Markets already internalize externalities. *American Institute for Economic Research (AIER)* [Rubrik: Daily Economy, Regulation, Free Markets, Economic Education]. Abgerufen am 10.09.2021 von https://www.aier.org/article/markets-already-internalize-externalities/

Booms, M. (2011). *Philosophie der Zukunft.* Begleitbuch zur Vorlesungsreihe «Philosophie und Politik» [Bd. IX] im Wintersemester 2011/12. Bonn: Akademie für Sozialethik und Öffentliche Kultur.

Booms, M. (2013). *Philosophie und Wirtschaft. Die nicht-ökonomischen Grundlagen von Ökonomie.* Begleitbuch zur Vorlesungsreihe «Philosophie und Wirtschaft» [Bd. I] im Wintersemester 2013/14. Bonn: Akademie für Sozialethik und Öffentliche Kultur.

Booms, M. (2016). *Ethik des Sterbens.* Begleitbuch zur Vorlesungsreihe «Philosophie und Politik» [Bd. XII] im Wintersemester 2016/17. Bonn: Akademie für Sozialethik und Öffentliche Kultur.

Booms, M. (2018). *Die Krise der freien Welt. Götterdämmerung des Liberalismus.* Begleitbuch zur Vorlesungsreihe «Philosophie und Politik» [Bd. XIV] im Wintersemester 2018/19. Bonn: Akademie für Sozialethik und Öffentliche Kultur.

Booms, M. (2019). *Digitalisierung: Gesellschaftliche und ethische Herausforderungen.* Seminarunterlagen im Frühjahrssemester 2019. St. Gallen: Universität St. Gallen.

Booms, M. (2020, 14. März). Corona und die Krise der Werte: Es geht um sehr viel mehr. *Neue Zürcher Zeitung, 241*(62), 10. Kommentar. Online-Version des Printartikels abgerufen am 19.08.2021 von https://www.nzz.ch/meinung/corona-

und-die-werte-warum-es-um-viel-mehr-geht-als-nur-um-eine-gesundheitliche-krise-ld.1546232

Boulding, K. E. (2006). Zweiter Besuch auf dem Raumschiff Erde (übers. von L. von Hoffmann). In S. Höhler, & F. Luks (Hrsg.), *Beam us up Boulding! 40 Jahre «Raumschiff Erde»* (S. 22–24) [Beiträge & Berichte; Heft Nr. 7]. Heidelberg: Vereinigung für ökologische Ökonomie. (Originaltitel *Spaceship Earth revisited* 1993 veröffentlicht; Übersetzung aus Daly, H. E., & Townsend, K. N. (Hrsg., 1993), *Valuing the Earth. Economics, Ecology, Ethics* (S. 311–313). Cambridge, MA: The MIT Press.)

Boulding, K. E. (2013). The economics of the coming spaceship Earth. In P. A. Victor (Hrsg.), *The costs of economic growth* (S. 54–62). Cheltenham, UK: Edward Elgar. (Originaltitel 1966 veröffentlicht; Nachdruck aus Jarrett, H. (Hrsg., 1966), *Environmental quality in a growing economy: Essays from the sixth RFF Forum on environmental quality* (S. 3–14). Baltimore, MD: Johns Hopkins Press.)

Bourdieu, P., & Wacquant, L. (2000, Mai). Schöne neue Begriffswelt (übers. von M. Sedlaczek), *Le Monde diplomatique, 6*(5). Online-Version des Printartikels abgerufen am 27.07.2021 von https://monde-diplomatique.de/artikel/!1233811

Brand, U. (2015). *Schöne grüne Welt. Über die Mythen der Green Economy* (4. aktual. Aufl.). Berlin: Luxemburg argumente (Rosa Luxemburg Stiftung). Abgerufen am 07.05.2021 von https://www.rosalux.de/fileadmin/rls_uploads/pdfs/Argumente/lux_argu_GreenEconomy_dt_10-2015.pdf

Bruni, L. (2010). Pareto's legacy in modern economics. The case of psychology. *Revue européenne des sciences sociales, XLVIII-146*, 93–111.

Burczak, T. A. (1994). The postmodern moments of F. A. Hayek's economics. *Economics and Philosophy, 10*, 31–58.

Butler, J. (2006). *Gender trouble: Feminism and the subversion of identity* (Nachdruck der 1990 veröffentlichten 2. Aufl.). New York, NY: Routledge.

Caillé, A. (1988). *Critique de la raison utilitaire.* Manifeste du Mauss. Paris: La Découverte.

Caplin, A, & Dean, M. (2015). Revealed preference, rational inattention, and costly information acquisition. *American Economic Review, 105*(7), 2183–2203.

von Carlowitz, H. C. (1713). *Sylvicultura Oeconomica, oder Haußwirthliche Nachricht und Naturmäßige Anweisung zur Wilden Baum-Zucht* (hrsg. von J. Hamberger; Online-Ausgabe). Leipzig: Braun. Abgerufen am 19.04.2021 von https://digital.slub-dresden.de/werkansicht/dlf/85039/1/

Chaudhry, R., Dranitsaris, G., Mubashir, T., Bartoszko, J., & Riazi, S. (2020). A country level analysis measuring the impact of government actions, country preparedness and socioeconomic factors on COVID-19 mortality and related health outcomes. *EClinicalMedicine, 25*, 100464 (online). doi: https://doi.org/10.1016/j.eclinm.2020.100464

Christopher, M. (1999). An exploration of the «reflex» in reflexive modernity. The rational and prerational social causes of the affinity for ecological consciousness. *Organization & Environment, 12*, 357–400.

Coeckelbergh, M. (2015). *Money machines: Electronic financial technologies, distancing, and responsibility in global finance.* Farnham, UK: Ashgate.

Cohen, S. M., & Reeve, C. D. C. (2020). Aristotle's metaphysics. In E. N. Zalta (Hrsg.), *The Stanford Encyclopedia of Philosophy* (Winter 2020 Aufl., zuletzt überarb. am 21. November 2020). Abgerufen am 17.03.2021 von https://plato.stanford.edu/archives/win2020/entries/aristotle-metaphysics/

Cole, H. S. D. (1973). Die Struktur der Weltmodelle. In H. S. D. Cole, C. Freeman, M. Jahoda, & K. L. R. Pavitt (Hrsg.), *Die Zukunft aus dem Computer? Eine Antwort auf Die Grenzen des Wachstums* (hrsg. für die Science Policy Research Unit, Universität Sussex; Kap. übers. von C. Clauss) (S. 17–44). Neuwied: Hermann Luchterhand.

Cole, H. S. D., Freeman, C. Jahoda, M., & Pavitt, K. L. R. (Hrsg., 1973). *Die Zukunft aus dem Computer? Eine Antwort auf Die Grenzen des Wachstums* (hrsg. für die Science Policy Research Unit, Universität Sussex; übers. von J. Müller-Grote et al.). Neuwied: Hermann Luchterhand. (Originaltitel *Thinking about the future. A critique of The Limits to Growth* 1973 veröffentlicht.)

de Condorcet, M. J. A. N. C., Marquis (1976). *Entwurf einer historischen Darstellung der Fortschritte des menschlichen Geistes* (hrsg. und übers. von W. Alff, in Zusammenarbeit mit H. Schweppenhäuser). Köln: Suhrkamp. (Originaltitel 1793 veröffentlicht.)

Cornell, S. (2012). On the system properties of the planetary boundaries. Response to Rockström et al. 2009. «Planetary Boundaries: Exploring the Safe Operating Space for Humanity». *Ecology and Society, 17*(1), r2. doi: http://dx.doi.org/10.5751/ES-04731-1701r02

D'Alisa, G., Kallis, G., & Demaria, F. (2016). Nachwort: Von der Austerität zur Dépense. In G. D'Alisa, F. Demaria, & G. Kallis (Hrsg.), *Degrowth. Handbuch für eine neue Ära* (übers. von G. Gockel, G. Schermer-Rauwolf, S. Schuhmacher,

& B. Steckhan) (S. 279–286). München: Oekom. (Originaltitel *Degrowth. A vocabulary for a new era* 2015 veröffentlicht.)

Daly, H. E. (1968). On economics as a life science. *Journal of Political Economy, 76*, 392–406.

Daly, H. E. (1974). The world dynamics of economic growth: The economics of the steady state. *American Economic Review, 64*(2), 15–21.

Daly, H. E. (1991). Towards an environmental macroeconomics, *Land Economics, 67*(2), 255–259.

Daly, H. E. (1993). Introduction to essays toward a steady-state economy. In H. E. Daly, & K. N. Townsend (Hrsg.) *Valuing the Earth. Economics, Ecology, Ethics* (S. 11–47). Cambridge, MA: The MIT Press.

Daly, H. E. (1999). *Wirtschaft jenseits von Wachstum. Die Volkswirtschaftslehre nachhaltiger Entwicklung* (übers. von T. Blume, J. P. Mautner, & J. Wörz). Salzburg: Anton Pustet. (Originaltitel *Beyond growth. The economics of sustainable development* 1996 veröffentlicht.)

Descartes, R. (2005). *Die Prinzipien der Philosophie* (zweisprachige Aufl. Lateinisch–Deutsch; hrsg. und übers. von C. Wohlers). Hamburg: Felix Meiner. (Originaltitel 1644 veröffentlicht.)

Descartes, R. (2008). *Meditationes de prima philosophia* (zweisprachige Aufl. Lateinisch–Deutsch; hrsg. und übers. von C. Wohlers). Hamburg: Felix Meiner. (Originaltitel 1641 veröffentlicht.)

Descartes, R. (2011). *Discours de le Méthode* (zweisprachige Aufl. Französisch–Deutsch; hrsg. und übers. von C. Wohlers). Hamburg: Felix Meiner. (Originaltitel 1637 veröffentlicht.)

Deutsche Bundesbank. (2014, Januar). *Geld und Geldpolitik* [Angebot zur ökonomischen Bildung]. Frankfurt a.M.: Deutsche Bundesbank.

Deutschmann, C. (2014). Moderne Ökonomie ohne Wachstumszwang: ein Wunschtraum? *WSI Mitteilungen, 67*, 513–520.

van Dieren, W. (Hrsg., 1995). *Mit der Natur rechnen. Der neue Club-of-Rome-Bericht: Vom Bruttosozialprodukt zum Ökosozialprodukt* (übers. von A. Köhne). Basel: Birkhäuser. (Originaltitel *Taking nature into account* 1995 veröffentlicht.)

Dorfman, R. (1989). Thomas Robert Malthus and David Ricardo. *Journal of Economic Perspectives, 3*(3), 153–164.

Dyllick, T., & Muff, K. (2016). Clarifying the meaning of sustainable business: Introducing a typology from business-as-usual to true business sustainability. *Organization & Environment, 29*, 156–174. doi: 10.1177/1086026615575176

Easterlin, R. A. (1974). Does economic growth improve the human lot? Some empirical evidence. In P. A. David, & M. W. Reder (Hrsg.), *Nations and households in economic growth: Essays in honor of Moses Abramovitz* (S. 89–125). New York, NY: Academic Press.

Edenhofer, O., Flachsland, C., Hilaire, J., & Jakob, M. (2015). Den Klimawandel stoppen. Es gibt nicht zu wenig, sondern zu viel fossile Ressourcen – sie müssen in der Erde bleiben. In Le Monde diplomatique (Hrsg.), *Atlas der Globalisierung. Weniger wird mehr* (S. 90–93) [Der Postwachstumsatlas]. Berlin: Le Monde diplomatique/Kolleg Postwachstumsgesellschaften.

Ehrlich, P. R. (1973). *Die Bevölkerungsbombe.* Frankfurt a.M.: Fischer. (Originaltitel *The population bomb* 1968 veröffentlicht.)

Ekardt, F. (Hrsg., 2012). *Klimagerechtigkeit. Ethische, rechtliche, ökonomische und transdisziplinäre Zugänge.* Marburg: Metropolis.

Ekardt, F. (2016). *Theorie der Nachhaltigkeit. Ethische, rechtliche, politische und transformative Zugänge – am Beispiel von Klimawandel, Ressourcenknappheit und Welthandel* (2. überarb. und akt. Aufl.). Baden-Baden: Nomos.

Ekardt, F. (2020). *Sustainability: Transformation, Governance, Ethics, Law* [Environmental Humanities: Transformation, Governance, Ethics, Law; hrsg. von F. Ekardt, & S. Stoll-Kleemann]. Cham: Springer.

Ekins, P. (2017). Ecological modernization and green growth: Prospects and potential. In P. A. Victor, & B. Dolter (Hrsg.), *Handbook on growth and sustainability* (S. 107–137). Cheltenham, UK: Edward Elgar.

England, J. L. (2013). Statistical physics of self-replication. *J. Chem. Phys., 139*, 121923 (online). doi: 10.1063/1.4818538

Esfeld, M. (2019). *Wissenschaft und Freiheit. Das naturwissenschaftliche Weltbild und der Status von Personen.* Berlin: Suhrkamp.

Esfeld, M. (2021, April). *Die offene Gesellschaft und ihre neuen Feinde*. Zürich: Liberales Institut. Abgerufen am 19.04.2021 von https://www.libinst.ch/publikationen/LI-Paper-Esfeld-Die-offene-Gesellschaft-und-ihre-neuen-Feinde.pdf

Europäische Kommission. (2019, 11. Dezember). *The European Green Deal* [englischsprachige Version]. Mitteilung der Kommission an das Europäische Parlament, den Europäischen Rat, den Rat, den Europäischen Wirtschafts- und Sozialausschuss und den Ausschuss der Regionen. Abgerufen am 09.05.2021 von https://eur-lex.europa.eu/resource.html?uri=cellar:b828d165-1c22-11ea-8c1f-01aa75ed71a1.0002.02/DOC_1&format=PDF

European Parliament. (2019, 16. April). Speaking notes for a speech held in the European Parliament in Strasbourg at an extraordinary meeting of the Environment Committee [Resources, Library, Media]. Abgerufen am 16.07.2021 von https://www.europarl.europa.eu/resources/library/media/20190416RES41665/20190416RES41665.pdf

Fatheuer, T., Fuhr, L., & Unmüβig, B. (2015). *Kritik der grünen Ökonomie*. München: Oekom.

von Flotow, P. (1994). Geld und Wachstum in der «Philosophie des Geldes» – die Doppelrolle des Geldes. In H. C. Binswanger, & P. von Flotow (Hrsg.), *Geld und Wachstum. Zur Philosophie und Praxis des Geldes* (S. 32–60). Stuttgart: Weitbrecht.

von Flotow, P. (1995). *Geld, Wirtschaft und Gesellschaft. Georg Simmels Philosophie des Geldes.* Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Föllinger, S. (2008). Der Einfluβ der stoischen Philosophie auf die Grundlagen der modernen Wirtschaftstheorie bei Adam Smith. In B. Neymeyr, J. Schmidt, & B. Zimmermann (Hrsg.), *Stoizismus in der europäischen Philosophie, Literatur, Kunst und Politik. Eine Kulturgeschichte von der Antike bis zur Moderne* [Bd. 2] (S. 1063–1079). Berlin: de Gruyter.

Föllinger, S. (2015). Anthropologie und Ökonomie bei Platon. In W. D. Enkelmann, & B. P. Priddat (Hrsg.), *Was ist? Wirtschaftsphilosophische Erkundungen: Definitionen, Ansätze, Methoden, Erkenntnisse, Wirkungen* (S. 413–427) [Wirtschaftsphilosophie, hrsg. von B. P. Priddat, & W. D. Enkelmann; Bd. 3.2]. Marburg: Metropolis.

Frank, T. (2021, Februar). Hysterie in Suburbia (übers. von N. Kadritzke), *Le Monde diplomatique, 27*(2), 1, 6–7 (Ausgabe Schweiz, hrsg. als Beilage der WOZ – die Wochenzeitung).

Freeman, C. (1973). Computer-Malthusianismus. In H. S. D. Cole, C. Freeman, M. Jahoda, & K. L. R. Pavitt (Hrsg.), *Die Zukunft aus dem Computer? Eine Antwort auf Die Grenzen des Wachstums* (hrsg. für die Science Policy Research Unit, Universität Sussex; Kap. übers. von J. Müller-Grote) (S. 3–16). Neuwied: Hermann Luchterhand.

Friedman, M. (1970, 13. September). The social responsibility of business is to increase its profits. *New York Times Magazine,* 32–33, 122–124. Abgerufen am 12.07.2020 von http://www.umich.edu/~thecore/doc/Friedman.pdf

Friedman, M. (2008). *Capitalism and freedom*. Chicago: The University of Chicago Press. (Originaltitel 1962 veröffentlicht; Nachdruck der 2002 veröffentlichten Aufl. zum 40. Jubiläum der Erstausgabe.)

Fücks, R. (2013). *Intelligent wachsen. Die grüne Revolution.* München: Hanser.

Fücks, R. (2014). Intelligent wachsen. Die grüne Revolution. *WSI Mitteilungen, 67*, 560–561.

Fukuyama, F. (1989). The end of history? *The National Interest, 16* (Sommer 1989), 3–18.

Fukuyama, F. (1992). *The end of history and the last man.* New York, NY: The Free Press.

Fukuyama, F. (2012). The future of history. Can liberal democracy survive the decline of the middle class? *Foreign Affairs*, Januar/Februar 2012.

Fukuyama, F. (2014). *Political order and political decay. From the industrial revolution to the globalization of democracy.* New York, NY: Farrar, Straus and Giroux.

Galbraith, J. K. (2016). *Wachstum neu denken. Was die Wirtschaft aus den Krisen lernen muss* (übers. von P. Stäuber). Zürich: Rotpunktverlag. (Originaltitel *The end of normal. The great crisis and the future of growth* 2014 veröffentlicht.)

Georgescu-Roegen, N. (1971). *The entropy law and the economic process.* Cambridge, MA: Harvard University Press.

Georgescu-Roegen, N. (1975). Energy and economic myths. *Southern Economic Journal, 41*(3), 347–381.

Georgescu-Roegen, N. (1986). The entropy law and the economic process in retrospect. *Eastern Economic Journal, 12*(1), 3–25.

Global Footprint Network (2021a). *Estimating the date of Earth Overshoot Day 2021* [Nowcast report; hrsg. von D. Lin, L. Wambersie, & M. Wackernagel; in Zusammenarbeit mit Earth Overshoot Day]. Abgerufen am 20.07.2021 von https://www.overshootday.org/content/uploads/2021/06/Earth-Overshoot-Day-2021-Nowcast-Report.pdf

Global Footprint Network. (2021b). Website/Homepage. Abgerufen am 01.10.2021 von https://www.footprintnetwork.org/

Gordon, J.-S. (2007). *Bemerkungen zum Begründungstrilemma* [Philosophie; Bd. 67]. Berlin: LIT-Verlag.

Gul, F., & Pesendorfer, P. (2008). The case for mindless economics. In A. Caplin, & A. Schotter (Hrsg.), *The foundations of positive and normative economics. A handbook* (S. 3–39). New York, NY: Oxford University Press.

Hackemann, M. (2016). *Die Vorsokratiker. Von Demokrit bis Thales.* Köln: Anaconda.

Hands, D. W. (2001*). Reflection without rules. Economic methodology and contemporary science theory.* Cambridge, UK: Cambridge University Press.

Hardin, G. (1968). The tragedy of the commons. *Science, 162*, 1243–1248.

Hausman, D. M. (2008). Mindless or mindful economics: A methodological evaluation. In A. Caplin, & A. Schotter (Hrsg.), *The foundations of positive and normative economics. A handbook* (S. 125–151). New York, NY: Oxford University Press.

Hausman, D. M. (2012). *Preference, value, choice, and welfare.* New York, NY: Cambridge University Press.

Hausman, D. M., & McPherson, M. S. (2006). *Economic analysis, moral philosophy, and public policy* (2. Aufl.). New York, NY: Cambridge University Press.

von Hayek, F. A. (1937). Economics and knowledge. *Economica, 4*(13), 33–54.

von Hayek, F. A. (1942). Scientism and the study of society. Part I. *Economica, 9*(35), 267–291.

von Hayek, F. A. (1943). Scientism and the study of society. Part II. *Economica, 10*(37), 34–63.

von Hayek, F. A. (1945). The use of knowledge in society. *American Economic Review, 35*(4), 519–530.

von Hayek, F. A. (1973). *Rules and order* [Law, legislation and liberty; Bd. 1]. London, UK: Routledge & Kegan Paul.

Heumann, M. (2016). *Spendenethik als Profitmaximierungsethik? Wirtschaftsethische Analysen eines philanthropischen Verantwortungskonzeptes anhand der Diskussion zur Chan-Zuckerberg-Initiative.* Unveröffentlichte Masterarbeit. Universität St. Gallen.

Heumann, M. (2017, 27. April). John Ruskin 1862 und heute: Wozu dieser Reichtum? *der Freitag, 17*, 18. Buchrezension zu J. Ruskin: «Diesem Letzten. Vier Abhandlungen über die ersten Grundsätze der Volkswirtschaft» (1862/2017). Online-Version des Printartikels abgerufen am 29.03.2021 von https://www.freitag.de/autoren/der-freitag/john-ruskin-1862-und-heute

Heumann, M., & Holzgang, M. (2020, 30. April). Die Stunde der Verfassungsgerichte. Das Saarland zeigt: Ausgangsbeschränkungen und Kontaktsperren können und sollten überprüft werden. *Verfassungsblog* (online). Kommentar. Abgerufen am 19.08.2021 von: https://verfassungsblog.de/die-stunde-derverfassungsgerichte/

Heumann, M., Müller, S., Sindermann, D., & Wagner, D. (2020, 25. März). Raus aus der Furchtquarantäne. *der Freitag* (online). Kommentar. Abgerufen am 19.08.2021 von: https://www.freitag.de/autoren/der-freitag/raus-aus-der-furchtquarantaene

Hibou, B. (2012). *La bureaucratization du monde à l'ère néolibérale.* Paris: La Découverte.

Hobbes, T. (1966). *Leviathan oder Stoff, Form und Gewalt eines kirchlichen und bürgerlichen Staates* (hrsg. von I. Fetscher; übers. von W. Euchner). Neuwied: Luchterhand. (Originaltitel der englischsprachigen Ausgabe 1651 veröffentlicht.)

Hoffmann, T. S. (2009). *Wirtschaftsphilosophie. Ansätze und Perspektiven von der Antike bis heute.* Wiesbaden: Marixverlag.

Holborow, L., & Mellor, D. (1973). Materialism and phenomenal qualities. *Proceedings of the Aristotelian Society, Supplementary Volumes, 47*, 87–119.

Homann, K., & Blome-Drees, F. (1992). *Wirtschafts- und Unternehmensethik.* Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

Hoover, K. D. (2015). Reductionism in economics: Intentionality and eschatological justification in the microfoundations of macroeconomics. *Philosophy of Science, 82*, 689–711.

Horn, E. (2014). *Zukunft als Katastrophe.* Frankfurt a.M.: S. Fischer.

Hösle, V. (1991). *Philosophie der ökologischen Krise. Moskauer Vorträge.* München: C.H. Beck.

Hübner, D. (2014). *Einführung in die philosophische Ethik* (1. Aufl.). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

Husserl, E. (1974). *Formale und transzendentale Logik. Versuch einer Kritik der logischen Vernunft* (hrsg. von P. Janssen) [Husserliana. Edmund Husserl. Gesammelte Werke, hrsg. von H. L. van Breda; Bd. XVII]. Den Haag: Martinus Nijhoff.

Immler, H. (1985). *Natur in der ökonomischen Theorie. Teil 1: Vorklassik – Klassik – Marx. Teil 2: Naturherrschaft als ökonomische Theorie: Die Physiokraten.* Opladen: Westdeutscher Verlag.

Ioannidis, J. (2021a). Infection fatality rate of COVID-19 inferred from seroprevalence data. *Bulletin of the World Health Organization, 99*(1), 19–33F. World Health Organization. doi: http://dx.doi.org/10.2471/BLT.20.265892

Ioannidis, J. (2021b). Reconciling estimates of global spread and infection fatality rates of COVID-19: An overview of systematic evaluations. *European Journal of*

Clinical Investigation, 51(5), e13554 (online). doi: https://doi.org/10.1111/eci.13554

IPCC. (2013). *Climate Change 2013: The physical science basis.* Working Group I contribution to the Fifth Assessment Report of the Intergovernmental Panel on Climate Change [hrsg. von T. F. Stocker, D. Qin, G.-K. Plattner, M. Tignor, S. K. Allen, J. Boschung, A. Nauels, Y. Xia, V. Bex, & P. M. Midgley]. Cambridge, UK: Cambridge University Press.

IPCC. (2014). *Climate Change 2014: Mitigation of climate change.* Working Group III contribution to the Fifth Assessment Report of the Intergovernmental Panel on Climate Change [hrsg. von O. Edenhofer, R. Pichs-Madruga, Y. Sokona, E. Farahani, S. Kadner, K. Seyboth, A. Adler, I. Baum, S. Brunner, P. Eickemeier, B. Kriemann, J. Savolainen, S. Schlömer, C. von Stechow, T. Zwickel, & J. C. Minx]. Cambridge, UK: Cambridge University Press.

Irlenborn, B. (2016). *Relativismus.* Berlin: de Gruyter.

Irrlitz, G. (2015). *Kant-Handbuch. Leben und Werk* (3. überarb. und erw. Aufl.). Stuttgart: J. B. Metzler.

Jackson, F. (1982). Epiphenomenal qualia. *Philosophical Quarterly, 32*, 127–136. doi: https://doi.org/10.2307/2960077

Jackson, T. (2017a). Beyond consumer capitalism: foundations for a sustainable prosperity. In P. A. Victor, & B. Dolter (Hrsg.), *Handbook on growth and sustainability* (S. 522–544). Cheltenham, UK: Edward Elgar.

Jackson, T. (2017b). *Wohlstand ohne Wachstum – das Update. Grundlagen für eine zukunftsfähige Wirtschaft* (hrsg. von der Heinrich-Böll-Stiftung; übers. von E. Leipprand). München: Oekom. (Originaltitel *Prosperity without growth. Foundations for the economy of tomorrow* 2016 veröffentlicht.)

Janssen, P. (1974). Einleitung des Herausgebers [Einl. zu «Formale und transzendentale Logik» von E. Husserl]. In ders./dies. (Hrsg.), *Formale und transzendentale Logik. Versuch einer Kritik der logischen Vernunft* [Husserliana. Edmund Husserl. Gesammelte Werke, hrsg. von H. L. van Breda; Bd. XVII]. Den Haag: Martinus Nijhoff.

Jonas, H. (1984). *Das Prinzip Verantwortung. Versuch einer Ethik für die technologische Zivilisation* (5. Aufl.). Frankfurt a.M.: Insel.

Kade, G. (1973). Vorwort zur deutschen Ausgabe: Die Grenzen des Wachstums – Das Elend der bürgerlichen Ökonomie [Vorwort]. In H. S. D. Cole, C. Freeman, M. Jahoda, & K. L. R. Pavitt (Hrsg.), *Die Zukunft aus dem Computer? Eine Antwort*

auf Die Grenzen des Wachstums (hrsg. für die Science Policy Research Unit, Universität Sussex) (S. VII–XXVII). Neuwied: Hermann Luchterhand.

Kallis, G., Demaria, F., & D'Alisa, G. (2016). Degrowth. In G. D'Alisa, F. Demaria, & G. Kallis (Hrsg.), *Degrowth. Handbuch für eine neue Ära* (übers. von G. Gockel, G. Schermer-Rauwolf, S. Schuhmacher, & B. Steckhan) (S. 17–38). München: Oekom. (Originaltitel *Degrowth. A vocabulary for a new era* 2015 veröffentlicht.)

Kant, I. (1999). *Grundlegung zur Metaphysik der Sitten* (hrsg. von B. Kraft, & D. Schönecker). Hamburg: Felix Meiner. (Originaltitel 1785 veröffentlicht; Originaltitel der 2. verb. Aufl. 1786 zu Grunde gelegt.)

Kenny, A. (2005). *Medieval philosophy* [A new history of Western Philosophy; Bd. 2]. Oxford, UK: Clarendon Press.

Keynes, J. M. (1936). *The general theory of employment interest and money.* London, UK: Macmillan.

Keynes, J. M. (2013). Economic possibilities for our grandchildren (1930). In P. A. Victor (Hrsg.), *The costs of economic growth* (S. 10–25). Cheltenham, UK: Edward Elgar. (Originaltitel 1931 veröffentlicht; Nachdruck aus Keynes, J. M. (1951), *Essays in Persuasion,* Teil IV, Kap. 2 (S. 358–373). London, UK: Rupert Hart-Davis.)

Kleinhückelkotten, S. (2012). Suffizienz oder die Frage nach dem guten Leben – Wie viel ist genug? Was brauchen wir, um ein gutes, glückliches Leben zu führen? Macht es immer unglücklich, auf etwas zu verzichten? In B. Woynowski, P. Becker, A. Bertram, S. Bhandari, J. Burger, M. Haver, A. Janssen, J. Lange, J. Miyazaki, G. Peters, F. Ruf, J. Schneider, J. Sempach, & C. C. Wang (Hrsg.), *Wirtschaft ohne Wachstum?! Notwendigkeit und Ansätze einer Wachstumswende* [Arbeitsberichte des Instituts für Forstökonomie, 59/2012] (S. 281–284). Albert-Ludwigs-Universität Freiburg. Abgerufen am 07.05.2021 von https://www.ife.uni-freiburg.de/wachstumswende/woynowski-boris-et-al.-2012-wirtschaft-ohne-wachstum-notwendigkeit-und-ansatze-einer-wachstumswende.pdf

Klopfer, M. (2008). *Ethik-Klassiker von Platon bis John Stuart Mill. Ein Lehr- und Studienbuch.* Stuttgart: W. Kohlhammer.

Kniess, J. (2019). Bentham on animal welfare. *British Journal for the History of Philosophy, 27*(3), 556–572. doi: 10.1080/09608788.2018.1524746

Knolle, H. (2016). *Die Wachstumsgesellschaft. Aufstieg, Niedergang und Veränderung.* Köln: PapyRossa.

Knorr, K., & Baumol, W. J. (Hrsg., 1961). *What price economic growth?* Englewood Cliffs, NJ: Prentice-Hall.

Kraus, J. X. (2000). *Die Stoa und ihr Einfluss auf die Nationalökonomie* [Hochschulschriften; Bd. 63]. Marburg: Metropolis.

Kuhn, T. (1970). *The structure of scientific revolutions* (2. erw. Aufl.). Chicago, IL: The University of Chicago Press.

Kusch, M. (2019). Simmel and Mannheim on the sociology of philosophy, historicism, and relativism. In M. Kusch, K. Kinzel, J. Steizinger, & N. Wildschut (Hrsg.), *The emergence of relativism: German thought from the Enlightenment to National Socialism* (S. 165–180). New York, NY: Routledge.

Kusch, M. (2020). Die Verteidigung des Relativismus [Kap. 1.III]. In G. Hartung, & T.-F. Steinbach (Hrsg.), *Georg Simmel: Philosophie des Geldes* (S. 57–80). Berlin: de Gruyter.

La Mettrie, J. O. de (1748). *L'homme machine* (Online-Ausgabe). A Leyde: de l'Imp. d'Elie Luzac, fils. Abgerufen am 05.04.2021 von http://dx.doi.org/10.3931/e-rara-13667

Land, R. (2012). Kritik der Wachstumskritik – Zur Unterscheidung zwischen wirtschaftlichem Wachstum und wirtschaftlicher Entwicklung. In B. Woynowski, P. Becker, A. Bertram, S. Bhandari, J. Burger, M. Haver, A. Janssen, J. Lange, J. Miyazaki, G. Peters, F. Ruf, J. Schneider, J. Sempach, & C. C. Wang (Hrsg.), *Wirtschaft ohne Wachstum?! Notwendigkeit und Ansätze einer Wachstumswende* [Arbeitsberichte des Instituts für Forstökonomie, 59/2012] (S. 244–253). Albert-Ludwigs-Universität Freiburg. Abgerufen am 07.05.2021 von https://www.ife.uni-freiburg.de/wachstumswende/woynowski-boris-et-al.-2012-wirtschaft-ohne-wachstum-notwendigkeit-und-ansatze-einer-wachstumswende.pdf

Latouche, S. (2004). *Die Unvernunft der ökonomischen Vernunft. Vom Effizienzwahn zum Vorsichtsprinzip* (übers. von H. Jatho). Zürich: Diaphanes. (Originaltitel *La déraison de la raison économique. Du délire d'efficacité au principe de précaution* 2001 veröffentlicht.)

Latouche, S. (2005). Écofascisme ou écodémocratie. Esquisse d'un programme «politique» pour la construction d'une société de décroissance. *Revue du MAUSS, 26*, 279–293. doi: 10.3917/rdm.026.0279

Latouche, S. (2015). *Es reicht! Abrechnung mit dem Wachstumswahn* (übers. von B. Reitz, & T. Wollermann). München: Oekom. (Originaltitel *Petite traité de la décroissance sereine* 2007 veröffentlicht.)

Latouche, S. (2018). The misadventures of the good life between modernity and degrowth. From happiness to GDP to Buen Vivir. In H. Rosa, & C. Henning (Hrsg.), *The good life beyond growth: New perspectives* (S. 17–27). London, UK: Routledge.

Latour, B. (2004). *Politiques de la nature. Comment faire entrer les sciences en démocratie* (Nachdruck der 1999 veröffentlichten 1. Aufl.). Paris: La Découverte.

Latour, B. (2007). *Elend der Kritik. Vom Krieg um Fakten zu Dingen von Belang* (übers. von H. Jatho). Zürich: Diaphanes. (Originaltitel *Why has critique run out of steam? From matters of fact to matters of concern* 2004 veröffentlicht.)

Lee, S. (2020). Occasionalism. In E. N. Zalta (Hrsg.), *The Stanford Encyclopedia of Philosophy* (Herbst 2020 Aufl., zuletzt überarb. am 17. August 2020). Abgerufen am 02.08.2021 von https://plato.stanford.edu/archives/fall2020/entries/occasionalism/

Le Monde diplomatique. (2015a). *Atlas der Globalisierung. Weniger wird mehr* [Der Postwachstumsatlas]. Berlin: Le Monde diplomatique/Kolleg Postwachstumsgesellschaften.

Le Monde diplomatique. (2015b). Vorwort. In ders./dies. (Hrsg.), *Atlas der Globalisierung. Weniger wird mehr* (S. 10) [Der Postwachstumsatlas]. Berlin: Le Monde diplomatique/Kolleg Postwachstumsgesellschaften.

Lessenich, S. (2015). Ein Rückblick auf den Wachstumsstaat. Nach dem Zweiten Weltkrieg begann in Europa die Ära des Wohlstands. In Le Monde diplomatique (Hrsg.), *Atlas der Globalisierung. Weniger wird mehr* (S. 14–15) [Der Postwachstumsatlas]. Berlin: Le Monde diplomatique/Kolleg Postwachstumsgesellschaften.

Lessenich, S., & Dörre, K. (2014). Grenzen des Wachstums – Grenzen des Kapitalismus? *WSI Mitteilungen, 67*, 504.

Libet, B. (1985). Unconscious cerebral initiative and the role of conscious will in voluntary action. *The Behavioral and Brain Sciences, 8*(4), 529–566.

Libet, B. (1999). Do we have free will? *Journal of Consciousness Studies, 6*(8–9), 47–57.

Lorenz, S. (2016). Degrowth und Postwachstum – Reflexionen zu Konzeptvielfalt und Nachhaltigkeitsbezügen. *Technikfolgenabschätzung – Theorie und Praxis, 25*(2), 7–14.

Loske, R. (2011). *Abschied vom Wachstumszwang. Konturen einer Politik der Mäßigung* (2. Aufl.) [Hauptsachen und Einblicke; Heft Nr. 1]. Rangsdorf: Basilisken-Presse.

Loske, R. (2012). *Wie weiter mit der Wachstumsfrage?* [Hauptsachen und Einblicke; Heft Nr. 2]. Rangsdorf: Basilisken-Presse.

Loske, R. (2016). *Politik der Zukunftsfähigkeit. Konturen einer Nachhaltigkeitswende.* Frankfurt a.M.: Fischer.

Lovelock, J. (2020). *Novozän. Das kommende Zeitalter der Hyperintelligenz* (übers. von A. Zettel). München: C.H. Beck. (Originaltitel *Novacene. The coming age of hyperintelligence* 2018 veröffentlicht.)

Lukrez [Titus Lucretius Carus] (1957). *Über die Natur der Dinge* [De rerum natura; übers. von H. Diels; mit einer Einl. von G. Klaus]. Berlin: Aufbau-Verlag.

Luks, F. (2000). *Postmoderne Umweltpolitik? Sustainable Development, Steady-State und die «Entmachtung der Ökonomik»*. Marburg: Metropolis.

Luks, F. (2005). Ökologische Nachhaltigkeit als Knappheitsproblem. Ein kritischer Blick auf die ökonomische Konstruktion der ökologischen Wirklichkeit. *Natur und Kultur, 6*(1), 23–42.

Luks, F. (2006). Bouldings «Raumschiff Erde»: Ein ökonomisch-ökologischer Klassiker. In S. Höhler, & F. Luks (Hrsg.), *Beam us up Boulding! 40 Jahre «Raumschiff Erde»* (S. 30–42) [Beiträge & Berichte; Heft Nr. 7]. Heidelberg: Vereinigung für ökologische Ökonomie.

Luks, F. (2013). *Die Zukunft des Wachstums. Theoriegeschichte, Nachhaltigkeit und die Perspektiven einer neuen Wirtschaft* (2. akt. Aufl.). Marburg: Metropolis.

Luther, M. (1910). Deudsch Catechismus (Der groβe Katechismus). In J. K. F. Knaake et al. (Hrsg.), *D. Martin Luthers Werke* [Bd. 30, 1] (S. 123–238). Weimar: H. Böhlaus. (Originaltitel 1529 veröffentlicht.)

Mahnkopf, B. (2014). «Peak Capitalism»? Wachstumsgrenzen als Grenzen des Kapitalismus. *WSI Mitteilungen, 67*, 505–512.

Mahnkopf, B. (2015). «Peak everything», das gefährliche Maximum. Knappe Ressourcen, überlastete Ökosysteme und kein Ende in Sicht. In Le Monde diplomatique (Hrsg.), *Atlas der Globalisierung. Weniger wird mehr* (S. 62–63) [Der Postwachstumsatlas]. Berlin: Le Monde diplomatique/Kolleg Postwachstumsgesellschaften.

Malthus, T. R. (1998). *An Essay on the principle of population, as it affects the future improvement of society with remarks on the speculations of Mr. Godwin, M. Condorcet, and other writers* (Online-Ausgabe). Electronic Scholarly Publishing Project. (Originaltitel 1798 veröffentlicht.) Abgerufen am 29.03.2021 von http://www.esp.org/books/malthus/population/malthus.pdf

Marstrand, P. K., & Sinclair, T. C. (1973). Das Umweltverschmutzungs-Subsystem. In H. S. D. Cole, C. Freeman, M. Jahoda, & K. L. R. Pavitt (Hrsg.), *Die Zukunft aus dem Computer? Eine Antwort auf Die Grenzen des Wachstums* (hrsg. für die Science Policy Research Unit, Universität Sussex; Kap. übers. von C. Clauss) (S. 125–141). Neuwied: Hermann Luchterhand.

Mau, S. (2017). *Das metrische Wir. Über die Quantifizierung des Sozialen*. Berlin: Suhrkamp.

Meadowcroft, J. (2017). Sustainable development, limits and growth: reflections on the conundrum. In P. A. Victor, & B. Dolter (Hrsg.), *Handbook on growth and sustainability* (S. 38–58). Cheltenham, UK: Edward Elgar.

Meadows, D. H., Meadows, D. L., & Randers, J. (1992). *Die neuen Grenzen des Wachstums. Die Lage der Menschheit: Bedrohung und Zukunftschancen* (übers. von H.-D. Heck). Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt. (Originaltitel *Beyond the limits* 1992 veröffentlicht.)

Meadows, D. L., Meadows, D. H., Zahn, E., & Milling, P. (1972). Die Grenzen des Wachstums. Bericht des Club of Rome zur Lage der Menschheit (übers. von H.-D. Heck). Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt. (Originaltitel The limits to growth 1972 veröffentlicht.)

Meadows, D. H., Randers, J., & Meadows, D. L. (2009). *Limits to growth. The 30-year update.* London, UK: Earthscan.

Milanovic, B. (2017, 18. November). The illusion of «degrowth» in a poor and unequal world. *Globalinequality-Blog.* Abgerufen am 29.05.2021 von http://glineq.blogspot.com/2017/11/the-illusion-of-degrowth-in-poor-and.html

Mill, J. S. (2013). Of the stationary state. In P. A. Victor (Hrsg.), *The costs of economic growth* (S. 3–9). Cheltenham, UK: Edward Elgar. (Originaltitel 1848 veröffentlicht; Nachdruck aus Mill, J. S. (1868), *Principles of Political Economy, Book IV* [Bd. 2] (S. 334–340). London, UK: J.W. Parker.)

Milman, O., & Smith, D. (2019, 19. September). «Listen to the scientists»: Greta Thunberg urges Congress to take action. *The Guardian* (online) [Rubrik: The Sciences]. Abgerufen am 15.05.2021 von https://www.theguardian.com/us-news/2019/sep/18/greta-thunberg-testimony-congress-climate-change-action

Ministère de la Transition écologique et solidaire. (2017, 06. Juli). *Climate plan. 1 planet, 1 plan.* Hrsg. für die République Française. Abgerufen am 09.05.2021 von https://www.tresor.economie.gouv.fr/Articles/ed92a1e7-6eb5-4518-8ac3-a54f1fe2a5fb/files/ff918b43-0faa-4c59-95bd-dd9f7d00b83c#:~:text=The%20Climate%20Plan%20sets%20a,government%2C

%20and%20of%20all%20stakeholders.&text=It%20promotes%20more%20sustainable%20consumption,ecological%20footprint%20and%20restore%20ecosystems

Mirowski, P. (1999). *More heat than light. Economics as social physics: Physics as nature's economics* [Reprint]. Cambridge, UK: Cambridge University Press.

Mirowski, P. (2004). *The effortless economy of science?* [Science and cultural theory, hrsg. von B. H. Smith, & E. R. Weintraub]. Durham, UK: Duke University Press.

Mishan, E. J. (1967). *The costs of economic growth.* London, UK: Staples Press.

MIT Energy Initiative. (2018). *The future of nuclear energy in a carbon-constrained world. An interdisciplinary MIT study* [MIT Future of]. Abgerufen am 10.08.2021 von https://energy.mit.edu/wp-content/uploads/2018/09/The-Future-of-Nuclear-Energy-in-a-Carbon-Constrained-World.pdf

Moss, J., & Kath, R. (2018). Justice and climate transitions. *University of Tasmania Law Review, 37*(2) [Special Issue: Imagining a different future, overcoming barriers to climate justice], 70–94.

Münch, R. (2011). *Akademischer Kapitalismus. Über die politische Ökonomie der Hochschulreform.* Berlin: Suhrkamp.

Muraca, B. (2014). *Gut leben. Eine Gesellschaft jenseits des Wachstums.* Berlin: Wagenbach.

Muraca, B. (2015). Wie alles anfing. Die ersten radikalen Wachstumskritiker gab es in Frankreich, von dort sprang der Funke auf südeuropäische Länder über. In Le Monde diplomatique (Hrsg.), *Atlas der Globalisierung. Weniger wird mehr* (S. 108–111) [Der Postwachstumsatlas]. Berlin: Le Monde diplomatique/Kolleg Postwachstumsgesellschaften.

Nagel, T. (2012). *Mind and cosmos: Why the materialist Neo-Darwinian conception of nature is almost certainly false.* New York, NY: Oxford University Press.

Nash, R. (1982). *Wilderness and the American mind* (3. Aufl.). New Haven, CT: Yale University Press.

Neiman, S. (2017). *Widerstand der Vernunft. Ein Manifest in postfaktischen Zeiten.* Salzburg: Ecowin.

Nietzsche, F. (1955). Die fröhliche Wissenschaft. In K. Schlechta (Hrsg.), *Werke in drei Bänden* [Bd. 2]. München: C. Hanser.

O'Neill, D. (2016). Bruttoinlandsprodukt. In G. D'Alisa, F. Demaria, & G. Kallis (Hrsg.), *Degrowth. Handbuch für eine neue Ära* (übers. von G. Gockel, G. Schermer-Rauwolf, S. Schuhmacher, & B. Steckhan) (S. 85–89). München: Oekom. (Originaltitel *Degrowth. A vocabulary for a new era 2015* veröffentlicht.)

Paech, N. (2009a, April). Die Postwachstumsökonomie – ein Vademecum. *Zeitschrift für Sozialökonomie, 46*(160/161), 28–31.

Paech, N. (2009b). Wachstum «light»? Qualitatives Wachstum ist eine Utopie. *Wissenschaft & Umwelt Interdisziplinär, 13*, 84–93.

Paech, N. (2012). *Nachhaltiges Wirtschaften jenseits von Innovationsorientierung und Wachstum. Eine unternehmensbezogene Transformationstheorie* (2. erw. und überarb. Aufl.). Marburg: Metropolis.

Paech, N. (2013). Suffizienz und Subsistenz: Therapievorschläge zur Überwindung der Wachstumsdiktatur. In Konzeptwerk Neue Ökonomie (Hrsg.), *Zeitwohlstand. Wie wir anders arbeiten, nachhaltig wirtschaften und besser leben* (S. 40–49). München: Oekom.

Paech, N. (2018). *Befreiung vom Überfluss. Auf dem Weg in die Postwachstumsökonomie* (10. Aufl.). München: Oekom.

Page, W. (1973). Subsystem «Nicht-regenerierbare Rohstoffe». In H. S. D. Cole, C. Freeman, M. Jahoda, & K. L. R. Pavitt (Hrsg.), *Die Zukunft aus dem Computer? Eine Antwort auf Die Grenzen des Wachstums* (hrsg. für die Science Policy Research Unit, Universität Sussex; Kap. übers. von I. Ruhle-von Berg) (S. 45–62). Neuwied: Hermann Luchterhand.

Paracelsus, Theophrastus von Hohenheim (1965). Sieben defensiones. In W.-E. Peuckert (Hrsg.), *Theophrastus Paracelsus - Werke. Band II: Medizinische Schriften.* Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft. (Originaltitel der lateinischen Ausgabe 1566 veröffentlicht; Originaltitel der deutschen Ausgabe 1574 veröffentlicht.)

Pieper, A. (2007). *Einführung in die Ethik* (6. Aufl.). Tübingen: A. Francke Verlag.

Pifarré i Arolas, H., Acosta, E., López-Casasnovas, G., Lo, A., Nicodemo, C., Riffe, T., & Myrskylä, M. (2021). Years of life lost to COVID-19 in 81 countries. *Sci Rep, 11*, 3504 (online). doi: https://doi.org/10.1038/s41598-021-83040-3

Platon (1979). *Der Staat. Über das Gerechte* [Politeia] (10. aktual. Aufl.; übers. von O. Apelt, mit einer Einleitung von P. Wilpert). Hamburg: Felix Meiner.

Platon (2011). *Nomoi (Gesetze). Buch VIII – XII* (übers. von K. Schöpsdau) [Platon – Werke, hrsg. von E. Heitsch, C. W. Müller, & K. Sier; Bd. IX, 2]. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

Polanyi, K. (1979). Aristoteles entdeckt die Volkswirtschaft. In ders./dies. (Hrsg.), *Ökonomie und Gesellschaft* (übers. von H. Jelinek) (S. 149–185). Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Polanyi, K. (2012). *The great transformation: The political and economic origins of our time* (2. Aufl. mit einem Vorwort von J. E. Stiglitz und einer Einl. von F. Block; 13. Nachdruck). Boston, MA: Beacon Paperback. (Originaltitel 1944 veröffentlicht.)

Pressman, S., & Scott, R. H. III (2017). Thomas Piketty, growth, distribution and the environment. In P. A. Victor, & B. Dolter (Hrsg.), *Handbook on growth and sustainability* (S. 356–371). Cheltenham, UK: Edward Elgar.

Randers, J. (2012). 2052. Der neue Bericht an den Club of Rome. Eine globale Prognose für die nächsten 40 Jahre (übers. von A. Bus., U. Held, A. Leipprand, E. Leipppran, F. Pflüger, S. Schmid, & H. Tophinke). München: Oekom. (Originaltitel *2052. A global forecast for the next forty years* 2012 veröffentlicht.)

Raphaël, R., & Xi, L. (2019, Januar). Der dressierte Mensch (übers. von S. Jainski), *Le Monde diplomatique, 25*(1), 18–19 (Ausgabe Schweiz, hrsg. als Beilage der WOZ – die Wochenzeitung).

Raworth, K. (2018). *Die Donut-Ökonomie. Endlich ein Wirtschaftsmodell, das den Planeten nicht zerstört* (übers. von H. Freundl, & S. Schmid). München: Hanser. (Originaltitel *Doughnut economics. Seven ways to think* 2017 veröffentlicht.)

Reed, C., Biggerstaff, M., Finelli, L., Koonin, L. M. , Beauvais, D., Uzicanin, A., Plummer, A., Bresee, J., Redd, S. C., & Jernigan, D. B. (2013). Novel framework for assessing epidemiologic effects of Influenza epidemics and pandemics. *Emerging Infectious Diseases, 19*(1), 85–91. doi: 10.3201/eid1901.120124

Reid, C. T., & Nsoh, W. (2016). *The privatisation of biodiversity? New approaches to the conservation law.* Cheltenham, UK: Edward Elgar.

Rockström, J., Steffen, W., Noone, K., Persson, Å., Chapin, F. S. III, Lambin, E. F., Lenton, T. M., Scheffer, M., Folke, C., Schellnhuber, H. J., Nykvist, B., de Wit, C. A., Hughes, T., van der Leeuw, S., Rodhe, H., Sörlin, S., Snyder, P. K., Costanza, R., Svedin, U., Falkenmark, M., Karlberg, L., Corell, R. W., Fabry, V. J., Hansen, J., Walker, B., Liverman, D., Richardson, K., Crutzen, P., & Foley, J. A. (2009a). Planetary boundaries: Exploring the safe operating space for humanity. *Ecology and Society, 14*(2), 32 (online).

Rockström, J., Steffen, W., Noone, K., Persson, Å., Chapin, F. S. III, Lambin, E. F., Lenton, T. M., Scheffer, M., Folke, C., Schellnhuber, H. J., Nykvist, B., de Wit, C. A., Hughes, T., van der Leeuw, S., Rodhe, H., Sörlin, S., Snyder, P. K., Costanza, R., Svedin, U., Falkenmark, M., Karlberg, L., Corell, R. W., Fabry, V. J., Hansen, J., Walker, B., Liverman, D., Richardson, K., Crutzen, P., & Foley, J. A. (2009b). A safe operating space for humanity. *Nature, 461*, 472–475.

Röllig, W. (2017). *Das Gilgamesch-Epos.* Stuttgart: Reclam.

Romano, O. (2012). How to rebuild democracy, re-thinking degrowth. *Futures, 44*, 582–589.

Romano, O. (2016). Antiutilitarismus. In G. D'Alisa, F. Demaria, & G. Kallis (Hrsg.), *Degrowth. Handbuch für eine neue Ära* (übers. von G. Gockel, G. Schermer-Rauwolf, S. Schuhmacher, & B. Steckhan) (S. 40–44). München: Oekom. (Originaltitel *Degrowth. A vocabulary for a new era* 2015 veröffentlicht.)

Røpke, I. (2012). Konsum – Der Kern des Wachstumsmotors. In B. Woynowski, P. Becker, A. Bertram, S. Bhandari, J. Burger, M. Haver, A. Janssen, J. Lange, J. Miyazaki, G. Peters, F. Ruf, J. Schneider, J. Sempach, & C. C. Wang (Hrsg.), *Wirtschaft ohne Wachstum?! Notwendigkeit und Ansätze einer Wachstumswende* [Arbeitsberichte des Instituts für Forstökonomie, 59/2012] (S. 96–103). Albert-Ludwigs-Universität Freiburg. Abgerufen am 07.05.2021 von https://www.ife.uni-freiburg.de/wachstumswende/woynowski-boris-et-al.-2012-wirtschaft-ohne-wachstum-notwendigkeit-und-ansatze-einer-wachstumswende.pdf

Rosa, H. (2015). Verdichtete Zeit. Wachstum bedeutet Beschleunigung, aber Entschleunigung ist auch keine Lösung. In Le Monde diplomatique (Hrsg.), *Atlas der Globalisierung. Weniger wird mehr* (S. 42–43) [Der Postwachstumsatlas]. Berlin: Le Monde diplomatique/Kolleg Postwachstumsgesellschaften.

Rosa, H. (2016). *Resonanz. Eine Soziologie der Weltbeziehung* (3. Aufl.). Berlin: Suhrkamp.

Rosa, H. (2018). Available, accessible, attainable: The mindset of growth and the resonance conception of the good life. In H. Rosa, & C. Henning (Hrsg.), *The good life beyond growth: New perspectives* (S. 39–54). London, UK: Routledge.

Rosa, H. & Henning, C. (Hrsg., 2018). *The good life beyond growth: New perspectives*. London, UK: Routledge.

Ruskin, J. (2017). *Diesem Letzten. Vier Abhandlungen über die ersten Grundsätze der Volkswirtschaft* (übers. von A. von Przychowski; mit einer Einführung von C. Ax). Frankfurt a.M.: Westhafen. (Originaltitel der ersten vollständigen Ausgabe *Unto this last* 1862 veröffentlicht; Originaltitel der deutschen Ausgabe 1902 veröffentlicht.)

Saarinen, R. (2011). *Weakness of will in Renaissance and Reformation thought.* Oxford, UK: Oxford University Press.

Sachs, J. D. (2008, 01. September). Are Malthus's predicted 1798 food shortages coming true? *Scientific American* (online) [Rubrik: The Sciences]. Abgerufen am

21.04.2021 von https://www.scientificamerican.com/article/are-malthus-predicted-1798-food-shortages/

Schäfer, L. (1999). *Das Bacon-Projekt. Von der Erkenntnis, Nutzung und Schonung der Natur.* Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Scheler, M. (1971). Arbeit und Ethik. In ders./dies. (Hrsg.), *Frühe Schriften* (S. 161–195). (Originaltitel 1899 veröffentlicht.)

Scherhorn, G. (2008). Über Effizienz hinaus. In S. Hartard, A. Schaffer, & J. Giegrich (Hrsg.), *Ressourceneffizienz im Kontext der Nachhaltigkeitsdebatte* (S. 21–30). Baden-Baden: Nomos. Online-Version abgerufen am 20.06.2021 von https://epub.wupperinst.org/frontdoor/deliver/index/docId/2956/file/2956_Scherhorn.pdf

Schmelzer, M. (2015). Spielarten der Wachstumskritik. Degrowth, Klimagerechtigkeit, Subsistenz – eine Einführung in die Begriffe und Ansätze der Postwachstumsbewegung. In Le Monde diplomatique (Hrsg.), *Atlas der Globalisierung. Weniger wird mehr* (S. 116–121) [Der Postwachstumsatlas]. Berlin: Le Monde diplomatique/Kolleg Postwachstumsgesellschaften.

Schmelzer, M. (2016). *The hegemony of growth. The OECD and the making of the economic growth paradigm.* Cambridge, UK: Cambridge University Press.

Schmelzer, M., & Vetter, A. (2019). *Degrowth/Postwachstum zur Einführung.* Hamburg: Junius.

Seidl, I., & Zahrnt, A. (2010a). Argumente für einen Abschied vom Paradigma des Wirtschaftswachstums. In ders./dies. (Hrsg.), *Postwachstumsgesellschaft. Konzepte für die Zukunft* [Ökologie und Wirtschaftsforschung; Bd. 87] (S. 23–36). Marburg: Metropolis.

Seidl, I., & Zahrnt, A. (2010b). Forschungslandschaft für eine Postwachstumsgesellschaft. In ders./dies. (Hrsg.), *Postwachstumsgesellschaft. Konzepte für die Zukunft* [Ökologie und Wirtschaftsforschung; Bd. 87] (S. 229–237). Marburg: Metropolis.

Seidl, I., & Zahrnt, A. (Hrsg., 2010c). *Postwachstumsgesellschaft. Konzepte für die Zukunft* [Ökologie und Wirtschaftsforschung; Bd. 87]. Marburg: Metropolis.

Seife, S. (2004, 10. Juni). Reagan on Science. *ScienceMag.org* [Rubrik: Policy]. Abgerufen am 09.05.2021 von https://www.sciencemag.org/news/2004/06/reagan-science

Sellars, W. (1962). Philosophy and the scientific image of man. In R. G. Colodny (Hrsg.), *Frontiers of science and philosophy* (S. 35–78). Pittsburgh, PA: University of Pittsburgh Press.

Sen, A. (2009). *The idea of justice.* Cambridge, MA: The Belknap Press of Harvard University Press.

Seneca (1959). *Vom glückseligen Leben. Trostschrift an Marica. Von der Ruhe des Herzens* (übers. von H. M. Endres). München: Wilhelm Goldmann.

Sextus Empiricus (1985). *Grundriß der pyrrhonischen Skepsis* (übers. von M. Hossenfelder). Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Shue, H. (2010). Subsistence emissions and luxury emissions. In S. M. Gardiner, S. Caney, D. Jamieson, & H. Shue (Hrsg.), *Climate ethics. Essential readings* (S. 200–214). New York, NY: Oxford University Press.

Simmel, G. (1984). *Das Individuum und die Freiheit. Essais.* Berlin: Klaus Wagenbach.

Simmel, G. (1989). *Philosophie des Geldes* (hrsg. von D. P. Frisby, & K. C. Köhnke) [Georg Simmel Gesamtausgabe, hrsg. von O. Rammstedt; Bd. 6]. Frankfurt a.M.: Suhrkamp. (Originaltitel 1900 veröffentlicht; Nachdruck der 1907 veröffentlichten 2. vermehrten Aufl.)

Singer, P. (1994). *Praktische Ethik* (2. rev. und erw. Aufl.; übers. von O. Bischoff, J.-C. Wolf, & D. Klose). Stuttgart: Reclam. (Originaltitel der 2. Aufl. von *Practical Ethics* 1993 veröffentlicht.)

Skidelsky, R., & Skidelsky, E. (2013). *Wie viel ist genug? Vom Wachstumswahn zu einer Ökonomie des guten Lebens* (übers. von T. Pfeiffer, & U. Schäfer). München: Antje Kunstmann. (Originaltitel *How much is enough? The love of money and the case for the good life* 2012 veröffentlicht.)

Smith, R. (2017). Aristotle's logic. In E. N. Zalta (Hrsg.), *The Stanford Encyclopedia of Philosophy* (Herbst 2020 Aufl., zuletzt überarb. am 17. Februar 2020). Abgerufen am 02.03.2021 von https://plato.stanford.edu/entries/aristotle-logic/

Snyder, G. (1990). *The practice of the wild. Essays by Gary Snyder.* San Francisco, CA: North Point Press.

Sohn-Rethel, A. (1978). *Warenform und Denkform. Mit zwei Anhängen.* Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Sombart, W. (1930). *Die drei Nationalökonomien. Geschichte und System der Lehre von der Wirtschaft.* München: Duncker & Humblot.

Sombart, W. (1967). *The quintessence of capitalism. A study of the history and psychology of the modern business man* (übers. von M. Epstein). New York, NY: Howard Fertig. (Originaltitel der englischsprachigen Übersetzung 1915 veröffentlicht.)

Staddon, J. (2021, 30. Juli). The multiversity and its discontents: The evolution of a fatal flaw. *Minding the Campus* [Blog]. Abgerufen am 31.07.2021 von https://www.mindingthecampus.org/2021/07/30/the-multiversity-and-its-discontents-the-evolution-of-a-fatal-flaw/

Stehr, N. (2007). *Die Moralisierung der Märkte: Eine Gesellschaftstheorie.* Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Stengel, O. (2012). Suffizienz – Die Konsumgesellschaft in der ökologischen Krise. In B. Woynowski, P. Becker, A. Bertram, S. Bhandari, J. Burger, M. Haver, A. Janssen, J. Lange, J. Miyazaki, G. Peters, F. Ruf, J. Schneider, J. Sempach, & C. C. Wang (Hrsg.), *Wirtschaft ohne Wachstum?! Notwendigkeit und Ansätze einer Wachstumswende* [Arbeitsberichte des Instituts für Forstökonomie, 59/2012] (S. 285–297). Albert-Ludwigs-Universität Freiburg. Abgerufen am 07.05.2021 von https://www.ife.uni-freiburg.de/wachstumswende/woynowski-boris-et-al.-2012-wirtschaft-ohne-wachstum-notwendigkeit-und-ansatze-einer-wachstumswende.pdf

Stone, C. D. (2014). *Haben Bäume Rechte? Plädoyer für die Eigenrechte der Natur* (übers. von H. Blume). Klein Jasedow: thinkOya. (Originaltitel der 3. Aufl. 2010 veröffentlicht.)

Strunz, S., Bartkowski, B., & Schindler, H. (2017). Is there a monetary growth imperative? In P. A. Victor, & B. Dolter (Hrsg.), *Handbook on growth and sustainability* (S. 326–355). Cheltenham, UK: Edward Elgar.

Taylor, C. (2007). *A secular age.* Cambridge, MA: The Belknap Press of Harvard University Press.

Thielemann, U. (1996). *Das Prinzip Markt. Kritik der ökonomischen Tauschlogik* [St. Galler Beiträge zur Wirtschaftsethik; Bd. 15]. Bern: Haupt.

Thielemann, U. (1997). Die Differenz von Diskurs- und Vertragsethik und die kategorialen Voraussetzungen ideologiekritischer Wirtschaftsethik. In J.-P. Harpes, & W. Kuhlmann (Hrsg.), *Zur Relevanz der Diskursethik – Anwendungsprobleme der Diskursethik in Wirtschaft und Politik* (S. 271–312) [Dokumentation des Kolloquiums in Luxemburg (10.–12. Dezember 1993)]. Münster: LIT-Verlag.

Thielemann, U. (2013, 21. März). Es geht nicht ums Wachstum – Es geht um den Wettbewerb. *Blog Postwachstum* [online]. Abgerufen am 24.05.2021 von https://www.postwachstum.de/es-geht-nicht-ums-wachstum-es-geht-um-den-wettbewerb-20130321

Thielemann, U. (2020, 26. September). *Heterodoxie, Positivismus und Ökonomismus. Über die Vergeblichkeit der Überwindung des Neoliberalismus auf positivem Wege.* Schriftliche Ausarbeitung des Vortrages «Heterodoxe Ökonomik jenseits von Ideologie und ethisch-normativer Ideologiekritik? Das ethisch-kritische Paradigma von Ökonomik» vom 02. März 2019 an der Konferenz zu Ehren von K.-H. Brodbeck «Wissen und Nichtwissen der ökonomisierten Gesellschaft. Aufgaben der Politischen Ökonomie im 21. Jahrhundert», Cusanus Hochschule, Bernkastel-Kues. Berlin: MeM – Denkfabrik für Wirtschaftsethik. Abgerufen am 12.02.2021 von http://www.mem-wirtschaftsethik.de/fileadmin/user_upload/mem-denkfabrik/2020/Thielemann_HeterodoxiePositivismus%C3%96konomismus.pdf

Ulrich, P. (1993). *Transformation der ökonomischen Vernunft. Fortschrittsperspektiven der modernen Industriegesellschaft* (3. überarb. Aufl.). Bern: Haupt.

Ulrich, P. (2008). *Integrative Wirtschaftsethik. Grundlagen einer lebensdienlichen Ökonomie* (4. überarb. Aufl.). Bern: Haupt.

Ulrich, P. (2015). Auf der Suche nach der ganzen ökonomischen Vernunft. Der Ansatz der integrativen Wirtschaftsethik. In D. van Aaken, & P. Schreck (Hrsg.), *Theorien der Wirtschafts- und Unternehmensethik* (S. 213–236). Berlin: Suhrkamp.

Valbuena-Carabaña, M., López de Heredia, U., Fuentes-Utrilla, P., González-Doncel, I., & Gil, L. (2010). Historical and recent changes in the Spanish forests: A socio-economic process. *Review of Palaeobotany and Palynology, 162*, 492–506.

Victor, P. A. (2008). *Managing without growth. Slower by design, not disaster* [Advances in ecological economics]. Cheltenham, UK: Edward Elgar.

Weber, M. (1973). Die «Objektivität» sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis. In J. Winckelmann (Hrsg.), *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre von Max Weber* (4. überarb. Aufl.) (S. 166–189). Tübingen: J.C.B. Mohr (Paul Siebeck). (Originaltitel des Aufsatzes 1904 veröffentlicht.)

Weber, M. (2004). *Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus* (hrsg. von D. Kaesler). München: Beck. (Originaltitel 1904/1905 veröffentlicht.)

WEF. (2019). Davos Manifesto 2020: The universal purpose of a company in the fourth industrial revolution. *World Economic Forum*. Abgerufen am 29.05.2021 von https://www.weforum.org/agenda/2019/12/davos-manifesto-2020-the-universal-purpose-of-a-company-in-the-fourth-industrial-revolution

Wieland, W. (1999). *Verantwortung – Prinzip der Ethik?* [Schriften der Philosophisch-historischen Klasse der Heidelberger Akademie der Wissenschaften; Bd. 16]. Heidelberg: Universitätsverlag C. Winter.

Wilholt, T. (2004). *Zahl und Wirklichkeit. Eine philosophische Untersuchung über die Anwendbarkeit der Mathematik.* Paderborn: Mentis.

Wöhler, H.-U. (1992). *Texte zum Universalienstreit* [Bd. 1]. *Vom Ausgang der Antike bis zur Frühscholastik. Lateinische, griechische und arabische Texte des 3.-12. Jahrhunderts* (übers. und hrsg. von H.-U. Wöhler). Berlin: Akademie Verlag.

Wohlers, C. (2008). Vision und Illusion des Neuanfangs [Einl. zu «Die Meditationen über die Erste Philosophie des René Descartes»]. In ders. (Hrsg.), *Meditationes de prima philosophia* (zweisprachige Aufl. Lateinisch–Deutsch). Hamburg: Felix Meiner.

Wolchover, N. (2014, 28. Januar). A new physics theory of life. *Scientific American* (online) [Rubrik: The Sciences; Erstveröffentlichung am 22. Januar 2014 in *Quanta Magazine*]. Abgerufen am 07.05.2021 von https://www.scientificamerican.com/article/a-new-physics-theory-of-life/

Michael Heumann, Studengässli 17, CH-6438 Ibach, Switzerland
Mobile: +41 (0)77 447 78 18; E-Mail: michael.heumann@unil.ch

Michael Heumann

Michael Heumann is a doctoral researcher in the field of the Philosophy of Science at the University of Lausanne and an Ethics Analyst at Arete Ethik Invest AG. He is currently also a teaching assistant in the contextual studies at the University of St.Gallen (HSG) with a focus on Responsibility. He was a research assistant at the Institute for Business Ethics, University of St.Gallen (IWE-HSG) between 2015 and 2021. He was a teaching assistant in the learning module Economics and Ethics at the Distance Learning University Switzerland (UniDistance Suisse) between 2016 and 2020. In 2017, he completed the "Transatlantic Doctoral Academy on Business, Economics & Ethics" (TADA).

Education

	University of Lausanne, Switzerland
02/2022 – ongoing	PhD program (in order to obtain PhD in Philosophy), Doctorat ès Lettres, Philosophie des sciences
	Part of SNSF-project "Parsimonious ontology and the relationship between science and persons"
	University of St.Gallen (HSG), Switzerland
09/2016 – 07/2022	PhD program (in order to obtain Dr. rer. soc.) in Organization Studies and Cultural Theory (DOK)
	University of St.Gallen (HSG), Switzerland
09/2013 – 10/2016	Management, Organization Studies and Cultural Theory (MOK)
	Master of Arts HSG (90 ECTS; in addition, 31 ECTS in undergraduate Business Administration, evidence of sufficient accounting knowledge, evidence of proficiency in two foreign languages)
	Master thesis: "Charitable corporate ethics as an ethics of profit maximization? Economic-ethical analysis of a philanthropic concept of responsibility on the basis of the discussion of the Chan Zuckerberg Initiative" (title translated from German)
	University of Bern, Switzerland
09/2010 – 08/2013	Master of Science in Psychology (120 ECTS)
	Foreign exchange semester at the University of Valencia, Spain (spring 2011)
	Master thesis: "The manipulation of error weighting in veracity judgments in the context of the motivational model of authoritarianism" (original title)

Michael Heumann, Studengässli 17, CH-6438 Ibach, Switzerland
Mobile: +41 (0)77 447 78 18; E-Mail: michael.heumann@unil.ch

	University of Bern, Switzerland
09/2007 – 09/2010	Bachelor of Science in Psychology (180 ECTS), including major in Psychology (120 ECTS) and minor in Criminal Law and Criminology (60 ECTS)

Work Experience

12/2021 – ongoing	**Philosophie des sciences, Section de philosophie, University of Lausanne,** Switzerland
10/2021 – ongoing	**Arete Ethik Invest AG,** Zürich, Switzerland Ethics Analyst, Ethics Research, Asset Management and Ethics Investment
01/2015 – 08/2021	**Institute for Business Ethics (IWE-HSG), University of St.Gallen,** Switzerland
07/2013 – 12/2015	**Swiss Federal Institute for Vocational Education and Training SFIVET,** Zollikofen, Switzerland
	Research assistant at the European partnership project FLin€VET (Financial Literacy project)
07/2006 – 09/2007	**Military service: Bundeswehr,** Germany various sites and positions

Awards/Skills

Awards & Fellowships	Arthur-Rich-Preis (Award) 2017 for an "outstanding master thesis written at the University of St.Gallen in the transdisciplinary field of theology, economics, law, religious studies and ethics" (2000 Swiss Francs, awarded every two years) (translated from German)
	Special Recognition Award by the Oikos Sustainability Thesis Award Team 2017 for the "courage of the author to challenge fundamental paradigms that shape the core disciplines in research and teaching at business schools" (translated from German)
	2016 FASPE Business Fellow (Fellowships at Auschwitz for the Study of Professional Ethics)
Memberships	Founding member of the "Akademie für kritische Wissenschaftskultur" (AkW), founded 2019 in St.Gallen by four doctoral students; online: http://akw-online.com/
Languages	German native, English fluent (TOEFL 110/120), French basic, Spanish basic, Portuguese basic
IT skills	SPSS, Amos, NVivo, atlas.ti

Publications

(selection)

Journal Papers (peer-reviewed)

Sindermann, D., & Heumann, M. (2018): Ökonomie als soziale Praxis ohne Metabezug? Oder: Wie kommen die Normen in die Praktiken und was hat die Kritikerin damit zu tun? Kommentar zum Hauptbeitrag von Rahel Jaeggi. Zeitschrift für Wirtschafts- und Unternehmensethik (zfwu), 19(3), 429-434.

Book chapters (peer-reviewed)

Holzgang, M., & Heumann, M. (2020): Das Konzept des Wirtschaftsflüchtlings aus wirtschaftsethischer Perspektive. In: A.-C. Leyvraz, R. Rey, D. Rosset, & R. Stünzi (Eds.): Asile et abus – Regards pluridisciplinaires sur un discours dominant [Cohésion sociale et pluralisme culturel], pp. 107-127. ISBN 978-3-03777-212-6.

Leumann, S., Heumann, M., Syed, F., & Aprea, C. (2016): Towards a Comprehensive Financial Literacy Framework: Voices from Stakeholders in European Vocational Education and Training. In: E. Wuttke, J. Seifried, & S. Schumann (Eds.): Economic Competence and Financial Literacy of Young Adults. Status and Challenges [Research in Vocational Education, Vol. 3]. Opladen: Verlag Barbara Budrich, pp. 19-39. ISBN 978-3-8474-0602-0.

Aprea, C., Wuttke, E., Leumann, S., & Heumann, M. (2015): Kompetenzfacetten von Financial Literacy: Sichtweisen verschiedener Akteure. In: S. Seeber, J. Seifried, & B. Ziegler (Eds.): Jahrbuch der berufs- und wirtschaftspädagogischen Forschung 2015. Opladen: Verlag Barbara Budrich, pp. 11-22. ISBN 978-3-8474-0722-5.

Book chapters (other)

Wettstein, F., Holzgang, M., & Heumann, M. (2017): Wirtschaftsethische Reflexionen zur gesellschaftlichen und unternehmerischen Verantwortung im Lichte aktueller Migrationsbewegungen. In: C. F. Brühwiler / Taskforce Migration (Eds.): Denkanstösse. Perspektiven auf Flucht und Migration. Universität St.Gallen: Brände Druck, pp. 24-30.

Teaching

(selection)

«Arbeiten und Lernen – in einer neuen Normalität der Digitalisierung?», contextual studies, Bachelor level, University of St.Gallen. 3 ECTS. Together with Dr. Dietrich Wagner (University of St.Gallen) in: spring 2022.

«Wirtschaft und Ethik», contextual studies, Bachelor level, University of St.Gallen. 6 ECTS. Together with Prof. Dr. Thomas Beschorner (University of St.Gallen) in: spring 2020.

«Wirtschaft & Ethik», Bachelor of Science in Economics, Distance Learning University Switzerland. Together with Prof. Dr. Thomas Beschorner (University of St.Gallen) in: autumn 2016, autumn 2017, spring 2018, spring 2019, spring 2020.

«Siegen um jeden Preis? Die Jagd nach Profit und Pokalen aus wirtschaftsethischer Perspektive», contextual studies, Bachelor level, University of St.Gallen. 3 ECTS. Together with Prof. Dr. Christoph Schank (University Vechta) in: autumn 2018, autumn 2019.